Peion
1032

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

R

Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomiſch-technologiſche
Encyklopädie;
oder
allgemeines Syſtem
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthſchaft,
und der Kunſtgeſchichte
in alphabetiſcher Ordnung.

Früher fortgeſetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Guſtav Floerke,
und jetzt von
Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philoſophie.

Hundert und acht und vierzigſter Theil,
welcher die Artikel Schörl bis Schuld enthält.
Nebſt 7 Kupfertafeln, einem Portrait, und einer Tabelle.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächſ. Privilegien.

Berlin, 1828.
In der Pauliſchen Buchhandlung.
(Pränumerations-Preis: $3\frac{2}{3}$ Thlr. — Laden-Preis: $4\frac{2}{3}$ Thlr.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

S. S.

Schörl, Silex Scorlus, Schoerlus, Fr. Schirl ou Schörl; Engl. Schorl; Ital. Scherlo, ein Foſſil, von dem man zwei Arten unterſcheidet, nämlich den ſchwarzen Schörl und den elektriſchen Schörl oder Turmalin. — Die Farbe des ſchwarzen Schörls iſt dunkel- oder graulichſchwarz. Man findet ihn derb eingeſprengt und kryſtalliſirt. Die Kryſtalle ſind dreiſeitige Prismen mit abgeſtumpften Seitenkanten; zuweilen endigen ſie ſich in dreiſeitige Pyramiden. Die Seitenflächen der Prismen ſind in die Länge geſtreift. Der Glanz wechſelt vom Glänzenden, bis zum Wenigglänzenden ab, und iſt Glasglanz, der ſich dem Fettglanze nähert. Der Bruch iſt kleinmuſchlicht; im Längenbruche bemerkt man jedoch zuweilen Neigung zum Blättrigen. Er iſt ferner undurchſichtig, giebt einen lichtgrauen Strich, iſt hart, aber in einem etwas geringeren Grade, als der Quarz, und hat ein ſpecifiſches Gewicht von 3,054 bis 3,092. Wird er erwärmt, ſo wird er elektriſch. Durch das Glühen wird ſeine Farbe bräunlichroth, und bei einer Temperatur von 127

Grad nach Wedgwood wird er in ein bräunliches, dichtes Email verwandelt. Wiegleb hat verſchiedene Unterſuchungen mit dem ſchwarzen Stangenſchörl von Uhlmann-Stolln am Weinſtock zu Buckau bei Schneeberg angeſtellt. Zerrieben gab er ein grauliches Pulver, von dieſem würden 4 Quentchen mit 2 Unzen rectificirter Salzſäure in einer kleinen Glasretorte übergoſſen. Es ereignete ſich dabei ein deutliches Aufbrauſen, und als ſolches nicht mehr bemerkt wurde, ſchüttete er noch 2 Unzen deſtillirtes Waſſer hinzu. Bei gelinder Hitze wurde alle Flüſſigkeit bis zur Trockne abdeſtillirt. Die Salzſäure ging dabei waſſerhell über, der erdige Rückſtand ſchien aber noch nicht ſonderlich verändert zu ſeyn. Er ſchüttete daher zum zweiten Male 2 Unzen friſche Salzſäure, mit eben ſo viel deſtillirtem Waſſer verdünnt, auf den Rückſtand, und zog ſolche wieder bis zur Trockne ab. Jetzt ſchüttete er auf den erdigen Rückſtand deſtillirtes Waſſer, um dadurch alle auflöslich gemachten Theile auszuziehen, und bemerkte dabei an der Farbe des Rückſtandes immer noch keine ſonderliche Veränderung. Die abfiltrirte Lauge ſah gelblich aus. Er tröpfelte Blutlauge darein, und erhielt dadurch einen ſchönen blauen Niederſchlag, welcher nach geſchehener Abfiltrirung, Ausſüßung und Trocknung 25 Gran wog. Hiervon blieb nach der Ausglühung 12 Gran reines Eiſen übrig, das ganz vom Magnet gezogen wurde. Nach ſorgfältiger Niederſchlagung des Eiſengehaltes, und deſſen Abfiltrirung konnte aus der abgeſchiedenen, waſſerhellen Lauge durch Alkali keine Spur einer andern Erde entdeckt werden. Der ausgelaugte unaufgelöſete erdige Rückſtand zeigte nach der Austrocknung einen Verluſt von 13 Gran. Mithin war dieſem Schörlpulver durch die 4 Unzen Salzſäure nichts weiter, als ein geringer Theil Eiſen entzogen worden. Der Rückſtand wurde

nun mit 1 Unze gereinigtem Alkali vermiſcht, dieſes Mengſel in einen Tiegel geſchüttet, und eine halbe Stunde in ſolcher Hitze erhalten, daß es nicht zum Fluß kommen konnte. Der Erfolg war, daß die ganze Miſchung zuſammengebacken, ſich wegen der Schwindung überall vom Tiegel abgelöſet befand, und wie ein umgekehrter Kegel nur allein auf dem Boden des Tiegels ruhete, und auch da nicht angeſchmolzen war. Der ganze Kegel ließ ſich daher nach dem Erkalten aus dem Tiegel ſtürzen. Die Oberfläche des kalcinirten Kegels ſah dunkelbraun aus, und als der Kegel umgeſtürzt worden, fand er die ganze innere Oberfläche grasgrün gefärbt, auch beim Zerſchlagen deſſelben eben dieſe Farbe im Innern. Die Maſſe wurde nun in einem ſteinernen Mörſer zerrieben, mit 8 Unzen deſtillirtem Waſſer übergoſſen, und eine Nacht über ſtehen gelaſſen, am Morgen erblickte er im Glaſe die Farben des mineraliſchen Chamäleons. Die Flüſſigkeit ſah nämlich oben roth und unten in der Nähe des Bodenſatzes grün aus, welches Braunſtein zu erkennen gab. Das Ganze wurde nun umgerührt und ſo lange ſtehen gelaſſen, bis in der Flüſſigkeit alle Farben verſchwunden waren. Es lag ein braungelbes Pulver am Boden. Die Flüſſigkeit war waſſerhell, würde von keiner Säure getrübt, und war eine bloße Auflöſung des alkaliſchen Salzes. — Das braune Pulver wurde nun in einer Glasretorte mit 2 Unzen Salzſäure und 3 Unzen deſtillirtem Waſſer übergoſſen. Die Vermiſchung bekam ſogleich eine dunkle Safranfarbe und ein gallertartiges Anſehen. Es wurde nun alle Flüſſigkeit bis zur Trockne abgezogen, der Rückſtand mit deſtillirtem Waſſer ausgelaugt und davon eine gelbbraune Tinktur erhalten. Der übriggebliebene ausgelaugte Rückſtand war immer noch ſtark gefärbt. Es wurden nun nochmals 2 Unzen Salzſäure mit

3 Unzen deſtillirtem Waſſer verdünnt darauf gegoſſen, in gelinder Wärme nur ungefähr 3 Unzen Flüſſigkeit abgezogen, und das Uebriggebliebene mit 4 Unzen Waſſer verdünnt, alles auf ein Filtrum gebracht, und ſo lange Waſſer nach gegoſſen, bis vom Rückſtande alle Schärfe ausgelaugt worden. Hiervon wurde eine hellgelbe Flüſſigkeit erhalten. Da der Rückſtand nur noch etwas gefärbt ſchien, ſo ſchüttete er zuletzt noch eine halbe Unze concentrirter Schwefelſäure mit 1 Unze Waſſer verdünnt darauf, zog wieder alle Flüſſigkeit bis zur Trockne ab, und laugte den Rückſtand noch einmal mit deſtillirtem Waſſer aus. Nach der Austrocknung wog ſolcher 1 Quentchen 22 Gran, und beſtand aus einer weißen Erde, die nach einer Schmelzung mit 6 Quentchen Weinſteinſalz vollkommen im Waſſer aufgelöſet wurde, und dadurch bewies, daß ſie bloße Kieſelerde war. Da nun die ganze Menge des zu unterſuchenden Körpers ſich im aufgelöſeten Zuſtande befand, ſo war es nöthig, mit den verſchiedenen Auflöſungen eine nähere Unterſuchung anzuſtellen. Es wurde daher zuerſt die gelbbraune Tinktur vorgenommen, und darein Blutlauge getröpfelt. Es fiel ein heller bräunlicher Niederſchlag zu Boden, welcher nach dem Ausſüßen und Trocknen 58 Gran wog und eine bräunlichgelbe Farbe hatte. Dieſes Präcipitat wurde nun zerrieben, mit 2 Unzen deſtillirtem Eſſig übergoſſen und das Glas in gelinde Wärme geſetzt. Es ging dabei eine ſichtbare Auflöſung mit Luftbläschen vor. Als nun nichts weiter ausgezogen werden konnte, ſo wurde die Auflöſung filtrirt und mit einem fixen Alkali niedergeſchlagen. Hierdurch wurden nach vorgegangener Ausſüßung 13 Gran von einem gelblichen Präcipitat gewonnen, welcher durch das Glühen zwar ſchwarz wurde und dadurch deutlich zu erkennen gab, daß es Braunſtein enthielt; allein man konnte auch aus dem Unterſchiede

der Farbe bemerken, daß ſich noch einige fremdartige erdige Theile dabei befanden. Auf den Ueberreſt, der von der Eſſigſäure nicht weiter ausgezogen werden konnte, ſchütte er eine Unze verdünnte Schwefelſäure, und ſetzte das Glas etwas in die Wärme, wodurch Alles aufgelöſet wurde. Es wurde nun Blutlauge hineingetröpfelt und es zeigte ſich ſogleich ein blauer Niederſchlag, der nach dem Ausſcheiden, und nachdem er ſich zu Boden geſetzt hatte, durch ein Filtrum abgeſchieden wurde, und nach dem Ausſüßen und Trocknen 13 Gran, nach geſchehener Ausglühung aber nur noch 6 Gran wog und aus Eiſen beſtand. Die von dem erwähnten Präcipitat abfiltrirte Lauge ſah waſſerhell aus, zeigte ſchon durch ihren Geſchmack den bei ſich fuhrenden Alaungehalt an, und gab auch bei anderweiter Niederſchlagung durch eine Auflöſung des fixen Alkali einen ganz weißen Präcipitat, 29 Gran ſchwer, welcher Alaunerde war. Die noch übrig gebliebene Lauge, die von dem vorhin beſchriebenen Präcipitate abfiltrirt worden, wurde aufs Neue vorgenommen, und mit aufgelöſetem fixen Alkali niedergeſchlagen. Der Niederſchlag hatte vollkommen das Anſehen der Alaunerde, nur war ſeine Farbe etwas grünlich. Aus dieſem Grunde ſchied er ihn durch Filtriren von der Lauge, und ſüßte ihn mit deſtillirtem Waſſer wohl aus. Da er nun auf dem Papier halb trocken war, ſo daß er bequem davon abgenommen werden konnte, brachte er ihn in ein Glas und goß verdünnte Schwefelſäure darauf. Die Erde löſete ſich augenblicklich auf, mit Ausſcheidung und Zurücklaſſung eines dunkelblauen Niederſchlages. Nachdem ſich Letzterer zu Boden geſetzt hatte, ſtand eine ganz helle Flüſſigkeit darüber. Als ſolche durch ein Filtrum abgeſchieden, der darauf liegengebliebene blaue Niederſchlag aber ausgeſüßt und

getrocknet worden, wog ſolcher 6 Gran, davon nach angeſtellter Ausglühung 3 Gran Eiſenpulver übriggeblieben, das vom Magnet vollkommen angezogen wurde. Die abfiltrirte Lauge gab durch fortgeſetzte Niederſchlagung mit firem Alkali 40 Gran Alaunerde. — Hierauf wurde die citronengelbe Flüſſigkeit zur näheren Scheidung vorgenommen. Auf zugeſetzte Blutlauge fiel daraus ein häufiger blauer Niederſchlag zu Boden. Er fuhr daher zu oft wiederholten Malen mit Zuſetzung der Blutlauge fort, bis ſich ein weißer Niederſchlag bemerken ließ. Damit nun von dieſem nichts unter dem blauen verblieb, ſo goß er noch einige Tropfen Schwefelſäure hinzu, um die kleine, etwa unbemerkt mit niedergefallene Portion der weißen Erde wieder in die Auflöſung zurückzuführen. Nachdem ſich nun der blaue Präcipitat vollkommen zu Boden geſetzt hatte, ſchied er denſelben durch ein Filtrum von der Lauge und ſüßte ihn vollkommen aus. Nach erfolgter Abtrocknung wog derſelbe 57 Gran, nach der Ausglühung verblieb aber davon nur 28 Gran Eiſenpulver. Die davon abfiltrirte Lauge gab bei Niederſchlagung mit firem Alkali noch 16 Gran Alaunerde. — Die Lauge, welche von dem zu allerletzt mit Schwefelſäure ausgezogenen Ueberreſt erhalten worden, ſchmeckte noch ſtark ſauer, weil vorſätzlich nicht alle Schwefelſäure durchs Feuer abgeſchieden worden. Unter derſelben Sättigung mit firem Alkali fiel daraus eine ganz weiße Erde nieder, die nach näherer Prüfung für nichts anderes, als bloße Alaunerde zu erkennen war, und 14 Gran wog. Dieſem nach waren die Beſtandtheile des vorbenannten ſchwarzen Stangenſchörls in einer halben Unze:

99 Gran Alaunerde
82 — Kieſelerde

49 Gran Eiſen
12 — Braunſtein.

Weil nun bei der beendigten Unterſuchung bemerkt worden, daß die reine Abſcheidung des unvermutheten Braunſteins Schwierigkeiten verurſachte, und auch dabei keine Kalkerde vorgekommen war, die Bergmann als Beſtandtheil angiebt, und Bindheim in großem Verhältniß darin angetroffen haben will, ſo wurden dieſe Verſuche mit einiger Veränderung noch einmal wiederholt, wobei aber jetzt ein näherer Weg eingeſchlagen wurde. In dieſer Abſicht wurden 4 Quentchen zartes Stangenſchörlpulver mit 1 Unze Alkali vermiſcht und auf die oben beſchriebene Art, S. 3, kalcinirt. Dieſes geſchah, um den Braunſteingehalt durch Alkali auszuſcheiden. Nach Erkaltung des Tiegels ſah die zuſammengebackne Maſſe eben ſo, wie die vorige aus. Sie wurde zerrieben, mit 8 Unzen deſtillirtem Waſſer übergoſſen, und oft umgerührt, wobei ſich auch die Erſcheinungen des Farbenwechſels ereigneten. Nachdem ſich das Pulver zu Boden geſetzt hatte, wurde die klare rothgefärbte Lauge abgegoſſen, und der Rückſtand aufs Neue mit 8 Unzen deſtillirtem Waſſer übergoſſen, welches aber, nachdem es eine Nacht darüber geſtanden hatte, nur wenig gefärbt war. Es wurde nun durch ein Filtrum abgeſchieden, zur erſten Ausziehung gegoſſen, und der erdige Reſt abgetrocknet. Nach der Abtrocknung wurde ſolcher nochmals mit 1 Unze Alkali kalcinirt. Nachdem die kalcinirte Salzmaſſe zerrieben und mit deſtillirtem Waſſer übergoſſen worden, zeigte ſich nur eine ſehr ſchwache grüne Farbe im Waſſer, die ſich auch bald darauf in ein ſchwaches Roth verwandelte. Hieraus war zu ſehen, daß noch ein kleiner Ueberreſt von Braunſtein ausgezogen worden. Sobald ſich das Waſſer aufgeklärt

hatte, und alle ſalzige Theile aufgelöſet ſchienen, wurde die blaßrothe Lauge filtrirt, und in einem beſonderen Glaſe ſtehen gelaſſen. Beide alkaliſche Laugen ſetzten nach und nach ein braunes Pulver ab und verloren auch dabei nach und nach ihre rothe Farbe. Bei der letztern erfolgte dies binnen 24 Stunden; die erſtere Lauge ſtand aber 8 Tage lang, ehe ſie ganz weiß wurde. Beide wurden nun von ihren Bodenſätzen abgegoſſen, letztere aber zuſammen auf ein Filtrum gebracht und ausgeſüßt. Die Laugen wurden nicht mehr von Säuren getrübt. Das braune Pulver auf dem Papiere, welches aus dem ausgezogenen Braunſteine beſtand, wog 8 Gran. Jetzt wurde der erſte erdige Reſt in eine Retorte mit 2 Unzen rectificirter Salzſäure übergoſſen und bis zum Trocknen abgezogen, wobei ſich aber kein Aufbrauſen, wie das erſte Mal, ereignete. Der Rückſtand gab beim Auslaugen eine ſtarke braungelbe Lauge; da aber aus der Farbe des Rückſtandes geurtheilt wurde, daß derſelbe noch nicht völlig ausgezogen worden, wurde er nochmals mit 1 Unze Salzſäure übergoſſen und die Flüſſigkeit zur Trockne gezogen, wobei beim Auslaugen des Rückſtandes nur eine ſehr blaßgelbe Lauge erſchien und das Ueberbleibſel war noch ziemlich ſtark braun gefärbt. Aus dieſem Grunde übergoß er es zum dritten Male mit 2 Unzen Salzſäure und 1 Unze deſtillirtem Waſſer, und zog die Flüſſigkeit bei ſehr gelindem Feuer faſt bis zur Trockne ab. Als darauf am andern Tage der Rückſtand mit Waſſer übergoſſen wurde, gewahrte man, daß nun die Erde alles Farbenweſen verloren hatte, ganz weiß zu Boden fiel, das überſtehende Waſſer aber noch eine ſtarke Farbe angenommen hatte. Dieſe letztere Extraction wurde nun erſt auf ein Filtrum gebracht, und die darauf geblie-

bene weiße Erde ſo oft mit friſchem Waſſer übergoſſen, bis ſolches ohne allen Geſchmack ablief. Sämmtliche Flüſſigkeit wurde nun zu der erſten Ausziehung geſchüttet. Die ausgeſüßte weiße Erde zeigte ſich nach der Abtrocknung als wahre Kieſelerde, und wog 1 Quentchen 20 Gran. Jetzt wurde die Kalkerde beſonders berückſichtiget, weshalb auch die ganze Ausziehung mit bloßer Salzſäure verrichtet worden. Um nun dieſe zu entdecken, tröpfelte Wiegleb 20 Tropfen ſtarke Schwefelſäure zu jener Ausziehung, wodurch auch eine Trübung erfolgte. Der Präcipitat hatte aber gar nicht das Anſehen eines Selenits, denn er war ſehr zart und leicht, ſetzte ſich ſchwer zu Boden und ſah braun aus. Er ließ ihn abſetzen, ſchied ihn durch ein Filtrum, ſüßte ihn aus und trocknete ihn. Er wog 8 Gran, hatte eine braune Farbe, löſete ſich wieder vollkommen in Salzſäure auf, hatte eine citronengelbe Farbe, und zeigte aus allen Umſtänden, daß es ein bloßer dephlogiſtiſirter Eiſenkalk war. Die übrige Lauge, woraus er ſich abgeſchieden hatte, und die vorher dunkelgelb war, ſah nun citronengelb aus, und wurde weder an Schwefelſäure, noch durch ſchwefelſaures Kali, noch durch Salpeterſäure getrübt. Es war alſo hier keine Kalkerde anzutreffen. Der abgeſchieden geweſene Eiſenkalk ward nach ſeiner Auflöſung der übrigen wieder beigemiſcht. Es ſchien, hier, als wenn die Verdünnung der Lauge ſchuld ſein könnte, daß ſich eine kleine Portion eines entferntern Selenits nicht zu erkennen gäbe, und er ließ dieſerhalb die ſämmtlichen Ausziehungen bis auf 8 Unzen ablaufen. Die Lauge blieb dabei vollkommen klar, und wurde bei der nunmehrigen Prüfung weder durch Schwefelſäure, noch durch Salpeterſäure, noch durch das daraus bereitete Mittelſalz getrübt. Es zeigte ſich aber keine Kalkerde, obgleich Wieg-

leb gewiß überzeugt war, daß er ſchwarzen Stangenſchörl zerlegt. Daher müſſen Bergmann, Bindheim und er unter gleichem Namen ganz verſchiedene Körper bearbeitet haben. Er tröpfelte nun zu verſchiedenen Malen in die ſämmtliche gelbe Extraction Blutlauge, bis ſich ein weißer Niederſchlag bemerken ließ. Der dadurch erlangte dunkelblaue Präcipitat wog nach dem Ausſüßen und Trocknen 98 Gran, und nach dem Glühen 49 Gran, und ließ ſich völlig vom Magnete ziehen. Die davon abfiltrirte Lauge wurde endlich mit dieſem Alkali niedergeſchlagen, und erhielt dadurch einen zarten Niederſchlag, der nach aller Prüfung bloß Alaunerde war, und nach der Ausſüßung und Trocknung 1 Quentchen 38 Gran wog. Bringt man demnach das Reſultat ſeiner letztern Unterſuchung unter einen Geſichtspunkt, ſo findet es ſich, daß er hier aus 4 Quentchen des gedachten Schörls erhalten hat:

98	Gran	Alaunerde
80	—	Kieſelerde
49	—	Eiſen
8	—	Braunſtein
235	Gr.	oder 3 Quent. 55 Gr.

Dieſes Verhältniß ſieht Wiegleb als das richtigſte an. Er ſtellte nun mit einer früheren Unterſuchung des derben ſchwarzen Stangenſchörls eine Vergleichung an, dabei ergab ſich, daß in beiden Arten das Verhältniß der Kieſel- und Alaunerde, wie auch des Eiſengehaltes ziemlich gleich war. Von einem Braunſteingehalte war ihm bei ſeiner erſten Unterſuchung aber nichts zu Geſichte gekommen. Er muthmaßte, daß wenn damals auch Braunſtein in dem derben Stangenſchröl zugegen geweſen wäre, ſolcher vielleicht darum nicht bemerkt worden, weil er das mit Alkali kalcinirte Pulver deſſelben ſogleich

mit einer Säure verbunden, und mithin dadurch die Entſtehung der eigenthümlichen Farbe verhindert worden. Um aber dieſes Punktes gewiß zu werden, da er von eben denſelben derben ſchwarzen Stangenſchörl, den er damals gebraucht hatte, noch ein Stück beſaß, ſo vermiſchte er zwei Quentchen davon mit 4 Quentchen gereinigtem Alkali und kalcinirte es eine Stunde lang bei mäßigem Feuer. Dieſe Maſſe ſah der von letzterer Unterſuchung in der Farbe gleich, und als er ſie zerrieb, mit deſtillirtem Waſſer übergoß, und etliche Stunden ſtehen ließ, ſo beobachtete er auch hier denſelben Farbenwechſel. Die grüne Farbe der Lauge ging in die rothe über. Bei ſeiner erſten Unterſuchung hatte er alſo den Braunſtein überſehen.

Ein zweiter Verſuch mit ſchwarzem Stangenſchörl aus der Burghardsgrüner Seifen bei Schneeberg, welchen Wiegleb anſtellte, gab folgendes Reſultat: Er war derb und beſtand aus lauter zuſammengehäuften dünnen, meiſt geraden Kryſtallen, die theils büſchelförmig, theils ſternförmig auseinander liefen, und der Länge nach geſtreift waren. Davon wurde 1 Unze zu einem zarten Pulver zerrieben, das eine meiſt graue Farbe hatte. Er ſchüttete das Pulver in eine kleine Retorte mit 6 Unzen einer mittelmäßigen Salpeterſäure, legte ſie in den Sand, verwahrte ſie mit einer Vorlage, und erhielt ſie einige Stunden lang in einer Hitze, ſo daß die Flüſſigkeit nicht zum Kochen kam. Endlich wurde das Feuer bis zum Deſtillationspunkte verſtärkt, wobei ſich aber keine rothen Dämpfe zeigten. Er fuhr mit der Deſtillation ſo lange fort, bis alle Flüſſigkeit übergegangen und das Pulver in der Retorte trocken war. Er fand das Pulver in der Farbe faſt gar nicht verändert. Er ſchüttete 4 Unzen deſtillirtes Waſſer dazu, und weichte es dadurch auf. Als er hierauf die Ver-

miſchung etliche Stunden lang in der Wärme ſtehen gelaſſen hatte, ſchütte er ſie auf ein Filtrum, wobei eine waſſerhelle Flüſſigkeit ablief, welche einen reinen ſauren Geſchmack hatte, und bei der Sättigung mit fixem Alkali nicht den mindeſten Niederſchlag hervorbrachte. Er vermiſchte nun das auf dem Filtrum verbliebene ausgeſüßte und getrocknete Schörlpulver mit 2 Unzen Weinſteinſalz und glühete es eine Stunde, bis die Maſſe weich zu werden anfing, und brachte ſie mit einem Spatel auf ein Blech. Sie hatte eine ſchwarzgrüne Farbe. Er zerrieb nun die kalcinirte Maſſe zu einem Pulver, übergoß ſie nur mit wenigem Waſſer, und ſättigte das Ganze mit verdünnter Schwefelſäure auf's Genaueſte. Dann goß er eine größere Menge deſtillirtes Waſſer dazu, und laugte damit nach und nach alle ſalzige Theile aus. Zuletzt brachte er alles auf ein Filtrum und ließ den Rückſtand abtrocknen. Auf dieſe Art wurde das Alkali wieder aus der Maſſe weggebracht, und die Kieſelerde, welche mit dem Alkali verbunden worden war, wurde ohne Weitläuftigkeit ſogleich wieder unter die übrigen erdigten Theile niedergeſchlagen. Hierauf wurde das durch die beſchriebene Kalcination mit Alkali aufgeſchloſſene Schörlpulver genommen, in einer Retorte mit 4 Unzen Salzſäure übergoſſen, ſolche in den Sand gelegt, bis zum Kochen der Säure erhitzt, und damit eine Stunde lang angehalten, wobei ungefähr 1 Unze von einer kaum ſäuerlich ſchmeckenden Flüſſigkeit überging. Als am folgenden Tage die Retorte aus dem Sande genommen worden, fand ſich dann der größte Theil gallertartig aufgeſchwollen, und alle Flüſſigkeit war da hineingezogen. Das meiſte ſah citronenfarbig aus; unten am Boden lag noch eine ſtarke Portion von ſchwarzem unzerlegtem Stangenſchörl. Hierauf wurde die Retorte mit deſtillirtem Waſſer angefüllt, einige

Stunden in die Wärme gelegt, bis alles aufgeweicht worden; dann auf ein Filtrum gebracht und der Rückſtand ausgeſüßt, welcher getrocknet 5 Drachmen 50 Gran wog, und noch ſehr grau ausſah. In die abfiltrirte, citronengelbe Flüſſigkeit, welche noch ſehr ſauer ſchmeckte, ſchüttete er aufgelöſtes Alkali ſo lange hinzu, bis ſich ein Anfang der Niederſchlagung bemerken ließ. Dann wurde mit dem Gebrauche der Blutlauge ſo lange fortgefahren, bis ſich ein weißer Niederſchlag zu zeigen anfing, wodurch er ein ſehr ſchönes dunkles Berlinerblau erhielt, das nach dem Ausſüßen und Trocknen 2 Drachmen 4 Gran, nach dem Glühen aber 10 Gran wog. Die vom Berlinerblau abfiltrirte waſſerhelle Lauge wurde nun mit reiner Schwefelſäure geprüft, ob eine Kalkerde darin vorhanden ſei; allein es zeigte ſich kaum eine Spur davon; daher wurde aufgelöſetes Alkali bis zur gänzlichen Niederſchlagung hinzugegoſſen. Der Präcipitat war Alaunerde, welche nach dem Ausſüßen und Trocknen 1 Drachme 50 Gran wog. Die weitere Unterſuchung des aufgelöſt gebliebenen Schörlpulvers war nun folgende: Das Pulver wurde in eine kleine Retorte geſchüttet, mit 2 Unzen concentrirter Schwefelſäure und einer Unze deſtillirtem Waſſer übergoſſen, die Retorte in Sand gelegt, und anfänglich mit gelindem und zuletzt mit ſtarkem Feuer alle Flüſſigkeit übergetrieben. Der Rückſtand in der Retorte war am folgenden Tage ganz weiß. Als er es mit deſtillirtem Waſſer übergoß und alles aufgeweicht war, ſo zeigte ſich dennoch, daß unter einer guten Portion eines leichtern weißen Pulvers, noch eine ziemliche Menge eines ſchwarzen ſchweren Pulvers befindlich war, das er für ein noch unverändertes Schörlpulver hielt. Er ſchlemmte daher mit deſtillirtem Waſſer das erſtere vom letzteren ab, und ſchüttete auf letzteres noch einmal 2 Unzen con-

centrirte Schwefelſäure, nebſt einer Unze deſtillirten Waſſers, legte ſie in Sand, und trieb anfänglich mit gelindem und zuletzt mit ſtarkem Feuer alle Flüſſigkeit über. Als er am folgenden Tage die Retorte aus dem Sande nahm, ſchien der Rückſtand ganz weiß zu ſein; als er ihn aber mit deſtillirtem Waſſer übergoß und alles aufgeweicht war, ſo zeigte ſich dennoch, daß unter einer guten Portion eines leichten weißen Pulvers noch eine ziemliche Menge ſchwarzen ſchweren Pulvers befindlich war, welches er für ein noch unverändertes Schörlpulver hielt. Er ſchlemmte daher mit deſtillirtem Waſſer das erſtere vom letzteren ab, und ſchüttete auf letzteres nochmals 2 Unzen concentrirte Schwefelſäure, nebſt einer Unze deſtillirten Waſſers, legte es nochmals zur Deſtillation ein, und zog alle Feuchtigkeit bis zur Trockne ab. Der trockene Rückſtand ſah wieder weiß aus, als er ihn aber mit deſtillirtem Waſſer aufgeweicht hatte, ſo bemerkte er weiter, daß ſich nur eine Portion Erde aufſchwemmen ließ, und daß noch eine andere Menge einer ſchweren ſchwarzen darunter befindlich ſei, welche ſich ſchnell wieder zu Boden ſetzte. Er ſuchte daher die erſtere wieder mit deſtillirtem Waſſer abzuſchwemmen, und ſchüttete auf die zurückgebliebene ſchwärzere zum dritten Male 2 Unzen concentrirte Schwefelſäure und deſtillirte alle Flüſſigkeit bis zur Trockne ab. Jetzt war derſelbe ganz weiß, und als er ihn mit deſtillirtem Waſſer aufgeweicht hatte, war kein ſchwarzes Pulver mehr zu bemerken. Der ſämmtliche letztere Rückſtand wurde hierauf zu den bereits zu zwei Malen abgeſchlemmten Portionen geſchüttet und alles zuſammen auf ein Filtrum gebracht. Die durchlaufende Flüſſigkeit ſah gelblich aus, und ſchmeckte ſehr ſauer, dabei man aber einen alaunigten Geſchmack deutlich bemerken konnte. Die auf dem Filtrum zurückgebliebene Erde ſah ganz weiß

aus, beſaß eine ſtarke ſpecifiſche Schwere, war nach der Ausſüßung und Trocknung einem klaren Quarzſande gleich, und konnte bei angeſtellter näherer Prüfung auch für nichts anders als Kieſelerde erkannt werden, welche 3 Drachmen 20 Gran wog. Es wurde nun nochmals in die filtrirte Lauge ein aufgelöſtes fixes Alkali unter ſtarker Aufbrauſung ſo lange hinzu geſchüttet, bis ſich ein Niederſchlag zu zeigen anfing. Dann wurde Blutlauge ſo viel hinzu getröpfelt, bis ſtatt des blauen ein weißer Präcipitat erfolgte. Er ließ hierauf das Glas in Ruhe ſtehen und den Niederſchlag zu Boden ſetzen, der ſchön dunkelblau war, und nach dem Ausſüßen und Trocknen 58 Gran, nach dem Glühen aber 29 Gran wog. Hierauf wurde die vom Berlinerblau abfiltrirte Lauge mit aufgelöſetem fixem Alkali verſucht. Es ſchlug ſich dann eine zarte durchſcheinende weiße Erde nieder. Dieſer Niederſchlag wurde ausgeſüßt und getrocknet, und wog 1 Drachme 15 Gran, und beſtand nach der genaueſten Prüfung und allen deſſen Eigenſchaften aus bloßer Alaunerde. Die ſämmtlichen Beſtandtheile von 1 Unze ſchwarzen Stangenſchörl ſind demnach:

Kieſelerde	3	Drachmen	20	Gran
Alaunerde	3	—	5	—
Eiſenoxid	1	—	29	—
	7	—	54	—
Verluſt	—	—	6	—
	8	—	—	—

Klaproth fand in 100 Theilen des ſchwarzen Schörls:

vom Speſſart	von Eibenſtock	
36, 50	36, 75	Kieſelerde
31, 00	34, 50	Alaunerde
1, 25	0, 26	Talkerde
23, 50	21, 00	Eiſenoxidul
5, 50	6, 00	Kali
97, 75	98, 50	

Außerdem zeigte ſich in beiden eine Spur von Magneſium. Man findet ihn faſt in allen Erdtheilen, beſonders in Tyrol, Grönland, auf Madagaskar ꝛc. Am gewöhnlichſten kommt er im Granit und Gneis vor.

Der elektriſche Schörl, Karſten's edler Schörl oder Turmalin wird von grüner, brauner, blauer Farbe angetroffen. Faſt immer ſind die Farben dieſes Foſſils ſehr dunkel, ja bisweilen ſo dunkel, daß, wenn man es nicht gegen das Licht hält und ſo betrachtet, er ganz ſchwarz zu ſein ſcheint. Er kommt zuweilen derb, auch in Geſchieben, ſeltener kryſtalliſirt vor. Die Kryſtalle ſind drei- ſechs- oder neunſeitige Prismen, mit einſeitigen Zuſpitzungen. Die Seitenflächen der Prismen ſind in die Länge geſtreift. Der Turmalin iſt gewöhnlich ſtark glänzend, zuweilen auch nur glänzend vom Glasglanz. Im Längenbruch iſt er muſchlicht, im Queerbruche ſcheint er Neigung zum Blättrigen zu haben. Er iſt ſelten ganz durchſichtig, oft bloß durchſcheinend, ja zuweilen wohl gar undurchſichtig. Die Lichtſtrahlen bricht er einfach. Er iſt hart, in einem etwas höheren Grade, als der Quarz. Sein ſpecifiſches Gewicht geht von 3,05, bis 3,155. Wird der Turmalin bis auf eine Temperatur von 200 Grad Fahrenheit gebracht, ſo wird er elektriſch, und zwar an dem einen Ende des Kryſtalls iſt er poſitiv, an dem andern negativ elektriſch.

Wird er einer mehr erhöheten Temperatur ausgeſetzt, ſo röthet ſich ſeine Farbe etwas, und bei genügſamer Erhitzung ſchmilzt er mit Aufwallen zu einem weißen oder grauen Email.

Wiegleb hat grünen Strahlenſchörl, welchen er vom Krebsberge zu Ehrenfriedersdorf erhalten, unterſucht, und er gab folgendes Reſultat: Er hatte in ſeiner ſtrahlichten Bildung auf dem Bruche, Farbe und Glanz ausgenommen, mit ſchönen Braunſteinſtufen eine auffallende Aehnlichkeit. Eine Unze davon wurde zu einem feinen Pulver zerrieben, mit 3 Unzen rectificirter Salzſäure in einer Phiole überſchüttet, letztere dann in Sand geſetzt, und etliche Stunden lang in Digeſtion, zuletzt aber noch eine Stunde im Kochen erhalten. Nach dem Erkalten des Gefäßes ſchüttete er erſtlich eine Portion deſtillirtes Waſſer zur Verdünnung dazu, und brachte Alles auf ein Filtrum. Das Durchfiltrirte war eine gelbgrüne Flüſſigkeit, und das unaufgelöſete Pulver wurde noch verſchiedene Male mit deſtillirtem Waſſer ausgeſüßt. Letzteres ſchien nach erfolgter Abtrocknung an ſeiner anfänglichen Farbe nicht verändert zu ſeyn, und wog 7 Drachmen 20 Gran. Mithin war von der Unze nicht mehr als 40 Gran aufgelöſet worden. Hierauf wurde die filtrirte Flüſſigkeit mit noch mehrerem deſtillirtem Waſſer verdünnt, und ſo lange Blutlauge hinzugetröpfelt, bis kein blauer Niederſchlag mehr bemerkbar war. Nachdem ſolcher durch's Filtrum abgeſchieden, ausgeſüßt und getrocknet worden, wog er 41 Gran, und gab nach dem Ausglühen 21 Gran magnetiſches Eiſen. Die vom Berlinerblau abfiltrirte Lauge enthielt noch aufgelöſete Erde, deren Natur und Menge noch zu beſtimmen war. Nach angeſtellter Prüfung konnte er durch die gewiſſeſten Reagentien keine Spur von Kalkerde ent-

decken. Aus dem Geſchmack der Lauge ließ ſich auch auf Alaunerde keine Vermuthung faſſen, die Lauge ſchmeckte rein bitterſalzig. Sie wurde daher mit aufgelöſetem fixem Alkali niedergeſchlagen, welches zuletzt ganz ohne Aufbrauſen geſchah. Nach erfolgter Sättigung und geendigter Niederſchlagung ſchüttete er ein wenig von dem trüben Gemenge zur andermaligen Prüfung in ein Gläschen ab, und ſetzte etwas verdünnte Schwefelſäure hinzu, wovon der weiße Niederſchlag mit Aufbrauſen gänzlich aufgelöſet, und die Lauge wieder völlig klar wurde. Dieſes war ein Beweis, daß der Niederſchlag Bitterſalz war. Hierauf mußte die Lauge kochend heiß werden, damit die gewöhnlich darin aufgelöſt gebliebene Erde vollends ausgeſchieden werden konnte, und Alles wurde nach der Erkaltung auf ein Filtrum gebracht und der Rückſtand ausgeſüßt. Nach dem Trocknen wog er 26 Gran, und man erkannte ihn nach abermaliger Prüfung für reine Bittererde. Der erſte aufgelöſete Rückſtand wurde nun zerrieben, nebſt 2 Unzen concentrirter Schwefelſäure und einer Unze deſtillirtem Waſſer in eine kleine Retorte geſchüttet, und die Flüſſigkeit bis zur Trockne abgezogen. Nachdem ungefähr 1 Unze Waſſer bei gelinder Hitze überdeſtillirt worden, welches völlig klar und waſſerhell war, und nun die Tropfen ſauer wurden, bildete ſich auf der Oberfläche ein kleiner matter häutiger Kreis, der ſich in einer Viertelſtunde ſo weit ausbreitete, daß faſt die ganze Oberfläche der überdeſtillirten Flüſſigkeit mit einem ganz dünnen, doch merklich ſichtbaren, Häutchen überzogen war, aus welcher Erſcheinung ſich ziemlich ſicher auf eine geringe Portion Flußſpathſäure urtheilen ließ. Als auf den vorigen Rückſtand deſtillirtes Waſſer gegoſſen wurde, und Alles in der Wärme 24 Stunden ſtehen gelaſſen worden, bemerkte man, daß ſich nur

etwas von einer weißlichen Erde aufſchwemmen ließ, daß aber noch der größte Theil in eben der graugrünen Farbe nach ſeiner Schwere ſich ſchnell wieder zu Boden ſenkte. Hieraus war erſichtlich, daß die concentrirte Schwefelſäure nicht viel gewirkt hatte. Deßhalb wurde das weißliche Pulver in ein anderes Glas abgeſchüttet, und auf den ſchweren, graugrünen Ueberreſt in der Retorte noch 2 Unzen concentrirte Schwefelſäure, nebſt einer Unze deſtillirten Waſſers gegoſſen, die Retorte auf's Neue in den Sand gelegt und abermals die Flüſſigkeit bis zur Trockne abgetrieben. Am folgenden Tage wurde wieder deſtillirtes Waſſer in die Retorte geſchüttet, und alles dadurch vollkommen aufweichen gelaſſen. Es ereigneten ſich aber dieſelben Erſcheinungen als zuvor. Es wurde nun ein anderer Weg eingeſchlagen, und der ganze Rückſtand, nebſt der ſchon vorhin abgeſchlemmten weißlichen Erde auf ein Filtrum gebracht, und ſo lange friſches Waſſer nachgeſchüttet, bis es vollkommen ausgeſüßt war. Nach der erfolgten Abtrocknung wog die Erde noch 7 Drachmen 10 Gran. Die abgelaufene Flüſſigkeit gab bei der Sättigung mit fixem Alkali 2 Gran Bittererde. Der vorher erwähnte Rückſtand wurde nunmehr mit 2 Unzen gereinigtem Alkali vermiſcht und in einem Tiegel durchgeglühet. Die ganze Maſſe hatte dadurch eine ſchwarzbraune Farbe erhalten. Sie wurde klar zerrieben, mit deſtillirtem Waſſer übergoſſen, und 24 Stunden lang in die Wärme geſtellt, und dann die alkaliſche Lauge durch ein Filtrum abgeſchieden. Dieſe wurde hierauf mit Schwefelſäure geſättiget, wobei ſich aber nicht die geringſte Präcipitation äußerte. Als ſie abgedunſtet wurde, ſchied ſich darin nicht mehr als 18 Gran Kieſelerde. Der mit Alkali kalcinirte und wieder ausgelaugte Ueberreſt des Strahlſchörls wurde nun mit 4 Unzen Salzſäure übergoſſen, wobei ſich

ſogleich der ſtarke Eingriff dieſer Säure auf eine nun frei gewordene Eiſenerde durch eine ſtarke citronengelbe Farbe zeigte. Das Glas wurde nun einige Stunden lang in den Sand geſetzt, und das Feuer gegen das Ende bis zum Kochen verſtärkt. Als das Gefäß nach der Abkühlung aus dem Sande genommen worden, ſaß an dem Boden deſſelben noch eine beträchtliche Portion dunkelgraues Pulver von unzerlegten Strahlenſchörl; auf demſelben lag eine Portion weißes Pulver, das mit der citronengelben Flüſſigkeit gleichſam zu einem Teige aufgequollen war. Es wurde daher eine Portion deſtillirtes Waſſer zur nöthigen Verdünnung hinzugeſchüttet, und das leichtere Pulver von dem ſchwerern grauen ganz bequem abgeſchwemmt. Das Abgeſchwemmte wurde auf ein Filtrum gebracht, davon eine ſehr klare goldgelbe Flüſſigkeit ablief und eine weiße Erde zurückblieb, die ausgeſüßt ward. Nach der Abtrocknung uud weiteren Unterſuchung wurde ſie für Kieſelerde erkannt und wog 1 Drachme 34 Gran. Auf das in der Retorte zurückgebliebene ausgeſüßte graue Pulver goß Wiegleb 2 Unzen ſtarke Schwefelſäure, und zog ſie wieder bis zur Trockne ab. Der Rückſtand wurde hierauf mit Waſſer ausgelaugt und das Pulver war in ſeiner Farbe noch ganz unverändert, und in der Lauge ließ ſich, bei der Vermiſchung mit Alkali, auch nicht die geringſte Spur von einer vorgegangenen Ausziehung entdecken. Die graue Erde wurde deßhalb auf ein Filtrum gebracht, ausgeſüßt, getrocknet, 6 Drachmen Weinſteinſalz dazu gemiſcht, und die Vermiſchung in einem Tiegel eine halbe Stunde lang bis zum Weichwerden kalcinirt; ſie hatte dabei wieder eine ſchwarzgraue Farbe bekommen. Jetzt wurde in einer Retorte Salzſäure auf das Pulver bis zur Sättigung geſchüttet, und dann noch 4 Unzen Salzſäure, die zur eigentlichen Aus-

ziehung der auflösbaren Theile dienen ſollten, die Retorte in den Sand gelegt und bei gelindem Feuer alle Säure zur Trockne abgezogen. Auch hier äußerten ſich Spuren von Flußſpathſäure durch ein zartes erdiges Häutchen auf die übergegangene Flüſſigkeit. Der trockne Rückſtand in der Retorte ſah dunkel citronengelb aus, und als er mit deſtillirtem Waſſer aufgeweicht wurde, wurde ebenfalls bemerkt, daß ſich ein etwas leichteres Pulver aufſchlemmte, und ein ſchweres graues ſich ſchnell wieder zu Boden ſenkte. Das weiße wurde daher auf ſolche Art abgeſondert und auf ein Filtrum gebracht, wobei wiederum eine ſtarke, gelbgefärbte Flüſſigkeit ablief. Das auf dem Filtrum zurückgebliebene Pulver wog nach dem Ausſüßen und Trocknen 50 Gran, und beſtand aus reiner Kieſelerde. Das vorhererwähnte übriggebliebene graue Pulver wurde nun zum dritten Male mit 4 Drachmen Weinſteinſalz vermiſcht und eine halbe Stunde durchgeglühet; dann zu Pulver zerrieben, in einer Phiole mit Salzſäure geſättiget, und zuletzt noch mit 2 Unzen dieſer Säure übergoſſen, in Sand geſetzt, bis zum Kochen erhitzt, und dabei eine Stunde lang unterhalten. Dadurch wurde wieder eine ſafrangelbe Auflöſung erhalten und die übergebliebene Erde hatte eine weiße Farbe. Als letztere durch ein Filtrum von der Tinktur abgeſchieden, ausgeſüßt und getrocknet worden, wog ſie 56 Gran und bewies ſich als reine Kieſelerde. Die drei gelben Ausziehungen wurden nun noch nach ihrem Gehalte beſtimmt. Sie wurden zuſammen gemiſcht, mit deſtillirtem Waſſer verdünnt und ſo lange Blutlauge hinein getröpfelt, bis kein blauer Niederſchlag weiter bemerkt wurde und ein weißer Satz ſich abzuſondern anfing. Hierauf wurde alles auf ein Filtrum gebracht, und der Rückſtand ausgeſüßt und getrocknet. Er wog 5 Drachmen und beſtand

aus ſchönem Berlinerblau. Er wurde durchgeglüht und dadurch 2 Drachmen 20 Gran magnetiſches Eiſen erhalten. Aus der abfiltrirten Flüſſigkeit ſchlug er mit aufgelöſetem fixem Alkali, ohne das mindeſte Aufbrauſen, eine weiße Erde nieder, welche nach dem Ausſüßen und Trocknen bloß Bittererde war und 1 Drachme 18 Gran wog. Die Beſtandtheile von einer Unze Strahlſchörl waren demnach:

2	Drachmen	28	Gran	Kieſelerde
1	—	46	—	Bittererde
2	—	45	—	Eiſen
—	—	—	—	Flußſpathſäure

Man findet den Turmalin in Braſilien, Sibirien, auf Zeylon, in mehreren Gegenden Deutſchlands, der Schweitz, den Pyrenäen ꝛc.

Crell's Annalen, 1r Bd., 3s St. 1785, S. 246; 1r Bd. 1788; 4s St. 1793, S. 351; 9s St. 1792, S. 233. 10s St., S. 317; deſſen Beiträge, 1r Bd.
Höpfner's Magazin für die Naturkunde Helvetiens, 1r Bd., S. 179; 5s St., 1791, S. 420.
Lichtenberg's Magazin, 3r Bd., 3s St., S. 181.
Bergmann's Werke, 4r Th., S. 211.
Bergmänniſches Journal, 1r Bd., S. 256.
Mayer's phyſikaliſche Aufſätze, 1r Bd., S. 261.
Köhler's Bergmänniſches Journal, 1790, S. 149.
Green's Journal der Phyſik, 1r Bd., S. 473.
Hochheimer's chemiſche Mineralogie, 1r Bd., Leipzig 1792, S. 141 u. f.
Pallas Nordiſche Beiträge, 5r Th., S. 276.
Macquer's chymiſches Wörterbuch, 6r Th., Leipzig, 1790, S. 399 u. f.
Klaproth und Wolf chemiſches Wörterbuch, 4r Th., S. 611.

Schörl (edler), ſ. oben, S. 16.

— (elektriſcher), ſ. daſelbſt.

— (grüner Strahl=). Er iſt am gewöhnlichſten von einer bald lichteren, bald dunkleren oliven= auch lauchgrünen, ſelten von einer dunklen berggrünen

Farbe. Gemeiniglich findet man ihn derb, ſehr ſelten kryſtalliſirt; inwendig iſt er glänzend, auch wenig glänzend, und von gemeinem Glanze. Im Bruche iſt er faſt jederzeit breit= auch wohl ſchmalſtrahlig, und die Strahlen laufen entweder unter einander, oder, welches gewöhnlicher iſt, büſchelförmig, oder auch ſternförmig auseinander. Sehr ſelten iſt er blätterig. Oft iſt er ohne abgeſonderte Stücken, oft auch von unordentlichen ſtänglichen, abgeſonderten Stücken. Der ſternförmige und blättrige kommt von groß= und grobkörnigen abgeſonderten Stücken vor. Seine Bruchſtücke ſind gewöhnlich unbeſtimmt eckig und nicht ſehr ſcharfkantig; bei den blättrigen ſcheinen ſie aber rhomboidaliſch zu ſeyn. Er iſt größtentheils nur an den Kanten durchſcheinend, jedoch verläuft ſich dieſer Grad der Durchſichtigkeit zuweilen bis ins Durchſcheinende, und dann auch wohl wieder bis ins Undurchſichtige. Er iſt halb hart, fühlt ſich kalt an, und iſt in einem geringen Grade ſchwer. Die von Wiegleb mit dieſem Schörl angeſtellten Unterſuchungen, ſ. oben, unter Schörl, S. 16 u. f.

Schörl (Grupen=), ſ. unter Schörlkryſtalle.

— (ſchwarzer Stangen=), ſchwarzer Schörl, ſ. oben, unter Schörl, S. 2.

— (Stangen=). Von dieſem Foſſil hat man drei verſchiedene Arten, als: ſchwarzen Stangenſchörl, weißen Stangenſchörl, und elektriſchen Stangenſchörl; ſ. dieſe Artikel.

— (Strahlen=), ſ. oben, unter Schörl.

— (violetter), eine Schörlart, welche ſich kryſtalliſirt bei Balme d'Auris en Oisan im Delphinat findet.

— (weißer Stangen=). Er iſt von einer gräulich weißen Farbe, die ſich zuweilen ſtark ins Schwefelgelbe zieht. Man findet ihn in 2, 3 bis 4 Zoll lan=

gen und etwas dicken Säulen, in ein Gemenge von Quarz und Glimmer eingewachſen. Inwendig iſt er glänzend und von gemeinem Gange. Sein Bruch iſt dicht, und zwar uneben, allein wegen der vielen, meiſt gleichlaufenden Querſprünge, die er hat, ſcheint er ſich dem Blättrigen zu nähern. Er beſteht aus gleichlaufenden dünn- und geradeſtänglichen abgeſonderten Stücken, ſpringt in unbeſtimmt eckige Bruchſtücke, iſt durchſcheinend, hart, jedoch in einem etwas geringen Grade, fühlt ſich kalt an, und iſt nicht ſehr ſchwer. Es iſt eine der ſeltenſten Steinarten, die man nicht überall findet. Im Altenberger Stockwerk hat man ihn gefunden.

Schörlflecken. Sie ſind von unbeſtimmter, oft von länglichter Geſtalt, faſt wie länglichte, geradwinklichte Vierecke, in Laven und Porphire eingeſtreut.

Schörlflinkern, ſ. Schörlglimmer.

Schörlglimmer, Schörlflinkern, Basaltes micans Scopoli. Er beſteht aus mehreren glänzenden Blättchen, welche, wie bei dem Glimmer, dicht auf einander liegen, und keine beſtimmte Geſtalt bilden; zuweilen vereinigen ſie ſich in eine Art von Würfelchen, oder ſie laufen wie Strahlen aus einem Mittelpunkte aus, in letzterem Falle heißen ſie Schörlkryſtalle. Man findet ihn in den Laven des Veſuvs.

Schörlgranaten, wilde Granaten. Man findet ſie von allen Farben und Stufen der Durchſichtigkeit, ſehr häufig in den Laven, Bimsſteinen in der Aſche der Euganeiſchen Gebirge des Veſuvs, und der ausgebrannten Vulkane in dem obern und mittlern Italien, vornämlich bei Balzena, und auf dem Berge di S. Fiore, in dem Kalkſpathe, welchen der Veſuv auswirft, und an verſchiedenen Orten in Böhmen und Schleſien, auf Quarz, Speckſtein, Talk- und mancherlei Felsſteinen. Ihre Geſtalt iſt vollkommen,

wie bei den Granaten, und die Anzahl ihrer Seitenflächen eben ſo mannigfaltig; man findet ſie von acht, zehn und vierzehn Seitenflächen, und Ferber zählt von denen, welche er in den Laven des Veſuvs gefunden hatte, 56 Seitenflächen, welche ſchiefe Vierecke waren; ſie ſind aber viel weicher und haben, wenn ſie auch durchſichtig ſind, lange nicht das Feuer der ächten Granaten. An der freien Luft verwittern ſie, und werden undurchſichtig, weiß, wie Mehl, und oft ſo weich, daß man ſie mit den Fingern zu Mehl zerreiben kann, welches nur ſelten mit Säuren aufbrauſet.

Schörlkörner, kleine Körner, von unbeſtimmter Geſtalt, oft ſo klein, als Punkte oder Nadelköpfe. Man findet ſie häufig in Laven, Isländiſchen Achaten, und andern Vulkaniſchen Produkten.

Schörlkryſtalle. Man findet ſie am häufigſten Neſterweiſe in den Laven, Bimsſteinen und in Vulkaniſcher Aſche, aber auch in Baſalten, im Kalkſpath, Quarz, Bergkryſtall, Thon, und in mancherlei Felsſteinarten, bald loſe, bald feſt eingekeilt, bald nur mit einem Ende angewachſen, ſelten einzeln, meiſtens in ganzen Druſen beiſammen; im letzteren Falle nennt man ſie in Sachſen, vornämlich wenn ſie grünlich ſind, Grupenſchörl.

Schörlpyramiden. Man findet ſie von mancherlei Farben häufig in dem glimmerreichen Kalkſpathe des Veſuvs, und verkauft ſie in Neapel fälſchlich für Edelſteine; ſie haben aber lange nicht die Härte und Durchſichtigkeit der letztern, und verhalten ſich im Feuer gänzlich wie Schörl.

Schörlſäulen. Dieſe Säulen haben ſehr oft der Länge nach feine Streifen, und ihre Größe iſt ſehr verſchieden. Davila beſchreibt eine ſolche Säule, welche 61/2 Zoll im Umkreiſe, und 3 in der Höhe hatte. Ferber ſah einen großen Kryſtall dieſer Art vom

Monte Christo; zuweilen ſind ſie ſehr dünn, faſt wie Nadeln, und dann werden ſie öfters Schörlſtrahlen genannt. Die gewöhnlichſte Anzahl ihrer Seitenflächen iſt ſechs; man findet ſie aber auch von acht, neun, zehn und zwölf Seitenflächen, die aber gemeiniglich ſehr ungleich ſind. Sehr oft ſind dieſe Säulen breit gedrückt und meiſtens haben ſie gerade Winkel; jedoch ſind die letzteren zuweilen ſcharf. Sehr oft ſind ſie ganz ohne Pyramiden an den Enden, zuweilen tragen ſie an dem einen, oder an beiden Enden eine Pyramide, die gemeiniglich ſtumpf iſt. Dieſe hat entweder nur zwei Seitenflächen, welche bald Fünfecke, bald undurchſichtige Vierecke ſind, oder drei Seitenflächen, welche ſehr ungleich und öfters geſchobene Vierecke ſind, oder vier Seitenflächen welche ungleichſeitige Vierecke ſind. Sehr oft gleichen ſie nach ihrer äußerlichen Geſtalt gänzlich den Bergkryſtallen, nicht ſelten ſind ſie durchſichtig, wie Glas, und gemeiniglich liegen ſie darnieder.

Schörlſpath. Man findet ihn ſelten loſe, ſondern meiſtens in andern Steinen; häufig in Lava, Bimsſteinen und andern Vulkaniſchen Produkten, in Kalkſpath, ſchwerem Spath, Feldſpath, Quarz, Hornſtein, Thon, Steinmark, Mergel, Porphyr und andern Felsſteinen, im Baſalt, auch zuweilen in Schwefelkies, Eiſen- und Kupfererzen feſt. Er zeigt ſich immer in weit kleinern Stücken, als der Baſalt, hat nicht das dichte Gewebe deſſelben, ſondern vielmehr ein blätterichtes, und auch nicht ſeine Härte, ſo daß er nur ſehr ſelten am Stahle Feuer giebt. Er beſteht aus feinen glänzenden Blättchen, welche ganz dicht aufeinander liegen, und hat, wie der Baſalt, die Erde, welche mit der Schwefelſäure Engliſches Bitterſalz macht, zu ſeinem Hauptbeſtandtheile; immer aber führt er noch Eiſentheilchen, und dieſe oft in einer beträchtlichen Menge bei ſich. Seine Farbe iſt ſehr

unterſchieden. Man findet ihn weiß, am häufigſten gelblich, wie Hyacinth oder Topas am Veſuv, wo er unter die Edelgeſteine gezählt wird; ſchön hochblau, wie das ſchönſte Bergblau, grünlicht, hellgrün wie Chryſolith oder Smaragd; am Veſuv, wo er gleichfalls für Edelſtein verkauft wird, dunkelgrün, blau, roth, granat- und rubinroth, auch hell und dunkelbraun, ſchwärzlich und ſchwarz, welche zu den gemeinſten gehören. Bald iſt er ganz, bald nur halb durchſichtig. Der durchſichtige iſt beſonders weiß. Man findet ihn unter verſchiedenen Geſtalten.

Schornſtein, Feuermauer, ein gemauerter Rauchfang oder eine Feuermauer, in engerer Bedeutung, in weiterer, ein jeder, gemeiniglich ſenkrecht gehender Kanal, den Rauch aus den Küchen und andern Feuerſtätten aus einem Gebäude zu führen. Ob die Alten ſchon die Schornſteine gekannt haben, iſt ſehr zweifelhaft, wenigſtens findet man in den Trümmern oder Ueberbleibſeln Griechiſcher oder Römiſcher Baukunſt keine Schornſteine oder gemauerten Kanäle, oder Röhren, welche den Rauch von den Feuerherden, Kaminen und Stubenöfen durch alle Stockwerke zum Dache hinausleiten, die man jetzt nicht nur in den Städten, ſondern auch auf den Dörfern findet. Einige Alterthumsforſcher wollen behaupten, daß die Alten ſchon dieſe Kanäle gekannt haben; ſie ſagen: Warum ſollten die Römer, unſere Lehrmeiſter in der Baukunſt, nicht ſchon Mittel erſonnen und ſolche gefunden haben, ihre prächtigen Häuſer mit den vortrefflichen und koſtbaren Verzierungen vom Rauche zu befreien, wie ſollten ſie, welche ſich Bequemlichkeit und Wohlleben mit dem größten Aufwande verſchafften, den Rauch in den Zimmern ertragen haben, der keinen vergnügten Augenblick erlauben konnte; wie ſollten die Köche in räucherigen Küchen die mannigfaltigen künſtlichen Gerichte haben

bereiten können, womit die raffinirteſten Wollüſtlinge ihre Tafel anfüllten; allein eine ſolche bloße Vermuthung iſt kein Beweis. Manche unſerer allgemeinen Bedürfniſſe haben den aufgeklärteſten Nationen viele Jahrhunderte hindurch gefehlt; auch hat man vielleicht vor der Erfindung der Schornſteine andre Mittel zur Ableitung des Rauches beſeſſen, die verloren gegangen. Die alten Mauerwerke, die man noch in Italien findet, entſcheiden nichts. Von Stadtmauern, Tempeln, Amphitheatern, Bädern, Waſſerleitungen und Brücken, ſind zwar noch einige, jedoch unvollkommene Ueberbleibſel vorhanden, an denen man keine Schornſteine erwarten kann. An den gemeinen Wohnhäuſern in Herkulanum hat man keine Schornſteine entdeckt; eben ſo wenig findet man in den alten Malereien und Bildwerken etwas, das einem heutigen Kamine oder Schornſteine ähnlich wäre. Beckmann ſagt: „Will man das Alter derſelben beſtimmen, ſo wird man dazu die Gründe aus den Schriften der Griechen und Römer ſammeln müſſen, welches denn auch ſchon von verſchiedenen Gelehrten geſchehen iſt; die meiſten ſcheinen aber in den Stellen der Alten mehr Entſcheidung gefunden zu haben, als man darin findet, wenn man ſie ohne Vorurtheil unterſucht. Nach dem genannten Schriftſteller ſind es folgende: Beim Homer wünſcht Ulyſſes, als er in der Höhle der Calypſo war, daß er möchte den Rauch von Ithaka aufſteigen ſehen, welches ſo viel ſagen will, daß er ſich ſchon nach Ithaka wünſche. Nach Montfaucon iſt dieſer Wunſch unverſtändlich, wenn man nicht annehme, daß die Häuſer in Ithaka Schornſteine gehabt hätten; allein man kann den Rauch eben ſo gut aus den Fenſtern oder Thüren der Wohnungen aufſteigen ſehen. Denn wenn z. B. Reiſende zur See Rauch aufſteigen ſehen, ſo ſchließen ſie daraus, daß Land mit

menſchlichen Wohnungen in der Nähe ſei, aber keinesweges, daß ſolche auch Schornſteine haben; denn ſie können eben ſo gut das Feuer hinter ihren Wohnungen auf freien Plätzen unterhalten und dabei kochen ꝛc. So erzählt Herodot, daß ein König zu Lebäa einem Bedienten, der ſeinen Lohn forderte, aus Spott die Sonne, welche durch καπνοδόκην ins Haus ſchien, angeboten habe. Einige haben nun dieſes Wort durch Schornſtein überſetzt; allein es ſcheint nur eine Oeffnung im Dache, ein Rauchloch geweſen zu ſeyn, unter welchem vielleicht mitten im Hauſe das Feuer angemacht ward; denn durch einen hohen Schornſtein von jetzt gebräuchlicher Geſtalt, würde die Sonne ihre Strahlen nicht haben auf den Boden werfen können. Beim Ariſtophanes will der alte Philocleon entfliehen, und zwar durch den ἰπνόν. Da frägt Jemand, was rauſcht denn im Rauchfange, καπνη? Ich bin der Rauch, antwortet der Alte, und will zum Schornſteine hinaus. Dieſe Stelle ſoll ſich aber, nach Beckmann, von einer kunſtloſen Oeffnung im Dache eben ſo gut erklären laſſen, als durch einen Schornſtein, wie der Scholiaſt will, beſonders weil daſelbſt auch eines Deckels oder einer Klappe gedacht wird, womit man die Oeffnung verſchloß. In einer von Athenäus angeführten Stelle des Dichters Alexis, welcher zu Alexanders des Großen Zeiten gelebt hat, frägt Jemand: Knecht, iſt auch eine Küche da? hat ſie auch einen Schornſtein? Die Antwort darauf iſt: ja, aber er iſt ſchlecht, die Augen werden leiden. Hier iſt nun freilich von einer Einrichtung zum Abzuge des Rauches die Rede, aber ihre Beſchaffenheit iſt nicht beſtimmt. Athenäus führt auch die Stelle des Dichters Diphilus an, wo ein Schmarotzer ſagt: wenn er von einem Reichen zum Eſſen gebeten würde, ſo ſehe er nicht auf die Pracht des Hauſes und der Hausgeräthe, ſondern auf den Rauch

der Küche; denn wenn dieſer häufig, ſchnell und gerade aufſteige, ſo freue er ſich und erwarte eine gute Mahlzeit. Hierdurch iſt aber auch nicht der Beweis für einen Schornſtein gegeben, den Maternus daſelbſt zu finden wähnt, als in den vom Athenäus angeführten Worten des Dichters Soſipater, der zu den Kenntniſſen eines vollkommenen Kochs die Beurtheilung des Windes rechnet. Er müſſe wiſſen, ſagt er, woher dieſer kommt; denn wenn der Rauch hin und her getrieben wird, ſo leidet dadurch manche Speiſe. *) Hieraus, ſagt Beckmann, iſt zu ſchließen, daß ſie damals noch keinen Schornſtein gehabt haben; denn hätte die Küche einen Schornſtein, ſo müßte der Koch doch dieſem allein den Abzug des Rauchs überlaſſen, er ſelbſt konnte dabei nichts thun; wenn er aber, in Ermanglung eines Schornſteins, dem Rauche einen andern Ausweg anweiſen mußte, ſo mußte der Koch natürlich in Ueberlegung ziehen, nach welcher Gegend ein Fenſter oder eine Thür zu öffnen ſei, wobei es denn allerdings auf die Richtung des Windes ankam. Daß dieſes wirklich der Fall geweſen iſt, beweiſet ein Griechiſches Epigramm, welches den Ausgaug des Rauches durch die Fenſter artig ſchildert. **) Dieſes ſind alle die Stellen, die

*) Culinam recte statui, et lucis accipere quod satis est, ac unde ventus aspiret contemplari, praebet ad hoc utilitatis plurimum. Fumus enim huc illuc jactatus, discrimen aliquod afferre interdum solet dum coquuntur obsonia. Lib. 9, p. 378.

**) Τὸν λεπτὸν Φυσῶντα' τὸ πῦρ Πρὸκλον ἤρεν ὁ καπνὸς
Καὶ διὰ τῶν θυρίδων ἔνθεν ἀπῆλθεν ἔχων
Αλλὰ μόλις νεφέλη προσενήξατο καὶ δυ' ἐκείνης
Προσκατέβη τρωθεὶς μυρια ταῖς ἀτόμοις.

Proclum tenuem sufflantem ignem fumus rapuit, et per fenestellas abiit in aëra, ubi cum vix per nubes descendisset, vulneribus millibusab atomis est affectus.

man, nach **Beckmann**, aus Griechiſchen Schriftſtellern über dieſe Frage beigebracht hat, welche aber den damaligen Gebrauch der Schornſteine durchaus nicht beweiſen, ſondern es geht vielmehr das Gegentheil daraus hervor, welches durch die Lateiniſchen oder Römiſchen Schriftſteller noch deutlicher wird; denn bei dieſen kommen Gründe vor, welche beweiſen, daß wenigſtens in Rom zu ihren Zeiten Wohnhäuſer ohne Schornſteine geweſen ſind, die den Römern doch gewiß nicht gefehlt haben würden, wenn ſie ſolche bei den Griechen gefunden hätten. Der eben genannte Schriftſteller führt nun zuerſt diejenigen Stellen an, welche bei dem erſten Anblicke dieſer Behauptung zu widerſprechen ſcheinen. Als die Triumviri, ſagt **Appian** *), die von ihnen in die Acht erklärten, durch die Soldaten aufſuchen und ermorden ließen, verſteckten ſich jene theils in Brunnen, theils in den Schlammgraben, theils in Καπνώδεις ὑπερῴοις ἢ τῶν τεγῶν ταῖς κεραμίσι βυομέναις, welche Worte **Ferrarius**, der ſie als einen unwiderleglichen Beweis der Schornſteine anſieht, in fumaria sub tecto, qua scilicet fumus e tecto evolvitur (in Schornſteine oder Rauchkammern unter dem Dache, welche den Rauch wirklich aus dem Dache herausführen) überſetzt; allein die wahre Ueberſetzung iſt fumosa coenacula (räucherige Zimmer); denn die vornehmen Römer ſuchten ſich in den räucherigen Zimmern, im oberſten Stockwerke der Häuſer, unter dem Dache zu verbergen, wo ſonſt nur arme Leute wohnten, in Vertrauen, daß, wie **Juvenal** ſich ausdrückt, in dergleichen Zimmer nur ſelten die Soldaten kommen (rarus venit in coenacula miles). Eben ſo unrichtig hat man faſt jede Stelle der Alten, wo

*) De bellis civil. lib. 4. p. 962. edit. Tollii.

von den aus dem Häuſern aufſteigenden Rauch die Rede iſt, auf Schornſteine gedeutet, als ob der Rauch nicht auch aus Fenſtern und Thüren dringen könnte. Seneca *) ſagt: ich hatte geſtern einige Freunde bei mir, weswegen ein etwas ſtarker Rauch gemacht ward, jedoch nicht ein ſolcher, als aus den Küchen der Reichen dringt, welcher die Feuerwache ſchreckt, ſondern nur ein mäßiger, welcher die angekommenen Gäſte bezeichnet.“ Hieraus iſt wohl abzunehmen, daß der Rauch damals aus den Küchenfenſtern geſtiegen ſei. Man ſieht auch nicht ein, ſagt Beckmann, warum bei dem Gebrauche der Schornſteine gleich die Feuerwache zulaufen ſollte, wenn jene einmal etwas ſtärker rauchten; weil aber die Küchen keine Rauchfänge hatten, ſo war bei jedem großen Gaſtmahle die Furcht vor Feuer ſehr gegründet, und es wurden in ſolchen Fällen die Polizeywächter in die Nachbarſchaft geſchickt, um Acht zu geben, und gleich zum Löſchen bereit zu ſeyn. Dergleichen Feuerwachen ordnete Auguſtus an **) und nach dem Tertullian ***) wurden dieſe Wächter, welche die Soldaten aus Spott sparteoles nannten, in die Nachbarſchaft der Häuſer, wo große Gaſtmahle bereitet wurden, zur Aufſicht geſchickt.

Andere Stellen der Alten, die gleichfalls auf Schornſtein gedeutet werden, ſind beim Virgil ****):

*) Intervenerunt quidam amici propter quos major fumus fieret; non hic qui erumpere ex lautorum culinis, et terrere vigiles solet, sed hic modicus, qui hospites venisse significaret. Epist. 64. p. 491.

**) Sueton in vita Octav. Aug. cap. 30, p. 275: Adversus incendia excubias nocturnas vigilesque commentus est.

***) Apologet cap. 39, p. 108, edit. De la Cerda.

****) Eclog. I. v. 83.

Et iam summa procul villarum culmina fumant (und jetzt rauchen von ferne die Dächer aller Landhäuſer); beim Plautus, wo er einen Geizigen beſchreibt *):

Quin divum atque hominum clamat continuo fidem,
Suam rem periiſſe, seque eradicarier,
De ſuo tigillo fumus ſi qua exit foras.

Wenn nun die Feuerherde keinen Rauchfang hatten, ſo war die Lehre des Columella ſehr wichtig, nämlich: die Küchen hoch zu machen, damit das Feuer nicht die Decke ergreifen und eine Feuersbrunſt veranlaſſen könne **), wie es beinahe zu Benevent geſchehen wäre, als der Wirth dem Mecän und ſeiner Geſellſchaft bei gar zu ſtarkem Feuer Vögel braten wollte:

ubi ſedulus hoſpes
Paene arſit, macros dum turdos verſat in igne.
Nam vaga per veterem dilapſo flamma culinam
Vulcano, ſummum properabat lambere tectum ***).

Auch Vitruvius würde gewiß nicht unterlaſſen haben, wenn die Römiſchen Häuſer Schornſteine gehabt hätten, ihre Anlage zu lehren, die zuweilen mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden iſt, und einen Einfluß auf die ganze Einrichtung des Gebäu-

*) Aulular. Act. 2. sc. 4, 20.

**) At in ruſtica parte, magna et alta culina ponetur, ut et contignatio careat incendii periculo, et in ea commode familiares omni tempore anni morari queant. De re ruſtica lib. I. cap. 6. pag. 403.

***) Horat. lib. 1 sat. 5, 72.

des hat; allein er ſagt nicht ein Wort davon, ſo wenig, als Julius Pollux, der ſo ſorgfältig die Griechiſchen Namen aller Theile eines Wohnhauſes geſammelt hat; auch Grapaldus, der in neueren Zeiten eine ähnliche Sammlung Lateiniſcher Benennungen gemacht hat, weis kein Lateiniſches Wort für den jetzt üblichen Rauchfang anzugeben *). Hier könnte man nun zwar noch zur Vertheidigung der Behauptungen derjenigen, die den Alten die Kenntniß von den Schornſteinen beilegen, anführen, daß vielleicht bei den Alten das Wort κάμινος, Caminus, einen Schornſtein bedeutet habe; allein Beckmann will auch hiervon nichts wiſſen; er ſagt: Caminus bedeutet, ſo viel ich finden kann, erſtlich einen chemiſchen oder metallurgiſchen Ofen, der zur Ausſchmelzung und Bearbeitung der Metalle dient, worein die Tiegel geſetzt und die Schlacken geſchieden wurden, alſo auch einen Schmiedeofen **); dann bedeutet er auch einen Herd, oder, wie auch noch jetzt gebräuchlich iſt, einen Kamin, der zur Erwärmung der Zimmer diente, wozu man auch tragbare Oefen oder große Feuerbecken hatte, in welche man entweder glühende Kohlen ſchüttete, oder worin man Holz anzündete, und ſie erſt dann, wenn dieſes abgebrannt und in Kohlen verwandelt war, ins Zimmer brachte. Bei den Alten iſt aber nirgends die Spur von einem

*) Francisci Marii Grapaldi de partibus aedium libri. Parma. lib. 2, cap. 4 de coquina.

**) Plin. hist. nat. XXXIII. 4. Virgil. aen. 3, 580: ruptis flammam exspirare caminis, und Juvenal sat. 14, 117: Sed crescunt quocunque modo, majoraque fiunt.
Incude assidua, semperque ardente camino.

Schornſteine zu finden. Und wenn dieſes gleich nach Einigen Herodot aus der Geſchichte des Stammvaters der Macedoniſchen Könige, des Prediccos beweiſen ſoll, wie ſchon oben, S. 29, angeführt worden, ſo beruhet auch dieſer Beweis bloß auf die ſchon oben angeführten nichtigen Gründe. Herodot ſagt nämlich im 8ten Buche: Prediccos floh mit ſeinen beiden Brüdern aus Argos nach Illyrien. Von hier gingen ſie in das obere Macedonien und kamen in die Stadt Lebäa, woſelbſt ſie ſich bei dem Könige vermietheten; der Eine hütete die Pferde, der Andere die Kühe, Prediccos aber das kleine Vieh. In den alten Zeiten hatten nun die Fürſten wenig Geld, und daher bereitete die Gemahlin des Königs ihm ſelbſt die Speiſen. So oft nun das Brod des Lohnknechtes Prediccos gebacken wurde, war es jederzeit noch einmal ſo groß, als es hätte nach der Zuthat werden müſſen. Da dieſes nun immer geſchah, ſo berichtete die Königin es ihrem Gemahl; dieſer hielt es für ein Wunder, oder für Zauberei. Er ließ daher die drei Knechte zu ſich kommen und befahl ihnen, das Land zu verlaſſen. Sie forderten darauf ihren Lohn, und der König antwortete, da eben die Sonne durch den Schornſtein in das Haus ſchien, dieſe gebe ich euch zu eurem verdienten Lohne. Man gewahrt alſo hieraus, wie unbeſtimmt auch dieſe Stelle der Alten einen Schornſtein bezeichnet.

Den Mangel der Schornſteine beweiſen auch die vielen Klagen der Alten über den Rauch. Vitruvius *) warnt ausdrücklich an dem Orte, wo er in

*) Coronarium aliae sunt purae, aliae caelatae. Conclavibus, ubi ignis, et plurima lumina sunt ponenda, purae fieri debent, ut eae facilius extergantur. In aestivis et exedris; ubi nullus ignis usus, ubi minime

ſeinen Schriften von den Einfaſſungen und Verzierungen der Zimmer redet, nicht Bildwerke oder Schnitzwerke, ſondern nur einfache Leiſten in ſolchen Zimmern anzubringen, wo Feuer gemacht und viel Licht gebrannt würde, weil doch alles bald mit Ruß bekleidet oder angeſchwärzt werde, und daher oft gereiniget werden müßte; dagegen erlaubt er Schnitzwerke in Sommerzimmern, wo nichts vom Rauche zu fürchten ſei. Wir haben dagegen die Einfaſſungen unſerer Kamine und Windöfen mit Bildwerken, Malereien und Vergoldungen verziert, ohne daß ſie vom Rauche leiden. Man findet überhaupt bei den Alten überall Beweiſe, daß alle Sachen und Geräthe, die Dächer, Wände ꝛc. bald mit Ruß überzogen wurden; auch waren davon nicht einmal die Bilder der Vorfahren (imagines majorum) ſicher, die in den Häuſern der Vornehmen aufgeſtellt wurden und eine Art von Ahnentafel abgaben. Sie ſtanden im Atrio oder Vorſaal (Corridor) in Schränken, waren räucherig, und wurden mit Recht fumosae genannt, woraus ſattſam hervorgeht, daß der Rauch im ganzen Hauſe herumzog. Auch der Name Atrium ſoll daher entſtanden ſeyn, weil daſelbſt alles vom Rauche ſchwarz war. Iſidorus ſagt XV., 3: Atrium alii quasi ab igne atrum dixerunt. Atrium enim fit ex fumo (die Benennung atrium rührt nach Einigen gleichſam von der Schwärze her, die

---

fumus est, nec ſuglio potest nocere, ibi caelatae sunt faciendae. Semper enim album opus, propter superbiam candoris, non modo ex propriis, sed etiam ex alienis aedificiis concipit Fumum. Lib. 7. cap. 3. Tricliniis hibernis non est utilis illa compositio, nec megalographia, nec camerarum coronario opere similis ornatus, quod ea et ab ignis Fumo, et ab luminum crebris fuliginibus corrumpantur. Cap. 4.

das Feuer verurſacht. Die Schwärze entſteht alſo von dem Rauche). Dieſe Ableitung hat auch Servius aen. I., 730: ibi et culina erat; unde et atrium dictum est, atrum enim erat ex fumo (daſelbſt war auch eine Küche; woher der Vorſaal atrium genannt wurde, welches von der Schwärze des Rauches herrührt). Auch Seneca ſagt ep. 44: Non facit nobilem atrium plenum fumosis imaginibus (der mit räucherigen Bildern angefüllte Vorſaal giebt kein edeles Anſehen).

Cicero in Pison. cap. I. ſagt: Ueberraſcht haſt du zu Ehren des Irrthumes der Menſchen die räucherigen Bilder empfohlen *). In den Häuſern wohlhabender Familien ließ man es gewiß nicht an Reinigung fehlen, und dennoch werden die Häuſer ſolcher Familien, die nicht zu den gemeinen und ärmſten gehörten, als räucherige und ſchwarze Wohnungen geſchildert, deren Dächer und Wände voll Ruß waren; man nannte ſie ſchwarze Häuſer, ſo wie man noch in Rußland die Stuben der gemeinen Leute, die elende Oefen haben, und mit Tannenholz geheitzt werden, Schwarzſtuben zu nennen pflegt **).

*) Obrepsisti ad honores errore hominum, commendationa fumosarum imaginum; und Juvenal sat. 8, 6:

Quis fractus generis tabula caetare capaci
Corvinum, ponthac nulla contingere virgo
Fumosis equitum cum dictatore magistros.
Sicoram Lepidis male viritas.

**) Beim Ariſtophanes in Equitibus heißen die Häuſer gemeiner Leute: γύπαι und γυπαρια, weil γύψ, fuliginosum aut fuscum bedeutete. Auch wurden ſie μελαθρα wegen des Rauches genannt. Lycophron cass. 770, 1190. Μελαθρον αἰθόλοεν, domicilium fuliginosum, kommt beim Homer vor, Illiad 2, 414, woſelbſt u. 1, 204 der Scholiaſt dieſen Beinamen ganz richtig erklärt: ἀπό τοῦ μελαινεσθαι ὑπὸ τοῦ καπνοῦ, quo–

Bei ſo rauchvollen Häuſern wird es begreiflich, wie die Alten nicht allein viele Eßwaaren, ſondern auch eine Menge Holz zu verſchiedenen kleinen und großen Geräthſchaften durch Rauch haben ausdörren und härten können. So ward das Holz zugerichtet, welches zu Pflügen, Wagen und Schiffen beſtimmt war,

---

niam a fumo reddebantur nigrae, weil wegen des Rauches die Schwärze entſteht. Aus dieſer Urſache ſoll nach dem Scholiaſten des Appollonius Rhod. 2, 1089 der mittelſte Balken des Daches μέλαθρον genannt worden ſeyn. Columella, de re rustica I., 7 ſagt: fuligo, quae supra focos tectis inhaeret, der Ruß, welcher über dem Herde ſich an die Decke anhängt. Ovidius Fastor 5, 505, ſagt:

Tecta senis subeunt, nigro deformia Fumo,
Ignis in hesterno stipite parvus erat.

Priap. carmen 13, 10, p. 8. Nigra fornicis oblitus favilla. — Apulejus I. metam. In cujus hospitio nec fumi, nec nidoris nebulam vererar. Quintil. declamat. 13, p. 275: Volui relinquere avitos lares et conscios natalium parietes, et ipsam nutriculam casam, et fumosa tecta, et consitas meis manibus arbusculas transferre destinatus exul decreveram. Horat. od. 4, 11, 10:

Sordidum flammae trepidant rotantes
Vertice fumum.

Aus allen dieſen Beſchreibungen gehen nur armſelige Hütten hervor, die bei uns, ſagt Beckmann, auch ſchwarz genug ſind; allein doch nicht alle ſo räucherig, nicht ſo mit Ruß auswendig und inwendig überlegt, als die oben beſchriebenen; wohl in einigen Dörfern, wo der Rauch eben den Ausgang hat, deſſen ſich der Hausherr bedient; aber nicht in unſern Städten, deren gemeinſten Häuſer man eher ſchmutzig, als räucherig nennen möchte. Allein jene Stellen der Römer reden meiſtens von Stadthäuſern. Das Haus, worin Horaz ſeine Phyllis bewirthen wollte, war gewiß keine ſchlechte Hütte; denn er ſagt davon kurz vorher: ridet argente domus, das Silber lacht in dem Hauſe.

und ſo auch dasjenige, woraus Ruder und Steuerruder gemacht werden ſollten. So ſagt Heſiodus: die Steuerruder werden über dem Rauche hängend verfertiget *); eben ſo ſagt Virgil l. Georg. 175. Et suspensa focis exploret robora fumus. Ueber dem Herd hängend wird der Eiche Stärke im Rauche erforſcht. Dieſes war der Grund, warum man die Rauchkammern für Fleiſch und Wein, auch die Hühnerſtälle, denen der Rauch gut ſeyn ſoll, neben dem Feuerherde oder der Küche angelegt, wo es an Rauch nicht fehlte **). Auch unſere Rauchkammern werden am Schornſteine angelegt, um den Rauch aus demſelben hineinzuleiten; aber eben wegen dieſer künſtlichen Leitung, wovon bei den Alten gar keine Spur vorkommt, ſind wir nicht genöthiget, die Rauchkammern neben dem Feuerherde oder der Küche anzulegen; wir bringen ſie auf dem höchſten Boden an, wo der Raum nicht einen ſolchen Werth hat. Die Alten mußten dagegen diejenigen Zimmer, worin Sachen, welche keinen Rauch litten, verwahrt werden ſollten, vorſichtig vom Herde und von den Schwitzſtuben, wo faſt immer Rauch war, entfernen. Das Wort Fumarium, welches öfters durch Rauchfang

---

*) Πηδάλιον δ' εὐεργὲς ὑπὲρ καπνοῦ κρεμάσασθαι.
Clavum ſabrefactum super ſumum suspendito. Hesid. opera et d. v. 627.

**) Apothecae recte superponentur his locis, unde plerumque fumus exoritur, quoniam vina celerius vetustescunt, quae fumi quodam tenore praecocem maturitatem trahunt. — Gallinaria juncta sint ea furno, vel culinae, ut ad avem perveniat ſumus qui est huic generi praecipue salutaris. — Huic autem focus applicetur tam longus, ut nec impediat praedictos aditus, et ab eo ſumus perveniat in utramque cellam. C — mella I., 6, 20, p. 406. Lib. 8. cap. 3. p. 636

überſetzt wird, war daher keineswegs ein Schornſtein, ſondern bald eine Rauchkammer, um Fleiſch zu räuchern, und den jungen Wein ſchneller milde und frühzeitig zur Vollendung zu bringen, bald eine Dörrkammer, um Obſt, Holz und andere Sachen darin zu trocknen. Hieraus wird begreiflich, warum die Alten ſo viel auf dürres Holz, welches nicht raucht, gehalten haben. Wir wünſchen zwar noch jetzt dergleichen zu beſitzen, und ſchätzen dieſerhalb das Holz der weißen Weide und der Erdweide (Salix alba et triandra) hoch, indem es in unſern Kaminen, wo dergleichen noch üblich ſind, da man ſich jetzt lieber der Oefen bedient, mit dem wenigſten Rauche brennt, auch am wenigſten reißt und Funken umherwirft; allein die große Mühe, welche man ſich in alten Zeiten gegeben, rauchfreies Holz zu bekommen, beweiſet, daß man es viel nöthiger gehabt hat, als jetzt. Man hatte die Gewohnheit, das Holz zu ſchälen, es dann lange im Waſſer liegen, und es hierauf wieder vollkommen austrocknen zu laſſen*). Dieſe Bereitungsart war freilich geeignet, die gewünſchte Wirkung hervorzubringen; denn wir wiſſen ja, daß das Floßholz leichterer, geſchwinderer, und daher auch mit wenigerem Rauche brennt, als dasjenige, was uns aus dem Walde auf der Axe zugefahren wird. Ein anderes, damals ſehr übliches, Mittel rauchfreies Holz zu machen, beſtand darin, daß man es in Oel oder Oelhefen gleichſam erweichte, oder auch mit Oel be-

*) Theophraſt. hist. plantar. lib. 5, cap. 10, p. 540: Fumus acerbissimus ſici, caprifici, et cujusque lacteo succo humentis, Caussa humor est. Haec tamen decorticata, et aqua super infusa madefacta, deinde siccata, omnium maxime immunia ſumo evadunt, ſlammamque mollissimam faciunt, utpote cum proprius quoque, innatusque humor exemptus sit.

goß, ſo daß es recht mit Oel getränkt wurde, wodurch es ohne Rauch und ſehr gut brannte *). Zu gleicher Abſicht ließ man auch das Holz vor dem Gebrauche durch Feuer ausdörren und anſengen, ſo daß es, ohne völlig verkohlt zu werden, ſeine meiſte Feuchtigkeit verlor. Dieſes Mittels bedient man ſich noch jetzt vortheilhaft auf den Glashütten und Porzellanhütten, wo man eigene Oefen zum Dörren des Holzes hat. Solche angeſengte Hölzer ſcheinen die ligna cocta oder coctilia geweſen zu ſeyn **). Dieſes Holzes gedenkt auch Galen, wenn er ſagt: daß einige gekochte Hölzer keinen Rauch geben, zu welcher Gattung man auch die verkohlten Hölzer rechnen kann ***). Vom Kaiſer Claudius wurde die Feuerung, die Jemand als Deputat haben ſollte, auf folgende Weiſe beſtimmt: Täglich 1000 Pfund Holz, Holzkohlen täglich 4 Schaufeln ****). Das Holz ward alſo ſchon damals, ſo wie jetzt in Amſterdam, nach

---

*) Codicillos oleaginos et caetera ligna amurca cruda perspergito et in sole ponito, perbibant bene. Ita neque fumosa erunt et ardebunt bene. Plin. lib. 15, cap. 8, p. 738: Postremo ligna macerata amurca, nullius fumi taedio ardere.

**) Dergleichen Hölzer hießen im Griechiſchen ἄκαπνα, auch wohl Lateiniſch acapna. In Homer's Odys. 6 κάγκανα, auch δανά; bei Pollux 6, 90, p. 621 καύσιμα, auch 10, 110, und 7, 109.

***) Antidot. lib. 1. Digest. lib. 32 de leg. 55, 7. Sed et titiones, et alia ligua cocta ne fumum faciant, utrum ligno an carboni, an suo generi adnumerabimus? Et magis est, ut proprium genus habeatur. Digestor. lib. 50, tit. 16, 167 de verb. signif. Wo Ulpian dieſelben Worte wiederholt.

****) Trebellius Pol. in vita Claudii cap. 14. Ligni quotidiani pondo mille – – –, coctilium quotidiana batilla quatuor.

dem Gewichte angegeben oder zugewogen, dagegen wurden die Kohlen gemeſſen. Martial epigr. lib. 13; 15, ſagt: Ligna acapna.

Si vicina tibi Nomento rura coluntur,
Ad villam moneo, rustice, ligna feras.

In der genannten Gegend ſcheint kein gutes Holz geweſen zu ſeyn, ſo daß man gedörrtes kaufen mußte. Hieraus haben Einige ſchließen wollen, die acapna müßten nicht theuer geweſen ſeyn, weil ſie hier dem Bauer angeprieſen werden; allein hier iſt nicht die Rede von einem Bauer, ſondern von dem Beſitzer eines Landgutes, der wohl gedörrtes Holz kaufen konnte.

Die Kohlen wurden zu Rom in beſonderen Buden, welche Tabernae cocti1iariae hießen, verkauft, und ſowohl die Zubereitung dieſes Holzes, als auch der Handel mit demſelben, war ein Gewerbe gemeiner Leute, welches Gewerbe auch der Vater des Kaiſers Pertinax in Ligurien getrieben hat, wie Julius Capitolin berichtet. *) Vorher ſagt dieſer Schriftſteller, daß der Vater lignariam negiotiationem (einen Holzhandel) getrieben habe. Wo man genöthigt war Feuer ohne ſolches zugerichtetes Holz machen zu müſſen, welches wahrſcheinlich für dürftige Familien zu theuer war, da fehlte es auch nicht an Klagen über Rauch, welcher Thränen erregte; ſo ging es dem Horaz auf der Reiſe in einer armſeligen Herberge:

---

*) Nam pater ejus tabernam coctiliciam (coctiliariam) in Liguria exercuerat. Sed posteaquam in Liguriam venit, multis agris coemptis, tabernam paternam manente forma priore, infinitis aedificiis circumdedit; fuitque illic per triennium et mercatus est per suos servos. Jul. Capitol. in vita Pertin. cap. 3.

nisi nos vicina Trivici
Villa recepisset, lacrimoso non sine fumo;
Udos cum foliis ramos urente camino
Horat. I Satyr 5. 80.

Man gewahrt nun aus dem Geſagten, daß aus den Schriften der Alten, der Griechen und Römer, nur ſehr unvollkommen hervorgeht, auf welche Weiſe ſie ihre Zimmer erwärmten; ſo viel gewahrt man aber dennoch daraus, daß ſie ſich einer eiſernen Pfanne oder eines großen Kohlenbeckens bedienten, auch wohl einer Art tragbaren Herdes oder Ofens, worauf und worin man entweder Holz anzündete und abbrennen ließ, ehe man das Geräth ins Zimmer brachte, oder man füllte den Herd oder den Ofen mit glühenden Kohlen an. Als Alexander der Große von einem Freunde im Winter zu Gaſte geladen ward, der bei kaltem Wetter eine kleine Kohlenpfanne ins Speiſezimmer bringen ließ, ſo ſagte Alexander im Scherze zu ſeinem Wirthe: „dieſe Feuerpfanne ſchickt ſich beſſer um den Göttern zu Ehren Weihrauch darauf zu ſtreuen, als ſich dabei zu wärmen.*) So rühmte Anacharſis einige weiſe Einrichtungen der Griechen in der Kohlenfeuerung, indem ſie den Rauch draußen ließen, und das Feuer in ihre Häuſer brächten. **) Heliogabalus ließ auf dergleichen Herde Indiſche Spezereyen und Räucherwerke ſtatt der Kohlen ſchütten

*) Hyeme in magno gelu exceptus convivio ab amico quodam cum is focum ignemque exiguum (ἐσχάραν δὲ μικρὰν καὶ πῦρ ὀλίγον) intulisset aut ligna eum, au thus adferre jussit. Plutarch apophtheg. p. 180.

**) Anacharsis ille sapiens alia Graecorum instituta reprehendens, prunas laudavit, quod fumo excluso, domi ignem portarent. Plutarch. sympos. 6, 7, p. 692.

und anzünden. *) **Winkelmann** ſagt über die Kamine der Alten in ſeinen Anmerkungen über die Bäder der Alten:

„Von Kaminen in Zimmern findet ſich keine Spur. In einigen Zimmern der Stadt Herkulanum fanden ſich Kohlen, woraus man ſchließen kann, daß daſelbſt kein andres, als Kohlenfeuer ſich zu wärmen iſt üblich geweſen. Man trifft noch jetzt in den gewöhnlichen Bürgerhäuſern von Neapel keinen Kamin an, und diejenigen, welche ſowohl hier, als in Rom, auch unter Perſonen von Stande, eine genaue Regel der Geſundheit beobachten, wohnen in Zimmern ohne Kamine, und ohne ſie durch Kohlen zu erheitzen. In den Villen aber, welche außer Rom auf erhabenen Orten, wo die Luft reiner und kälter iſt, angelegt waren, hatten die Alten die Hypocauſta oder Stufen, vermuthlich gewöhnlicher, als in der Stadt. Es fanden ſich Stufen in den verſchütteten Zimmern einer tuskulaniſchen Villa, die bei dem Graben des Grundes zum jetzigen Gebäude entdeckt wurden. Unter dieſen Zimmern waren unter der Erde unterirdiſche Kammern in der Höhe eines Tiſches, ſtets zwei und zwei unter einem Zimmer, und ohne Eingang. Die obere platte Decke dieſer Kammer war von ſehr großen Ziegeln gelegt, und mit zwei Pfeilern unterſtützt, welche ebenfalls von Ziegeln, ohne Kalk, und nur mit Lehm gemauert waren, um ſich in der Hitze nicht von einander zu geben. In der obern Decke dieſer Kammern waren viereckte Röhren von Thon eingemauert, welche bis auf die Hälfte der Kammer herunterhingen und in das Zimmer über dieſelben ihre Oeffnung hatten. Solche Röhren waren innerhalb der Mauern dieſes Zimmers fortgeführt, und hatten in einem andern Zimmer über jenes, das iſt, im zweiten Geſchoß, ihre Oeffnung vermittelſt eines Löwenkopfs von gebrannter Erde. Zu den unterirdiſchen Kammern ging man

---

*) Odores indicos sine carbonibus ad vaporandas zetas jubebat incendi. Ael. Lamprid. vita Heliogab. cap. 31.

durch einen ſehr engen Gang von etwa 2 Fuß breit, und in die Kammern wurden durch ein viereckiges Loch Kohlen geſchüttet, deren Hitze durch beſagte Röhren hinaufzog in das Zimmer unmittelbar über dieſelbe, deſſen Boden von grobem Moſaik war, und die Wände waren mit Marmor belegt. Dies war die Schwitzkammer, Sudatorium. Die Hitze dieſes Zimmers wurde demjenigen, welches über jenem war, vermittelſt der Röhren mitgetheilt, welche innerhalb der Mauern hinaufgingen, und ſowohl in jenem, als in dieſem Zimmer ihre Oeffnungen hatten, die Hitze zu ſammeln und auszulaſſen, welche im obern Zimmer gemäßiget war, und nach Erfordern verſtärkt und vermindert werden konnte.“

Man hat auch noch jetzt im Orient und in Perſien keine Europäiſchen Oefen, und hieraus iſt zu ſchließen, daß daſelbſt die uralten Sitten, Gebräuche und Hausgeräthe faſt unverändert beibehalten worden. Es läßt ſich daher mit Gewißheit vermuthen, daß die noch jetzt daſelbſt gebräuchliche Weiſe ſich zu erwärmen, eben dieſelbe iſt, deren ſich die Alten bedient haben; auch kommt ſie mit den Nachrichten der Alten überein; und da die Morgenländer überhaupt feſt an alten Gewohnheiten und Gebrauchen hängen, ſo iſt es ſogar als gewiß anzunehmen, daß Griechen und Römer dieſelben Einrichtungen bei ſich gehabt haben. Della Valle giebt von der Feuerung der Perſer in ſeinen Reiſen folgende Beſchreibung: *)

„Die Perſer machen das Feuer nicht in ihren Zimmern in Kaminen, wie wir, ſondern in einem Ofen in der Erde, den ſie Tennor nennen, nämlich in einem

*) Reiſen des Della Valle, 2ter Theil. Genf, 1674.

entweder viereckigen oder runden Loche an, welches zwei Spannen tief oder noch etwas tiefer, und einer Römiſchen Tonne nicht ungleich iſt. Damit nun dieſe Grube deſto eher und geſchwinder Hitze gebe, ſo ſetzen ſie ein gebranntes irdenes Gefäß hinein, welches eben ſo groß, als das Loch iſt, legen entweder glühende Kohlen darein, oder machen ein Feuer von Holz und anderen Materien, die leicht brennen, an. Wenn dieſes geſchehen, decken ſie dieſes Loch oder den Ofen mit einem hölzernen Deckel, wie ein kleiner niedriger Tiſch, zu, und legen eine große, mit Baumwolle geſteppte Decke darüber, die von allen Seiten weit bis auf die Erde herabhängt. Dieſe Decke macht, daß die Wärme wie in einem Zimmer zuſammen bleibt, und das ganze Gemach erwärmt. Die Leute aber, die darin eſſen, oder Geſpräche mit einander halten, ja auch Einige die darin ſchlafen, legen ſich auf die Erde über dieſen Teppich nieder, und lehnen ſich mit den Schultern an die Wände auf viereckigten Kiſſen, wie ſie ſonſt zu ſitzen pflegen, weil dieſer Tennor jederzeit an einem ſolchen Orte gemacht wird, daß er in gleicher Weite von der Wand des Gemachs, zum wenigſten auf beiden Seiten ſteht. Diejenigen nun, welche nicht hart friert, thun nur die Füße unter dieſe Decke; Andere aber, die mehr erfroren ſind, können die Hände darunter ſtecken, oder mit dem ganzen Leibe unter dieſelbe kriechen. Auf ſolche Weiſe breitet ſich nun, ohne einiges Ungemach des Kopfes, über den ganzen Leib eine ſo durchdringende und liebliche Wärme aus, daß ich im Winter niemals etwas Angenehmeres verſucht habe. Diejenigen aber, welche keiner Wärme bedürfen, ließen auf ihrer Seite die Decke auf die Erde niederfallen, und genießen alſo, ohne einige Ungelegenheit von der Hitze, der mittelmäßig warmen Luft des Zimmers. Sie haben auch noch ein anderes Mittel, wenn es nöthig iſt, Feuer zu ſchüren und anzublaſen. Nämlich durch eine kleine Röhre unter der Erde, welche zu unterſt in dem Tennor oder Ofen anfängt, und bis oben an das Eſtrich, ſo weit man will, geht, dergeſtalt, daß der Wind, wenn man darein bläßt, weil er keinen andern Ausgang findet, das Feuer von Stunde an anzündet. Wenn man nun dieſen Ofen nicht mehr brauchen will,

ſo decken ſie die beiden Löcher, ſowohl das große des Ofens, als das kleine der Röhre, die den Wind in den Ofen treibt, mit einem platten zu dieſem Ende gemachten Stein zu, daß man ſchwerlich etwas daran gewahr werden kann, oder deßwegen einige Ungelegenheit verſpürt, beſonders in dieſen Landen, wo ſie das Eſtrich der Gemächer jederzeit mit Teppichen zu bedecken pflegen, die Wände aber nur weiß tünchen. An manchen Orten benutzen ſie dieſe Oefens ſtatt einer Küche, und ſetzen Keſſel darauf. Ingleichen brauchen ſie auch dieſelben Brod darauf zu backen, weswegen ſie ſolche mit einem großen Bleche zudecken, auf welches ſie den Teig legen. Wo das Brod dicker iſt, und mehr Hitze bedarf, backt man es ſelbſt in dem Ofen."

Hierbei merkt Beckmann noch an, daß die Juden ſich ehemals eben ſolcher Oefen in ihren Häuſern bedient haben, und auch die Prieſter dergleichen im Tempel gehabt hätten. Guys ſagt in ſeiner literariſchen Reiſe durch Griechenland von den heutigen Griechen in Hinſicht der Feuerung: *)

---

*) Il n'y a point de cheminées dans les chambres des maisons Grecques; on ne se sert que d'un brasier qu'on met au milieu de l'Appartement pour l'échauffer, ou pour ceux qui veulent s'en approcher. Cet usage est très ancien dans tout l'Orient; les Romains n' en avoient pas d'autre et les Turcs l'ont conservé. On appelloit λάμπτης, dit Hesychius, un brasier qu' on mettoit au milieu des chambres, et sur lequel on faisait brûler du bois sec pour se chauffer, et du bois résineux, pour éclairer. Ce brasier étoit porté comme aujourd'hui sur un trepied; les lampes ne sont venues que long-tems après. Pour garantir le visage de l'incommodité et de l'ardeur du brasier, souvent d'angereux, on a imaginé le Tendour; c'est une table quarrée sur laquelle le feu est placé. Cette table est couverte d'un tapis, qui de tous coté tombe jusqu'à terre et

„Es giebt in den Zimmern der Griechiſchen Häuſer keine Kamine, man bedient ſich nur einer Kohlenpfanne, welche man in die Mitte des Zimmers ſetzt, um daſſelbe zu erwärmen, oder für diejenigen, welche ſich daran wärmen wollen. Dieſer Gebrauch iſt ſehr alt im ganzen Orient; die Römer bedienten ſich keiner andern Feurungsart, und die Türken haben ſie beibehalten. Man nannte nach dem Heſychius λαμπτὴς ein Kohlenbecken oder eine Feuerpfanne, welche man in die Mitte der Zimmer ſetzte, und worauf man getrocknetes Holz ſich zu erwärmen, und harziges Holz zur Erleuchtung der Zimmer brannte. Dieſes Kohlenbecken wurde, wie noch gegenwärtig geſchieht, auf einem Dreifuß getragen. Die Lampen ſind erſt weit ſpäter eingeführt oder erfunden worden. Um das Geſicht vor der Unbequemlichkeit und oft gefährlichen Hitze der Kohlenpfanne zu bewahren, erfand man einen Deckel, eine Art von eckiger Tafel, unter welchem das Feuer angemacht wurde. Dieſe Tafel ward mit einem Teppich überdeckt, welcher von allen Seiten zur Erde herabhing, und worüber noch ein anderer von Seide ausgebreitet war, welcher, mehr oder weniger reich, den Deckel ſchmückte, um welchen herum man auf dem Sopha oder auf viereckigten Steinen ſaß. Man kann zu gleicher Zeit die Füße und Hände unter die Decke ſtecken, welche die Feuerpfanne von allen Seiten umgiebt, und eine angenehme und dauerhafte Wärme unterhält. Der Deckel iſt hauptſächlich für die Frauen beſtimmt, welche beinahe den ganzen Winter hindurch

---

d'un autre en soie plus ou moins riche, qui pare le Tendour, autour du quel on s'assied sur le sopha ou sur des carreaux. On peut mettre à la fois les pieds et les mains sous la couverture qui, enveloppant le brasier de toute part, entretient une chaleur douce et durable. Le Tendour est principalement à l'usage des femmes, qui pendent l'hyver y passent presque toute la journée â broder ou à recevoir les visites de leurs amies. — Voyage littéraire de la Grece p. M. Guys. Paris, 1776. 2 Tom.; I., p. 34.

des Tages mit Sticken zubringen, oder Beſuche von ihren Freundinnen annehmen.“

Nach Montfaucon's Meinung ſoll man ſchon vor Alters gemauerte hohe Abzüge des Rauchs gekannt haben; allein wenn ſie geweſen wären, welches doch aus den Schriften der Griechen und Römer ſehr unbeſtimmt hervorgeht, und aus den uns übrig gebliebenen Gebäuden oder vielmehr Ruinen aus jener Zeit nicht erſichtlich iſt, ſo müſſen ſie doch nur ſehr ſelten geweſen ſeyn; allein da ſie von großer Bequemlichkeit und Nutzbarkeit, und in den meiſten Fällen ſehr leicht anzulegen ſind, ſo iſt es auch gewiß, daß wenn ſie wirklich bekannt geweſen wären, ſie nicht lange hätten ſelten bleiben können. Diejenigen Stellen in den Schriften der Alten, die man noch anführt, um den Gebrauch der Schornſteine zu beweiſen, ſind folgende:

„Horaz I od. 9. 5, ſagt:

Diſſolve frigus, ligna ſuper foco
Large reponens.

Hiermit will der Dichter beim Weine nur ſagen, daß ein gutes Feuer auf dem Herde ſeyn müſſe, um was die Kälte giebt, dadurch reichlich wieder zu erſtatten; allein ob der Herd, focus, einen Schornſtein hatte, das entſcheidet dieſe Zeile nicht, eben ſo wenig, als die Ermahnung des Cato, 143, S. 104: Focum purum circumverſum quotidie, priusquam cubitum eat, habent. Es war allemal nöthig, das Feuer vor der Nacht zuſammen zu fegen, es mochte unter einem Schornſteine gebrannt haben, oder nicht. Columella ſagt XI. 1, p. 744: Conſueſcat ruſticos circa larem domini, focumque familiarem. Es war Gewohnheit, daß die Landleute ſich um die herrſchaftliche Wohnung herum an den Familienherd ſetzten. Cicero ſagt, 7. epiſt. famil. 10: Valde metuo ne frigeas in hibernis; quam ob rem camino luculento utendum cenſeo. Hierzu ſoll, nach Beckmann, Cicero eine damals

unter dieſem Namen bekannte Art von Oefen, die vorzüglich gut wärmte, verſtanden haben, darum ſagte er, daß er nicht befürchte, daß es in den Winterbehältniſſen kalt ſeyn werde. Suetonius in vita Tiber. Ner. cap. 74 ſagt: Miseni cinis e favilla et carbonibus ad calefaciendum triclinium illatus, exstinctus et iam diu frigidus exarsit repente prima vespera, atque in multam noctem pertinaciter luxit. Dieſe Stelle ſcheint auf ein mit Kohlen angefülltes Feuerbecken zu deuten, deſſen glimmende Kohlen noch die ganze Nacht hindurch anhaltend leuchteten. Tertull. de poenitentia lib. 5, cap. 12, p. 291 ſcheint an den Veſuv gedacht, und ihn mit einem kleinen Tennor verglichen zu haben, denn er ſagt: Quid illum thesaurum ignis aeterni aestimabimus, cum fumariola quaedam ejus tales flammarum ictus suscitent, ut proximae urbes aut iam nullae exstent, aut idem sibi de die sperent. — Sidonius Apollin. lib. 2, epist. 1, p. 102 führt an: A cripto porticu in hyemale triclinum venitur, quod arcuatili camino saepe ignis animatus pulla fuligine infecit. Mit Gewißheit iſt arcuatilis caminus nicht zu beſtimmen. Nach Beckmann's Meinung ſoll vielleicht über dem tragbaren Ofen ein blechernes Dach oder ein Schirm angebracht worden ſeyn; allein ſo viel iſt auch gewiß, daß bei dem Gebrauche des arcuatilis camini das ſchöne Speiſezimmer voll Rauch und Ruß geweſen iſt, wie auch die letzten Worte deutlich bezeigen, indem das oft angeblaſene Feuer vielen ſchwarzen Ruß abſetzt, oder das Gemach mit ſchwarzem Ruß färbt. — Ammianus Marcel. lib. 25 am Ende im Leben des Jovianus ſagt: Fertur recente calce cubiculi illiti ferre odorem noxium nequivisse, vel extuberato capite periisse succensione prunarum immensa. Hier iſt auch wahrſcheinlich von einer Kohlenpfanne oder einem Feuerbecken die Rede; denn bei einem Kamine oder Ofen mit einem Schornſteine wäre es unmöglich geweſen. Eine Stelle von mancherlei Auslegungen iſt folgende beim Athenäus lib. 12, p. 519: Apud Sybaritas reperta sunt cava et angusta coenacula (πύελοι) in quibus tantisper dum mensis accumberent calore foverentur. Nach Dalechamp ſollen πύελοι die poeles (Pfannen) der

Franzoſen ſeyn; locus in aedibus hypocausto tepens, in quo per hyemem prandetur ac coenatur, quod adversus frigora praesidium in Germania ubique adhibetur. Alſo unſere Stuben mit einem Ofen, in welchen im Winter gefrühſtückt und zu Abend gegeſſen wird. Nach dem Caſaubonus *) ſollen es Badewannen geweſen ſein. Dieſe Meinung wird dadurch beſtätiget, daß πύελος in dieſer Bedeutung beim Suidas, und mehr als einmal bei Jul. Pollux vorkommt; auch Ferrarius hat ſie angenommen; denn er ſagt: Sybaritae pro lectis triclinaribus, in quibus ad mensam discumberent, alveos excogitarunt, aqua calida plenos, in quibus, tanquam in lectis mensae accumbebant, iisque corpora mergebant, ut calidae tepore inter comedendum foverentur, woraus freilich hervorgeht, daß mit warmen Waſſer angefüllte Gefäße nur Badewannen ſeyn konnten; allein durch die Wärme, welche die Ausdünſtung des warmen Waſſers verbreitet, wird zugleich das Wohnzimmer erwärmt. Lipſius verwirft alle dieſe Erklärungen, und denkt ſich dagegen thecas Wärmflaſchen oder Feuerflaſchen, die man im Plattdeutſchen Kiken nennt. Er ſagt: thecas, lectulorum instar, quibus supponerentur in testis carbones, ad modice calefaciendum, qui incubaret, welche alſo auf einem durch Kohlenfeuer erwärmten Deckel erwärmt wurden. Dergleichen Wärmflaſchen werden am meiſten in Holland, wo unſere Oefen fehlen, von dem Frauenzimmer, welches daſelbſt ſelten zum Kamine kommt, gebraucht. Die Alten haben dergleichen Wärmflaſchen auch gekannt, aber nicht unter dem Namen πύελοι.

Montfaucon ſagt: Es iſt nicht zu zweifeln, daß der Name Kamin, als auch die Sache, die er bezeichnet, von den Alten zu uns gekommen iſt; denn von Caminus kommt Chiminea der Spanier, Ca-

*) Animad. in Athen. 12. cap. 3, p. 833: Solia aut cellae sudatoriae.

mino der Italiener, Cheminée der Franzoſen, und Kamin der Deutſchen her. Beckmann ſagt dagegen, ſo ſicher die Ableitung iſt, ſo unſicher iſt der Schluß; denn ſehr oft hat man einer neuen Erfindung den alten Namen einer Sache gegeben, deſſen Dienſt ſie leiſtet. So kömmt Mühle, Moulin von Mola, und dennoch war unſere Mühle den Alten nicht bekannt. Guys erzählt: als eine Griechin eine Europäerin mit einem warmen Mantel bekleidet ſah, ſagte ſie: dieſe Frau trägt ihren Tennor mit ſich herum.

Zur Zeit des Seneca erfand man noch eine andere, weit künſtlichere Einrichtung die Zimmer zu erwärmen. Man legte nämlich unter dem Hauſe einen großen Ofen oder mehrere Oefen an, in welchen glühende Kohlen gethan wurden, deren Wärme durch Röhren, welche in den Mauern oder Wänden angebracht waren, in die Speiſe-, Schlaf- und andere Zimmer, die man erwärmen wollte, geleitet ward, und ſolche gleichförmig verbreiteten. Die oberen Mündungen dieſer Dampfröhren hatten oft die Bildung eines Löwenkopfs oder eines Delphins, oder eine ſonſt gefällige Geſtalt, und konnten nach Belieben geöffnet und verſchloſſen werden. Dieſe Einrichtung hatte man zuerſt bei den Bädern angebracht, nachher wurde ihr Gebrauch erweitert. Oft ſcheinen dieſe Röhren im ganzen Hauſe herumgeleitet worden zu ſeyn, damit der Dampf überall Wärme verbreite.*) Nach dem Palladius ſoll man einen Aſt dergleichen Röhren unter dem Fußboden weg-

---

*) Quid nunc strata solo referam tabulata crepantes
Auditura pilas, ubi languidns ignis inerrat
Aedibus, et tenuem volvunt hypocausta vaporem.
Statius sylvar. lib. 1, 5, 17.

laufen laſſen, damit ſolche durch das Feuer des Ofens erwärmt werden. *) Eine ſolche Zimmer-Erwärmung, welche derjenigen von unſern Stubenöfen ſehr nahe kommt, wäre eben ſo wenig, als dieſe, ohne Fenſter möglich geweſen, und es iſt merkwürdig, daß die durchſichtigen Fenſter auch zur Zeit des Seneca noch neu geweſen ſind, indem er das durch die Scheiben fallende Licht, als hell und klar bewundert. **) Uebrigens verboten die Geſetze bei der oben erwähnten neuen Feuerung die Röhren nicht zu nahe an des Nachbaren Wand anzulegen, wahrſcheinlich wegen des Rußes, der ſich mit der Zeit anſetzt und entzündet, und eine Feuersbrunſt erregen konnte. ***) Auch der Kaiſer Julian erzählt, daß er bei ſeinem Aufenthalte zu Paris in einem ungewöhnlich ſtrengen Winter nicht habe einheitzen laſſen, obgleich das Haus, welches er bewohnt, ſo wie die meiſten andern Häuſer dazu eingerichtet geweſen wären, weil er ſich habe an das Klima gewöhnen wollen; auch habe er beſorgt, die Wände möchten von der Wärme ſchwitzen und ausdünſten; er habe daher nur Feuer und glühende Kohlen hereinbringen laſſen, wobei er aber Kopf-

---

*) At si quis majori diligentiae studet, subjectis hinc inde cuniculis pavimenta suspendat et ignem suggerat, fornace succensa. Pallad. de re rust. lib. 1, 20, p. 876.

**) Quaedam nostra demum prodisse memoria scimus, ut speculariorum usum, perlucente testa, clarum transmittentium lumen. Seneca ep. 90, p. 577.

***) Quidam Hiberus nomine, qui habet post horrea mea insulam, balnearia fecit secundum parietem communem; non licet autem tabulos habere admotos ad parietem communem. De tubulis eo amplius hoc juris est, quod per eos flamma torretur paries. Digestor. lib. 8, tit. 2, 13.

ſchmerzen und Uebelkeiten erhalten habe. Die Einrichtung dieſer Häuſer zur Feuerung ſcheint die nämliche oben angeführte des Seneca geweſen zu ſeyn; denn aus dieſer Erzählung geht die Feuerung in Stubenöfen und Kaminen nicht hervor; und wenn ſolche damals ſchon vorhanden geweſen, ſo würde ſich der Kaiſer nicht dem Kohlendampfe ausgeſetzt haben, deſſen Wirkungen ihm nicht unbekannt ſeyn konnten. Auch Philanders *) Meinung iſt hier bei der Feuerung der Alten ſehr wichtig, beſonders jetzt, wo man durch Dämpfe Maſchinen treibt ꝛc. Dieſer Schriftſteller ſagt nämlich: daß aus den unterirdiſchen Oefen der Dunſt des ſiedenden Waſſers in die Zimmer geleitet worden. Dieſe Oefen waren alſo hauptſächlich zu den Bädern beſtimmt, um das Waſſer zu erwärmen, und die aufſteigenden Dämpfe benutzte man zugleich zur Heitzung oder Erwärmung der Zimmer, welches auch aus den vielen oben angeführten Stellen der Alten hervorgeht, welche nur immer von Badezimmern und Bädern ſprechen.

Da von den meiſten Schriftſtellern das hohe Alter der Schornſteine gar nicht bezweifelt worden iſt, wie Beckmann anführt, ſo ſind ſolche Nachrichten, welche die Zeit, wann ſie in Gebrauch gekommen, einigermaßen beſtimmen können, noch zu wenig angemerkt und geſammelt worden. Nach dem Du-Cange, Voſſius und Andern ſollen Caminatae Zimmer mit Kaminen geweſen ſeyn, und daher müſſen dieſe ſehr alt ſeyn; denn das Wort kommt ſchon im Jahre 1069, und vielleicht noch früher, vor. Von dem erwähnten Jahre führt Za-

*) Vitruvii de architect. lib. cum annot. Gulielmi Philandri Castilionii. Lugd., 1586, p. 279.

netti, S. 78, ein Diplom an, worin folgende Worte ſtehen: cum tota sua cella et domo, et caminatis cum suo solario, et aliis caminatis (Mit ſeinem ganzen Behältniß und Wohnung, und Kamin mit ſeinem Altan, und andern Kaminen). Man findet das Wort Kamin aber nicht ſelten in ſolcher Verbindung, welche jener Bedeutung ganz widerſpricht. Der Grammatiker Papias, der um das Jahr 1051 geſchrieben hat, erklärt das Wort Fumarium durch Caminus, per quem exit fumus (durch welchen der Rauch aufſteigt). Johannes de Janua, ein Mönch, der um das Jahr 1268 ſein zu Venedig gedrucktes Catholicon geſchrieben hat, ſagt: Epicaustorium, instrumentum, quod fit super ignem causa emittendi Fumum (das Epicaustorium iſt ein Inſtrument, welches über dem Feuer die Urſache oder der Grund zur Herauslaſſung des Rauches iſt); allein dieſe Fumaria und Epicaustoria können auch Röhren geweſen ſeyn, wodurch man den Rauch, wie es bei unſern Windöfen geſchieht, durch die nächſte Wand, oder das nächſte Fenſter abgeleitet hat, und dieſe Benennungen mit ihren Erklärungen geben daher noch keinen Beweis von ſo hohem Alter der Schornſteine ab, beſonders da noch ſpätere Schriftſteller das Gegentheil glaublich machen. Riccobaldus von Ferrara, Galvano Fiamma oder Flamma, ein Dominikaner aus Mayland, der als Profeſſor zu Pavia 1344 geſtorben iſt, und Giovanni von Muſſis, der ums Jahr 1388 ſein chronicon Placentinum ſchrieb, alſo alle Schriftſteller des 14ten Jahrhunderts ſcheinen die Schornſteine entweder noch gar nicht gekannt, oder für eine Erfindung des neuen Luxus angeſehen zu haben. Daß im 10ten, 12ten und 13ten Jahrhunderte noch keine Schornſteine geweſen ſind, ſcheint auch das

ſo genannte Ignitegium oder Pyritegium, Curfu-bell! der Engländer und Couvre-feu der Franzoſen zu beweiſen. In dem mittlern Zeitalter hatte man noch das Feuer mitten im Hauſe in einer Grube oder Vertiefung, unter einer im Dache angebrachten Oeffnung, welche, wenn das Feuer abgebrannt war, oder man des Abends zu Bette gehen wollte, mit einer hölzernen Klappe verſchloſſen ward. Es war damals faſt überall das Geſetz, daß das Feuer des Abends zu einer beſtimmten Zeit gelöſcht, die Klappe verſchloſſen, und alles Volk zu Bette gehen, oder wenigſtens zu Hauſe ſeyn mußte, welche Zeit durch einen Glockenſchlag angedeutet wurde. *) In Eng-

---

*) Hierher gehören folgende Stellen alter Schriftſteller, die Du Cange angeführt hat: Est autem ignitegium qualibet nocte per annum pulsandum hora septima post meridiem. (Es iſt aber überall des Jahres hindurch gebräuchlich des Nachts, wenn die Glocke Nachmittags ſieben geſchlagen, das Feuer zu löſchen). Statuta Leichefeldensis Ecclesiae in Anglia. — Statuimus hac praesenti constitutione perpetuo observandum, quod nullus de caetero vadat per civitatem Massiliae vel sub urbia civitatis contigua de nocte, ex quo campana, quae dicitur Salvaterra, sonata fuerit, sine lumine. (Es wird durch dieſe Verordnung zur immerwährenden Befolgung feſtgeſetzt, daß keiner von der Bürgerſchaft von Marſeille oder von denjenigen ſo unterhalb der Stadt wohnen oder daran gränzen, und auf dem Lande, welches Salvaterra genannt wird, in der Nacht ohne Licht gehen ſoll, wenn man geläutet haben wird.) Statuta Massil. lib. 5, cap. 4. — Statuimus, ut nullus extra domum post ignitegium seu Coverſu exeat. Es wird feſtgeſetzt, daß Niemand aus dem Hauſe gehen ſoll, ohne nicht vorher das Feuer gelöſcht zu haben.) Charta Johannis, electi archiepisc. Upsaliensis an. 1291.

land hat Wilhelm I, der Eroberer, dieſes Geſetz im Jahre 1068 gegeben, und die Feuerlöſchung (ignitegium) auf ſieben Uhr geſetzt, hauptſächlich um nächtliche Zuſammenkünfte zu verhindern, welches Geſetz Heinrich I im Jahre 1100 wieder aufgehoben haben ſoll. Dieſer Glockenſchlag ſoll auch zur ſogenannten Betglocke Gelegenheit gegeben haben, welche in proteſtantiſchen Ländern beibehalten worden. Pabſt Johann der drei und zwanzigſte verordnete nämlich im Jahre 1325 zur Abwendung ſo mancher ihm verdrießlicher Vorfälle, daß jeder bei dem ignitegio dreimal Ave Maria beten ſollte *). Späterhin, als Kometen und Türken die Chriſtenheit ſchreckten, vermehrte Pabſt Calixtus III dieſe periodiſchen Gebeter dadurch, daß er auch des Mittags die Betglocke ſchlagen ließ **). Die älteſten zuverläſſigen Zeugniſſe von Schornſteinen, welche Beckmann aufgefunden, ſind vom Jahre 1347. In einer Inſchrift, die zu Venedig über der Hauptthür der großen Schule der heiligen Maria der Mildthätigen in Marmor vorhanden geweſen, wird gemeldet, daß in dem genannten Jahre ein ſtarkes Erdbeben viele Kamine (molti camini) herunter geworfen habe ***). Dieſer Umſtand wird auch von dem Geſchichtſchreiber Johann Villani aus Florenz, wo er im Jahre 1348 geſtorben ſeyn ſoll, be-

*) Concilium Senonense an. 1347, cap. 13.

**) Platina de vitis pontific. p. m. 619.

***) Nella iscrizione in marmo posta sopra la maggior porta della scuola grande di Santa Maria della Carità, in cui si descrive il tremuoto che afflisse la nostra città nell' accennato anno 1347, si nota che caddero molti camini. Zanetti, p. 80.

ſtätiget. Er nennt die Schornſteine fumaiuoli *); indeſſen ſteht in einer Anmerkung: fumajuoli o vogliano dire cammini; alſo er hat Kamin ſagen wollen. Galeazzo Gataro, oder de Gataris, der 1405 an der Peſt geſtorben iſt, erzählt in ſeiner Geſchichte von Padua, die nachher ſein Sohn Andreas verbeſſert und fortgeſetzt hat, daß Francesco da Carraro, Signor di Padova, als er im Jahre 1368 nach Rom gekommen, und daſelbſt im Gaſthauſe keine Kamine gefunden habe, weil zu der Zeit noch das Feuer mitten im Hauſe in einer Vertiefung unterhalten worden, durch die Maurer und Zimmerleute, welche er bei ſich gehabt, ein Paar Kamine haben aufführen und wölben laſſen, ſo wie dergleichen damals zu Padua ſchon längſt gebräuchlich geweſen wären. An dieſe Kamine, die erſten die Rom gehabt hat, habe er ſein Wappen ſetzen laſſen, welches noch zu des Gataro Zeiten zu ſehen geweſen **) So lange die Schornſteine einfach und ſo weit gemacht wurden, als man ſie noch zuweilen in alten Gebäuden findet, ſo lange war die Reinigung derſelben ſo leicht, daß ſie die Bedienten des Hauſes mit einem Bunde Stroh und Reiſern an einem Stricke verrichten konnten, nachdem man aber, zur Erſparung des Raums, die Röhren enger gemacht, und viele Röh-

*) Nel detto anno (1347) Venerdi notte di 25 di Gennaio; furono diversi e grandissimi tremuoti in Italia, nella citta di Pisa, e di Bologna, e di Padova, e maggiormente nella citta di Vinegia, nella quale rovinarono infiniti fummajuoli, che ve ne havea assai e belli, e piu companili di Chiese, e altre case nelle dette citta s'apersono e tali rovinarono. Historie Fiorentine di Giovan. Villani lib. 12, cap. 121.

**) Muratori scriptor rer. Ital. Tom. 17, p. 46.

ren in einander geleitet hat, iſt auch die Reinigung ſo künſtlich geworden, daß ſie einige Uebung, und Knaben oder Männer von kleinem Durchmeſſer verlangt. Nach Deutſchland kamen die erſten Schornſteinfeger aus Savoyen, Piemont und den benachbarten Gegenden *), und lange Zeit waren dieſe nur die Einzigen, woraus zu vermuthen iſt, daß die Schornſteine in Italien erfunden worden. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, ſagt Beckmann, dieſer unermüdliche Forſcher, in allem, was die Technologie betrifft, daß dieſes dürftige und arbeitſame Volk dieſe Beſchäftigung gewählt und ſich eigen gemacht habe, weil es keine einträglichere ohne Nebenbuhler finden konnte. Indeſſen ſollen dieſer Arbeit ſich auch die Lothringer unterzogen haben, weßhalb auch die Herzoge von Lothringen, Reichsfeuerherren geweſen ſeyn ſollen. Ein Mitarbeiter an der Deutſchen Encyklopädie, welche in Frankfurth am Main herauskam, aber ſeit der Invaſion der Franzoſen unterbrochen und ſeit der Palingeneſie von Deutſchland nicht weiter fortgeſetzt worden, vermuthet, daß die Italieniſchen Baumeiſter, deren man ſich in Deutſchland zur Erbauung der Häuſer aus Steinen und der Palläſte bedient hat, Leute mit ſich gebracht haben, welchen die Verfahrungsweiſe, größere und künſtlichere Schornſteine, als die gewöhnlichen, zu beſteigen, bekannter geweſen ſeyn ſoll. Die erſten Deutſchen, welche ſich der Reinigung der Schornſteine unterzogen haben, ſollen Bergleute geweſen ſeyn, und ſelbſt noch in ſpäteren Zeiten hielten ſich

---

*) I spazzacamini vengono communemente dalle vallate, come dal Lago di Como, dal Lago maggiore, da Valcamonica, da val Brombana, e anco dal Piemonte. — Garzoni piazza universale. In Venetia 1610, p. 364.

die Schornſteinfeger Knaben vom Harze, die durch ihre Sprache ſich kenntlich machten, bis nachher die Waiſenhäuſer in großen Städten Knaben zu dieſem Gewerbe lieferten. In Frankreich waren noch bis zur Zeit der Revolution die meiſten Schornſteinfeger (ramoneurs de cheminées) Savoyarden, und man ſah in Paris zu allen Zeiten große Schaaren ihrer Knaben, die oft nicht über acht Jahr alt ſind, und dafür, daß ſie ſich in leinenen Kitteln, durch eine enge, oft 50 Fuß lange, von zähem Ruße triefende, und oft noch rauchende Röhre, in der ſie nur am Ende der Fahrt athmen können, mit Beſen und Werkzeugen, nicht ohne Lebensgefahr hindurch arbeiten, fünf Sols erhalten, und nach einer neuen damaligen Finanzverbeſſerung mußten ſie noch einen Theil von der kärglichen Einnahme der grauſamen Regie abgeben. In einem zu Hamburg 1787 herausgekommenen Gemälde von Paris wird geſagt: „Auf dieſe Weiſe (nämlich durch Knaben) werden alle Schornſteine oder Kamine in Paris gereiniget, und die Unternehmer haben dieſe kleinen Unglücklichen nur darum in Korps vereiniget, um noch bei ihrem kärglichen Lohne zu gewinnen. Mögen dieſe unverſtändigen und grauſamen Unternehmer ſich ganz und gar zu Grunde richten, ſo wie überhaupt alle, welche ſich ausſchließliche Privilegien ausgewirkt haben" *). Voltaire ſagt von dieſen Kindern:

*) C'est ainsi que se ramonent toutes les cheminées de Paris; et des régisseurs n' ont enrégimenté ces petits malheureux, que pour gagner encore sur leur médiocre salaire. Puissent ces ineptes et barbares entrepreneurs se ruiner de fond en comble; ainsi que tous ceux qui ont sollicité des privileges exclusifs. Tableau de Paris. Hamburg 1781. Tom. 2, p. 249.

— — — Ces honnêtes enfans,
qui de Savoye arrivent tous les ans
Et dont la main légérement essuye
Ces longs canaux, engorgés par la suie,

welches in Proſa ungefähr heißt: Dieſe ehrlichen Kinder, welche alle Jahre aus Savoyen ankommen, und deren Hand leicht reiniget die langen, mit Ruß verſtopften Kanäle. Nach dieſer Ueberſicht der Geſchichte der Schornſteine, will ich nun zu der Bauart derſelben, wie ſie gegenwärtig in Gebrauch ſind, übergehen.

In jedem, ſowohl ſtädtiſchen, als ländlichen Wohngebäude, iſt es eine Hauptſache, wenn Schornſteine gut angelegt und gehörig nutzbar und ſo verdeckt wie möglich ausgeführt ſind, damit man keine Gefahr und Ungemächlichkeiten zu beſorgen hat; denn nichts iſt in Wohngebäuden unangenehmer, als der Rauch, der aber durch gut angelegte Rauchzüge und Schornſteinröhren vermieden werden kann. Die Urſachen des Rauchens liegen entweder: 1) an dem Orte, wo das Feuer brennt, oder 2) an dem Schornſteine ſelbſt, oder 3) an der Schleifung und Zeichnung deſſelben, oder 4) an dem Obertheile des Schornſteins, der über dem Dache oder Forſte ſteht, und oft nicht ſo hoch ausgeführt worden, als nöthig iſt, um den Rauch abzuleiten, weil dagegenſtehende Gebäude darüber hinausragen, alſo der freie Abzug gehindert wird. An dem Orte, wo das Feuer gemacht wird und brennt, wie in der Küche, muß es nothwendig Rauch geben, wenn daſelbſt der freie Luftzug gehindert wird oder mangelt; denn wenn mehrere Oefen oder Kamine in eins geleitet werden, und die Zunge dazwiſchen nicht hoch genug hinaufgeht, ſo muß der Rauch in das ungeheitzte Zimmer zurücktreten und eindringen. Wenn ein Ofen oder Kamin dem andern die Luft benimmt. Wenn Thü-

ren nahe an Oefen, Kaminen oder Feuerherden befindlich ſind. Dieſer unangenehme Fehler kann auf verſchiedene Weiſe bei alten Schornſteinen abgeholfen werden. 1) Durch Luftröhren, welche von auſſen her die Luft zu dem Feuer führen können. Eine ſolche Röhre geht nun entweder über, oder vor dem Flure, oder auſſen an die Küche. Die leztere muß gegen das ſtarke Eindringen der Winde mit einer Haube verſehen werden. Dieſer Luftzug dient auch dazu, daß die warme Luft in dem Gebäude bleibt, welche ſonſt beſtändig Gelegenheit hat, durch den Schornſtein hinauszugehen. 2) Müſſen die Zungen im Innern der Schornſteine ſo hoch, als dieſer iſt, ausgeführt und nicht verkürzt werden. 3) Macht man an den Feuerherden gegen die Thür kleine Seitenmauren, welche den Rauch von dem Herde abziehen; oder man befeſtiget auch Bleche daran, die bis an den Rauchfang reichen. Dem guten Zuge des Rauches iſt nichts mehr entgegen, als der Wind und die Sonnenſtrahlen, wenn ſie von oben in den Schornſtein fallen können, und dieſe beiden Hinderniſſe müſſen gehoben werden. Erſtlich müſſen die Schornſteine, wie auch ſchon oben angeführt worden, über das Dach, die Seitenmauren ꝛc. hinweggehen, alſo ſo hoch ausgeführt werden, daß der Wind nicht anprallen und in den Schornſtein ſtoßen kann. Zweitens müſſen Kappen auf die Schornſteine, entweder von Mopchen, kleinen Ziegeln, oder von Blech aufgeſetzt werden, die mit Eiſen verankert ſind, und das Eindringen der Sonnenſtrahlen verhindern. Man hat zu Amſterdam, ſo wie überhaupt in dem eigentlichen Holland, eine Art Kappen gegen Wind und Sonne, die ſehr weiſe eingerichtet und von gutem Nutzen iſt. Der Bau der Kappen iſt folgender: Man läßt von kleinen guten Mauerſteinen oben auf dem Schornſteinkranze einen Auf-

ſatz machen, der ſich nach oben in zwei etwas zugeſpitzte Röhren theilt, und wie ein Lateiniſches großes M ausſieht. Unter dieſem kann ſich der Rauch erſt in dem erweiterten Raume allmählich und ohne Hinderung ſammeln, und dann zu beiden Seiten einen ungehinderten Ausgang nehmen; denn die Winde, ſtarke Luft und Sonne können ihm in den engen Röhren nicht das Gegengewicht halten. Der Aufſatz wird oben mit einem eiſernen Anker rund herum zuſammen gehalten, und wenn man ſicher gehen will, läßt man unten, wo der Aufſatz anfängt, auch einen Ringanker mit Lappen machen, wodurch der Schornſteinkranz und Aufſatz ſicher und feſt zuſammen gehalten wird.

Die beſte Art, das Eindringen des Windes und der Sonnenſtrahlen zu verhindern, und dem Schornſteine Zug zu verſchaffen, iſt folgende Kappe: Man läßt ein eiſernes Kreuz machen, welches oben quer über den Schornſteinkranz gelegt und feſt gemacht wird. Auf dieſes Kreuz und auf den Schornſteinkranz wird eine Laterne von Blech geſetzt, die in ſechs gleiche dreieckige Fächer eingetheilt iſt, dergeſtalt, daß die Bleche gerade aufſtehen, und in der Mitte der Laterne mit ihrer Rückenſchneide, ſich kreuzweiſe an einander legen, daher alle in einen Punkt zuſammenlaufen, vorn aber ihre freie Oeffnung erhalten, daß alſo eine jede Oeffnung, die gleich groß iſt, den Rauch von ſich vorwärts hinausſtoßen kann. Die ſechs Blech-Abtheilungen müſſen etwas tiefer in den Schornſteinkranz hineingehen, als die Oberfläche der Mauer iſt. An den vier Seiten auf dem Schornſteinkranze können auch Blechkappen angebracht und an die Mauer angebogen, auch allenfalls angenagelt werden, damit die ganze Laterne völlig ſicher erhalten werden kann. Oben wird dieſe Laterne mit einem ſechseckigen ſpi-

ßen Dächlein oder Käppchen bedeckt, wodurch zugleich das Einregnen verhindert wird. Wenn nun gleich der Wind und das Regenwetter auf einer und die Sonne auf der andern Seite den Rauch einwärts treiben möchte, ſo behält er doch noch den ungehinderten Ausgang zu beiden Seiten; höchſtens werden 3 Zoll behindert, und 3 Zoll bleiben unbehindert für den Rauch zum Ausgange. Die Bleche können aus Eiſen oder Kupfer gemacht werden. Letzteres iſt der Dauer wegen beſſer, denn der größte Theil des Werthes bleibt darin ſtecken. Die Eiſenbleche müſſen mit ſchwarzer Farbe und Pech wider den Roſt überſtrichen werden, wo ſie denn lange der Witterung trotzen. Am ſicherſten iſt es, die Bleche mit Oelfarbe zu überſtreichen. Hierzu iſt am beſten: rother Ocher, Engliſches Roth, rother Bolus, Caput mortuum, Umbra und Keſſelbraun mit Leinölfirniß oder gekochtem Leinöl zerrieben und etwas ſtark aufgetragen. Die Erfindung dieſer Kappen iſt von Nicolaus Goldmann, und der Profeſſor Leonhard Chriſtoph Sturm in Braunſchweig hat ſie bekannt gemacht. Sie verdient alle Empfehlung bei den Schornſteinen, deren fehlerhafte Conſtruction das Rauchen befördert.

Wenn neue Schornſteine angelegt und aufgeführt werden ſollen, ſo iſt dabei folgendes zu beobachten:

1) Muß der Schornſtein, nach Verhältniß ſeiner Größe und Höhe, ein ſtarkes und gutes Fundament erhalten, damit ſolches auf keine Weiſe ausweichen oder nachgeben kann.

2) Müſſen die Wände der Feuermauren wenigſtens eine Ziegellänge oder einen Fuß dick ſeyn; bei mehreren Etagen oder Stockwerken aber verhältnißmäßig ſtärker; ſie müſſen da, wo Feuer hinkommt,

mit gutem Lehm aufgemauert werden, der durch die Länge der Zeit feſter wird und erhärtet.

3) Der ganze Schornſtein muß, ſo viel als möglich, auf maſſiven Wänden ruhen, die Seiten aber, welche offen bleiben, müſſen durch Bogen und Pfeiler gehörig unterſtützt werden.

4) Da die inwendige, äußerſte, untere Oeffnung des Schornſteins größtentheils zu einem Feuerherde dient, ſo muß der Schornſteinmantel in ſeinem Umkreiſe jederzeit größer ſeyn, als der Herd, und ſich wenigſtens 2 bis 3 Fuß weiter über den Herd ausbiegen, nachdem es der Raum geſtattet. Der Raum unter dem Mantel bis auf den Boden muß wenigſtens 6 Fuß genommen werden, damit man ungehindert darunter aufrecht gehen und ſtehen kann.

5) Der ganze Rauchfang muß nicht zu ſchief, auch nicht zu ſteil geſchleppt ſeyn; denn beides verhindert den rechten Zug, und pflegt Rauch zu machen, der ſich in die Küche zieht.

6) Da der Wind zuweilen durch die Schornſteinthüren eindringt, ſo hält er den Rauch in dem Ofen zurück und verurſacht, daß es in dem Zimmer raucht. Um dieſes zu verhindern, müſſen doppelte Thüren vor die Küche oder Thüren vor den Schornſtein gemacht werden.

7) Wenn unterſchiedene Feuerungen und der Rauch davon in einen Schornſtein geleitet wird, ſo müſſen dergleichen Schornſteine auch weiter ſeyn, als da, wo nur ein einfaches Feuer gemacht und ein Ofen darin geführt wird.

8) Wo viele Ofenlöcher in einen Rauchfang gehen, da iſt es ein leichtes und ſicheres Mittel, den Rauch ungehindert fortzuhelfen, wenn oberhalb des Ofenlochs ein Vorrauchfang, der 2 Zoll breiter, und 5 bis 6 Zoll von beiden Seiten aufgebogen iſt, gemacht,

und etwa 10 Fuß hoch in den Schornſtein geleitet wird. Anſtatt eines Stöpſels kann eine Klappe dienen, und die ganze Zugröhre oder der Vorrauchfang kann ſo gemacht werden, daß ſie einzuſetzen und wegzunehmen iſt. Das öftere Reinmachen dieſer Röhren muß nicht vergeſſen werden.

9) Die Kamine müſſen meiſtentheils eine Elle oder bis 2 Fuß tief ſeyn, und die hintere Seite etwas vorwärts gebogen werden, damit der Rauch deſto leichter in den Schornſtein ziehen und die Hitze in das Zimmer kommen kann.

Bei dem Ziehen der Schornſteinröhren iſt zu beobachten: 1) Daß wenn ſolche ſchief gezogen werden, ſie allemal weiter ſeyn müſſen, als die geraden Röhren, weil der Rauch in den ſchiefen Röhren nicht ſo geſchwind aufſteigen kann, als in den geraden. Wenn der Schornſtein den Rauch nur von einem Feuer faſſen kann, ſo muß die mittlere Weite zum wenigſten 1 1/2 Quadratfuß ſeyn. Der Küchenſchornſtein muß aber wenigſtens 2 bis 3 Quadratfuß Weite haben.

2) Die Schornſteine müſſen jederzeit dem Feuer entgegen gezogen werden, damit ſie den Rauch um ſo beſſer fangen.

3) Müſſen die Schornſteinröhren nicht zu ſchief gezogen werden, ſondern unten einen Winkel von 60 Grad haben, weil die eigene Laſt der Steine bei ſtarker Schleppung zu ſehr drückt und Gefahr beſorgen läßt.

4) Bei dem Ziehen iſt beſonders nöthig, daß man jede Röhre durch Zungen abſondere, wenigſtens ſo weit, bis ſie wieder gerade ſtehen; denn der aufſteigende Rauch ſtößt ſich ſonſt, und ſetzt ſich in die nächſte Röhre zurück, wodurch dann das unleidliche Rauchen entſteht.

5) Das zu ſehr ſchlangenförmige Winden der Schornſteine hilft nichts, ſolches iſt im Gegentheil mehr ſchädlich, weil ſich der Ruß mehr in die Winkel ſetzen kann. Die runden, beſonders aber die ovalen Röhren ſind gut, nur etwas mühſam anzufertigen. Solches würde leicht von Statten gehen, wenn dergleichen geformte Ziegel inwendig mit einem ovalen Schnitt gebrannt würden. Es iſt eine große Nachläſſigkeit in den Ziegeleyen, daß auf alle dergleichen Formen nicht Bedacht genommen wird, da ſie doch ſehr nützlich ſind, und Abſatz genug finden würden.

Bei Anlegung der Feuerſchlünde beobachte man im Ganzen Folgendes:

1) Müſſen ſie ſo eingerichtet ſeyn, daß keine Feuersgefahr zu befürchten iſt, zu welchem Ende alles Holzwerk von dem Rauchfange oder der Röhre wenigſtens 6 Zoll weit abgeſetzt oder ausgeſägt, auch mit Lehm gut verkleidet werden muß, damit die erhitzten Steine nicht Schwelungen verurſachen, und das Holzwerk, das an ſie ſtößt, in Brand bringen können. Ueberdies müſſen ſie von Etage zu Etage ſorgfältig auf den Balken oder Kehlbalken abgeſetzt werden, damit das Ganze die Laſt der Schornſteine tragen hilft.

2) Muß kein Uebelſtand im Hauſe ſelbſt verurſacht werden; dürfen ſie keinen überflüſſigen Raum einnehmen und zu weit hervorſpringen, ſondern, ſo viel als möglich, verdeckt in den Mauern bleiben, wo ſie eigentlich hingehören.

3) Müſſen ſie zu dem Zwecke, wozu ſie eigentlich da ſind, auch die gehörigen Dienſte leiſten, nämlich den Rauch gehörig und ohne Ungemächlichkeit abführen, wovon oben ſchon das Nöthige geſagt worden. Bei Anlegung neuer Schornſteine iſt aber hauptſächlich in Acht zu nehmen, daß die Schornſteine nach oberwärts allmählig etwas weiter werden, und zwar von dem Mantel ab, bis nahe dahin, wo ſie zum

Dache kommen, welches um 10 Fuß Höhe ungefähr 1 Zoll ſeyn kann, welches vorzüglich gut iſt, und den beſten Zug leiſtet.

4) Muß der ganze Schornſtein ſowohl inwendig, als auswendig einen Ueberzug von Lehm, oder einen ſogenannten Rock erhalten, welches zur beſſeren Dauer und wegen Feuersgefahr nothwendig iſt.

An dem Obertheile des Schornſteins oder dem Schornſteinkranze iſt folgendes zu beobachten:

1) Muß die Ausführung des Kranzes, beſonders wenn das Dach gegen Mittag liegt, etwas hoch über den Forſt ausgeführt werden, weil ſonſt bei erhitztem Dache im Sommer, wenn der Kranz nicht über daſſelbe geht, der Rauch gepreßt und von der Hitze nicht in die Höhe gelaſſen wird. Die Höhe iſt 3, 4 bis 5 Fuß.

2) Sind die oben beſchriebenen Kappen ein vorzügliches Mittel, dem Uebel wegen des Rauchens bei Wind und Sonnenſtrahlen abzuhelfen, und die vorgeſchlagene Laterne von einem Sechsecke iſt die beſte Art.

3) Müſſen alle Schornſteinkränze, welche aus dem Dache hinausgehen, aus der Mitte von beiden Seiten eine vollkommene Gleichheit haben, zu welchem Ende ſie von der Längewand aus eine gleiche Breite, Höhe und Verzierung haben müſſen.

4) Sind die Schornſteinkränze nicht eher abzuputzen, als im 2ten Jahre, weil ſonſt der Anwurf, beſonders nach Weſten und Süden, nicht hält und immer wieder abfällt. Ueberhaupt muß der Anwurf im Frühjahr, und nicht im Sommer, am allerwenigſten aber im Herbſte geſchehen.

Hauptſächlich iſt es nöthig, daß jeder Baumeiſter auf dasjenige Produkt Rückſicht nimmt, welches er durch den gebaueten Kanal ausführen will, der Rauch, der nun das Produkt iſt, welches ausgeführt werden

ſoll, iſt nun einigermaßen ein expanſibles elaſtiſches Fluidum, daher iſt auch nöthig, ſolchen ſo zu betrachten, und zu gleicher Zeit auf die hydroſtatiſchen Geſetze Rückſicht zu nehmen und ſolche mit Erfahrungen zu verbinden ſuchen. Wenn z. B. Jemand nur irgend ſeine Aufmerkſamkeit einige Augenblicke darauf verwendet, den Rauch einer ausgeblaſenen Kerze, deren Docht noch glimmt, oder einer Rauchkerze, oder den Rauch ſeiner Tabakspfeife zu betrachten, ſo wird er ſogleich bemerken, daß der Rauch aufſteigt; er wird gewahren, daß derſelbe eine beſondere Form annimmt, und zwar diejenige eines umgekehrten Kegels (Coni) und dieſe Erſcheinungen werden ſchon dem Baumeiſter von Geiſt Gelegenheit geben, den Schornſtein oder Rauchfang ſo einzurichten, daß er jenem Entzwecke entſpricht. Wir gewahren, daß der Rauch beim Anfange ſeines Entſtehens, wie die Oberfläche des Körpers, an deren Stelle er entſteht, ſo groß, wie der glimmende Docht der ausgeblaſenen Kerze iſt; je höher ſich nun ſolcher erhebt, deſto mehr breitet er ſich aus, folglich wird er immer dünner und dünner, und nimmt ſo, wie er höher und höher ſteigt, an Kraft ab. Es iſt daher thörigt und widerſinnig die Schornſteine zu verengen. Um dieſes gehörig ins Licht zu ſetzen oder klar dar zu thun, iſt es nöthig, folgende Sätze aus der Hydroſtatik einzuſchalten, welche bei der Lehre der Conſtruction der Schornſteine von Wichtigkeit ſind. Es iſt ein Lehrſatz in der Hydroſtatik, daß die Flüſſigkeiten, nach Maaßgabe ihrer Grundfläche und Höhe, einen Druck auf die Gefäße, worin ſie ſich befinden, äußern, beſonders an dem Boden derſelben. Das heißt, haben wir ein Gefäß Fig. 8501 A, D, E, B, ſo vollkommen cylindriſch iſt, und deſſen Durchmeſſer C A, der Höhe A B völlig gleich iſt, welches für die Zukunft ſo angenommen wird (es gilt aber für jeden beliebi-

gen Durchmeſſer und für jede Höhe), ſo wird der Boden des Gefäßes DB von einer Kraft gedrückt, ſo der Maſſe Waſſer im Gefäß gleich wiegt, d. h., wiegt das Waſſer im Gefäße 100 Pfund, ſo wird es mit einer Kraft von hundert Pfunden auf den Boden des Gefäßes drücken. Jetzt ſoll nun ein andres Gefäß genommen werden, das folgende Figur hat. Das Gefäß ſei Fig. 8502 H, E 1 2. Dieſes ſtellt einen Kegel vor. Angenommen der Boden dieſes neuen Gefäßes H E ſei nicht feſt, ſondern ſoll durch eine Kraft ans Gefäß angedrückt werden; wie groß muß nun dieſe ſeyn, wenn das Gefäß Fig. 8502 mit Waſſer angefüllt wird. Hier muß auf den oben angeführten Satz Rückſicht genommen werden, daß die Flüſſigkeiten nach Maaßgabe ihrer Grundflächen und Höhen drücken, und jetzt Fig. 8501 und 8502 mit einander vergleichen. B D iſt gleich H E; die Höhe H G iſt gleich der Höhe C D (um die Höhe eines ſolchen kegelförmigen Gefäßes zu finden, muß man entweder die Höhe der Axe meſſen, oder von den Enden der Grundflächen ſenkrecht Linien fällen, die der Höhe des Gefäßes gleich ſind, das heißt, G 1 2 F müſſen in einer horizontalen Ebene liegen) folglich iſt der Druck, vermöge des eben erwähnten Lehrſatzes, in dieſem Gefäße H E 1 2, gleich dem des Gefäßes Fig. 8501, denen HE = BD, CD = FE, folglich iſt der Druck des Gefäßes Fig. 8502 gleich dem der Fig. 8501; denn die Grundflächen ſind einander gleich und ihre Höhen, folglich wird das im Gefäße Fig. 8502 enthaltene Waſſer auf dem Boden deſſelben einen Druck äuſſern, der dem Fig. 8501 völlig gleich iſt, nämlich von 100 Pfund; allein jeder in dieſen Wiſſenſchaften nicht Erfahrene wird hier leicht an der Möglichkeit zweifeln, da in dem Gefäße Fig. 8502 nicht ſo viel enthalten ſei, wie in Fig. 8501; hier muß man auf jenen wichtigen

Satz Rückſicht nehmen, welcher als Richtſchnur bei dieſem Paradoxo dient; allein den mit der Mathematik nicht genugſam bekannten Leſern muß hier nur kürzlich geſagt werden, daß die im Gefäße Fig. 8502 enthaltene Waſſermaſſe nicht mehr als 331/2 Pfund wiegt, und doch hier eine Kraft von hundert Pfund drückt. Dieſes liegt in der Natur der Flüſſigkeiten und iſt eben das Paradoxe dieſer Lehren.

Jetzt ſoll nun das Gefäß einmal umgekehrt werden, wie Fig. 8503 zeigt, und hier wollen wir jetzt betrachten, was nun der Fall ſeyn wird. Dieſes Gefäß iſt nun I, K, N, L. Füllt man nun dieſes Gefäß mit Waſſer an, ſo hat man den Druck des darin enthaltenen Waſſers, nämlich denen 331/3 Pfund einer Kraft entgegen zu ſetzen, ſo dem Gewichte der Waſſerſäule N v L X gleich iſt, welches hier durch die punktirten Linien angezeigt wird. Angenommen, der Durchmeſſer der Oeffnung N L ſei 22/3 Pariſer Zoll, und deſſen Höhe N K gleich 12 Zoll, ſo wird eine ſolche Waſſerſäule 11/2 bis höchſtens 2 Pfund wiegen, folglich wird hier in dieſem Fall eine Maſſe Waſſer von 331/2 Pfund aufzuhalten eine Kraft von 11/2 bis 2 Pfund erfordert, da doch eben dieſelbe Maſſe bei Fig. 8502 einen Aufwand von 100 Pfund erforderte. Hier muß nun noch bemerkt werden, daß die Durchmeſſer und Höhen dieſer drei Gefäße alle gleich ſind, und dann iſt aus der Stereometrie bekannt, daß ein Kegel, deſſen Grundfläche und Höhe einem Cylinder gleich iſt, nur der dritte Theil deſſelben ſei, daher kommen oben im angeführten Beiſpiele die 31/3 Pfund vor. Jetzt wollen wir nun die Urſachen, Erſcheinungen und Erfahrungen betrachten. Das Waſſer ſieht die Seiten des Gefäßes beſtändig als Waſſer an, und iſt dem gleich viel, ob Waſſer da iſt, oder ein Körper, der Fe-

ſtigkeit genug hat, dem Drucke zu widerſtehen. In dieſem letzten Falle müßten die Seitenwände K N, I L des Gefäßes Fig. 8503 den übrigen Druck von 31 1/3 Pfund tragen und aufhalten, und die Kraft hat bloß mit dem zu thun, ſo innerhalb x L v N liegt, welches 2 Pfund beträgt, folglich mit einer ſolchen Kraft iſt der Waſſerſäule v N x L das Gleichgewicht zu halten; allein in Fig. 8502 findet der umgekehrte Fall ſtatt, hier vertreten die Wände 1 H, 2 E wieder die Stelle des Waſſers, und es wird in dieſem Falle ein Druck geäuſſert, als wenn die ganze Waſſermaſſe, welches hier die punktirten Linien G H, F E anzeigen, auf den Boden H E drückte. Denn würde man eine Oeffnung an irgend einer Stelle der Seitenwände 2 E machen, und in ſolche eine Röhre ſtecken, die offen wäre, ſo würde man gleich finden, daß das Waſſer in ſolcher ſo hoch ſtehe, als im Gefäße, folglich iſt der in dieſem Falle aufwärts gehende Druck eben derſelbe, wenn er durch Feſtigkeit der Gefäße überwunden wird, nach unten zu, das heißt, auf den Boden zu wirken. Hier ſoll ſtatt aller nur ein Fall betrachtet werden. Die punktirte Linie E F ſei eine ſolche Röhre, bei E ſei die Oeffnung, ſo ereignet ſich Folgendes: Füllen wir das Gefäß Fig. 8502 H 1, 2 E mit Waſſer an, ſo wird es ſo hoch in den Röhren, als im Gefäße ſtehen; iſt das Gefäß bis I 2 voll, ſo wird es auch in der Röhre bis E ſtehen; nehmen wir nun dieſe Röhre weg, ſo muß die Oeffnung einen Druck aushalten, ſo dem Drucke der Waſſerſäule gleich iſt. Da nun das Gefäß haltbar genug iſt, dieſen zu überwinden, ſo wird es denſelben auf den Boden äuſſern, welcher in dieſem Falle nicht mehr Feſtigkeit erhielt, als hierzu erforderlich iſt. Alles was nun hier beim Waſſer gezeigt und erläutert worden, gilt auch von dem expanſiblen Fluido,

dem Rauche. Da nun der Rauch, wie auch ſchon oben erwähnt worden, ſich immer mehr und mehr ausbreitet, folglich immer mehr und mehr an Dichtigkeit abnimmt, ſo kann er alſo nicht mit der Kraft in einer gewiſſen Entfernung aufſteigen, wie er es noch etwas tiefer that, ſondern er ſteigt langſam. Dieſem nach ſind nun Schornſteine, die ſich immer mehr und mehr nach oben zu verengen, dem Endzweck zuwider; denn der Rauch muß ſich jetzt an die Seitenwand des Schornſteins anſtämmen, und der ganze Schornſtein iſt zu betrachten, als wenn man das Gefäß, Fig. 8503 umkehrt, und alles, was daſelbſt vom Waſſer geſagt worden, gilt auch hier umgekehrt vom Rauche, und der ganze Schornſtein iſt anzuſehen, als hätte er nur eine Oeffnung, ſo der punktirten Röhre v x N L gleich iſt. Das Waſſer iſt ſchwer nach dem Mittelpunkte der Erde zu, der Rauch hingegen von jenem ab, das heißt, er ſucht ſich vom Mittelpunkte derſelben zu entfernen, das will ſagen, er iſt leichter, als unſere atmoſphäriſche Luft; er wird alſo von dieſer gedrückt, und muß alſo in dieſer eben ſo, wie ein Tropfen Oel in einem Gefäße mit Waſſer denjenigen Ort ſuchen, wo der Druck aufhört, oder wenn das Fluidum an Dichtigkeit abnimmt, wie z. B. unſere Luft, denjenigen Ort ſuchen, wo ſeine Maſſe einer ähnlichen das Gleichgewicht hält. Das Aufſteigen des Rauches wird auch noch durch mehrere Nebenumſtände befördert, wie z. B. durch die Verdünnung der Luft durch das Feuer ſelbſt, und das Nachdrücken der kälteren Atmoſphäre bewirkt ſchon einen Strom, worin derſelbe ſich befindet und mit fortgeriſſen wird. Die kältere oder reinere Luft ſollte eigentlich zuerſt das Feuer erreichen, weil demſelben dadurch neues Leben verſchafft wird, ja ohne dieſe würde es nicht exiſtiren können, ja wir ſelbſt wür-

den keinen Augenblick ohne dieſes Fluidum leben können, deſſen unſere Atmoſphäre ein Viertel enthält. Das übrige wird gleich wieder fortgeſchafft. Man muß alſo vorzüglich dahin ſehen unſern Küchenherden eine ſolche Form und Geſtalt zu geben, daß der Zugang der Luft zuerſt dem Feuer mitgetheilt werde. Es iſt ſchon oben die Bemerkung gemacht worden, daß Schornſteine beſonders vor Wind und Sonne geſchützt ſeyn müſſen, wenn ſie nicht rauchen ſollen; denn Schornſteine, die ſonſt nicht rauchen, rauchen eben dann, wenn dieſe Erſcheinungen darauf einwirken. Es iſt alſo hier zuerſt nöthig den Schornſtein zu beleuchten, und Fig. 8509 ſtellt eine Abbildung des M a n t e l s oder H e r d ſ t u r z e s dar. Dieſer darf nicht zu hoch; noch weniger zu flach ſeyn; denn iſt er zu flach, ſo wird ſich der aufſteigende Rauch an ſelbigem hinwälzen und in die Küche treten, iſt er zu hoch und pyramidenförmig, ſo trifft das, was oben, Fig. 8503, erwähnt worden, ein, und muß der Rauch zu oft an die Seiten deſſelben anſchlagen und zurück geworfen werden, ehe er den Schlott ſelbſt erreichen kann. Es iſt daher ſehr gut, die Form einer ſehr abgekürzten gewölbförmigen Pyramide zu wählen, die man nach genauen Betrachtungen immer als die beſte gefunden hat, ſo wie Fig. 8509 ſolche darſtellt. Man läßt nun gleich oberhalb des Mantels den Schornſtein anfangen, dieſen kann man mit der Oeffnung im Mantel gleiche Weite geben, nämlich 1 1/2 bis 2 Fuß breit und 3 Fuß lang, welches ſchon für einen großen Küchenherd hinreichend iſt. Will man denſelben 3 Fuß ins Gevierte machen, ſo ſteht ſolches in eines jedem Belieben, man muß dann aber folgendermaßen verfahren. Man führt den Schornſtein durch ein Stockwerk von dieſer Weite gleichförmig auf, und da man nur ſelten 10 Fuß hohe Etagen macht,

ſo fängt man an, alle 10 bis 12 Fuß eine jede Seitenwand des Schornſteins um 1 Zoll zu erweitern, ſo wird die Oeffnung einen umgekehrten Kegel bilden, welches hier gerade erfordert wird und wovon Fig. 8504 einen Begriff giebt. Es ſind nämlich zwei parallel laufende Linien dargeſtellt, welche die äuſſeren Gränzen deſſelben vorſtellen; die mit Abſätzen verſehene Linien zwiſchen dieſen, zeigen die inneren Gränzen deſſelben an; der zu beiden Seiten zwiſchen dieſer geraden und Treppenförmigen Linie enthaltene Raum, die Dicke der Feuermauer des Schornſteines, die erſten 10 Fuß reichen bis A, bei A erweitert ſich der Schlund nach allen Seiten um 1 Zoll, jetzt geht er ſo fort bis nach B, wo man eben ſo verfährt, und bei C wieder ſo. Hier gewahrt man nun deutlich, daß die Stärke der Mauer abnimmt, je höher dieſelbe geführt wird; man nimmt alſo gleich oben die erforderliche Stärke, nämlich von 4 bis 5 Zoll zur Dicke der Mauer an, und nun kann man ſchon die untere Dicke beſtimmen. Iſt das Gebäude jetzt 60 bis 70 Fuß hoch, ſo wird ſolche, da der Schornſtein erſt im zweiten Stockwerke ſeinen Anfang nimmt, unten 10 bis 11 Zoll dick werden. Auf dieſe Weiſe erhält er von auſſen kein ungeſtaltetes Anſehen und gewinnt an Feſtigkeit und Haltbarkeit. Der Schwerpunkt des ganzen Schornſteins wird mehr nach der Baſi zukommen, und dadurch, wenn er auch frei ſtände, nicht ſo leicht auffallen können, noch weniger aber wird durch dieſe Einrichtung die Laſt deſſelben, da ſie der Baſi ſo nahe als möglich iſt, dem Gebäude ſchaden, und nimmt, je höher ſolcher geführt wird, immer verhältnißmäßig ab; ja es hat noch dieſes zum voraus, daß das Zerplatzen der Schornſteine, bei einer aus Unverſehen entſtandener Entzündung des Rußes oder durch leicht entzündliche Sachen,

als Fett, Butter und dergleichen verhindert wird. Dieſes Zunehmen aller 10 Fuß um einen Zoll erweitert ſehr den Schlott, woraus die Vortheile erwachſen, die nöthig ſind, um das ungehinderte Ausziehen des Rauches zu erhalten. Denn entſteht nun Rauch auf unſerm Herde, ſo ſteigt derſelbe nach den oben angeführten Regeln in die Höhe; da er aber gewiſſermaßen als ein elaſtiſches Fluidum angeſehen werden kann, ſo breitet er ſich aus, und wird dadurch immer ſchwächer an Kraft, findet aber bei der oben angeführten Einrichtung immer größern und größeren Raum, dabei von beſtändig neu entſtandenem Rauche unterſtützt, zum Theil nun auch von den Seitenwänden des Schornſteins, ſo wie oben beim Waſſer, Fig. 8503 gezeigt worden, unterſtützt, kann er alſo nicht mit ſeiner ganzen Maſſe, ſondern nur mit einem Theile derſelben zurückwirken. Hier erhält der Rauch faſt eben ſo eine Hülfe, wie die Feder an der Taſchenuhr, ſo wie ſie immer mehr und mehr ſich auseinander windet, wird ſie ſchwächer; greift aber auch von Augenblick zu Augenblick an einen größeren Hebelarm an, dieſes iſt die Schnecke, und dadurch bleiben ſich Kraft und Laſt immer gleich. Jetzt wird es leicht ſeyn, den Vortheil, welchen dieſe Einrichtung bei Winden gewährt, erklären zu können, obgleich noch einige andere Vortheile dabei anzuwenden ſind. Trifft ein Windſtoß die obere Oeffnung des Schornſteins, ſo wird er, wie natürlich, den emporſteigenden Rauch zurücktreiben; allein da der Wind niemals ſenkrecht in unſere Schornſteine bläſet, ſondern jederzeit unter einem mehr oder weniger ſpitzigen Winkel aufſtößt, ſo kann er zwar den Rauch zurücktreiben, doch immer nach einer Seitenwand zu, wovon er unterſtützt und getragen wird; er kann ſogar auch ſelbſt zuſammengepreßt werden, und ſobald der Druck des

Windes nachläßt, ohne Hinderniß und Widerſtand aufſteigen; auch kann der Wind, da er eine große Oberfläche decken ſoll, ſolches nicht ſo leicht bewirken, ohne daß nicht ein ordentliches Wellenſchlagen des Rauches entſteht, wobei dann immer ſchon Rauch entkommen kann, da hingegen bei einem zugeſpitzten Schornſteine ſich nicht allein der aufſteigende Rauch ſchon ſelbſt beim Aufſteigen an die Seitenwände drängt, und ſo wie er höher und höher kommt, für ſich an Stärke abnimmt, noch in einen engeren Raum treten ſoll, ſtößt er an die Seitenwände deſſelben, wird reflectirt, und macht neue Unordnungen, und ein ſehr geringer Druck des Windes kann ein ſehr mächtiges Hinderniß abgeben. Man vergleiche damit dasjenige, was oben bei Fig. 8503 vom Waſſer geſagt worden, und man wird gewahren, wie eine leichte Kraft, das iſt, ein leichter Wind den Rauch zurückhalten kann, und dieſes um ſo leichter, da ihm durch den Bau der Schornſteine nach alter Art dazu die beſte Gelegenheit gegeben wird. Man vergleiche hiermit, was oben bet Fig. 8502 geſagt worden. Hört der Druck des Windes auf, ſo ſoll er ſich erſt wieder ausdehnen, und durch öfteres Reflectiren ſeinen Ausweg ſuchen, während deſſen das Feuer faſt verloſchen iſt, und man für Rauch nicht zu bleiben weiß.

Die auf einen Schornſtein auffallende Sonnenſtrahlen können auch, wie ſchon oben bemerkt worden, ein Hinderniß werden, und ſolches um ſo mehr, wenn die Oeffnung enge iſt; es wird nämlich die Luft durch dieſelbe ausgedehnt und verdünnt, ſo daß jetzt der Luftzug in umgekehrter Oeffnung Statt findet, wodurch denn die Küche oft zur Unbequemlichkeit des ganzen Hauſes mit Rauch angefüllt wird, und zur Laſt der Perſonen, die in der Küche ihre Geſchäfte

verrichten ſollen. Dieſem Uebel vorzubeugen, iſt nichts leichter und beſſer, als auf der obern Oeffnung des Schornſteines vier, ſechs bis acht Pfeiler zu ſetzen, je nachdem es die Größe und Oeffnung deſſelben erfordert, dieſe durch einen eiſernen Rahmen und Kreuzſtangen mit einander zu verbinden, und auf ſolche ein wenig pyramidenförmiges Eiſenblech zu legen und durch Schrauben zu befeſtigen. Dieſes iſt das leichteſte und wohlfeilſte Mittel, wie ſchon oben, S. 63, angeführt worden. Daß nun ſolches, der Dauer wegen, mit Oelfarbe überſtrichen werden muß, um den Regen beſſer abfließen zu laſſen, iſt oben, S. 64, erwähnt worden. Am beſten ſoll es ſeyn, wenn der Anſtrich mit weißer Farbe geſchieht, weil die Sonnenſtrahlen hierauf am wenigſten vermögen, weil ſie am mehrſten reflectirt werden; ſie können daher keine große Wärme hervorbringen, wie bei einem dunklen Anſtrich, wo die Lichtſtrahlen alle eingeſogen werden und eine große Wärme entſteht. Wer hierüber Erfahrungen haben will, der darf nur zwei Stücke Eiſenblech, das eine ſchwarz, das andere weiß angeſtrichen, an einen von Sonnenſtrahlen beſchienenen Orte legen, und er wird finden, daß das ſchwarze Blech ſo heiß wird, daß man es kaum anfaſſen kann, das weiße wird dagegen kaum warm geworden ſeyn. In Franklin's Schriften findet man hierüber ſehr lehrreiche Verſuche.

Fig. 8508 giebt eine Darſtellung des Schornſteines auſſerhalb des Forſtes, mit dem darauf befindlichen Kreuze. Auch iſt es gut, das Eiſenblech etwas über den Schornſtein hervorragen zu laſſen, damit der auffallende Regen und Schnee auf das Dach treffen kann, welches die Pyramidenform noch mehr begünſtiget. Dieſe Vorrichtung ſchützt ſowohl vor Windſtößen, als auch vor Sonnenſtrahlen. Dieſes iſt nun Alles, was von geraden Schornſteinen zu ſa-

gen war. Hier muß nun noch bemerkt werden, daß man bei manchen Künſten, wie z. B. bei der Glockengießerey ſich ſchon lange, aus Erfahrung überzeugt, der koniſchen Luftröhren, oder wie es in der Kunſtſprache genannt wird, der Windpfeifen bedient hat, und man hat öfters gefunden, ja faſt beſtändig, daß die Formen beim Gebrauche der cylindriſchen Röhren ſelten ganz voll werden, und das Ausweichen der Luft nie ſo vollkommen geſchieht, wie bei den kegelförmigen mit der ſpitzen Seite der Form zugekehrt, wie unſere Schornſteine.

Jetzt iſt nun noch übrig, der abgeſetzten oder geſchleiften Schornſteine zu erwähnen. Erfahrung hat uns gezeigt und lehrt uns noch faſt täglich, daß dieſe Röhren weit beſſer ziehen, wie die ganz geraden, noch mehr bringt uns aber die Beſchaffenheit unſerer Gebäude dahin, wenn wir in ſolchen keine Mißſtände durch dieſe Kanäle veranlaſſen wollen, uns derſelben zu bedienen. Wir müſſen alſo unſere Schornſteine ſchleifen, wie es die Umſtände erfordern, welches aber mit Vorſicht geſchehen muß; denn durch ein unrichtiges Verfahren wird öfters dasjenige verdorben, was man gut zu machen glaubt. Hierzu kommt nun noch, daß unſere Handwerker zu wenig Mathematik oder wohl gar keine verſtehen, welches ihnen hierbei von großem Nutzen iſt. Denn man ſchleift gewöhnlich die Schornſteine ganz falſch, und fehlerhaft, wovon Fig. 8505 ein Beiſpiel giebt, wird nun noch obenein die fehlerhafte Methode des Verengerns angewandt, ſo iſt alles vollkommen zu unſerm größten Nachtheil bereitet. Man wird finden, daß eine ſolche Röhre nicht an allen Stellen gleich weit bleibt, wenn immer nach der Horizontallinie B A A 3 A c geſchleift wird. Um dieſes zu erweiſen, wollen wir in Fig. 8505 den Triangel betrachten. Es iſt in einem jeden Dreieck die Hypotenuſe die größte Seite von allen.

Wir wollen nun einmal das Dreieck B A C betrachten, ſo finden wir B C, als die eine Seite, C A als die andere, welche einen rechten Winkel einſchließen, und B A, als die Hypotenuſe; da nun erwieſen werden kann, daß die Hypotenuſe immer größer ſeyn muß, als die beiden anliegenden Seiten, ſo iſt klar, das C A kleiner iſt, als B A, folglich der Schornſtein dort enger ſei, welches aber unſerm Zwecke hinderlich iſt; denn wenn wir auch unſere Röhre nicht erweitern wollen, ſo dürfen wir ſie doch nicht verengern; denn zwei Linien, die ſich von einander gleich weit bleiben ſollen, dürfen an keiner Stelle einen kleinern Raum einnehmen, welches nun bei C A Statt findet, folglich iſt die Röhre dort enger, als in B A. Es wird daher beſſer ſeyn, nach Fig. 8506 zu arbeiten, wo wiederum ein Dreieck 1 3 2 zu betrachten iſt, wo man leicht einſehen kann, daß die Linie 2 3 die Hypotenuſe iſt; denn 1 2 iſt die eine Seite des Dreiecks, 2 1 die andere; dieſe haben wiederum den rechten Winkel zwiſchen ſich und werden von der dritten 2 3 geſchloſſen. Da dieſes nun diejenige Linie iſt, welche ſo eben erwähnt worden, ſo folgt hieraus, daß der Schornſtein an der Stelle, wo ſich die Hypotenuſe 2 3 befindet, weiter, als da, wo die Seite des Dreiecks 1 2 iſt. Daſſelbe gilt auch von dem Dreiecke 5, 6, 4. Man darf nur den vorigen Beweis wiederholen, ſo gewahrt man gleich, daß 4 5 die Hypotenuſe, folglich die größere Linie iſt, daher der Schornſtein bei 4, 5 weiter, als bei 4, 6 iſt. Man gewahrt wohl, daß die Urſache davon in der Schleifung liegt, daß die Oeffnung weiter wird, oder doch, je nachdem man die Höhen und Winkel gewählt, gleich weit bleiben, und dem Rauche einen weit fluideren Gang verſchaffen. Man muß daher jederzeit die Regel beobachten, und nicht nach der Horizontallinie oder Schrotwage, wie die Maurer gewöhnlich thun, ſchleifen,

wie Fig. 8505 davon ein Beiſpiel giebt, ſondern die eine Seite muß etwas höher, als die andere aufgeführt werden; ſ. Fig. 8506. Hier iſt die Seitenwand 2 höher, als die 3, woraus folgt, daß die Hypotenuſe oben auf kommt, und die Röhre des Schornſteines an der Stelle, wo die Hypotenuſe liegt, weiter wird, oder doch wenigſtens nicht enger werden kann. In der zweiten Abtheilung, wo das Dreieck 4, 6, 5 liegt, wird er ſchon ohne unſer Zuthun weiter, weil ſich hier das rechtwinklichte Dreieck, in ein ſtumpfwinklichtes verwandelt, und ſo genießen wir den Vortheil, daß ſich die hier erwähnte Röhre einer fließend gekrümmten nähert. Man findet ſchon in manchen Künſten, wo man die Luft durch Röhren leiten muß, daß die gebogenen Kanäle weit beſſere Dienſte leiſten, als die winklicht geknieten, wo die Luft doch noch durch eine Gewalt in Bewegung geſetzt wird. Selbſt die Weinhändler oder diejenigen Leute, welche ſich mit dem Abziehen der Weine beſchäftigen, finden, wenn ſie einen geknieten Heber oder Ducker anziehen, wenn das Fluidum dahin kommt, einen Stoß in der Hand, und müſſen ſie des Tages dergleichen mehrere Male verrichten, auch ſelbigen in der Bruſt, dahingegen bei einem krumm gebogenen nicht ſo. Um nun einem Schornſteine die Vollkommenheit, wie bei Fig. 8504 feſtgeſetzt worden, zu geben, iſt es gut, ſolchen nach der Vorſchrift Fig. 8507 einzurichten. Hier iſt der Theil B C abſichtlich etwas weiter gewählt, als an der Grundfläche, und nun gilt vom Dreieck A C B eben daſſelbe, was im vorhergehenden be Fig. 8506 geſagt worden, und der Schornſtein wird bei D E wiederum um etwas größer. Wenn man nun hier dasjenige beobachtet, was bei Fig. 8504 gelehrt worden, ſo wird man gewiß das Uebel des Rauchens und nicht Ziehens der Schornſteine überwunden haben, und zu allen Zeiten ein fortbrennen-

des Feuer und einen gut ziehenden Schornſtein haben. — Im 11ten Briefe des 2ten Theils des Briefwechſels, die Landwirthſchaft, insbeſondere die Meklenburgiſche betreffend (1787), wird über nicht rauchen ſollende Rauchfänge folgende Sicherungs-Maaßregel im Bauen derſelben an geführt: Die Rauchfänge ſollen nämlich auf die vier Wände der Küche gegründet werden, und dann niemals rauchen. — Von Beförderung des Rauch-Zuges in den Kaminröhren, ſ. unter Kamin, Th. 33, S. 109. — Um die Riſſe der Schornſteine zu verhüten, iſt es gut, beim Bauen der Schornſteine die Mauerſteine auf die breite Seite zu legen.

Bei Anlegung der Schornſteine iſt auch noch zu beobachten, daß ſie einen guten, dauerhaften Grund haben und nicht auf bloßen Balken ſtehen. Ferner muß Holz den Schornſteinen, wo ſie durch die Böden geführt werden, nicht zu nahe kommen, ſondern jederzeit ein dickes Futter von Lehm dazwiſchen geſchlagen werden, damit jede Feuersgefahr verhütet werde; eben ſo müſſen die Röhren von Eiſenblech, welche von Zugöfen nach dem Schornſteine hingeleitet werden, nicht in der Nähe von Holzwerk, beſonders unter hölzernen Treppen, oder in der Nähe von Balken angebracht, und ſo in den Schornſtein geführt werden, weil bei zu ſtarker Hitze leicht bei einer Beſchädigung des Eiſenblechs das Holzwerk ſich entzünden und Feuersbrünſte entſtehen können.

Vom Gebrauche des Lehms zur Ueberziehung einer Eſſe oder Schornſteins, ſ. Th. 70, S. 83 u. f.

Um brennende Schornſteine zu löſchen, ſoll man nur ein Paar Schüſſe mit einer geladenen Flinte oder auch nur Piſtole in ſolche hinaufſchicken; allein dieſe Erſchütterung des Schornſteines darf man nur dann wagen, wenn derſelbe mit breiten Steinen gemauert worden, und ohne alle Riſſe iſt. Ein noch ein-

facheres und weniger gefahrvolles Mittel den im Schornſteine brennenden Ruß zu löſchen, iſt: wenn man eine Handvoll Schwefel auf das auf dem Feuerherde brennende Feuer wirft, wo ſogleich die Flamme gedämpft ſeyn wird. Auch Schwefel unter dem Kanale angezündet, dämpft ſogleich den Brand; ſo auch Miſt, welcher von oben herab in den Schornſtein geworfen wird. Es iſt immer ſehr viel gewagt, einen Schornſteinbrand ausbrennen zu laſſen; allein bei vielen Ingredienzen, die einen Brand verurſachen, hat man bei einer Portion Unerſchrockenheit oft wenig oder gar nichts zu befürchten. Hier nur zwei der bekannteſten Beiſpiele, nämlich das Anbrennen der Speiſen mit Fett und das Backwerk. Wie oft trägt es ſich nicht zu, daß daſſelbe anbrennt; erſchrickt man nun darüber, ſo daß man auſſer Faſſung kommt, ſo iſt dann ein Unglück leicht möglich, zumal wenn man den Fehler begeht, zur Dämpfung des Brandes Waſſer in das Schmelzwerk zu gießen; denn ſchon einige Löffel kaltes Waſſer in brennendes Oel gegoſſen, bringen eine weit ſchrecklichere Wirkung hervor, als Schießpulver. Von angebranntem Backwerk, angebranntem Fett und Butter hat man faſt gar nichts zu fürchten, wenn man es ruhig fortbrennen läßt; denn die Flamme wird niemals über 2 bis 3 Zoll in die Höhe ſteigen, wenn auch die ganze Maſſe von derſelben aufgezehrt werden ſollte; allein die größte Gefahr kann man von brennendem Speck haben, weil dieſer in die Höhe ſteigt und weit fliegt; dieſes kann man aber dadurch verhindern, wenn man nur den Tiegel geſchwind vom Feuer wegnimmt und ins Kühle trägt, wo die Flamme von jenem gewiß bald verlöſchen, und von dieſem nicht in die Höhe ſteigen wird. Es iſt ein höchſt ſeltener Fall, daß durch einen mit Fett, Butter, Speck und Oel in Brand gerathener, aber ſchnell ins Feuer ſelbſt um-

geworfener Tiegel Feuer auskommt, deſſen ungeachtet darf man es doch nicht wagen; denn wenn der Schornſtein lange nicht ausgekehrt worden, ſo entſteht gewiß allemal ein Brand, und hier dient nun das oben angeführte Verfahren mit dem Schwefel ꝛc., wobei aber noch zu bemerken iſt: daß ſobald ein Schornſtein oder eine Feuereſſe in Brand gerathen, vor allen Dingen das unten liegende Feuer, wodurch der Brand entſtanden, auseinander geworfen werden muß, damit die in die Höhe ſchlagende Flamme vermindert werde. Hierauf nehme man ein irdenes Geſchirr, lege eine gute Quantität glühende Kohlen darauf, ſetze dieſes Kohlenfeuer recht unter den brennenden Schornſtein, und werfe den Schwefel darauf. Sobald der Schwefel in Brand geräth, zieht ſich der Schwefeldampf in den Schornſtein hinauf, und das Feuer wird im Augenblick erſtickt, wenn es auch bereits ſo überhand genommen, daß die Flamme oben hinausſchlüge, daß das Feuer auf dem Herde nicht ausgegoſſen werden darf, iſt ſchon oben erwähnt worden, und es iſt auch ſchon aus dem Grunde zu unterlaſſen, weil ſich ſonſt der ſaure Schwefeldampf an die feuchten Waſſerdünſte hängt, und dadurch in ſeiner Wirkung gehindert wird. Wenn ſchon Kohlen auf dem Herde liegen, oder man die Kohlen ohne Gefahr vorn an das Ofenloch ziehen kann, ſo braucht es keines beſondern Gefäßes, welches, wenn es gebraucht wird, von Eiſen, Kupfer oder Meſſing ſeyn kann; durch den brennenden Schwefel wird es aber verdorben. Je höher und weiter der Schornſtein iſt, um ſo mehr Schwefel muß aufgeworfen und bis zur völligen Löſchung damit fortgefahren werden. Am beſten ſind hierzu Schwefelfäden oder gezogener Schwefel, weil ſolche geſchwind und hell brennen. Wenn ſich das Feuer im Schornſteine ſo lange erhalten hat, daß unten keine Kohlen mehr

vorhanden ſind, ſo muß man geſchwind ein Holz-feuer machen, und den ganzen Schwefel in Brand bringen.

Eine ähnliche Vorſicht, wie oben beim Fett und Backwerk empfohlen worden, iſt auch beim Firniß-ſieden und Pflaſtermachen zu empfehlen, wo man gewöhnlich große Töpfe haben muß; auch gebraucht man bei Erſterem einen Keſſel oder eine Blaſe. Iſt nun das Gefäß, welches nicht zerbrechlich, alſo kein irdenes oder gläſernes ſeyn darf, weil man ſonſt, beim Zerbrechen deſſelben das ganze Gebäude in Flammen ſetzen kann, ſo groß, daß man es bequem aus dem Ofen oder dem Feuer nehmen kann, ſo darf man nur einige Stückchen Holz quer über daſſelbe legen, und ein in Waſſer getauchtes und wieder ausgedrücktes Stück Leinwand darüber, und das Feuer wird, wenn keine Luft dazu kommen kann, in wenigen Augenblicken nachlaſſen. Ueber-haupt iſt es ein ſehr gutes Mittel, wenn man gleich den Schornſtein mit feuchten Säcken, naſſer dicker Leinwand und dergleichen Gegenſtänden überdecken kann, und diejenigen, welche Fett ausbraten, Fir-niſſe bereiten, oder andere, leicht Schornſteinbrände veranlaſſende Geſchäfte auf den Küchenherden ver-richten, thun wohl, wenn ſie immer eine große Lei-ter auf dem Boden bereit halten, wenn kein Spitz-boden vorhanden iſt, von wo aus man leichter zum Schornſteine auſſerhalb des Daches, und mit wenige-rer Gefahr, als auf einer Leiter, gelangen kann. — Um einen brennenden Schornſtein zu löſchen, ſoll auch der Dampf von drei bis vier Speiſe-Zwie-beln, in Scheiben oder kleine Stücke geſchnitten, auf glühende Kohlen unter den Schornſtein gewor-fen, nachdem vorher alle Flammen ausgelöſcht, und Thüren und Fenſter zugemacht worden, um den Zug der Luft zu hindern, gute Dienſte thun; denn der

in die Höhe ſteigende Dampf löſcht das Feuer. — Auch die bekannten, in den Schornſteinen angebrachten Schieber oder Falldeckel leiſten bei einem Schornſteinbrande treffliche Dienſte.

Wegen Feuersgefahr, welche durch einen Schornſteinbrand entſtehen kann, ſind beſondere Edicte und Verordnungen erſchienen. So erſchien im Jahre 1777 am 21ſten October zu Berlin ein Edict, in welchem verordnet ward, daß künftig auf dem platten Lande in der Chur- und Neumark, und in dem Herzogthume Pommern, alle Schornſteine maſſiv erbauet werden ſollen. — In den Hannöverſchen Anzeigen vom Jahre 1782, 18tes St., ward den Reſidenzbewohnern Hannovers, in Hinſicht der Feuerſtellen, von der dortigen Königlichen Regierung unter dem 26ſten Februar 1782 Folgendes bekannt gemacht:

Bei denen ſeit einiger Zeit in hieſiger Reſidenz vorgekommenen Feuergefährlichkeiten, hat nachſtehender kurzer Auszug aus den Feuerordnungen und Reglements zu Jedermanns Erinnerung und Warnung, und damit man ſich mit der Unwiſſenheit deſto weniger entſchuldigen könne, hiermit öffentlich bekannt gemacht werden ſollen. Die Anlage der Feuerſtellen betreffend. 1) Es ſoll bei 50 Rthlr Strafe die Anlegung und Erbauung, auch Veränderung der Feuerſtellen, Kamine, Windöfen, Darren ꝛc., nach der Verordnung von 1735 nur durch beeidigte hieſige Zimmer-, Mauer- und Töpfermeiſter, und nicht durch Geſellen und Jungen ohne Vorwiſſen der Meiſter, noch weniger durch Pfuſcher, geſchehen. Ein ſolcher Pfuſcher, Geſell oder Junge aber, der ſich zu dergleichen unterſagten Arbeiten gebrauchen läßt, ſoll zum erſten Male mit einwöchentlicher Gefängniß, zum zweiten Male aber mit ſchwerer Strafe belegt werden. — 2) Alle neue Anlagen der Feuerſtellen und Veränderungen derſelben, ſollen bei 20 Rthlr Strafe vorher durch den Policeycommiſſarius oder Verwalter, Rathsdeputirten, und die dazu beſtellten Zimmer- und Mauermeiſter be-

ſichtiget werden. Bei gleichmäßiger Strafe ſollen Töpfer-, Zimmer- und Mauermeiſter gehalten ſeyn, ehe ein ſolcher Bau vorgenommen wird, davon dem Magiſtrate respective der Alt- und Neuſtadt Anzeige zu machen. — 3) Handelt ein ſolcher Meiſter, denen jene Verordnung von 1735 bekannt ſein muß, derſelben zuwider, ſo wird er das erſte Mal mit vier Wochen Gefängniß, das zweite Mal aber mit Legung des Handwerks geſtraft.

Die Reinigung der Schornſteine, Kamine, Rauchzüge ꝛc. betreffend. 1) Alle Einwohner, keinen ausgenommen, ſind bei 5, 10, auch 20 Rthlr gehalten, ihre Schornſteine, Kamine und übrigen Rauchzüge und Feuerſtellen jährlich wenigſtens zweimal, wenn ſie aber täglich oder oft gebraucht werden, zu mehreren Malen, ſo oft es die Noth erfordert, fegen zu laſſen. — 2) In den vornehmen und ſolchen Häuſern, wo ſtark und viel Feuer gemacht wird, iſt die Reinigung der Schornſteine, Rauchzüge ꝛc. jährlich wohl vier- bis ſechsmal vorzunehmen. — 3) In ſolchen Häuſern, wo ein Ofenkamin und Feuerherd combinirt ſind, ſoll jährlich dreimal gefegt werden. — 4) Die Windofenröhren ſollen alle vier Wochen, oder ſo oft es erforderlich iſt, herausgenommen und gereiniget werden.

Die Pflichten der Schornſteinfeger bei Reinigung der Schornſteine. 1) Die Schornſteinfeger ſollen ſich jährlich wenigſtens zweimal, und nach Beſchaffenheit der Umſtände öfter zu gehöriger Zeit in den Häuſern zur Reinigung der Schornſteine melden, und diejenigen, welche auf ihre Anmeldung nicht wollen fegen laſſen, der Obrigkeit oder dem Polizey-Commiſſarius anzeigen. — 2) Es iſt auch ein von den Schornſteinfegern zu führendes richtiges Verzeichniß, worin nach Eid und Pflicht deutlich zu ſpecificiren, wann und wie viele Schornſteine in einem jeden Hauſe gefegt ſind, zu gewiſſen in der Verordnung beſtimmten Zeiten der Obrigkeit und dem Policeykommiſſarius oder Verwalter vorzulegen. — 3) Nicht weniger ſollen ſie fleißig darauf achten, ob die Schornſteine geborſten, oder ſonſt Mängel haben, ob auch Stroh, Heu, Flachs, oder andere feuerfangende Sachen zu nahe daran liegen, und ſolches gehörigen Orts

melden. — 4) Die Reinigung der Schornſteine ꝛc. ſollen ſie nicht durch ihre Leute allein thun laſſen, ſondern ſo viel als möglich mit dabei ſeyn, und dahin ſehen, daß der Ruß gut ausgekratzt und alles rein gefegt werde. — 5) Wenn die Schornſteinfeger in allen vorbeſagten ſich einer Nachläſſigkeit oder Connivenz zu Schulden kommen laſſen, ſollen ſie mit unausbleiblich ſchwerer, und dem Beſinden nach, mit Leibesſtrafe angeſehen werden.

Die Aufbewahrung der Aſche, Kohlen, des Holzes, Torfes und Flachſes betreffend. 1) Die Aſche ſoll an ſichere Oerter und in ſteinernen oder kupfernen, oder ſonſt feuerfeſten Gefäßen wohl verwahrt werden, und die Torfaſche iſt vorher, ehe ſie über Seite gebracht wird, mit Waſſer recht auszugießen, bei ſchwerer willkührlicher Strafe. — 2) Es ſollen die Feuerſtellen alle Abende recht verwahrt, die Ofen mit Thüren zugemacht, und das Feuer und glühende Kohlen oder Aſche auf den Feuerherden mit Stürzen wohl zugedeckt oder ausgegoſſen, und die noch glühende Kohlen und Aſche, bei Vermeidung von 10 Rthlrn Strafe an keine gefährlichen Oerter, an Ständer, hölzerne Gründe oder Bretterwerk, noch auf die Böden oder in Füſſer geſchüttet werden. — 3) Holz, Torf, Kohlen, Flachs ꝛc. ſoll bei 5 Rthlr Strafe an ſolche Orter gelegt werden, wo es vor Feuer und Licht ſicher iſt, beſonders bei den Gewerbetreibenden, wo viel Feuer gemacht wird, auch bei denen in Holz arbeitenden Handwerkern.

Die Viſitation der Feuerſtellen, desgleichen die Viſitation wegen unvorſichtigen Umgangs mit dem Feuer betreffend. Alle und jede Häuſer ohne Ausnahme ſind den Feuerviſitationen unterworfen, und darf ſich Niemand, er ſei wer er wolle, bei 50 Rthlr Strafe, ſo wenig den Viſitationen der Feuerſtellen, welche vom Polizeykommiſſarius oder Verwalter, Rathsdeputirten, Feuermeiſtern, Mauer- und Zimmermeiſtern, zu gewiſſen Jahreszeiten vorgenommen, als auch denen, welche wegen unvorſichtigen Umganges mit Feuer, Licht, Holz, Torf, Kohlen, Aſche ꝛc. von einigen dazu aus der Bürgerſchaft beſtellten Feuermeiſtern, oder ſonſt extraordinarie

verrichtet werden, widerſetzen, oder ſich gegen die Viſitatoren unglimpflich betragen, dagegen aber haben dieſe Jedermann freundlich und hoflich zu begegnen. —

In den Städten müſſen die Schornſteine in den Wohnhäuſern der Privaten im Sommer alle drei Monate, im Winter alle zwei Monate, beſondere, viel Feuer zu ihrem Gewerbe gebrauchende Handwerker, als die Bäcker, Brauer, Brenner, Schmiede ꝛc. müſſen, nach dem Verhältniß ihres Gewerbes, öfter fegen laſſen, ſo werden auch die Schornſteinröhren aus den Kaminen in den Palläſten und Schlöſſern der Großen öfters gefegt. Der Meiſter ſoll zwar nach den Geſetzen ſo viel, als möglich, beim Fegen zugegen ſeyn, damit ſolches ordentlich geſchieht; allein dieſes Nachſehen wird größtentheils den Geſellen überlaſſen. Wenn ſich der Meiſter auf ſeine Geſellen verlaſſen kann, ſo iſt dieſes nicht zu tadeln, wo aber nicht erſt eine genaue Prüfung vorhergegangen, da möchte ſolches doch wohl zu mißbilligen ſeyn, und dieſes um ſo mehr, da durch eine ſchlechte Beſorgung dieſes Geſchäfts der größte Nachtheil entſtehen kann; weil eine aus dergleichen Fahrläßigkeit entſtandene Feuersbrunſt ſich nicht bloß auf ein Gebäude, ſondern auch auf mehrere erſtreckt, und dadurch viele Familien, beſonders aber die Inquilinen oder Miether den größten Schaden leiden, weil ihnen nichts von dem, was ſie verloren, ſie müßten denn ihre Möbel, Hausgeräth, überhaupt ihre ganze Habe veraſſecurirt haben, wieder erſetzt wird.

Auch durch die Vernachläßigung der Schornſteine oder Feuermauern auf dem Lande, das heißt, wenn ſolche nicht gehörig gereiniget werden, entſtehen ebenfalls öfters Feuersbrünſte. Auf die zu dieſer Abwendung nöthigen Polizey-Anſtalten auf den verpachteten Gütern kann ein Eigenthümer, der nämlich ſein

Gut verpachtet hat, weiter keine beſondere Acht haben, er muß es dem Pachter überlaſſen; daher ſind auch allgemeine Polizeygeſetze vorhanden, welche hierüber das Nöthige zwiſchen dem Eigenthümer und Pachter verordnen. Wenn ſich nun der Pachter hierin ſaumſelig bezeigt, und Schulzen und Gerichte nicht zur fleißigen Unterſuchung der Feuermauern und Schornſteine anhält, oder unterläßt, im Fall, daß ihm ſolche etwas Schadhaftes anzeigen, die Beſorgung oder Inſtandhaltung deſſelben, ſo kommt es gleichfalls auf ſeine Kappe, und er kann, wenn dadurch ein Brand oder eine Feuersbrunſt entſteht, den dabei erlittenen Schaden von dem Verpachter nicht fordern. Um hierbei weitläuftige Prozeſſe zu vermeiden, ſo iſt nöthig, ſchon gleich in dem Pachtcontracte Modalitäten feſtzuſetzen, daß hierüber keine Weitläuftigkeiten entſtehen können, ſondern es jederzeit klar iſt, ob der Pachter ſeine Schuldigkeit hierunter beobachtet habe oder nicht. Ein von dem Schulzen ausgeſtelltes, und von dem Prediger des Orts mit unterſchriebenes Zeugniß, daß die gewöhnlichen Viſitationen der Schornſteine und Feuermauern nach der vorgeſchriebenen Ordnung erforderlichermaßen gehalten, auch von dem Pachter die Wiederherſtellung des dabei angezeigten Schadhaften gehörig beſorgt worden, welches der Pachter alle Quartal, und ſo oft er einen Pachttermin bezahlt, dem Verpachter, damit es dem Pacht-Contracte beigelegt werde, zu übergeben hat, kann allen hierin zu befürchtenden Weitläuftigkeiten begegnen. Die Wirkungen dieſer Atteſte beſtehen darin, daß wenn ſolche vorhanden, dem Pachter wegen eines aus dieſer Urſache entſtandenen Brandes keine Schuld beigemeſſen werden kann, ſo wie im Gegentheil, im Fall dergleichen Atteſte nicht vorhanden ſind oder ſolche nicht richtig übergeben worden, der Pachter dadurch aller

ſonſt zu fordern habenden Vergütigungen verluſtig geht. Es iſt aber nöthig, daß ſolches, wie oben angezeigt worden, in dem Pacht-Contrakte ſelber deutlich bemerkt, und zu einer ausdrücklichen Bedingung gemacht werde.

Von den in den Feuermauern befeſtigten Bäumen das Fleiſch und die Würſte zum Räuchern daran aufzuhängen, und was bei deren Anlegung zur Verhütung der Brandgefahr zu beobachten, ſ. Fleiſchbaum, Th. 14, S. 216. Das im Rauche hangende Fleiſchwerk iſt zur Fortführung des Feuers ſehr gefährlich, und daher iſt es beſſer, um jeder Gefahr vorzubeugen, wenn das Fleiſch auf den Rauchböden nicht an Seilen, ſondern an eiſernen kleinen Ketten oder Haken aufgehängt werde. — Es darf zwar in die Schornſteine hin und wieder nichts gehängt werden, wo es aber geſchieht, da muß über die hervorragende Oeffnung deſſelben ein eiſernes Gitterwerk oder eine jede andere Vorrichtung gemacht werden, um zu verhindern, daß dergleichen brennende Sachen nicht aus dem Schornſteine ſteigen, und in die Luft fortgeführt werden. — Ueber die Löſchanſtalten bei Schornſteinbränden, ſ. Th. 13, unter Feueranſtalten.

In der niedrigen Sprechart und Sprichwortweiſe ſagt man aus Verwunderung über den Beſuch, den man von einer Perſon erhält, die uns ſchon lange Zeit nicht beſucht hatte: ich muß ein Kreuz an den Schornſtein machen; provincialiſch: ich muß es in den Schornſtein ſchreiben. Fr. il faut faire une croix à la cheminée. Man ſagt auch zuweilen, wenn man auf ſtark gepfefferte oder ſehr geſalzene Speiſen ein Brennen im Halſe und Durſt empfindet: es iſt Feuer im Schornſtein, das heißt, es muß durch einen guten Trunk gelöſcht werden. Fr. le feu est à la cheminée.

Was die Ableitung dieſes Wortes betrifft, ſo leitet Martin *) es von dem alten Worte Schoren her, welches ſo viel als unterſtützen, befeſtigen heißen ſoll, wobei er ſich auf das noch gebräuchliche Engliſche Wort, to shore beruft. Friſch macht in ſeinem Wörterbuche die Ableitung von dem Worte Schoren, Scheuren, welches urſprünglich mit Schorren einerlei geweſen zu ſeyn ſcheint; davon kommt Schoreiſen, Zahnſcherer, Schormaus oder Scharmaus. Hiernach wäre alſo Schornſtein der Rauchfang, welcher wegen des Rußes oft beſcharet oder geſcheuert werden muß. So ſteht im Sachſenſpiegel: Manlik ſol ok beſcuren ſinen Oven und ſine Muren, dat die Sparken nicht ne in eines andern Hof varen. Das heißt, jeder ſoll ſeinen Ofen und ſeine Mauern ſcheuern laſſen, damit die Funken nicht in eines andern Hof fliegen können. Von dem Holländiſchen Schoorsteen von schooren, kann auch Schornſtein abſtammen, und nicht von schuuren, weil es ſonſt Schuursteen heißen müßte, welches Wort auch für Scheuerſtein, Reibſtein, gebräuchlich iſt. Stein hieß ehemals ein Mauerwerk oder Gebäude aus Stein. Stein oder Windelſtein, ward eine ſteinerne Treppe, und Stein, ward ein ſteinernes Gebäude, Kloſter oder Schloß genannt, wovon das Wort noch in dem Namen mancher Oerter übrig geblieben iſt, Marienſtein, Kloſterſtein, Angerſtein im Hannöveriſchen. Aus Ihre Gloſſe geht hervor, daß Scarstain im Schwediſchen ehemals den Herd bedeutet habe, das iſt, denjenigen flachen Stein, welches ehemals ſtatt des Herdes diente, welcher ſich auch hierauf deuten läßt, da ehemals oder in den älteren Zeiten alle Arten von Rauchfängen oder Feuermauern unbekannt waren,

*) Lexicon philologique.

und auf dem Lande vieler, beſonders nördlicher Gegenden, läßt man noch jetzt den Rauch zu den Fenſtern hinausgehen, und hat dennoch Schornſteine, das iſt, ſteinerne Herde. Nach Adelung ſoll die erſte Häfte allem Anſehen nach das alte Europäiſche Skior; Schor, Feuer ſeyn, welches auch in dem alten Perſiſchen Cyrus, die Sonne, das Feuer, und dem Griechiſchen ἰσχαρα, der Herd, zum Grunde liegt. Nach dieſer Ableitung bedeutet alſo Schornſtein, auch Schwed. Scarstain und Branstein eigentlich den Herd, und nach einer gewöhnlichen Figur auch den über den Herd zur Abführung des Rauches aufgeführten Kanal. Unter dem Worte Feuermauer verſteht man ſowohl einen Schornſtein, das heißt, einen zur Abführung des Rauches aufgeführten Kanal, als auch die Brandmauer eines Gebäudes. Man ſehe auch die Artikel Feuermauer, Rauchfang, Schlott, Kamin ꝛc.

Ueber die Schornſteine ſehe man nach:

Berliner Beiträge, IV., S. 48 u. f.
Langen's wirthſchaftliche Bauart auf dem Lande, S. 393.
Keferſtein's Baukunſt für Landleute, S. 141.
Voch's Baupraktik, S. 177.
Heſſe, 4 praktiſche Abhandlungen: 1) zur Verbeſſerung der übelrauchenden Schornſteine. Leipzig, 1782.
Jeſter's praktiſche Abhandlungen zur Civil-Baukunſt ꝛc. Königsberg in Preußen, 1785, S. 311 u. f.
Beckmann's Beiträge zur Geſchichte der Erfindungen, 2ten Bds., 3s St. Leipzig, 1786, S. 391 u. f.
Stieglitz, Encyklopädie der bürgerlichen Baukunſt, 2r Th.; unter Feuermauer.
Deutſche Encyklopädie, Bd. 4; unter Camin.
Franklin's Schreiben an Ingenhouß über das Rauchen der Kamine und Schornſteine. Hamburg, 1786.
Wittenberger Wochenblatt, 1783, S. 405; 1784, S. 38; 1789, S. 11; 1791, S. 177.
Berliner Monatſchrift, Januar, 1793, S. 84.

Leipziger Intelligenzblatt, 1776, S. 43; 1781, S. 494; 1789, S. 367; 1793, S. 102.
Oekonomiſche Nachrichten der Schleſiſchen patriotiſchen Geſellſchaft, 1781, S. 160.
Bewährte Anweiſung, Schornſteine feuerfeſt zu bauen, zu fegen und das Rauchen zu verhindern, wie auch Stubenöfen nach Ruſſiſcher Art zu verbeſſern, 1797.
Sturm's Vorſchlag zur Einführung blecherner Schornſteinröhren, 1803.
Poppe, das Ganze des Schornſteinbaues oder die Kunſt, den Rauch in den Schornſteinen auf die zweckmäßigſte Art fortzuleiten, ein ausgebrochenes Feuer in denſelben ſchnell zu löſchen, und ſie leicht zu reinigen. Hann., 1804.
Anzeige der Leipziger ökonomiſchen Societät, 1788, S. 45.
Reinholds's Architectura forenſis, I. S. 225.
Müller's juriſtiſche, hiſtoriſche und Polizey-Ergötzlichkeiten. 1r Th., Halle, 1781.
Der Kammerpräſident, S. 768.
Schreinert, über das Rauchen der Schornſteine, nebſt ſicheren Mitteln, ihm abzuhelfen. Hamburg, 1810.
Grab der Chikane, 1, S. 617 u. f.
Oeconomia controverſa III., S. 175.
Bergius altes Magazin, 3r Th., S. 13, 1. S. 3 u. 4.
Gothaiſches Wochenblatt, 1779, S. 44; 1782, S. 48.
Pratje, ökonomiſches Magazin, 1r Jahrgang, S. 428.
Fränkiſche Mannigfaltigkeiten, 3r Bd., 2s St., S. 23.
Magdeburger Magazin, 1786, S. 387.
Frank, Landwirthſchaftliche Policey, 3, 365.
Leonhardi ökonomiſche Hefte. Jan. 1796, S. 73.
Hannöverſches Magazin, 1762, Col. 1110.
Glaſer's Waſſer-Löſchanſtalten in kleinen Städten und Dörfern. Leipzig, 1775, S. 77, 127 u. f.
Neues Hannöverſches Magazin, 7r Jahrgang, 1797, 4s St., S. 642 u. f.

Schornſteinfarbe, ſ. den Artikel Ruß.

Schornſteinfeger, Kaminfeger, Schlottfeger, Feuermauerkehrer, Rauchfangkehrer; Fr. Ramoneur de Cheminée, ein Handwer-

ker, welcher den Schornſtein fegt, und ihn vom Ruße reiniget. Wie ſchon oben, unter Schornſtein, angeführt worden, ſcheinen die Savoyarden die erſten Schornſtein- oder Kaminfeger geweſen zu ſeyn; auch glaubt man, daß die Italieniſchen Baumeiſter, die man nach Deutſchland berief, um Häuſer aus Stein, und Palläſte zu erbauen, Leute mit ſich gebracht haben, welche mit Reinigung der Schornſteine in den neuen Häuſern beſſer Beſcheid wußten, als diejenigen in den gewöhnlichen Schornſteinen der Häuſer alter Bauart; man findet wenigſten an den meiſten Orten, daß die erſten Schornſteinfeger, oder wenigſtens die Hof- oder Schloßſchornſteinfeger Italiener waren, und zum Theil noch bis zu Ende des verwichenen Jahrhunderts in mehreren Reſidenzen Deutſchlands geweſen ſind.

Die Schornſteinfeger ſind in Deutſchland ein zünftiges Handwerk, welches ſeine Lehr- und Wanderjahre, ſeine Laden, überhaupt die ganze Verfaſſung anderer zünftiger Handwerke hat, und ſelbſt in den Staaten, wo das Zunftweſen aufgehoben worden, wie in Preuſſen, gehört es zu den Gewerben, bei deren ungeſchicktem Betriebe gemeine Gefahr obwaltet, und dem daher erſt dann ein Gewerbeſchein ertheilt wird, wenn die ihn Nachſuchenden zuvor den Beſitz der erforderlichen Eigenſchaften auf die vorgeſchriebene Weiſe nachweiſen können. Auch ſteht dieſes Handwerk, da von der Reinigung der Schornſteine die Sicherheit der Städte und Dörfer vor Feuergefahr abhängt, unter beſonderer Aufſicht der Polizey. Es iſt daher 1) in den meiſten Ländern die Anzahl der Meiſter beſtimmt und feſtgeſetzt, um ſie nicht nur beſſer überſehen zu können, ſondern auch, daß ſie bei ihrem ſchwierigen Gewerbe auch hinlängliche Einnahme haben, um ſich Geſellen und Burſchen halten zu können; 2) werden ſie und ihre

Geſellen zuweilen, auſſer dem gewöhnlichen Bürgereide, in beſondere Pflicht genommen, das heißt, auf eine Vorſchrift, nach welcher ſie ſich zu achten haben, beeidiget. In dieſer Vorſchrift werden ihnen a) die Diſtricte angewieſen, welche ſie zu beſorgen haben, b) die Zeit vorgeſchrieben, wie oft jeder Schornſtein, welcher gebraucht wird, mit Rückſicht auf den Unterſchied der Nahrung der Hausbeſitzer gereiniget werden ſoll; c) die Gebühr beſtimmt, welche ſie dafür einzunehmen haben; d) die Strafe angekündiget, wenn ſie ſich darin ſaumſelig finden ließen; e) ihnen aufgegeben, die Fehler und Gebrechen der Schornſteine, woher Feuersgefahr zu beſorgen wäre, der Obrigkeit anzuzeigen, und f) der Platz vorgeſchrieben, wo ſie ſich bei entſtehendem Feuerlärme einzufinden haben, weil ſie, als der Hitze gewohnte Perſonen, zum Löſchen vorzüglich brauchbar ſind, beſonders wenn ſich Schornſteine entzünden, vor andern Handwerkern ſolche zu dämpfen verſtehen, daher man ſie auch, wenn die Feuerſtätten von Zeit zu Zeit durch obrigkeitliche Perſonen, die ſogenannte Feuerbau-Commiſſion, unterſucht werden, mit hinzuzieht. — Das wenige Handwerkzeug der Schornſteinfeger, als Kratzeiſen, Beſen, Leiter ꝛc. iſt bekannt genug, um es hier weiter zu beſchreiben. — Was nun das Fegen der Schornſteine und den Lohn dafür anbetrifft, ſo iſt die Frage vielmals aufgeworfen worden, ob dem Hauseigner oder dem Miether es obliege, den Schornſtein fegen zu laſſen, und die Beantwortung derſelben iſt von den Mehrſten dahin ausgefallen, daß der Hauseigner ſolches beſorgen laſſen müſſe; denn es ſei eine Art der Reperatur, die nothwendig iſt, wenn die gemiethete Sache den verhofften Nutzen leiſten ſoll. Viele Hauseigner tragen daher auch in den Reſidenzen und großen Städten Deutſchlands das Schorn-

ſteinfeger-Lohn ihrer Miether; andere dagegen rechnen es bei dem Miethszins an, oder laſſen es ſich von den Miethern beſonders vergüten. Da das Schornſteinfegerhandwerk unter diejenigen gehört, welche am wenigſten überſetzt ſind, und da ſich von kleinen Herrſchaften ein Schornſteinfeger allein nicht ernähren kann, ſo werden auswärtige Meiſter in ſolchen gebraucht und darauf angenommen. Dieſes hat Veranlaſſung gegeben, ein Kamerale daraus zu machen, das heißt, die Schornſteinfegerey zu verpachten, welches aber, wie es ſcheint, nicht mehr im Gebrauch iſt oder aufgehört hat, weil zu vermuthen, daß die Unterthanen, welche dem Schornſteinfeger ſein Pachtgeld wieder bezahlen müſſen, bei ſo hoher Gebühr ihre Häuſer darüber in Rauch aufgehen laſſen möchten. Die Taxe des Schornſteinfegens, oder die Preiſe des Fegens richten ſich nach den Etagen oder Stockwerken des Hauſes. Im erſten Stockwerke (Parterre) wird am meiſten gegeben, und ſo vermindert ſich das Fegerlohn von Stockwerk zu Stockwerk, weil die Schornſteinröhren vom Herde aus immer an Höhe abnehmen, oder ſich der Raum vom Herde bis zum Ausgange des Schornſteins am Forſt vermindert, und ſie dann weniger Mühe zu reinigen machen, als von unten auf bis zum Ausgange. Das Reinigen ſelbſt muß nicht überhin, ſondern mit gehörigem Fleiße geſchehen. Der Ruß muß daher mit dem Eiſen gehörig abgekratzt oder abgeſchlagen, wenn er nämlich, beſonders bei der Torffeuerung, ſehr dick in den Röhren ſitzen ſollte, und dann mit dem Beſen gehörig nachgefegt werden, damit nichts ſitzen bleibt; denn am aller ſchädlichſten iſt in Schornſteinen der ſogenannte fliegende Ruß, der ſich in leichten Flokken anſetzt, und alſo auch leichter entzündet wird. Der Spiegelruß iſt bei weitem ſo ſchädlich nicht;

daher muß der Schornſtein vom Erſteren beſonders gereiniget werden. Um zu beweiſen, daß der Schornſteinfeger ſeine Arbeit die ganze Röhren hindurch vollendet hat, ſo macht er, wenn er oben bis zur Röhre hinausgeſtiegen iſt, ein Geſchrei und ſchwenkt mit dem Beſen. Dieſes Geſchrei iſt alſo nicht eine bloße Beluſtigung oder ein Muthwill der Schornſteinfeger-Lehrlinge, ſondern eine alte Verordnung, die ihm dieſes befiehlt, damit der Hauseigner und die Miether gewahren, daß er die Röhre bis zum Forſte hinaus gereiniget habe. Der Geſell oder Meiſter muß dann in der Küche oder in dem Kamine nachſehen, ob dieſe Reinigung auch unten in den verſchiedenen Ofen-Röhren gehörig geſchehen und dieſe mit einem Vorſtwiſche noch nachfegen.

Was die Krankheiten dieſes Handwerkers anbetrifft, ſo ſoll, nach Pott, der Spiegelruß bei den Schornſteinfegern in England krebsartige Geſchwüre am Hodenſack erzeugen, die auch Rußwarzen genannt werden.

Schornſteinkaſten, Dachkaſten, beim Maurer, die von dem Dache vorſpringende Mündung der Schornſteinröhren, ſ. oben, unter Schornſtein. Sie muß, weil ſie der Witterung ausgeſetzt iſt, mit dauerhaften Steinen gemauert werden. Man bringt dieſen Schornſteinkaſten lieber hinten an, ſo daß er gar nicht auf der Straße ſichtbar iſt, alſo der Zierde wegen. Gemeiniglich geht dieſer Kaſten oben zum Forſte hinaus, und erweitert ſich etwas.

Schornſteinröhre, beim Maurer, die Röhre, welche durch den Schornſtein geht, und ſich von unten, von dem Herdmantel an oben hinauf verjüngt, und als eine ſchmale Röhre zum Dache hinausgeht.

Schornſteinruß, ſ. oben, Schornſteinfarbe.

Schornſteinſchluß, Fr. Fermeture du Cheminée, der durchlöcherte ſteinerne Aufſatz auf dem

oberſten Ende des aus dem Dache hervorgehenden Theiles einer Schornſteinröhre.

Schörreben, beim Leinweber, ein großes Rad, welches oben an der Decke des Zimmers und unten am Boden in Zapfen ſteht. Die Fäden vom Leſebrette gehen dahin, und das Garn wird dadurch angeſchürt.

Schoß, ſ. Schooß.

Schoß, Schöſſe, Schößlein, von dem Zeitworte ſchieſſen, welches in verſchiedenen Bedeutungen gebraucht wird. 1. Was ſchießt, ein ſchieſſendes Ding. (1) Von ſchieſſen, ſchnell in die Höhe wachſen, nennt man (a) die jungen Zweige an den Bäumen und Pflanzen Schoſſe, Schöſſe, Schößlinge, ſ. das letzte Wort weiter unten. Man verſteht darunter gewöhnlich nur junge Zweige von dieſem Jahre. Man ſehe auch die Artikel Nebenſchoß, Rebſchoß und Waſſerſchoß — (b) Heißt das Stockwerk eines aufgeführten Gebäudes in manchen Gegenden gleichfalls Schoß, am häufigſten aber Geſchoß. Nach Adelung eine Figur von ſchieſſen, ſich der Höhe nach ausdehnen.

(2) Von ſchieſſen, ſchnell daher fahren, iſt der Schoß und in der Mehrheit die Schöſſe, das hereingeſchoſſene oder hereingeſtürzte Erdreich der Geſteine; daher die Schöſſe abräumen, das hereingeſtürzte Geſtein. Von ſchieſſen, ſchnell fließen, kommt es in den Zuſammenſetzungen Schoßgerinne ꝛc. vor. — (3) Von ſchieſſen, ſchnell ſchieben und fallen, nennt man im Niederdeutſchen eine jede Schub- oder Fallthür ein Schott (Schoß). Nach Adelung's Vermuthung ſoll es von Schößchen im Hochdeutſchen herkommen, welches ein kleines Fenſter in einem größeren iſt, das ohne dieſes geöffnet werden kann.

2. Ein Werkzeug, womit man ſchießt, in welchem Verſtande man ehemals ein jedes zum Schieſſen beſtimmtes Gewehr, es ſei nun ein Bogen, Feuergewehr ꝛc. ein Schoß nannte. In der dichteriſchen Schreibart kommt es noch zuweilen vor; Geſchoß iſt aber üblicher; ſ. dieſes, Th. 17 S. 492.

3. Was geſchoſſen wird, in welchem Verſtande es nur von zuſammen geſchoſſenem Gelde üblich iſt. So iſt in Bremen der Schott (Schoß) dasjenige Geld, welches die Bürgerſchaft zum allgemeinen Beſten freiwillig zuſammen ſchießt. Bei Wechslern, Kaufleuten ꝛc., heißt beim Zählen des Geldes ein Schuß, Schoß, wenn man zum Beiſpiel beim Zählen eines Thalers von 30 Silbergroſchen, jedesmal 5 Groſchen auf den Zähltiſch ſchießt und ſo fort fährt, bis der Thaler voll iſt, alſo ſechs Schoß. Es gehört dazu eine große Fertigkeit, die nur durch tägliche Uebung zu erhalten iſt. So werden Beutel von mehreren hundert Thalern in 30ſtel, 12tel, 6tel, 1/3tel Stück in unglaublicher Schnelligkeit überzählt, auch eingezählt. Im Hochdeutſchen iſt es auch von gewiſſen, auf den Grundſtücken haftenden, obrigkeitlichen Abgaben, welche ſonſt auch Steuern genannt werden, üblich, wofür man auin Geſchoß gebraucht. In der Bibel kommt es ch dieſer Bedeutung vor. So werden ſie Schoß, Zoll und jährliche Zinſen nicht geben. Eſr. 4, 13. Iſt's recht, daß wir dem Kaiſer den Schoß geben oder nicht? Luc. 20, 22. Schoß, dem der Schoß gebührt. Röm. 13, 7. Drei Schoſſe geben, diejenige Summe, welche als ein Schoß auf einem Grundſtücke haftet, dreifach entrichten. Der Schoß iſt eine der älteſten Abgaben, und wird eigentlich von Grundſtücken entrichtet. Dafür iſt indeſſen in vielen Gegenden

das Wort Steuer üblich, und in manchen ſind ſowohl Schoß, als Steuer gangbar, oder durch das Herkommen auf beſondere Art eingeſchränkt. Ehemals wurde oft eine jede Abgabe an die Obrigkeit ein Schoß genannt, z. B. Abſchoß.

Nach dem Adelung kann es in dieſer letzten Bedeutung einer Abgabe ſowohl von ſchieſſen, hergeben, als auch zunächſt von Schatz, Schatzung, gebildet ſeyn; ſ. dieſe Artikel. In der Bedeutung einer Abgabe iſt dieſes Wort ſchon ſehr alt und von einem weiten Umfange; denn das Niederſächſiſche Schott, das alte Gothiſche Skott, das Angelſächſiſche Skeat, das Spaniſche Escot, das Engliſche Escot, das alte Franzöſiſche Chas, das Böhmiſche Ssos, die mittlern Lat. Scottum, und ohne Ziſchlaut Gossa, Cocia, Cossatum, und andere mehr, bedeuten theils Steuer, Schoß, obrigkeitliche Abgabe, theils auch Geld überhaupt, Schatz. Daß dieſes Wort ſchon vor Alters von dem zuſammen ſchieſſen abgeleitet worden, erhellt aus den ſpätern Lateiniſchen: Conjectus, Conjecta, Conjectio, welche alle ſowohl von Contribution, als auch von freiwillig zuſammen geſchoſſenen Geldſummen vorkommen. Im Italieniſchen iſt Scotto, die Zeche, auch eine hierher gehörige Bedeutung.

Schoß (Ab=), ſ. Th. 1, S. 142.

— (Eid=), bei der Abgabenſteuer ein Schoß oder Zins, der von derjenigen Habe jährlich entrichtet wird, welche ſchwer zu ſchätzen, oder wo es auch nicht zuträglich iſt, daß ſolche geſchätzt werde, damit das Vermögen der Leute nicht offenbar werde. Es wird hier alſo bloß dem Gewiſſen eines jeden überlaſſen, und nur der Eid verlangt, worauf das Vermögen nach der gemachten Angabe ungezählt angenommen wird. Der darauf geleiſtete Eid heißt nun der Eidſchoß oder Schöſſeleid.

Schoß (Erb-), an einigen Orten eine Obrigkeitliche Abgabe, ſo von den Erben oder Grundſtücken gegeben wird, zum Unterſchiede von dem Gewerbeſchoſſe. Man hat daher auch ein Erbſchoßbuch oder Erbregiſter, welches ein Buch iſt, das die Adlichen und Amtleute halten, worin die Fröhndienſte, Zinſen, Lehne, nebſt andern Schuldigkeiten und Abgaben der Unterthanen eingetragen ſind. Dergleichen Bücher beweiſen in der Regel wider die Unterthanen nichts, ſie müßten denn mit Zuziehung und Genehmigung der Unterthanen durch vereidete Perſonen errichtet worden ſeyn, oder im Fall dieſes nicht geſchehen wäre, durch andere Gründe unterſtützt werden.

— (Fund-), ſ. Schoß (Grund-).

— (Gewerbe-), ſ. Gewerbe-Geld, Th. 18, S. 131.

— (Giebel-), ſ. Th. 18, S. 408.

— (Grund-), Fundſchoß, Pfundſchoß, ſ. Th. 20, S. 286.

— (Haupt-), ſ. unter Nebenſchoß, Th. 102, S. 18.

— (Huf-), Huf- und Giebelſchoß, ſ. Th. 64, S. 296.

— (Neben-), ſ. Th. 102, S. 18.

— (Reb-), ſ. unter Wein, in W.

— (Reit-), ſ. Th. 70, S. 471.

— (Vor-), Vermögenſchoß, eine Steuer, welche von dem Vermögen der Unterthanen eines Staats entweder ein für allemal, nach gewiſſen auſſerordentlichen Ereigniſſen, als Kriegen ꝛc. entrichtet wird, oder auch als eine ſtehende Abgabe eingeführt iſt. Das Letztere findet man jedoch ſelten, weil das Vermögen der Staatsbürger vielen Unfällen unterworfen iſt. Im Freimüthigen vom Jahre 1810, Nr. 8, iſt folgender Fall bei der Erhebung einer Vermö-

gensſteuer angeführt, welcher wohl bei dieſer Steuer einer beſonderen Beachtung verdient:

In einer kleinen Stadt der Preußiſchen Monarchie hatte die Bürgerſchaft und der Magiſtrat zur Deckung der durch den Krieg 1806 entſtandenen Schulden die Erhebung einer Vermögensſteuer beſchloſſen, nach welcher jeder Einwohner ſeinen Vermögens⸗Zuſtand auf Pflicht und Gewiſſen aktenmäßig ſelbſt bekennen mußte, welches Bekenntniß von Bürgern und Beamten geprüft und nöthigenfalls genauer unterſucht werden ſollte. In dieſer Stadt wohnte nun ein allgemein für wohlhabend gehaltener Geſchäftsmann, Handwerker, mit einer zahlreichen Familie, ein eben ſo rechtlicher, als verſtändiger Mann. Vor dem Kriege beſaß er, auſſer einem ſchuldenfreien Hauſe, noch ein Kapital von 10,000 Rthlr. Courant, auf die Güter eines Weſtpreußiſchen Edelmannes, mit dem er durch Geſchäftsverbindungen bekannt war. Auf ſein Haus hatte er in dem Kriege ein Kapital aufnehmen müſſen, welches dadurch, daß die Grundſtücke im Preiſe ſehr gefallen waren, ſein ganzes Eigenthum am Hauſe aufhob. Sein Silbergeſchirr und einige Koſtbarkeiten waren durch Einquartierungen und Bedürfniſſe ſeiner Familie, und durch Silberſteuer rein aufgegangen. Das eigene Vermögen in ſeiner Handthierung hatte ſich auch aufgezehrt, und nur dadurch, daß man ihn noch immer für einen wohlhabenden Mann hielt, ihm gern Kredit gab, war er im Stande, ſein Gewerbe fortzuſetzen. Um ſich nun von ſeinem erlittenen Verluſte durch eine Speculation zu erholen, benutzte er im Juli 1807 eine ſich darbietende Gelegenheit, und borgte von einem Bekannten ein Kapital von 8000 Rthlr. Cour. auf das Unterpfand ſeiner Weſtpreußiſchen Obligationen von 10,000 Rthlr. Courant, und kaufte dafür 10,000 Rthlr. Seehandlungs⸗Obligationen, von denen er glaubte, der Staat würde ſie bald auf den vollen Werth zu bringen im Stande ſeyn; dann wollte er die geliehenen 8000 Rthlr. zurückzahlen, und mit den gewonnenen 2000 Rthlr. Cour. ſeinen früheren Vermögenszuſtand wieder herſtellen. Was nun ſeine Lage noch mehr verſchlim⸗

merte, war ſeine nun verpfändete Weſtpreußiſche Obligation. Das Gut, worauf ſie gleich hinter den Pfandbriefen ingnoſſirt war, hatte durch den Krieg ſehr gelitten. Es gehörte zu dem abgetretenen Theile Weſtpreußens, wovon ſelbſt die Pfandbriefe keine Zinſen zahlen; eben ſo wenig hatte er ſeit dem 14ten October 1806 Zinſen erhalten, und es war nur zu ſicher zu erwarten, daß bei einer bald zu vermuthenden Subhaſtation, kaum der Werth der darauf haftenden Pfandbriefe geboten werden wird, ſo daß er den Verluſt ſeines Kapitals vor Augen ſah. Ihm ſelbſt war es beinahe ein Räthſel, wie es ihm durch Sparſamkeit und Fleiß gelungen, bei eigener Entbehrung der Zinſen (aus Weſtpreußen und der Seehandlung) nicht nur ſeinem Kreditor die Zinſen der 8000 Rthlr. pünktlich zu berichtigen, ſich und ſeine Familie zu erhalten, ſondern auch ſich bei den übrigen Gläubigern ſeines Gewerbes den Ruf eines ordentlichen und wohlhabenden Mannes zu erhalten. In dieſer Lage ſoll er nun auf Pflicht und Gewiſſen dem Magiſtrate und ſeinen Mitbürgern ſein Vermögen bekennen. Sollte er nun ſagen?

1) Ich beſitze in Weſtpreußen , ,	10,000 Rthlr.
in der Seehandlung , , , , , ,	10,000 —
	20,000 —
Darauf bin ich ſchuldig , , , ,	8,000 —
folglich iſt mein Vermögen , , ,	12,000 Rthlr.
oder:	
2) Ich beſitze in Weſtpreußen , ,	10,000 —
10,000 Rthlr. Seehandlungs-Obligationen, welche werth ſind , , , ,	4,000 —
	14,000 Rthlr.
Darauf bin ich ſchuldig , , , ,	8,000 —
folglich iſt mein Vermögen , , ,	6,000 —
oder:	

3) Ich beſitze 10,000 Rthlr. Seehandlungs-Obligationen, welche werth ſind	4,000 —
10,000 Rthlr. in Weſtpreußen, welche ich eben ſo viel werth halte . . .	4,000 —
	8,000
folglich beſitze ich gar kein Vermögen.	
oder:	
4) Ich bin ſchuldig	8,000 Rthlr.
darauf beſitze ich 10,000 Rthlr. in Weſtpreußen, die ich als ganz verloren anſehen muß, und 10,000 Rthlr. Seehandlungs-Obligationen, jetzt werth .	4,000 —
Es iſt alſo in meinem Vermögenszuſtande ein Deficit von	4,000 Rthlr.

Daß er nun bei ſo mißlichen Vermögens-Umſtänden gewiſſenlos gegen ſeine Kreditoren handle, wenn er ein größeres Vermögen angäbe, als er beſitzt, und durch die ſtärkere Steuer dann ſeine Schuldenmaſſe zum Nachtheil ſeiner Gläubiger vergrößere, ſieht er wohl ein. Wenn er aber bei dem Wahne ſeines Reichthums, in dem ſeine Mitbürger ſtehen, ein geringes oder gänzlich mangelndes angiebt, ſo ſetzt er ſeinen Ruf der Rechtlichkeit in Gefahr und ſich ſelbſt harten Unterſuchungen aus. Da nun eine ſolche Verhandlung Aufſehen erregt, ſo iſt mit Sicherheit zu vermuthen, daß ſein Creditor ſeine Angabe erfährt. Wenn er nun auf die beiden letzten Arten, die unſtreitig richtigen, ſein Vermögen angiebt, ſo gewahrt er voraus, daß ſein Creditor ſich für gefährdet halten, und ihn nöthigen wird, auch noch die 10,000 Rthlr. Seehandlungs-Obligationen ſeinem Unterpfande hinzuzufügen. Jener wird dann noch einige Zeit in Geduld ſtehen; dann aber doch beide Unterpfänder ſo gut wie möglich verkaufen, und wenn aus dieſem Verkaufe nicht die 8000 Rthlr. gedeckt werden ſollten, wie zu vermuthen ſteht, mit dem Reſte der Forderung auf die Perſon losgehen. Zu gleicher Zeit werden die übrigen Creditoren ſeines Gewerbes beunruhiget, ihn den fernern Credit verſagen, ſein Gewerbe muß nun aufhören und der Untergang der ganzen Familie iſt unvermeidlich. Wäre die Forderung einer Vermögensabgabe nicht

geſchehen, ſo iſt bei ſeinem Fleiße und ſeiner guten Wirthſchaft es ſehr wahrſcheinlich, daß er den Schein guter Umſtände noch einige Jahre erhalten hätte, in welcher Zeit es mit dem Kapitale auf der Seehandlung ſowohl, als auf Weſtpreußen, eine günſtige Wendung genommen haben könnte, und er dann wohl ein Mann von 12,000 Rthlr. wiederum geworden wäre. In dieſer Lage bittet er um einen guten Rath, welcher zugleich ſeinen Mitbürgern, die ſich mit ihm meiſtens in ähnlicher Lage befinden, erſprießlich ſeyn kann; da von zwanzig Familien in ſeiner Stadt, nur vielleicht ein Einziger iſt, auf deren Wohlſtand die geforderte Vermögens=Angabe nicht einen eben ſo nachtheiligen und vernichtenden Einfluß haben muß.

Auf dieſe Anfrage iſt aber in dem oben angeführten Blatte keine Antwort erſchienen, wahrſcheinlich weil eine vielleicht befriedigende Antwort auf die Vermögensſteuer, die damals im Preußiſchen überall erhoben wurde, ein gehäſſiges Licht hätte werfen können; denn ſie hätte nach einem ſolchen Fall, oder nach ſolchen Fällen, wobei der Ruin vieler Staatsbürger unvermeidlich iſt, ganz ausfallen müſſen.

Schoß (Waſſer=), ſ. dieſen Artikel.

Schoßbalg, in der Landwirthſchaft, der Balg oder hohle Theil an den Getreidehalmen, worin die Aehre, ehe ſie hervorſchießt, verborgen iſt. Bei der Weitzenſchröpfe ſowohl, als bei dem Schröpfen des andern Getreides, muß man ſich in Acht nehmen, daß man mit der Sichel nicht zu tief komme und dadurch die Schoßbälge beſchädige.

Schoßbank, in einigen Gegenden eine lange hölzerne Bank mit einer Lehne, worauf mehrere Perſonen zugleich ſitzen können. Nach Adelung ſoll es vielleicht von ſchieſſen, ſich in die Länge erſtrecken, herrühren.

Schoßbar, Bei= und Nebenwort, verpflichtet Schoß oder Geſchoß zu geben, ſchoßpflichtig, im

Gegenſatz des ſchoßfrei. Daher ſchoßbare Unterthanen, Hufen, Aecker, Häuſer ꝛc.

Schoßbühne, im Bergwerk, ein gezimmertes Schirmdach in der Grube über dem Fülort, damit dasjenige, was etwa in den Schacht hineingeht, darauf falle, und der darunter ſtehende Anſchläger davon nicht getroffen werde.

Schoßbuch, Schoßregiſter, dasjenige Buch, worin die ſchoßbaren Güter und Unterthanen nebſt der Summe ihres Schoſſes verzeichnet ſind.

Schoſſel, in Oeſterreich auf dem Lande eine Schrotleiter auf Wagen etwas herauf zu bringen.

Schoſſen, ein regelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Geſtalt üblich iſt. 1. Als ein Zeitwort der Mittelgattung, von Schoß 1 (1) (a), oder auch als ein Intenſivum von ſchieſſen, in die Höhe wachſen, wo es doch in engerer Bedeutung am üblichſten iſt, Stängel, Halme gewinnen, beſonders von den Getreidearten. Der Rocken ſchoßt, wenn er Halme zu treiben anfängt. Ingleichen Aehren gewinnen. Die Gerſte hat geſchoßt, 2 Moſ. 9, 31. — 2) Als ein thätiges Zeitwort von Schoß. 3 Schoß oder Geſchoß geben. Ein Haus ſchoſſet jährlich 10 Thaler, wenn es ſo viel an Geſchoß giebt.

Schöſſer, 1, ein ſchießendes Ding oder Werkzeug zum ſchieſſen, welches Wort nur in einigen Fällen gebraucht wird. So nennen die Bäcker in einigen Gegenden die flache Schaufel, womit ſie das Brod in den Ofen ſchießen, ſowohl den Schieſſer, als auch den Schöſſer. So wird der Hänfling, weil er Schußweiſe zu fliegen pflegt, in einigen Gegenden ſowohl Schößerlein, als Schößlein genannt.

Schöſſer, 2, von Schoß 3, eine Perſon, welche dazu geſetzt iſt, den Schoß von den Schoßbaren Perſonen einzunehmen und zu berechnen. Dieſes Wort iſt nur noch in manchen Gegenden üblich; in manchen

wird es von einem ſolchen Einnehmer aller obrigkeitlichen Gefälle gebraucht. Der Amtsſchöſſer, der Einnehmer der obrigkeitlichen Schoſſe oder Steuern in einem Kammerorte. — Schöſſer von Thon werden auch die Knippkäulchen genannt.

Schöſſerey, das Amt, die Stelle eines Schöſſers, deſſen Wohnung, ingleichen der Ort, wo er die Schoſſe einnimmt.

Schoßfaß, beim Böttcher und Brauer, ein Gefäß, welches ungefähr 100 Quart oder eine Tonne enthält, und welches in einer runden ausgemauerten Vertiefung vor dem Hahne des Bottichs ſteht, um den Maiſch darein zu zapfen. Die gemauerte Vertiefung findet nur dann Statt, wenn der Bottich auf dem bloßen gepflaſterten Fußboden ruht; ſteht er auf einer Unterlage, ſo iſt die Vertiefung nicht nöthig.

Schoßfrei, von der Verbindlichkeit frei, Schoß oder Steuern zu bezahlen, im Gegenſatz des ſchoßbar; daher Schoßfreie Einwohner, Häuſer, Güter ꝛc.

Schoßgatter, ſ. Schußgatter.

Schoßgerinne, Schußgerinne, 1) im Berg- und Mühlenwerk, eine von Brettern gemachte kurze Waſſerleitung, darin das Waſſer aus dem Waſſergraben auf das Rad geht oder ſchießt. 2) Ein Waſſerbrett bei Pochwerken, darin das Pochwaſſer aus dem Pochtroge durch das Vorſetzblech geht. 3) Das klein gepochte Erz, welches aus dem Pochtroge mit dem Waſſer in das Gerinne geht.

Schoßhund, Schooßhündchen, ein kleiner Hund, welchen die Damen auf dem Schoße haben; ſ. Th. 147.

Schoßhündchen, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Schoßjahr, die Jahre, in welchen eine Perſon noch ſchießt, welches gewöhnlich bis zum 20ſten Jahre geſchieht; daher ſagt mau: ein rüſtiger Jüngling oder ein rüſtiges Mädchen in den beſten Schoßjahren.

Schoßkelle, eine Benennung des hinten an einem Reiſewagen, einem Poſtwagen und einer Landkutſche befindlichen Raumes, Koffer und anderes Gepäck der Reiſenden darin zu verwahren; auch an den Kaleſchen der Fuhrleute, welche Perſonen aus der Reſidenz nach den nahegelegenen Dörfern ſpazierenfahren, nennt man den letzten Sitz, Hinterſitz, die Schoßkelle, ſo auch an den Korbwagen der Landleute. Nach Adelung hat in dieſem Worte Kelle noch die alte Bedeutung eines hohlen, vertieften Raumes. Die erſte Hälfte iſt aber etwas dunkel, ſie kann von Schooß, in ſo fern es auch einen hohlen Raum, eine Vertiefung bedeutet, oder von ſchieſſen, weil man die Paquete in die Schoßkelle hineinzuſchieſſen oder zu werfen pflegt, abſtammen. Adelung ſagt: die Dunkelheit iſt ein Beweis von dem hohen Alter dieſes Wortes, welches allem Anſehen nach, ehemals in weiterer Bedeutung üblich geweſen.

Schoßkiel, in der Landwirthſchaft, die Kiele, oder jungen und noch kleinen Halme des Getreides, welche zum Vorſchein kommen, wenn das Getreide anfängt zu ſchoſſen.

Schoßling, Schoß, im Forſtweſen und beim Gärtner, ein junger Zweig an einem Baume, Strauche oder einer Pflanze. An den ſchwachen Obſtbäumen müſſen alle kleine Schößlinge, ſie mögen getragen haben, oder nicht, abgeſchnitten werden. Die äußerſten Spitzen der Schoſſe, welche im Auguſt hervorkommen, ſind gewöhnlich nicht viel nutze, und wegzuwerfen; man erkennt ſie leicht, weil ſie

von den übrigen an der Farbe unterſchieden ſind. Nebenſchoſſe, Waſſerſchoſſe oder Waſſerreiſer, ſind Schoſſe, welche nicht auf den Schnitt des vorigen Jahres, ſondern anderwärts hervortreiben, oder wenn ſie ja auf einen ſolchen Schnitt und auf einem guten Zweige hervorſchießen, ſo ſind ſie entweder dick und ſtark an dem Orte, wo ſie dünn ſeyn ſollten, oder ſtärker, als ihre Stammzweige, welches gleich iſt. Ihre platten Augen ſtehen weit von einander, und dieſe Aeſte taugen nichts, ſie ſchaden dem Baume, daher man ſie ohne ſorgfältige Beobachtung der Zeit mit einem ſcharfen Meſſer, dem Gartenmeſſer, gleich abſchneiden muß; nur wenn dergleichen Schoſſe eine ledige Stelle bekleiden und keinen Schaden thun können, kann man ſie daran laſſen. Was die übrigen Schößlinge der Sträucher oder überhaupt der perennirenden Gewächſe anbetrifft, ſo findet man ihre Behandlung ꝛc. bei jedem Gewächſe in der Encyklopädie beſonders angegeben, eben ſo von den verſchiedenen Baumarten.

Schoßpflanze, Schoßpflanzen, Pflanzen, welche ſchnell emporſchieſſen, ſchnell in die Höhe wachſen, einen ſogenannten guten Wuchs haben.

Schoßpflichtig, Bei = und Nebenwort, verpflichtet Schoß zu geben, ſchoßbar, daher die Schoßpflichtigkeit, die Verbindlichkeit Schoß zu geben.

Schoßrebe, beim Winzer, ein Schoß oder Schößling an dem Weinſtocke, eine junge Rebe.

Schoßregiſter, ſ. Schoßbuch, und unter Schoß (Erb =).

Schoßreis, ein Reis, welches an einem Baume emporſchießt; ſ. Schößling.

Schoßrinne, in einigen Gegenden eine kleine Rinne von Hohlziegeln, zwiſchen dem Dache und den an

deſſen Seiten herausgehenden Schornſteinen, wahrſcheinlich weil durch dieſelbe das Waſſer abfließt.

Schoßſchlange, Coluber Domicella, ſ. Augenſchlange, Th. 101, S. 429.

Schoßſtein, in einigen Gegenden, ein Name der Belemmiten, weil der große Hauſe glaubt, daß ſie bei einem Gewitter aus den Wolken geſchoſſen werden. Man nennt ſie daher auch Donnerſteine, Pfeilſteine ꝛc.

Schoßthiere, Schooßthiere, Thiere, welche die Frauen auf dem Schoße tragen oder zu ſitzen haben, zu welchen kleine Hunde, Katzen ꝛc. gehören. Es ſind die Lieblingsthiere der Damen; daher ſagt man auch, ein Schoßhündchen, von Katzen iſt das Diminutivum weniger gebräuchlich in dieſem Sinne.

Schoßwurz, in einigen Gegenden ein Name der Stabwurz, wahrſcheinlich wegen ihrer langen und geraden, den Schoſſen der Bäume ähnlichen Zweige; ſ. Stabwurz.

Schoſtacken, Schuſtacken, eine Polniſche und Preußiſche Münze, am Werthe ſo viel als ſechs Kreuzer.

Schote, in der Schifffahrt eine Art Seile an den Ecken der Segel, vermittelſt welcher man ſie ſo ſtellt, daß ſie den Wind faſſen. Die Schoten bekommen den Namen von dem Segel, woran ſie ſich befinden, als die Marsſchote, Bramſchote, Steuerſchote ꝛc. Die Schoten und Halſen ſind bloß darin unterſchieden, daß ſich jene am Hintertheile, dieſe aber am Vordertheile befinden; ſ. unter Schiffbau.

Schote, Schötchen, Schötlein, im Gewächsreiche, eine Art Samengehäuſe an den Gewächſen, welches aus zwei gleichen länglichen Stücken beſteht, die durch zwei Näthchen an einander befeſtiget ſind, und in welchen ſich der Same befindet.

Im engeren Verſtande iſt nach Adelung eine Schote ein ſolches Samengehäuſe, worin der Same von einer Nath zur andern wechſelsweiſe ſitzt, zum Unterſchiede von einer Hülſe im engſten Verſtande, wo der Same nur allein an der obern Nath befeſtiget iſt. Figurlich eine Pflanze, ein Gewächs, welches Schoten trägt, jedoch nur in einigen zuſammengeſetzten Namen, z. B. Wolfsſchote. Im engſten Verſtande verſteht man unter Schoten ſchlechthin die noch grünen Schoten der Erbſen, Feldſchoten, welche auf dem Felde gezogen werden, Gartenſchoten, Zuckerſchoten, welche in den Gärten gezogen werden. Man nennt auch das ganze Gewächs, ſo lange der Same und deſſen Schoten noch grün ſind, Schoten; ſ. unter Erbſe, Th. 11, S. 172. Die Niederdeutſchen kennen nach Adelung dieſes Wort wahrſcheinlich nicht, da ſie dafür Paale oder Pahle brauchen, welches mit unſerm Fell verwandt iſt. Andere verwandte Sprachen haben zwar dieſes Wort, aber ohne Ziſchlaut.

Schotenbaum, Amerikaniſcher, Erbſenbaum, ſ. Robinie, Th. 125.

Schotendorn, ein dornigter Strauch, welcher ſeinen Samen in Schalen trägt, deren man mehrere Arten hat. 1) Eine Art Mimoſen oder Sinnpflanzen, das Sinnkraut, Sensitiva, Genegalens, ſ. Sinnkraut. 2) Der Amerikaniſche Schotenbaum, Schotendorn, ſ. unter Acacia, Acacia communis, Th. 1., S. 193. Ueberhaupt ſehe man, was dieſen Artikel betrifft, den Artikel Acacia, Th. 1., S. 191 u. f., und Acacie, im Supplement, den Art. Sinnkraut, Sinnpflanze, weiter unten, und den Artikel Robinie, Th. 125, nach.

Schotenerbſen, grüne Erbſen in ihren Hüllen oder Schalen, zum Unterſchiede von den trocknen.

Schotengewächſe, Gewächſe, welche Schoten tragen, deren Samen in Schoten liegen; ſ. unter Schote.

Schotenkaper, Cappera siliquosa, eine Art Kaper, welche ihren Samen in Schoten trägt, und in Jamaika ꝛc. einheimiſch iſt; ſ. unter Kaper, Th. 34, S. 594.

Schotenklee, Lotusklee, Lotus Linn., ſ. unter Klee, Th. 39, S. 263 u. f. Im gemeinen Leben werden auch einige Arten des Steinklees, als Trifolium hybridum, repens und alpinum Linn., Schotenklee genannt, ſ. unter Klee, Th. 39.

Schotenpfeffer, Braſilianiſcher Pfeffer, Piper indicum; ſ. Th. 109, S. 553.

Schotenſtein, kleiner getüpfelter, ſ. unter Stein.

Schotenſtrauch, ein Strauch, welcher Schoten trägt.

Schotenweiderich, eine Art des Weiderichs, welcher ſeinen Samen in Schoten trägt; ſ. unter Weiderich.

Schotenweidrichſchwärmer, Elephantenrüſſel, Weinſchwärmer, Sphinx legit Elpenor, ein Dämmerungsfalter, deſſen 4 Zoll lange, bald grüne, bald braune Raupe den Weinſtöcken beſonders im Julius Schaden thut.

Schott, ein nur in einigen Gegenden für Karat übliches Wort, wie z. B. in Danzig.

Schott, an der Niederelbe und Weſer, diejenige Erde, ſo aus den Graben, bei Ausgrabung und Aufziehung derſelben geworfen wird, und wegen der Erhaltung dieſer Graben jedesmal bis auf gewiſſe Entfernungen von dem Ufer derſelben gebracht werden muß. Wenn dieſes nicht geſchieht, ſo wird dadurch die ganze, nöthig geweſene, Arbeit vereitelt; denn die ausgeworfene Erde ſchießt wieder in die

Gräben zurück; der Landmann behilft ſich gemeiniglich dann lieber damit, als daß er über Mangel der Abwäſſerung klagt. Man kann das Schott auch zur Erhöhung des Grabenufers gebrauchen, um in den Gräben des unbedeichten Landes auch dann noch eine Zeitlang das durch Schleuſen und Siele abzuführende Waſſer faſſen zu können, wenn auch gleich ſolche wegen Sturm und hoher Fluthen nicht täglich zum Abzuge deſſelben gelangen können. Dergleichen Aufwürfe werden in den Marſchländern noch beſonders Schlotterdeiche, Schlothdeiche oder Dämme genannt, weil daſelbſt auch Schlöthe ſo viel heißt, als einen Graben ziehen oder aufwerfen. In andern Gegenden heißt Schott auch noch Schützel, Schütz, Geſchütz; und der in einigen Deichgegenden gewöhnliche Ausdruck: Von des Deiches Kamm bis gegen des Deiches Schott, will ſo viel ſagen, als von dem höchſten Gipfel bis zum unterſten Ende; nach dem Lateiner a summitate ad imum. — Auch die Thüren im Waſſerbau, die von zuſammengeſchlagenen Bohlen, Pfoſten in einem Spure niedergelaſſen und aufgewunden werden können, werden Schott genannt.

Schottbrett, in der Torfgräberey in Oſtfriesland, ein Stück Holz, worauf der Torf, um nicht zu platzen, geworfen wird.

Schotte, der, ein Einwohner Schottlands, ein Schottländer; ſ. unten Schottland. Man pflegte ehemals, nach Adelung, verſchiedene Arten von Hauſirern oder im Lande herumreiſenden Krämern, welche keine feſte Wohnungen hatten, Schotten zu nennen. Ein Pfrogner, Sonnenkrämer, Scholderer und Schott, der mit ſeiner gefälſchten Mütze (Metze, Maaß) die Leute beſebelt. Mattheſ. bei dem Friſch. Bei dem Scheplitz und Friſch wird aus einer

Chur-Brandenburgiſchen Vorordnung angeführt: Fremde, Krämer, Landfahrer, Schotten, Juden. In der Preußiſchen Landesordnung befindet ſich ein eigner Artikel von den Krämern und Schotten, wo es heißt: Schotten, die allhier in unſerm Fürſtenthume Preußen ſeßhaftig, ſollen feil haben, aber ohne Betrug und falſch an Waaren, Ellen, Maaß, Gewicht ꝛc. Und daher pflegen die Weißgerber noch diejenigen von ihrem Handwerke, welche nicht in ihrer Werkſtätte bleiben, ſondern im Lande herum hauſiren, Schotten zu nennen. Adelung ſtellt hierbei die Vermuthung auf, daß vielleicht ehemals die Schottländer, wie jetzt die Wälſchen, aus ihrem Lande ausgewandert ſeien und ſich in fremden Ländern genährt haben. Man ſagt auch in Preußen ſprüchwörtlich: warte, bis die Schotten kommen, anſtatt: bei Gelegenheit. Auch in Tyrol werden die Hauſirer Schotten genannt.

Schotte-Buttadar, eine Gattung feiner baumwollener Gewebe, mit goldenen Leiſtenbändern, welche die Däniſche-Aſiatiſche-Geſellſchaft zum Handel bringt. Sie ſind 1 Elle und 9/16 Theile oder 1 Elle und 3/8 bis 5/8 breit, und 13 bis 13 1/2 Kopenhagner Ellen lang.

Schotten, der, oder auch in einigen Gegenden die Schotten, ein beſonders im Oberdeutſchen gangbares Wort, die Molken oder den übrig bleibenden wäſſrigen Theil von der gekäſeten Milch zu bezeichnen. In andern Gegenden pflegt man den geronnenen Theil der Milch, den eigentlichen Käſe, Schotten zu nennen; zu Schotten werden, gerinnen. Hieraus erhellt, daß dieſes Wort zu ſchütten gehört, in ſo fern es gerinnen, ſich ſcheiden bedeutet, von welchem letzteren es in dieſer Bedeutung das Intenſivum iſt.

H 2

Schotten Weißgerber, ſ. oben unter Schotte, und Fellnäpper, Th. 12, S. 544.

Schotten, ſ. Schutzbrett.

Schotterde, ſ. Schutterde.

Schotthenne, eine Benennung des Krichhuhns, ſ. unter Huhn, Th. 26, S. 13.

Schottiſche Perlen, ſ. unter Perle.

Schottiſche Teppiche, Tapis façon d'Ecosse, zu Abbeville, eine Gattung Teppiche, die 5/8 breit und 20 Stab lang gewebt werden.

Schottland, Scotland, Scotia, Fr. l'Ecosse, ein Königreich, welches im Jahre 1707 unter der Königin Anna mit England vereiniget wurde, und mit demſelben das vereinigte Königreich Großbritannien genannt wird. Es bildet den nördlichen Theil dieſes Reichs und enthält 1441 3/5 Quadratmeilen. Es gränzt gegen Mittag an das Irländiſche Meer und an England; gegen Abend, Mitternacht und Morgen an das ſogenannte Schottländiſche Meer, in welchem, um dieſes Königreich herum, gegen 300 Inſeln liegen, welche die Schetländiſchen, Orkadiſchen und die Hebridiſchen Inſeln enthalten. Eine ſehr gute Karte von Schottland hat im Jahre 1785 James Anderſon geliefert in ſeinem Account of the present State of the Hebrides and Western Coasts of Scottland. Die neueſte von dieſem Reiche hat C. F. Weiland im Jahre 1821 geliefert.

Schottland wird in drei Hauptheile, in Süd-, Mittel- und Nordſchottland eingetheilt, welche 33 Shirs und Stewartrys oder Landſchaften enthalten, wovon Süd-Schottland 18 Shires und 1 Stewartry; Mittel-Schottland 8 Shires, und Nord-Schottland 5 Shires und 1 Stewartry enthält. Der Boden iſt im Ganzen nicht ſo gut, wie der in England, jedoch giebt es

auſſer den Stellen an den Küſten, die ſehr fruchtbar ſind, auch im Innern des Landes guten Boden; nur das Hochland iſt faſt durchgehends rauh und unwirthbar; denn daſelbſt ragt ein rauher Berg über den andern hervor; die höchſten ſind beſtändig mit Schnee bedeckt. Die Thäler ſind kalkartig und ſandig, jedoch nicht ohne Fruchtbarkeit; in einigen Gegenden wächſt auch Weitzen üppig empor. Im nordweſtlichen Theile breiten ſich dagegen theils magere Steppen, worauf kaum der Hafer gedeiht, theils Moräſte aus. Ueberhaupt ſoll Schottland nach Einigen 18,944,000 Engl. Acres, wovon 5,043,450 angebaut, und 13,900,550 wüſte ſind, haben; nach Anderen 26,369,695 Acres, wovon ungefähr die Hälfte ſich im Kulturzuſtande befindet. — Das Klima iſt nur in den ſteilen kahlen Gebirgen Hoch-Schottlands rauh. Die Luft iſt in dem übrigen in der heißen Jahreszeit ſtets rein, elaſtiſch und ſehr durchſichtig, und im Winter kalt. — Meerbuſen ſind in Schottland der Frith of Clyde, der Tay, Neß, Dornock, Solway, Fyne, Linnhe ꝛc.; Seen der Loch-Lommond 24 Engl. Meilen lang und 8 Meilen breit, 4 — 600 Faden tief, und mit mehr als 30 Inſeln; Loch-Neß 22 Meilen lang, 840 Faden tief; Loch-Awe 30 Meilen lang; Tay 15 Meilen lang und 1 — 21/2 M. breit; Loch-Shiel, 24 Meilen lang und 1 — 2 Meilen breit; Glenkannich; Flüſſe: der Tay, der Forth, die in ſüdöſtlicher Richtung ſich in das Deutſche Meer ergießen, die Clyde, mit den Waſſerfällen bei Lanark, welche von Süden nach Nordweſten in den nach Dumbarton und Glasgow benannten Meerbuſen ſtrömt; der Spey, Lochy, Dee, die Neſſe, der Tweed und Solwey ꝛc. Seit dem Jahre 1759 ſind in Schottland 8 ſchiffbare Kanäle angelegt worden, mit einer Länge von 1493/4 Engl. Meilen. Die

vorzüglichſten Kanäle ſind: der Glasgowiſche, welche die Flüſſe Clyde und Forth verbindet; er iſt ſieben Deutſche Meilen lang, 56 Fuß oben, 22 Fuß unten breit, und 8 Fuß tief, und hat 39 Schleuſen, 43 Schwibbogen, deren zwei über die beträchtlichen Flüſſe Luggin und Kelwin gehen, und 38 Brücken. Schiffe von 68 Fuß Länge, 19 1/2 Fuß Breite, und 7 1/2 Fuß Waſſertracht können ihn mit Bequemlichkeit befahren. Er erſpart eine lange und gefährliche Seefahrt von 1000 Engl. Meilen. Durch einen Nebenkanal von faſt 3/4 Deutſche Meilen Länge iſt er mit Glasgow verbunden, und das neue Etabliſſement Port Dundas, unweit Glasgow, mit einem Baſſin dient zur Niederlage. Nach demſelben Port Dundas geht noch der Kanal von Monkland in der Grafſchaft Lanerk, im Oſten von Glasgow, 13 Engliſche Meilen lang, oben 30, unten 16 Fuß breit, für Schiffe, die 4 1/2 Fuß tief gehen, fahrbar, und auch über den Fluß Kelwin; er ſoll den Steinkohlen von Monkland beſſern Abſatz verſchaffen. Der Caledoniſche Kanal iſt von ziemlicher Ausdehnung; er fängt an dem in Weſten mit dem Meere verbundenen Eilſee, wo das Fort William ſteht, an. Er geht zwiſchen 56 und 58 Grad nördlicher Breite durch die drei Seen Loch-Lochy, den kleinen Loch-Vich und den größten von allen Loch-Neß, bis zu dem mit dem Murray-Frith zuſammenhängenden Beaulyſee, an dem Inverneß liegt, und war am 23ſten October 1822 zuerſt befahren. Die die Seen unter einander und mit den Meeren verbindenden Kanäle haben eine Tiefe von 23 Engliſche Schuh, ſo daß ſie den Durchgang aller Kauffahrer und ſelbſt der Fregatten von 32 Kanonen, die 20 — 23 Schuh tief ins Waſſer gehen, vermittelſt 8 Schleuſen möglich machen. An beiden Enden des Kanals ſind weitläuftige Baſſins angelegt,

die drei Flotten beherbergen können. Der Kanal iſt wegen den Seen nur 12 Deutſche oder 65 Engliſche Meilen lang, hat 15 Schleuſen, bei Bonavein allein 8, die Treppe des Neptuns genannt, und das größte, bei Schleuſen mögliche, Mauerwerk, iſt 10 Fuß tief, unten 50 und auf der Oberfläche 110 Fuß breit. — Die Produkte ſind aus dem Pflanzenreiche: Flachs, Hanf, Getreide — in den nördlichen Gegenden nur Hafer, Kartoffeln, Garten- und Hülſenfrüchte, Obſt, Tabak, Holz, als Eichen, Kiefern; 417,891 Schottiſche Aecker natürlicher Wälder und 343,522 Waldpflanzungen, Rhabarber, wobei Wurzeln von 50 Pfund. Aus dem Thierreiche: Rindvieh, Schafe, Pferde, nur von kleinem Schlage, Schweine, Hirſche, Rehe, wilde Schweine, Haſen, viele Seevögel, Schnee- und Haſelhühner, Schwäne, Bienen, Fiſche, beſonders Heringe, in 3000 Barken von 15,000 Menſchen betrieben, ohne die zum Tranſport gebrauchten Fahrzeuge. In dem einzigen Loch Carron waren 1820 700 Bote beſchäftiget, die täglich im Durchſchnitt 1050 Pfd. Sterling erwarben. Im Jahre 1777 wurden in einer Nacht 19,800 Tonnen Heringe gefangen. Zur Beförderung der Heringsfiſcherei an den Küſten hat das Parlament im Jahre 1808 2 Pfd. St. für die Tonne an alle Schiffe über 60, und unter 100 Tonnen auf 5 Jahr, und 1 Pfd. Sterling per Tonne für Schiffe von größerem Umfange ausgeſetzt. Zum Heringsfiſchen waren 1814 916 Fahrzeuge abgeſegelt; der ganze Werth betrug 1818 350,000 Pfd. St. Ferner Forellen, Hechte, bis zu 72 Pfd., Barſche, bis zu 9 Pfd., Kabeljau, Schellfiſche, Seekrebſe oder Hummer, Lachſe bis zu 70 Pfd., Perlenmuſcheln und Eidervögel auf den Inſeln. Aus dem Mineralreiche: Steinkohlen, Eiſen, faſt in allen Ge-

birgen, Bley, Reißbley, Kupfer, Gold, Marmor, Quaderſteine, Schiefer, Jaspis, Karneole, Smaragde, Salz aus der See und aus Kelp, Torf, Mineralquellen ꝛc.

Die Zahl der Einwohner Schottlands beträgt 2,135,300. Sie werden in Hochländer und Niederländer abgetheilt; jene nennen ſich ſelbſt die alten oder urſprünglichen Schotten und wohnen in den Gebirgen, beſonders im Nordtheile und auf den Inſeln; dieſe, oder die Niederländer ſind aus verſchiedenen Völkern gemiſcht, und beſtehen aus alten Schotten, Picten, Britten, Franzoſen, Engländern, Dänen, Deutſchen, Ungarn und mehreren andern Nationen, die ſich daſelbſt niedergelaſſen haben. Im Jahre 1822 waren in Schottland 294,553 Wohnhäuſer, 364,040 Familien und 9537 unbewohnte Gebäude. Starke Auswanderungen nach Amerika, ſo wie die Armuth der Einwohner hinderten bisher eine größere Bevölkerung. Die Schotten ſind der presbyterianiſchen Kirche zugethan, welches ein Zweig der reformirten Kirche iſt, der ſich ſtreng nach den Lehren des Calvins richtet, und nur wenige Abweichungen hat. Der Gottesdienſt iſt daher ganz einfach. Ihre Kirchen haben keine Altäre, keine Orgel und keine Glocken. Biſchöfe, wie in England, haben ſie nicht, alle Geiſtlichen ſind bei ihnen gleich und unterſcheiden ſich nur in orthodoxe und heterodoxe; auch ſind ſie meiſt gebildete Männer, die als Seelenhirten wohl das Volk aufzuklären vermögen, da auch ihr Einkommen ſie vor eigentlicher Dürftigkeit ſchützt, welches bei den meiſten Pfarrern in England nicht der Fall iſt. Was den National-Charakter und die Sitte des Schotten anbetrifft, ſo zeichnet er ſich eben ſo ſehr wie der Engländer durch Liebe zum Vaterlande aus; allein ſeine Gaſtfreundſchaft, ſein

zuvorkommendes Benehmen gegen jeden Fremden, ſetzen ihn noch über den Engländer. Er iſt ferner herzhaft, arbeitſam und thätig. Die Anhänglichkeit an ſeine alte Lebensweiſe äußert ſich beſonders bei dem Bewohner des Hochlandes, der überhaupt noch einfacher in ſeinen Sitten und weniger gebildet iſt, weit ſtärker, als bei dem des Niederlandes. Seine Fehler ſind Hang zum Trunk, und zum Aberglauben. Die Erziehung und Bildung der Jugend zu den Wiſſenſchaften und Künſten, iſt, was die untere Volksklaſſe betrifft, noch ſehr dürftig; man hat zwar nach dem Maaße der Wohlthätigkeit mehr oder weniger Freiſchulen; ſie beſchränken ſich aber nur auf den religiöſen Unterricht. Was die mittlere und höhere Klaſſe der Einwohner betrifft, ſo iſt für dieſe ſchon beſſer geſorgt; auch weht in den niedern gelehrten Schulen ein freierer Geiſt, als in England, der ſich den Bedürfniſſen des Zeitalters mehr anſchmiegt. Univerſitäten ſind zu Edinburgh, St. Andrews, Alt- und Neu-Aberdeen, welche beide mit einander verbunden ſind, und zu Glasgow, alle nur für Presbyterianer. Auch auf dieſen Muſenſitzen athmete der angehende Gelehrte weit freier, als auf den Engliſchen; denn eine ängſtliche Einſchränkung in pedantiſch-gelehrte Corporationen iſt hier unbekannt; der Unterricht dehnt ſich auf alle Wiſſenſchaften und ihre Theile aus. Zur Verbreitung der Wiſſenſchaften giebt es zu Edinburgh eine Königl. Societät der Wiſſenſchaften, auch eine antiquariſche, Linnéiſche und mediciniſche Societät daſelbſt. Die Künſte haben in Schottland nie recht zur Blüthe gelangen können, ſo wie überhaupt in ganz England nie eine Künſtlerſchule hervorgegangen iſt; nur in der Kupferſtecherkunſt haben ſich die Britten ausgezeichnet.

Jeder Einwohner Schottlands, ſo wie überhaupt in ganz England, iſt frei, hat dieſelben bürgerlichen Rechte und zahlt ſeinen verhältnißmäßigen Beitrag zu den Staaatsbedürfniſſen. Die Nation theilt ſich hier, wie in England, in zwei Stände, in hohen Adel und in Gemeine. Der hohe Adel führt den Titel Herzog, Marquis, Graf, Viscount, Baron, und erhält den gemeinſchaftlichen Ehrentitel Lord. Er iſt von väterlicher Seite erblich, ohne dabei die Mutter zu berückſichtigen, wird von den Voreltern ererbt, oder vom Könige ertheilt, und haftet auf der Familie. Er geht mit ſeinen Vorrechten auf den Erſtgebornen der männlichen Nachkommenſchaft über. Die jüngern Söhne erhalten zwar einen Antheil an der Erbſchaft, allein ihre Nachkommen verlieren ſich ganz unter den Gemeinen. Den perſönlichen Adel geben die höchſten Reichsämter, und die erzbiſchöfliche und biſchöfliche Würde. Die Gemeine theilt ſich wieder in die Gentry, eine Art von niederm Adel, und in die eigentliche Commonalty oder das gemeine Volk. Zur erſten Klaſſe gehört, auſſer den Söhnen der Peers und ihrer Nachkommen, den Söhnen der Viscounts und Baronen, alle anſehnliche Bürger und Officiere, welche auch auf den Titel Gentleman Anſpruch machen. Einige von der Gentry führen auch die Titel: Baronet, Knight und Esquire. Alle Mitglieder der Gentry haben das Recht zu Sitz und Stimme im Unterhauſe, wenn nämlich die Wahl auf ſie fällt, und ſie nicht der Beſitz irgend eines Amtes davon ausſchließt. Zur zweiten Klaſſe oder zum gemeinen Volke gehören die Krämer, Handwerker, Landleute, Manufakturarbeiter und Tagelöhner. Der Landmann iſt entweder Freeholder, freier Beſitzer ſeines Gutes, oder Copyholder, der dem Grundherrn ſeines Guts Erbzinſen zahlt. Beide Klaſſen bilden die Yeomanry, und ſtimmen mit in die Wahl

der Parlamentsdeputirten. Die übrigen Landleute ſind Pächter adlicher oder vielmehr herrſchaftlicher Güter und Tagelöhner.

Was nun die Induſtrie der Schottländer anbetrifft, ſo hat ſich dieſelbe ſeit der Zeit der Vereinigung dieſes Reichs mit England merklich gehoben. Denn vor dieſer Zeit war das Land in ſchlechten Umſtänden, der Handel lag darnieder, die öffentlichen Kaſſen waren leer, das Volk wanderte häufig aus, die Zinſen wurden nicht abgetragen, die Ländereien und Grundſtücke ſtanden in ſchlechtem Preiſe, und die meiſten Eigenthumsbeſitzer befanden ſich auſſer Stande, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen; allein durch die Vereinigung beider Länder iſt Schottland wieder aufgeholfen worden, und ſeitdem haben ſich die Umſtände in allen Zweigen ſehr zum Vortheil des Landes verändert. Was nun den Ackerbau betrifft, ſo ſoll ſich dieſer, nach der Behauptung vieler Engliſcher Statiſtiker ſeit einem halben Jahrhunderte ſehr verbeſſert haben, ſo, daß jetzt die Landgüter noch einmal ſo viel gelten, als vor dieſem Zeitraume. Schottland iſt überhaupt fruchtbarer an Rocken, Hafer und Weidenfutter, als an Weitzen, indeſſen wird auch von der letzteren Getreideart eine anſehnliche Menge in gewiſſen Gegenden, als in Lenox, Carrick und Sterlingſhire geärndtet, weil aber die Erndte in dem Gebirge ſpät im Jahre trifft, ſo iſt das Getreide ſelten trocken, und die in die Scheune gebrachten Körner ſind den Folgen der Feuchtigkeit ausgeſetzt; auf der andern Seite iſt es auch wieder gewiß, daß bei der nachläßigen Verwahrung und Bedeckung die durchſtreichenden Winde viel von der Feuchtigkeit wieder wegnehmen, die der Regen zugebracht haben kann. Es beſtimmen hier die Sheriffs und Geſchwornen jährlich, nach vollbrachter Erndte, die Preiſe des Getreides; dahingegen findet in Anſe-

hung der Lebensmittel keine Taxirung ſtatt. Was die Handelskräuter betrifft, ſo hat der Lein- und Hanfbau in Schottland bedeutende Fortſchritte gemacht, beſonders ſeit dem Jahre 1733, da Prämien auf dieſen Anbau geſetzt wurden. Man ſicherte 15 Schilling Belohnung für jeden Acker Landes zu, den die einheimiſchen Landwirthe nach der Vorſchrift mit Flachs oder Hanf beſäen würden. Seit dieſer Zeit iſt die Erndte beider Artikel von einem Jahre zum andern geſtiegen. Man hat zugleich Prämien auf die Anlegung der Mühlen und Bleichen geſetzt. Hopfen wird nur wenig in Schottland erbauet. Die Verordnung in dieſem Punkte hat dieſes Reich mit England gemein. Färberröthe unb Krapp wird jetzt mit gutem Fortgange im Weſtlichen Schottland gebauet, und die Waare daſelbſt ſoll der Holländiſchen nichts nachgeben. Der Tabak iſt ein ſehr wichtiger Handelsartikel für Schottland; allein der Handel damit iſt nicht mehr ſo bedeutend, als ſonſt. — Der Gartenbau iſt hier nicht ganz unbedeutend; denn ſchon ſeit längerer Zeit beſchäftigen ſich die Schottländer damit. Man zieht daſelbſt viele ſchmackhafte Küchengewächſe, auch Safran und Rhabar, die der Aſiatiſchen wenig nachgiebt. — Was die Forſtcultur anbetrifft, ſo ſind die Waldungen an den Ufern der Loch-Neß vortrefflich; auch kann man das Holz bald nach Inverneß ſchaffen; auch der Beulyfluß hat auf beiden Seiten holzreiche Ufer, nur ſoll der Transport des Holzes, weil der Fluß hier und da Waſſerwälle hat, ſehr erſchwert werden, und daher hat dieſe Holzung keinen großen Werth. Diejenigen Holzzungen, welche ſich am Urſprunge der Dee befinden, ſind derſelben Beſchwerde unterworfen, und man iſt daſelbſt genöthiget, von dem ſchönſten Rundholze, welches ſich ſehr gut zu Maſten ſchickt, entweder Dielen, oder Bretter zu ſchneiden,

oder es auf dem Stamme verfaulen zu laſſen. Im Spy Thal fällt man viel Brennholz, auch hat man daſelbſt gutes Zimmerholz. Die Zweige und Aeſte der dortigen Bäume brennt man zu Kohlen, welche bei den Hütten- und Hammerwerken, die man da angelegt hat, verbraucht werden. Von einem großen Theile der dort vorhandenen Tannen und Fichten werden Planken und Dielen geſchnitten; auch wird ein großer Theil der daſelbſt vorhandenen Bäume, welcher zu Maſten, Spieren und anderem Rundholze der Schiffe taugt, auf dem Spyfluß nach London tranſportirt. Der Handel mit dieſem Holze war zu Ende des verwichenen Jahrhunderts von einer zu London geſtifteten Compagnie übernommen worden, das Unternehmen mißglückte aber, und die Geſellſchaft mußte dieſes Geſchäft wieder aufgeben; obgleich die Schottländer auf einen günſtigen Erfolg gerechnet hatten. In neueſter Zeit ſcheint der Handel mit dem Nutzholze ſich wieder zu beleben.

Die Viehzucht iſt mit eine der Hauptbeſchäftigungen der Schottländer, die dem Lande viel einbringt. Beſonders ergiebig iſt die Hornviehzucht, zu Anfange dieſes Jahrhunderts zählte man in Schottland 998,214 Stücke Hornviehs, und beſonders iſt hier der Dunlopkäſe berühmt. Die Pferdezucht ſteht hier der Engliſchen bei weitem nach, welches wahrſcheinlich am Klima und Boden liegt. Die Pferde, die man hier hat, und die nur niedrig und wild ſind, nennt man Garrons. Sie laufen in den Gebirgen ſich ſelbſt überlaſſen umher, und werden von den Schotten wie die Hirſche gejagd. Man ſucht ſie aber auch zu fangen und zahm zu machen. — Schafe werden jährlich gegen 120,000 Stück nach England ausgetrieben. Dahin geht auch die ganze Wolle von den Herden in Galloway, Air, Nithisdale, Tiviodale und andern Gegenden Schott-

lands. — Schweine werden gleichfalls viel gezogen und eine große Menge ausgetrieben. — Ziegen hält der Schotte mehr, als der Engländer; alle Gebirge und die daran ſtoßenden Thäler ſind damit angefüllt. Ihre Felle werden theils im Lande ſelbſt verarbeitet, theils nach England ausgeführt. — Die Fiſcherei wird beſonders ſtark in Schottland betrieben; ſie begreift hauptſächlich den Herings-, Salmen-, Dorſch- oder Kabeljau- und Wallfiſchfang. In dieſen Artikeln, beſonders aber in Heringen, ſ. auch oben, S. 119, liefert Schottland jährlich noch über den inländiſchen Verbrauch, ſo z. B. 60,000 Tonnen geſalzener Heringe; alles was im Weſten und Oſten Schottlands gefiſcht wird, iſt hierunter mit begriffen. Der Schottiſche Hering iſt groß und fleiſchicht, aber ſchlecht gepackt, nicht ſauber ausgeweidet, nicht mit dem beſten Salze eingeſalzen, und kommt daher der Niederländiſchen Waare nicht gleich. Es giebt jedoch Ausnahmen, und mehr als eine Gegend legt ſich in jetziger Zeit auf dieſen Zweig des Fiſchwaarenhandels. Die beſten Salmen liefert Barwik, dieſen zunächſt kommen die aus dem Deefluſſe, nahe bei Aberdeen. Man zieht auch viele Salmen aus Dunbarton, Montroſe, Spek und Bauf; die vom letzteren ſind die ſchlechteſten. Sie werden alle in Gebinden von 400 bis 450 Pfunden, oder in kleinen von 300 bis 350 Pfunden verfahren. Die Dorſchfiſcherei iſt gleichfalls ſehr anſehnlich. Die Kaufleute zu Glasgow und Grenock rüſten dazu über 60 Schiffe aus, und halten auch noch über 200 kleine Fahrzeuge, die den Seehundsfang in der Meerenge von Clyde betreiben. Die Schotten betreiben die Dorſchfiſcherey theils bei Newfoundland, theils an der weſtlichen Küſte ihres eigenen Landes, woſelbſt dieſes Gewerbe einen ſehr guten Fortgang hat, beſonders an einer großen, wohl zwanzig Meilen lan-

gen Bank, nahe bei Kambletoun in der Grafſchaft Argyle. Der Wallfiſchfang iſt beſonders durch die Aufmunterung der Regierung durch Gratificationen beträchtlich. Man bedient ſich aber dabei zum Theil Jütländiſcher Matroſen, wodurch dem Lande ein anſehnlicher Theil des Verdienſtes wieder entgeht. Man ſoll die Stelle der Jütländer durch Leute von den Arkadiſchen Inſeln, die das Fiſchereigewerbe ſehr gut verſtehen, leicht erſetzen können, und dieſe Inſulaner hätte man dann immer bei der Hand. Die Auſtern in der Schottiſchen See werden für die beſten in der Welt gehalten; es giebt darunter ſo große, daß man ſie beim Verſpeiſen viertheilen muß. — Was die Bienenzucht betrifft, ſo wird dieſe in Schottland mit vielem Fleiße und eben ſo gutem Erfolge betrieben. — Das Mineralreich Schottlands iſt nicht arm zu nennen. Es hat Kupfer, Bley, Eiſen, Alaun und Vitriol; auch findet man Gold- und Silberadern. Hier und da bricht man Alabaſter, Jaſpis, und es wird Talkſtein, Agat und Karneol gegraben. Bauſteine von vorzüglicher Güte brechen an vielen Orten, ſo wie auch Marmor von allen Farben. In manchen Gegenden gräbt man Ocher, in andern eine Art Malerkreide. Das anſehnliche Dorf Lead-Hill iſt faſt ganz von Bergwerksleuten bewohnt. Die Hauptader vom Bleywerk im Thale Lead-Hill iſt ſieben Fuß breit, und iſt vielleicht die reichhaltigſte Bleymine in ganz Europa. Man heitzt die Schmelzöfen mit Torf und Steinkohlen. Eine einzige Kompagnie, die hier den Betrieb beſorgt, führt jährlich 2000 Tonnen zu 2000 Pfund Bley nach Amſterdam aus. Man bringt es von hier nach Leith und von da wird es nach Holland verſchifft. Obgleich die verſchiedenen Arbeiten des Grubenbaues einen ziemlichen Gewinn abwerfen und eine Aufmunterung zum eifrigen Betriebe deſſelben ſeyn ſollten,

ſo iſt es doch nicht der Fall, denn der Bergbau wird eher nachläßig, als fleißig betrieben. Die Steinkohlen aus den Gruben von Kinneil werden zum Theil im Lande als Ofenfeuerung verbraucht, theils wendet man ſie an Ort und Stelle zum Abdunſten des Meerwaſſers an, theils werden ſie auch nach Holland verfahren. Sie ſind etwas ſchlechter, als die Engliſchen. Der Preis der Steinkohlen auf der Stelle war zu Ende des verwichenen Jahrhunderts 5 Schilling die Tonne von 21 Ctr. zu 112 Pfd., und 5 Schilling 6 Pence, wenn der Artikel frei an Bord geliefert wird. Es giebt Steinkohlengruben, Schmelzen und Hammerwerke zu Carſon, nur 1/2 Meile vom Meere entfernt; auch iſt da zugleich ein beträchtlicher Bach, der die Maſchinenwerke in Bewegung ſetzt. Die Feuermaſchinen zu Carſon glei- chen ziemlich den zu Newcaſtle. Die Bergleut laſſen keine Pfeiler ſtehen, ſondern ſetzen Stützen von Stämmen. Die Pächter der Steinkohlenwerke ha beträchtliche Schmelzhütten und Holzöfen auf ein halbe Viertelmeile von den Minen angelegt, wo da Eiſen geſchmolzen, geſchmiedet und verarbeitet wird Man hat nicht weit vom Meere Erze gefunden, die leich ab- und zugeſchafft werden könnten, deren Transpo daher mit geringen Koſten verbunden iſt. Die Erz wird Eiſenſtein (Iron-stone) genannt und g nur 30 Procent Guseiſen. Beim Schmelzen ein reichhaltiges Eiſenerz zugeſetzt, welches aus C berland zugefahren wird und Eiſenerz (Iron- heißt. Die hieſigen Eiſenwerke haben die Lief gen für London, und machen alle Artikel nach ſelben Modellen, wie ſie Frankreich jenem Lande her geliefert hat. Die Steinkohlengruben S lands haben zu vielen Manufakturen im Lande anlaſſung gegeben. — Auf der Landſtraße von E burgh nach Barwick ſind Glashütten und viele S

bereitungsanlagen, in denen das Meerwaſſer abgedunſtet und Salz daraus gemacht wird. — Salinen hat Schottland um die Bay von Edinburgh ſehr viele; auch in andern Gegenden z. B. zu Air, Saltcôte ꝛc. Man macht auch eine große Menge Salz am Golf von Sorth, woſelbſt dieſer Artikel 71/2 Pence das Buſhel oder zu 25 Schilling die Tonne gehandelt wird. Die Engliſchen Fiſcher, welche auf den Fang bei Island abgehen, kommen beſonders hierher und verſorgen ſich mit Salz. Auch nach Bremen, Emden, Hamburg und der Oſtſee wird dieſer Artikel häufig verladen. Es hat den Ruf, daß es beſſer ſei und ſtärker ſalze, als das Newcaſtler. Man kann es auch zum Einſalzen der Fiſche gebrauchen.

Was die Manufakturen und Fabriken anbetrifft, ſo iſt die Lein- und Hanfweberey noch einer der beträchtlichſten Artikel, obgleich er jetzt, gegen das verwichene Jahrhundert, ſehr abgenommen hat. Was am meiſten dazu beigetragen hat, die Manufakturen in dieſem Lande empor zu heben, iſt die Aufnahme der Franzöſiſchen Flüchtlinge zu Anfange des 18ten Jahrhunderts. Dieſe Leute haben die Spinnerey, Weberey und Bleicherey in Schottland ſehr verbeſſert. Edinburgh zog hernach noch einige proteſtantiſche Familien aus der Picardie, und aus Flandern an ſich, welche hauptſächlich aus Batiſtwebern beſtanden, wodurch auch dieſer Manufakturzweig nach Schottland verpflanzt ward. Man gab ihnen ein Viertel zwiſchen der Stadt und dem Hafen ein, wo ſich dreizehn Franzöſiſche Familien in eben ſo vielen Häuſern niederließen und ihre Gewerbe einrichteten. Eine jede dieſer Familien erhielt, auſſer dem Hauſe, für ſich und ihre Nachkommen einen kleinen Garten, eine Kuh, und die zum Betriebe des Gewerbes erforderlichen Geräthe. Die Kolonie ge-

nieſst von Seiten der Stadt allen Schutz und alle Unterſtützung wegen ihrer beſondern Arbeitſamkeit. Die Leinwandmanufaktur hat, beſonders ſeit dem Jahre 1727, große Fortſchritte gemacht. In dem gedachten Jahre ernannte das Parlament eine Anzahl Commiſſarien, welche die Aufſicht über dieſen Manufakturzweig haben ſollten.

Vom Jahre 1728 bis 1732 wurden verfertiget, geſchauet und plombirt . . . 17,441,161 Ellen,
Vom Jahre 1733 bis 1737 . 23,734,136 —
— — 1738 — 1742 . 23,366,863 —
— — 1743 — 1747 . 28,227,086 —
— — 1748 — 1751 . 30,172,300 —
und im Jahre 1754 allein . 8,914,369 —
welche letztere Quautität einen Werth von 506,816 Pfund betragen hat. In den folgenden Jahren ſtieg dieſer Manufakturzweig noch höher. Die Regierung beförderte die Fortſchritte durch eine Prämie von 3 Schilling Sterling für jeden Stone Hafer, und 4 Schillinge für jeden Stone Lein, der in Großbritannien geärndet würde. Durch dieſe Aufmunterungen hat man es ſowohl im Leinen- als Hanfbau, als auch in der Manufaktur und im Bleichweſen ziemlich hoch gebracht, und beſonders wird die Waare auf den großen öffentlichen Bleichen ſo ſchön und gut gebleicht und appretirt, als es ſonſt nur in Holland geſchah. Die Schottiſchen Privatbleichen ſind im minder gutem Rufe, ihre abgebleichte Waare iſt nicht egal weiß. In neuerer Zeit hat die große Thätigkeit in dieſer Manufaktur ſehr nachgelaſſen; man hat nur noch zu Paisly Leinwandmanufakturen von Bedeutung, und zu Angus wird ſehr viel Segeltuch und andere grobe Leinwand verfertiget. Im Jahre 1801 betrug der Werth des in Schottland verfertigten Linons 1,018,642 Pfund Sterling. Zu Edinburgh iſt auch eine Kantenwirk-

fabrik angelegt; ſie liefert Zwirn, der dem Flandriſchen nichts nachgiebt. Im Jahre 1765 hat man die Schleyerweberei in Schottland eingeführt, und ſolches mit ſehr gutem Erfolge. Die Schottiſchen long Linons übertreffen die Deutſchen Linons an Feine, Dauer und Ausſehen. Um Glasgow wird Mouſſelin aller Art und in großer Menge gewebt, wovon viel nach England geht. Schottland liefert jährlich für mehr als 2 Millionen Pfund Sterling Baumwollenwaaren. Es beſchäftigen ſich daſelbſt eine Menge Manufakturen mit Verfertigung von baumwollenen Tüchern, Zeugen, Kattun, Zitz, Kittai, Mouſſelin, Piquet ꝛc. Eine große Anzahl Mühlen und Maſchinen liefern denſelben eine ungeheure Menge baumwollenen Garns vom gewöhnlichen bis zum allerfeinſten in unglaublicher Geſchwindigkeit. In Schottland ſind 19 Baumwollenſpinnereyen. Bei den Maſchinen ſind Kinder angeſtellt. Nach einem Parlamentsbeſchluß vom April 1818 ſollen keine Kinder unter 9 Jahren in den Baumwollenfabriken und täglich nicht über 11 Stunden arbeiten. Die einſt in Schottland blühenden Seidenmanufakturen vertauſchen in den neueren Zeiten die Seide mit der Baumwolle. — Papierfabriken hat Schottland eine hinlängliche Anzahl und daher viele Papiermühlen. Das Papier iſt gut; ihm haben die Buchdruckereyen zu Glasgow einen Theil ihres guten Rufs zu danken. — Fayancewaaren werden in Schottland eben ſo gut, wie zu Newcaſtle verfertiget; beſonders aber die weiße irdene Waare, welche in Frankreich unter dem Namen Terre d'Angleterre bekannt iſt. — Porzellan wird zwar auch in Schottland verfertiget, allein es kann mit dem Fremden ſich nicht meſſen; die Teller, Schüſſeln, Figuren ꝛc. werden im Ofen ſehr verunſtaltet. — Die Stückgießereien zu Clydworks

und Carronworks in Sterlingſhire liefern jährlich allein an 5000 eiſerne Kanonen, auch liefert die Eiſengießerei daſelbſt alle Gattungen von Eiſenwaaren in Menge, und beſchäftigen an 1500 Arbeiter. — Die Branntwein-Brennereyen findet man in Schottland in Flor; der bedeutende Verkehr des Branntweins zeigt ſich daraus, daß zuweilen eine einzige Brennerey zu Canon Mills bei Edinburgh nur an Abgaben allein jährlich 80,000 Pfund Sterling entrichtet. In Edinburgh ſind allein 2000 Branntweinbrennereyen. Auch die Rumbereitung würde ein nicht minder bedeutender Zweig der Induſtrie abgeben, wenn ſie nicht ein Monopol der Krone wäre, das auf die Verminderung des Gebrauchs mächtig eingewirkt hat. In England hat der Verbrauch von 3,600,000 auf 2,300,000 Gallonen abgenommen; in Schottland iſt er von 345,000, auf 160,000, und in Irland von 700,000 auf 17,000 Gallonen geſunken. Ferner blühen in Schottland Stärkefabriken, in Edinburgh werden allein über 7000 Ctr. verfertiget, Lederfabriken, Seifenfabriken, Strumpffabriken, beſonders in Aberdeen, welche im Jahre 1790 allein an 69,300 Dutzend Paar Strümpfe lieferten ꝛc.

Die vornehmſten Städte in Schottland, welche beſonders Manufakturen und Fabriken pflegen, ſind: Edinburgh, Dumfries, Leith, Glasgow, Perth, Kilmarnok, Dumberton, Dundee, New - Aberdeen, Alt - Aberdeen, Inverneß, St. Andrews, Montroſe ꝛc. Was die Ausfuhr von Schottland anbetrifft, ſo beträgt ſolche ungefähr 16 Millionen.

Was den Handel Schottlands betrifft, ſo iſt dieſer, durch eine nicht große Anzahl Häfen unterſtützt, ſehr wichtig, und bildet, mit England und Schottland vereint, den ausgebreiteſten auf der ganzen Erde. Häfen ſind in Schottland, Leith

Borrowſtounneß, Dunbar, Preſtonpans, Dumfries, Kirkudbright, Port-Patrick, Wigton, Air, Irwin, Saltcoals, Newport-Glasgow, Greenok, Stirling, St. Andrews, Burntisland, Dumbarton, Rothſay, Lamlaſh, Inverary, Campbelltown, Tobermorey, Dundee, Montroſe, Arbroath, Inverbervy, Stonehaven, Banff, Elgin, Nairn, Inverneß, Portrel, Cromarty, Stornaway, Wick ꝛc. Die Schifffahrt iſt daher eben ſo bedeutend, da ſie überall im Lande ſichere Hafen findet. Die Schottländer liefern den Ausländern eine große Menge geſalzenes Ochſen- und Schweinfleiſch, Butter, Käſe, Wolle, geſalzene, getrocknete und geräucherte Fiſche, Thran, Eiſen, Bley, Planken, Schiffsbauholz aller Art. An Manufaktur- und Fabrikwaaren: wollene Tücher und Zeuge, Zwirn, Garn, und leinene Waaren, Spitzen und andere Waaren; ſo liefert z. B. Kelſo an der Mündung des Tiviot in die Twerde jährlich an 7000 gegerbte Schaf- und Lämmerfelle, 30,000 Paar Schuhe, 20,000 lange Ellen Flanell, und 10,000 lange Ellen Leinwand. Der Ort Paisly und Umgegend am Fluſſe Cart liefert jährlich an Waaren für 1,253,700 Pfd. Sterling. Die Manufakturen und Fabriken daſelbſt in Baumwolle, Mouſſelin, Seide, Leder, Seife, Lichter, Flor, Band, Leinwand, Zwirn beſchäftigen 29,030 Perſonen. Dunfermline, in Fifeſhire hat über 1000 Weberſtühle für Leinendamaſt, geblümte Leinwand ꝛc., die jährlich für mehr als 40,000 Pfd. St. Waaren liefern ꝛc. Wein und Salz ſind alle Bedürfniſſe, die ſie von auſſerhalb, oder aus der Fremde einführen. Die Handelsbalance mit allen fremden Ländern, ja ſelbſt mit dem verbundenen Reiche, England, iſt dieſem Lande ſehr günſtig; denn überall führt Schottland mehr aus,

als es aus der Fremde einführt, es muß ihm daher in allen fremden Handelsverbindungen ein Saldo gezahlt werden, der von Jahr zu Jahr ſein Vermögen vergrößert. Nach Poſtlethwayt hat Schottland im Verkehr mit England ein großes Uebergewicht. Es zieht aus England nur einige wenige wollene Waaren feiner Art, und einige ſeidene Waaren von nicht großem Belange, dagegen ſendet es nach London und Briſtol Wolle und Butter für mehr als 60,000 Pfund im Durchſchnitt jährlich. Aus der Gegend um Glasgow gehen viele Mouſſeline, Mouſſelinets, Toilinets, Kattune und andere weiße baumwollene Waaren nach London, und ein großer Theil der Engliſchen Kattun- und Zitzdruckereyen druckt auf Schottländiſches Gewebe. Dann liefert auch noch Schottland an England von ſeinen Steinkohlen, Getreide, Vieh in großer Menge, mineraliſchen Produkten ꝛc. Im Jahre 1695 wurde unter Königlicher Autorität und mit Genehmigung des Schottiſchen Parlaments eine Oſtindiſche Kompagnie errichtet. Die Oſtindiſche Kompagnie in England war mit dieſem Unternehmen der Schottländer nicht zufrieden, und mißbilligte die Genehmigung, obgleich der Zweck dieſer neuen Anſtalt nur auf den Handel nach Afrika und der Südſee gerichtet war. Das Unterhaus in England zeigte ſich gegen die neue Anſtalt ſehr aufgebracht, ihr Handel wurde im Jahre 1698 auf die Küſte von Afrika und auf Amerika beſchränkt; auch war das Privilegium nicht auf ausſchließlichen Fuß verliehen; allein trotz allen Hinderniſſen, die man dem Inſtitute zu erregen ſuchte, kam es doch empor; bald darauf machten es die Engliſche Oſtindiſche Geſellſchaft und die Holländer mit einander ſo ab, daß die Schottiſche Kompagnie zu Hamburg und an andern Orten keine Unterzeichner mehr fand. Der Engliſche Miniſter

übergab nachdrückliche Vorſtellungen gegen die Schottiſche Kompagnie an den Hamburger Senat. Die Geſellſchaft beklagte ſich darüber im Engliſchen Parlament, die Angelegenheiten wurden daſelbſt mit vieler Hitze von beiden Seiten debattirt, und daſſelbe Parlament, welches ſich gegen die Anſtalt ſo aufgebracht bewieſen hatte, wollte ſie nun wieder in Schutz nehmen; der König prorogirte aber das Parlament. Nachdem endlich die Kompagnie noch viele Verſuche zu ihrem Beſten gewagt hatte, die aber ſowohl unter der Regierung Jakob I, als auch beſonders unter Wilhelm III fruchtlos abgelaufen waren, erfolgte im Jahre 1707 die Vereinigung der beiden Königreiche und ihrer Parlamenter unter der Konigin Anna, wie ſchon oben erwähnt worden. Die Schottiſche Geſellſchaft wurde nun mit der Engliſchen vereiniget. Schottland hatte im Jahre 1816 2,958 Schiffe von 263,536 Tonnen, mit 18,775 Mann. Völlig geebnete Poſtſtraßen zur Beförderung der Handelscorreſpondenz waren 1824 in Schottland 3611 Meilen. Die Einnahme des Wegegeldes betrug im Durchſchnitt in Schottland jährlich 129,635 Pfd. Sterling. — Der Werth, der aus Schottland ausgeführten Waaren belief ſich im Jahre 1810 auf 4,470,239 Pfd. St., worunter 4,162,682 Pfd. Brittiſche Produkte und Fabrikate, und der der Einfuhr 3,671,158 Pfd. St. Im Jahre 1800 gehörten zu den Schottiſchen Häfen 2415 Fahrzeuge mit 171,728 Tonnen und 14,820 Seeleute. An ſtarken Getränken wurden in England vom 5 April 1816/7 aus Schottland eingeführt 1,262,539 Gallons. Dumfries am Ausfluß der Nith, ſchickt ſehr viele Artikel der Viehzucht nach England und handelt auch nach den Kolonien; Paisly liefert jährlich für mehr als 600,000 Pfd. Sterling an leinen und ſeidenen

Waaren. Glasgow hält gegen 125 Schiffe und Fahrzeuge in Fahrt, die über 12,000 Tonnen laden können, und ſeine Baumwollen-Manufakturen liefern über 1 1/2 Million Pfd. Sterl. an Waaren. Grenock hat ſtarken Handel und blühende Schifffahrt, ſeine Volksmenge hat ſich ſeit der Mitte des verwichenen Jahrhunderts bis 1800 vervierfacht; 1791 ſind hier 593 Küſtenfahrer angekommen, und 627 ausgezogen; ein Mehreres hierüber, ſ. weiter unten. Schottland hat drei privilegirte Banken und 72 Bankanſtalten mit 800,000 Pfd. Sterl.

Vor der Vereinigung beider Länder (England mit Schottland) hielt man in Schottland auf dreierlei Fuß Buch und Rechnung, nämlich in Pfund, Schilling und Pence Schottiſch, in Schottiſchen Mark oder in Engliſchen Livres, Schilling und Pence. Das Schottiſche Pfund theilte man wie das Engliſche ein; 13 Schilling und 4 Pence Schottiſch waren eine Mark, und der Engliſche Pence war ſo viel werth, als der Schottiſche Schilling. Seitdem die Vereinigung beider Reiche Statt gefunden, haben ſie einerlei Münze und Rechnungsweiſe, und daher rechnet jetzt Schottland nach Pfunden zu 20 Schill. à 12 Pences Sterling. Was die Maaße und Gewichte angeht, ſo war Kraft einer Parlamentsakte vom 2ten März 1618 in Abſicht auf dieſen Artikel verordnet worden, daß das Maaß Weitzen 21 1/4 Schottiſche Pinten und die Tonne Bier 31 halten ſollte. Der Engliſche Gallon Wein enthält nach dem Aichmaaße auf dem Rathhauſe zu Edinburgh 224 kubiſche Joches, ſollte aber genau nach der Verordnung 231 faſſen; der Engliſche Gallon ſüßen Biers, nach dem Exchequer und der Verordnung 282 kubiſche Joches; der Wincheſter Büſhel, nach einer Parlaments-Akte vom Jahre 1697, 2150 Joches 42/100 cubiſch: mithin

	Joches cubiſch
Die Schottiſche Pinte . .	103 4/10
• Engliſche Weinpinte, nach der Verordnung	28 7/8
• Engliſche Pinte ſüßes Bier .	35 1/4
Das Maaß Weitzen . . .	2,197 34/100
Die Tonne Bier . . .	3,025 51/100
Der Winchester - Büſhel . .	2,150 42/100

Nach der oben angeführten Parlamentsakte vom 2ten März 1618 enthielt die Schottiſche Pinte an klarem Waſſer, aus dem Leithfluß geſchöpft, 3 Pfund 7 Ounzes Troygewicht. Daher folgt nun, daß das damalige Schottiſche Pfund mit 7616 Troygrains übereinkam. Zufolge einer genauen Vergleichung, welche man zwiſchen den verſchiedenen Aichmaaßen zu London angeſtellt hat, haben ſich verglichen:

Das Pfund Avoir du poids, angenommen zu 7000 Grains Troygewicht.

	Grains Troyg.
Die Ounce Troygewichtes mit . .	480
— — Schottiſch . . .	476
— — avoir du poids . .	437 1/2

	Engl. Zoll
Der Schottiſche Fuß hält . .	12 1/19
— Engliſche	12
Die Schottiſch, auf dem Rathhauſe zu Edinburgh aufbewahrte Aichelle .	37 2/10
— — Yard . . .	45
— — Elle . . .	36

	Engl. Fuß
Die Schottiſche Meile enthält .	5,952
— Engliſche — . . .	5,280

	Quadrat - Fuß
Der Schottiſche Acre Landes .	55,353 6/10
— Engliſche — — . .	48,360

Folgende Städte treiben in Schottland noch einen wichtigen Handel:

Perth führte im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts für 150,000 Pfd. Sterl. Leinwand nach verſchiedenen Plätzen aus, eine große Menge Weitzen und Gerſte nach London und Edinburgh, und für 12 bis 14,000 Pfd. Sterling eingemachten Lachs. Dieſer Fiſch wird hier in großer Menge gefangen. An einem Morgen wurden 3000 Stück gefangen, die im Durchſchnitt jeder 16 Pfund, überhaupt 48,000 Pfund wogen. Der Fiſchfang fängt am Andreastage an und dauert bis zum 26ſten Auguſt alten Styls. Die Fiſchereyen werden jährlich für 3000 Pfund Sterl. verpachtet. Der Leinöl macht ebenfalls einen beträchtlichen Handelszweig aus. Sieben Waſſermühlen ſind hier dazu beſtändig im Gange, und ſchlagen im Durchſchnitt etwa 300 Tonnen Oel, welches größtentheils nach London geſchickt wird und 8 bis 9000 Pfd. Sterl. einbringt. Die Leinkuchen werden ziemlich theuer verkauft und geben ein ſehr gutes Futter fürs Hornvieh ab. Die Ausfuhr an Weitzen und Gerſte beträgt von 25 bis 30,000 Bolls. Von Talch, Wachs, gegerbten Schaffellen, gegerbten und rohen Kalbsfellen, und rohen Ziegenhäuten wird eine beträchtliche Menge von hier ausgeſchifft. In der Gegend von Perth war auch ein großer Perlenfang, und es wurden vom Jahre 1761 an bis 1764 für 10,000 Pfd. Sterl. nach London geſchickt und daſelbſt von 10 Schillinge an bis 1 Pfd. 16 Schillinge die Unze verkauft; allein der Geitz der Unternehmer hat gemacht, daß man jetzt keine mehr findet. — Die Kaufleute zu Aberdeen, an der Mündung der Dee, die tief genug iſt, Schiffe von 200 Tonnen zu tragen, trieben ehemals einen nicht unbedeutenden Handel mit Tabak, welcher ſich aber in der Folge nach Glasgow zog, weil dieſer Ort dazu eine vortheilhaftere Lage hat. Die Waaren, welche gegenwärtig hier

eingeführt werden, kommen aus der Oſtſee, und einige hieſige Kaufleute handeln auch nach Weſtindien und Nordamerika; der meiſte Handel iſt aber gegenwärtig mit Frankreich und Italien. Ausgeführt werden Strümpfe, Zwirn, Lachs und Hafermehl. Der Strumpfhandel iſt ſehr beträchtlich. Für die Strumpffabriken wird jährlich für 20,800 Pfd. Sterl. Wolle und 1600 Pfd. Sterl. Oel eingeführt. Aus dieſer Wolle werden jährlich 69,333 Dutzend Strümpfe verfertiget, die, im Durchſchnitt gerechnet, das Dutzend 1 Pfd. 10 Schillinge werth ſind. Dieſe Strümpfe werden faſt überall im Lande von den Landleuten verfertiget, welche 4 Schillinge für das Dutzend zu ſpinnen, und 14 Schillinge fur das Dutzend zu ſtricken erhalten. Folglich erhalten ſie jährlich an Arbeitslohn 62,329 Pfd. Sterl. und 14 Schillinge. Auſſerdem werden für etwa 2000 Pfd. Sterl. Strümpfe aus der dortigen Landwolle fabricirt, welches die Schafzucht ſehr befördert; denn der Pachter verkauft ſeine Schafe bis nach Inveroauld hin das Stück zu 12 Schilling — ungefähr 9 Mark Hamb. Cour. oder 3 Rthlr. Cour. Preuß. — und behält ſie, um die Wolle zu nutzen, bis ſie vier oder fünf Jahr alt ſind. Ungefähr 200 Wollkämmer ſind beſtändig in Arbeit. Die Zwirnfabrik iſt zwar auch ein beträchtlicher Artikel, aber in Vergleich mit der Wollfabrikation eine Kleinigkeit. Der Lachsfang in den Flüſſen um Aberdeen macht gleichfalls ein anſehnliches Gewerbe. Zuweilen ſind in einem Jahre auf 167,000 Pfd. eingepöckelter Lachs nach London verſandt und auf 930 Tonnen eingeſalzen nach Frankreich, Italien ꝛc. ausgeführt worden. — Inverneß führt viel Lachs aus, desgleichen viel Tauwerk und Sackleinwand, das hier fabricirt wird. Sonſt gingen des Jahres über 3000 Pfund Sterling nach Holland für Lein-

wand, welches aber in neuerer Zeit durch die im Orte angelegte Leinwandfabriken erſpart wird. Der Handel hatte hier vor etwa 100 oder 200 Jahren ſeinen höchſten Gipfel erreicht, indem dieſe Stadt die Ausfuhr des Korns, Lachſes und Herings an ſich geriſſen hatte, und in den damaligen Zeiten erwarben ſich daſelbſt viele Leute ein anſehnliches Vermögen.

In Glasgow werden hauptſächlich Tabak und Zucker eingeführt, von Letzterem jährlich über 40,000 Oxhoft ein und meiſtens nach Frankreich und andern Ländern wieder aus. In den Leinwandfabriken werden allerhand Leinen-Zeuge verfertiget, ſo daß dieſer Ort mit Mancheſter um die Wette eifert, auch liegt er wegen ſeiner Häfen zum Amerikaniſchen Handel weit bequemer. Es werden hier große Gerbereyen unter einer Geſellſchaft betrieben, die ein Kapital von 60,000 Pfd. Sterl. in Händen hat, größtentheils nach den Kolonien ihren Abſatz findet, da die Gerberlohe in denſelben ſich nicht gut zum Gerben ſchickt. Der wichtigſte Theil der Einfuhr beſteht vorzüglich in Tabak; in dem letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, im Jahre 1769, wurden von Virginien, Maryland und Carolina eingeführt 35,558 Oxhoft und 1770 eben daher 38,970 Oxhoft. Im letzten Jahre wurden ausgeführt in allen 37,938 Oxhoft, unter dieſen nach Hamburg 2416, Dünkirchen 2907, Bremen 1303 Oxhoft. Im Jahre 1771 nahm dieſer Handelszweig noch zu; denn die Einfuhr betrug von daher 49,016 Oxhoft, die Ausfuhr wuchs auch, doch nicht in dem gleichen Verhältniß, in allem nämlich 44,799 Oxhoft, unter dieſen nach Dünkirchen 5309, Hamburg 2788, Bremen 1176 Oxhoft. Der Urſprung des ausländiſchen Handels von Glasgow iſt äuſſerſt merkwürdig, und verdient daher hier angeführt zu werden, ein Kaufmann, Namens Walter Gibſon, legte durch einen

Zufall den Grund zu ihrem Reichthume. Er führte im Jahre 1668 in einem Holländiſchen Schiffe 300 Laſten Heringe, die er hatte einſalzen laſſen, nach St. Martin in Frankreich aus, wo er ein Fäßchen Branntwein und 5 Schill. für die Laſt bekam. Das Schiff kam mit einer Ladung von Branntwein und Salz zurück, die für eine große Summe verkauft ward. Er dehnte darauf ſeine Handlung weiter aus, kaufte dieſes Schiff und zwei andere große Fahrzeuge, die er nach verſchiedenen Gegenden Europas und nach Virginien ſchickte. Er führt zuerſt Eiſen nach Glasgow ein, das die Einwohner vorher von Stierling und Borrowſtounneß gegen gefärbte Zeuge eintauſchten. Selbſt der Wein, den man damals in Glasgow verbrauchte, ward von Edinburgh eingeführt. — Zu Dundee werden Linnen, Segeltuch, Tauwerk, Zwirn, Zwirnſtrümpfe, Zwillig, gegerbtes Leder und Schuhe fabricirt, und nach London ausgeführt; Hüte, welche die Engliſchen in dieſer Gegend verdrängt haben, und auch Zucker. In dem zweiten Drittel des verwichnen Jahrhunderts wurde eine grobe Art wollener Zeuge, Plaid genannt, verfertiget, die ungefärbt und ungewalkt nach Schweden, Deutſchland und den Niederlanden ausgeführt wurde, wo ſie zur Kleidung der Truppen diente; ſie machte aber bald den Osnaburghs Platz, die im Jahre 1747 zuerſt ausgeführt wurden, und jetzt die Hauptwaaren ausmachen. Im Jahre 1773 wurden 4,488,460 Yards geſtempelt, und von vier bis zu ſechs Pence die Yard verkauft. Sie werden nach London, Newcaſtle, Leith, Borrowſtounnes und Glasgow ausgeführt, und von dort aus nach Amerika und Weſtindien verſchickt, wo ſie zur Kleidung der Negerſklaven dienen. Nach eben dieſen Plätzen werden Zwirn, Seife, Schuhe, Leder und Sattlerwaaren ausgeführt. Nach Schweden und Norwe-

gen werden Kartoffeln, und in guten Jahren, wenn die Ausfuhr erlaubt iſt, Korn, Hafermehl und Weizenmehl ausgeſchifft. Der Lachs, welcher nahe beim Schloſſe Broughtay gefangen wird, geht nach Holland.

Die Einfuhr aus Nord-Amerika, Rußland, Memel, Danzig, Schweden, Norwegen, Portugal, Spanien beſteht in den gewöhnlichen Produkten dieſer Länder, und aus Holland in rohem Flachſe, der zu Zwirn und feinen Linnen gebraucht wird, Potaſche, Leinſamen, Kleeſamen, altem Eiſen und Färberröthe. Der Handel wird mit 150 eigenen Schiffen von 60 bis 400 Tonnen betrieben. — Montroſe liefert Segeltuch; in einem einzigen Hauſe ſind im 2ten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, ſeit 1755 bis 1772, 28,556 Stück verfertiget worden. Jedes Stück iſt 38 Yards lang und von Nr. 8 bis Nr. 1 bezeichnet. Nr. 8 wiegt 24 Pfund, und jedes Stück bis Nr. 1 herunter nimmt um 3 Pfund zu; grobes Linnen zu Soldatenhemden; auch geht dergleichen Linnen nach London und Mancheſter, wo es gedruckt wird. Die hieſigen Baumwollenzeuge werden in Perth gedruckt. Auch feines Linnen und Kammertuch wird hier verfertiget, wovon das letztere die Yard zu 21/2 bis 5 Schillinge verkauft wird. Sogenanntes Drell und Osnaburghs werden nach London geſchickt, und gehen von dort aus nach Weſtindien. Auch viel Zwirn wird hier das Pfund von 21/2 bis 5 Schillinge geſponnen. Ein großer Theil davon wird auf dem Lande verfertiget und hierher gebracht, um gereiniget und eingetheilt zu werden; es wird auch viel hier gefärbt.

Verzeichniß von Schottiſchen Manufaktur-Waaren, welche an den beigeſetzten Orten gemacht und von dort aus ausgeführt werden.

Tauwerk, Seile und allerhand Bindfa-

den, Leith, Greenock, Port Glasgow. — Irdene Waaren, Fayance und Steingut, Preſtonpans, Glasgow. — Grüne Glasflaſchen, Alloa, Leith. — Gegoſſenes und verarbeitetes Eiſen, Carron. — Die ſchönſten Kaminroſten werden in Edinburgh gemacht und polirt. — Verſchiedene Arten Meſſerſchmids-Waaren. — Verſchiedene Arten Lederarbeiten, Edinburgh, Kilmarnock. — Leinene Plains, Damaſtdrell; feine Leinen und Gaze, gedrucktes, gewürfeltes und geſtreiftes Linnen ꝛc., Edinburgh, Glasgow, Paisly. — Seidene Zeuge, gemiſchte ſeidene und baumwollene Zeuge, ſeidene und wollene Zeug, ſeidene Gaze, Bänder ꝛc., eben daſelbſt. — Wollene Zeuge, Edinburgh, Haddington, Mouſſlebourgh. — Fries, Sarſche, Stierling. — Geſtreifte Zeuge der Holländer, Bettdecken, Stierling, Kilmarnock. — Wollene, zwirne, ſeidne Strümpfe, Aberdeen. Ueberhaupt kommen aus Schottland die ſchönſten wollenen Strümpfe. Strumpfzeuge, Edinburgh, Glasgow, Stirling. — Blaue Bonnets, eine Art runder Mützen, welche die Hochländer tragen, Kilmarnock. — Teppiche, Edinburgh, Kilmarnock. — Gemalte Zeuge und Kallimanks, viele Fabriken um Edinburgh. — Raffinirter Zucker, Edinburgh, Glasgow, Dundee; Baumwollene Zeuge, Parchent, daſelbſt; Kupfer- und Zimmerarbeit, daſelbſt. — Hüte, Edinburgh, vorzüglich Dalkeith. — Zwirn und Garn von allen Arten, Zwirn-Spitzen, Dalkeith, Hamilton, Leith. — Druck und Schreibpapier, Lichter, harte und weiche Seife, Leith. — Schnupftabak Salz, Alloa, Kirkaldy, Preſtonpons. — Vitriol

Salmiak, Edinburgh. — Verſchiedene Biere, Edinburgh, Glasgow ꝛc.

Die Schotten nach ihrem Wohlſtande und nach ihren Beiträgen zum Beſten des Staats betrachtet, liefern eben kein glänzendes Reſultat; denn der Mangel an hinlänglicher Landescultur hält einen Theil des Volks in Armuth, und einen großen Theil der Summen, welche der Schottiſche Kunſtfleiß erwirbt, zieht England an ſich. Es trägt daher zu den Staatsabgaben nur 1/17 bei, wogegen England 14/17 und Irland 2/17 beiträgt. Die Zölle in Schottland haben im Jahre 1823 170,000 Pfund Sterl. mehr, als 1822 eingebracht, wozu Grenock 60,000, Port Glasgow 35,000, und Leith 23,000 Pfund Sterling als Ueberſchuß beitrugen. Was die übrige Verfaſſung Schottlands anbetrifft, ſ. unter England, im Supplement.

Journal für Kaufleute, 2r Bd., S. 133.

Beiträge zur phyſikaliſchen Erdbeſchreibung, 6r Bd., S. 148.

Auswahl kleiner Reiſebeſchreibungeu, 10r Bd., S. 383.

Deutſche Monatsſchrift, Jul. 1791, S. 199.

Journal der Mode, Februar, 1792, S. 94.

Statiſtiſche Nachrichten von Schottland aus Beſchreibungen der verſchiedenen Kirchſpiele, die von den Pfarrern mitgetheilt wurden, zuſammengetragen von Sinclair, Baronet. Im Auszuge aus dem Engliſchen, vom Profeſſor Ebeling. 2 Bde., Leipzig, 1796.

Spiker's (S. H.) Reiſen durch England, Wales und Sottland. 2 Bde, Leipzig, 1818.

J. Schoppenhauer's Reiſe durch England und Schottland, 2te Aufl. 2 Bde., Leipzig, 1818.

Handbuch der Statiſtik der europäiſchen Staaten, von Dr. Joſeph Milbiller, 1ſte Abth., Landshut, 1811, unter Großbrittanien.

Stein's (Chr. Gottf. D.) Handbuch der Geographie und Statiſtik, 1r Bd., 5te Aufl. Leipzig, 1824, unter Brittiſches Reich.

Encyklopädiſches Kaufmanns Lexicon von Ludovici und Schedel, Leipzig, 1800, S. 1790.

Schottling, im Göttingſchen ein Schwein unter einem Jahre.

Schottramme, die große Zugramme, zum Unterſchiede des übrigen Rammwerks.

Schour, im Bergwerke, iſt das geringſte und ausgehaltene von den Ofenbrüchen, welches im Hüttenpochwerke gepocht und über dem Siebe gewaſchen wird. Es heißt dann Kretze.

Schourhaken, wird in den Rammelsbergiſchen Kupferſchmelzhütten erſtlich ein gewiſſes Werkzeug genannt, mit welchem das Feuer im Saigerofen angereugelt wird; zweitens bedeutet es auch im Darrofen dasjenige Werkzeug, womit die ſogenannte Kretze vorgeſchürt wird.

Schout by Nacht, Fr. Contre Admiral, der dritte Flaggen = Officier bei der Kriegsflotte, der gleich auf den Viceadmiral folgt, in deſſen und des Admirals Abweſenheit er das Kommando über die Flotte führt. Seine Flagge führt er auf dem Beſaanmaſte. Sowohl im Gefechte, als ſonſt führt er den Nachzug. Des Nachts muß er Acht darauf geben, daß die Schiffe im Segeln in ihrer Ordnung bleiben, damit ſie ſich nicht an = und überſegeln. In Holland iſt es ein beſtändiger Officier, wie der Admiral ſelbſt; in Frankreich verſieht aber der älteſte Chef der Escadre deſſen Amt.

Schouver, eine kleine Spaniſche Scheidemünze, welche 2 Maravedis hält, und nach unſerm Gelde etwa 21/2 Pfennig beträgt. Der eigentliche Name dieſer Münze iſt Octavo.

Schräberskäfer, Scarabaeus Schraeberi, eine Käferart, welche dem Naturforſcher Schräber zu Ehren ſo genannt worden.

Schraffiren, Fr. Hacher, beim Zeichner und Kupferſtecher, mit der Feder, dem Stifte, dem Grabſtichel oder der Nadel dichte, parallele, mit einanderlaufende Striche oder Linien ziehen, um dadurch die Schatten der Gegenſtände, welche ſie vorſtellen, anzuzeigen. Wenn dieſe Striche in gerader oder ſchiefer Quere über einander gehen und ſich kreuzen, ſo heißt es die Gegenſchraffirung. Man verwiſcht zuweilen die ſchraffirten Zeichnungen nicht, weil ſie aber in dieſem letzten Falle leicht abfärben, welches den Zügen ihre Feinheit und Reinlichkeit benimmt, ſo hilft man dieſem Uebel durch den Abdruck einer Gegenprobe ab. Dieſerhalb macht man die hintere Seite der Zeichnung und das Blatt Papier, auf welches der Abdruck kommen ſoll, feucht, und läßt beides durch die Druckerpreſſe gehen. Dieſe Feuchtigkeit macht den Röthel auf dem Papiere feſt, worauf die erſte Zeichnung gemacht iſt, und das zweite Blatt nimmt das Ueberflüſſige weg. — Eine ſchraffirte Zeichnung nennt man eine Federzeichnung, die in ſo fern einem Kupferſtiche gleicht, daß die Lichter durch das Schraffiren ausgedrückt worden. Man legt nämlich jede Parthie ganz mit einfachen Parallelſtrichen, die den Halbſchatten andeuten, an, und drückt die Schatten durch eine einfache oder doppelte Kreuzſchraffirung aus. Jeder einzelne Vorfall muß den Künſtler belehren, ob er eine Parthie mit einer einfachen oder doppelten Kreuzſchraffirung ausdrücken muß.

Schraffirung, Fr. Hachure, beim Kupferſtecher, ſ. unter Kupferſtecher-Kunſt, Th. 56, S. 379 u. f., wo auch Kreuzſchraffirung abgehandelt worden.

Schräge, Bei- und Nebenwort, mit der Horizontal- oder Perpendicular-Linie einen ſcharfen Winkel machend. Eine ſchräge Linie, eine gerade Linie, welche dieſe Richtung hat, und folglich als die Diagonal-Linie eines Quadrates angeſehen werden kann. Daher ſchräge gegen Jemand über wohnen, im Gegenſatz des gerade gegen über. Der Tiſch ſteht ſchräge, wenn das Blatt keine völlige horizontale Richtung hat. Eine ſchräge Fläche, wenn ſchrägere Strahlen (der Sonne) auf die grüne Ebene fallen. Dieſes Wort ſoll mit Schragen und ſchränken nahe verwandt ſeyn, und ſcheint, in ſo fern eine ſchräge Linie allemal länger iſt, als eine horizontale und ſenkrechte, oder ſo fern ſie die Bewegung eines Körpers auf derſelben beſchleuniget, zu dem Intenſivo ſchrecken, ſpringen, zu gehören.

Schräge, die, das Abſtractum des vorigen, die ſchräge Beſchaffenheit einer Linie oder Fläche.

Schrägebock, bei den Weißgerbern, der Bock oder die Stütze des Schragens.

Schrägemaaß, ſ. Schräge.

Schrägemauer, Fr. Echiffre ou Parpain d'Echiffre, in der Baukunſt, wird die von der Höhe herunter abhangende Mauer genannt, auf welcher die Stufen einer Treppe liegen, worauf man die Treppenrangen von Stein, Holz oder Eiſen legt.

Schragen, ein Sächſiſches Holzmaaß zum Scheit- oder Klobenholz. Es ſind drei Klafter, je drei Ellen hoch und lang. Am Gewichte hat ein Schragen Büchenholz 80 bis 83 Centner, und weiches Holz 70 bis 72 Centner.

Der Schragen iſt auch ein aus kreuzweiſe oder ſchräge ſtehenden, verſchränkten Füßen beſtehendes Geſtell, wo denn dieſes Wort in ſehr vielen Fällen von Geſtellen dieſer Art gebraucht wird.

So heißt der Sägebock, welcher aus ſolchen kreuzweiſe geſtellten Hölzern beſteht, in vielen Gegenden ein Sägeſchragen. — Das ähnliche Geſtell, worauf der Backtrog der Bäcker zum Einſäuren des Mehles, und der Waſchtrog der Wäſcherinnen ſteht, heißt auch ein Schragen. Beim Bäcker iſt dieſes Gerüſte aus zwei nach der Rundung des Troges ausgeſchweiften Stücken Pfoſten, welche an beiden Enden mit langen Stangen, wie es die Länge des Backtroges erfordert, zuſammen verbunden und mit eben dergleichen hohen Füßen verſehen ſind. — Bei den Weißgärbern iſt es der aus horizontalen Latten und Kreuzfüßen zuſammengeſetzte Bock, ſ. oben. Er wird auch der Schlichtrahmen genannt. — Beim Fiſcher iſt der Schragen ein Netz, mit welchem man in kleinen Flüſſen fiſcht. Es iſt ein ſolches Netz ins Gevierte, gleichſam wie ein viereckigtes Tuch, mit kleinen Maſchen geſtrickt. Man nimmt dazu Zwirn oder feinen Bindfaden, an jedem Zipfel wird ein Ende an einem, wie ein halber Mond gebogenem Stocke feſt gemacht, welche alſo in der Mitte kreuzweiſe über einander laufen, und daſelbſt zuſammen gebunden werden. Wo nun dieſe oben zuſammengebunden ſind, wird eine Stange befeſtiget, an welcher man das Netz ins Waſſer laſſen und wieder herausziehen kann; man muß oftmals hintereinander geſchwind in die Höhe ziehen; denn was über ein ſolches Netz hingehen will, wird auf dieſe Weiſe ertappt. Man kann es auch mit einiger Witterung ſchmieren, daß die Fiſche deſto häufiger darnach gehen, und der Zug glücklicher wird. — Bei den Zinngießern iſt der Schragen ein ſtarkes eichenes Kreuzholz, woraus die Drehlade beſteht. — Bei den Ankerſchmieden iſt es der Kranich, der vermittelſt einer Kette die ſchweren Laſten in die Eſſe hebt. In weiterer Bedeutung

wird auch wohl ein Geſtell, welches aus horizontalen und perpendicularen Latten beſteht, ein Schragen genannt. Dergleichen die Geſtelle dieſer Art ſind, worauf die Krämer ihre Waaren liegen haben.

Im Niederſächſiſchen und einigen Oberdeutſchen Gegenden die Schrage. Es ſoll nach Adelung von ſchräge und ſchränken abſtammen. Das Geſchräge um die Felder iſt an einigen Orten eine Befriedigung derſelben, welches aus perpendiculären Pfählen und horizontalen Latten oder Stangen beſteht.

Schrägen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, mit einem Geſchräge verſehen, ein nur in einigen Gegenden, beſonders in den Zuſammenſetzungen verſchrägen, umſchrägen, einſchrägen ꝛc. übliches Wort.

Schragenapfel, ſ. unter Apfel, Th. 83.

Schragenholz, Holz, welches nach Schragen oder in Schragen verkauft wird.

Schräges Gewölbe, in der Baukunſt, Gewölber, deren Seitenmauren und Wiederlagen nicht von gleicher Länge, und nach dem rechten Winkel ſind, auch deren Schlußſteine am Kopfe ſchräge liegen.

Schragſtängel, beim Weißgerber, die Latten oder Stangen an dem Schlichtrahmen.

Schragſtein, das aus Steinen beſtehende Gewicht an dem Schragen.

Schrägung, ſ. Abdachung.

Schram, im Hüttenwerke, gehört zum Balgengerüſte; es iſt ein ſtarkes Stück Pfoſte, welches quer über auf den Streckhölzern liegt, woran die Blaſebälge befeſtiget und verkeilt werden.

Schräm, welches nur in einigen gemeinen Sprecharten, beſonders Niederdeutſchlandes, für ſchräge

üblich iſt. Ein ſchrämer Strich. Schräm gegenüber.

Schrämen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches im Bergbau üblich iſt. Schräm machen, das iſt, einen Ort neben dem Gange treiben, um dem Erze von der Seite beizukommen, welches auch verſchrämen genannt wird. Es iſt mit Schrammen eines Geſchlechts, welches letztere das Intenſivum davon zu ſeyn ſcheint. S. dieſes und Schramme. Von ſchräm, ſchräge, iſt im Niederſächſiſchen ſchrämen oder ſchremen, eine ſchräge Richtung geben; abſchremen, ſchräge abſchneiden, zuſchrämen, ſpitzig zulaufen laſſen.

Schrämhammer, im Bergbau, ein Hammer, welcher auf der einen Seite eine gewöhnliche Bahn hat, auf der andern aber ſpitzig iſt, und im weichen Geſteine gebraucht wird, wahrſcheinlich, weil man ſich ſeiner vorzüglich beim Schrämen bedient. Auch die Minirer haben dergleichen Werkzeuge von Stahl, um in Felſen zu arbeiten. Er dient auch theils um Fugen mit der Spitze einzuhauen, theils auch um mit der hintern Seite eiſerne Keile einzutreiben.

Schrämhauer, ein Hauer, welcher ſchrämt, die Schräme verfertiget, das iſt, das Geſtein neben dem Erze weghaut, die Gewinnung des Erzes ſelbſt aber andern Hauern überläßt.

Schramm, im Bergwerke, ein ſchmaler Ort oder eine Oeffnung in dem Geſteine neben dem Gange, ſo daß nur ein Mann durch kann; ſie wird zu dem Ende geführt, daß, wenn geſchoſſen wird, der Schuß den Gang hineinwerfen kann, oder auch bei reichen Anbrüchen, daß der Steiger dazu kommen, und das Erz gewinnen kann. Dieſe Oeffnung muß daher ſo breit und hoch ſeyn, daß ſich ein Arbeiter darin genau bewegen kann; ſ. auch

die Art. Schrämen und Schrämhauer. — Schramm, im Hüttenwerke, ſ. oben Schram.

Schramme, eine leichte Verletzung der Oberfläche eines Dinges der Länge nach. Eine Schramme in einem Glaſe, in dem Holze, in der Rinde eines Baumes. Beſonders in der Oberfläche der Haut entſtehen z. B. dergleichen Schrammen, wenn man ſich an einer Nadel oder an einem andern ſpitzigen Werkzeuge ritzt, eine Streifwunde. In einigen Gegenden wird es auch von einer Schmarre, das iſt, ſowohl von einer langen tiefen Fleiſchwunde, als auch deren Spur von einer Narbe gebraucht, in welchen Bedeutungen es im Hochdeutſchen ungewöhnlich iſt. Das Wort Schramme iſt alt und ſoll ehemals ein jedes Werkzeug in die Länge bedeutet haben. Nach Friſch ſoll Schramme durch Verſetzung der Buchſtaben aus Schmarre entſtanden ſeyn; allein keine Ableitung iſt betrüglicher, ſagt Adelung, als die, welche ſich auf Verſetzung der Buchſtaben gründet.

Schrammen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, eine Schramme machen, ein Ding leicht auf der Oberfläche der Länge nach verletzen, im gemeinen Leben ſich ſchrammen, ſich die Haut an einem ſpitzigen Werkzeuge der Länge verletzen, ſich ſtreifen.

Schrammhauer, ein Bergmann, welcher einen Schramm, das iſt, einen ſchmalen Ort, wodurch kaum ein Mann kommen kann, neben dem Gange treibt.

Schrammſchuß, ein Schuß, welcher einen Körper nur an der Oberfläche der Länge nach verletzt; wofür Streifſchuß edler iſt.

Schrammſpieß, im Bergwerke, ein langes zugeſpitztes Eiſen ohne Stiel, welches bis 2 Fuß lang und 5/4 Zoll dick iſt. Es hat ſeinen Namen von dem Gebrauche, wozu es angewendet wird, erhalten, da es zu Zeiten in dem Geſteine, woran man arbei-

tet, lange Riſſe giebt, die man Schrammen nennt, oder es giebt auch ſonſt Gebreche darin. In dieſen gebraucht man dieſen Spieß ſtatt des Fimmels, wenn mit der Keilhaue nichts auszurichten iſt. Es wird ſolches mit dem Fäuſtel oder dem Schrammhammer hereingetrieben.

Schrank, ein nur bei den Jägern übliches Wort, den geſchränkten Schritt des Hirſches zu bezeichnen, ſo wohl von der Art und Weiſe dieſes Ganges, als auch von einzelnen Schritten und deren Spur auf dem Boden. Der Schrank eines jagdbaren Hirſches hat 21/2 Fuß in die Länge der Schritt. Auch ein Behältniß mit Thüren, deſſen Höhe die Breite, noch mehr aber die Tiefe übertrifft, allerlei Dinge darin zu verwahren. Daher der Waſchſchrank, Brodſchrank, Kleiderſchrank, Bücherſchrank, Schreibeſchrank, Küchenſchrank, Weißzeugſchrank, Fliegenſchrank, Geldſchrank ꝛc. In der Hochdeutſchen Mundart iſt Schrank ein allgemein verſtändliches Behältniß mit Thüren, Sachen darin aufzuheben, in den Provinzen hat faſt jede ihren eignen Namen dafür; dahin gehören das Meißniſche Köthe, das Erzgebirgiſche Almer und Ulm, die Oberdeutſchen Almer, Gehalter, Behalter, und zuſammengezogen Kalter, das Fränkiſche Schrein, die Niederdeutſchen Spinde und Schapp oder Schaff, welches letztere, beſonders im Brandenburgiſchen, auch ein offenes Behältniß anzeigt, Teller ꝛc. darauf zu ſetzen. Die Schränke oder Spinden zu den Kleidern und zum Schreiben werden jetzt Sécrétaire genannt, man ſagt daher nicht mehr ein Kleiderſchrank, Schreibeſchrank, ſondern ein Kleider-Sécrétair, Schreibe-Sécrétair. Sie werden aus Kiehnen-, Birken-, Kaſtanien-, Birnbaum- und Mahagoniholz verfertiget;

Erſtere mit Birkenmaſer ausgelegt. Ihre Einrichtung und Verfertigung, ſ. die verſchiedenen beſonderen Artikel in der Encyklopädie.

Nach dem Adelung ſtammt Schrank von Schranke und ſchränken her, aber nicht ſo fern dieſes Behältniß ehemals mit Gittern verſehene Thüren hatte, ſondern in ſo fern dieſe Wörter ehemals einſchließen überhaupt bedeuteten, daher Schrank ehemals auch von einem jeden eingeſchloſſenen Raume, einem Gefängniſſe ꝛc. gebraucht wurde.

Schrankader, an den Pferden, die inwendig an den Schenkeln befindliche Ader, Vena saphaena, welche am Menſchen die Frauen- oder Roſenader genannt wird. Von Einigen wird auch die Ader am Innern des Armes, oder die Armader, Bugader oder Kegelader, Vena cephalica, mit dem Namen der Schrankader, oder zum Unterſchiede, der vordern Schrankader, belegt.

Schranke, Schranken. 1. Eigentlich, die aus verſchränkten oder über das Kreuz mit einander verbundenen Stäben beſtehende Einſchließung oder Befriedigung eines Ortes; daher Schranken um etwas machen oder ſetzen. Die Gerichtsſchranken, das Gitter, welches die Partheien von den Sitzen des Richters und ſeiner Beyſitzer abſondert. Die Schranken um einen Turnierplatz, Reitplatz, Fechtplatz, Rennplatz, Exercierplatz ꝛc., welche ehemals am häufigſten unter dem Worte Schranken verſtanden wurden. In den Schranken laufen, 1 Cor. 9, 24, um die Werte, innerhalb der dazu errichteten Schranken. In dem gemeinen Leben iſt dieſes Wort größtentheils ungangbar geworden, indem in den meiſten Fällen dafür Geländer üblich iſt. Im Oberdeutſchen hört man es noch am häufigſten, wo es auch einen mit ſolchen Schranken verwahrten Ort, ein Gericht, eine Einnahme bedeutet. So wird z. B. in Wien die

Wegemauth bei den Landſchranken errichtet, das iſt, in der dazu verordneten Einnahme. 2) Figürlich das Letzte an einem Gegenſtande, da wo er, ſeiner körperlichen Ausdehnung nach, aufhört; und in noch weiterer Bedeutung, da wo deſſen Realität, deſſen Kraft und Wirkung aufhört. Das Gefühl ſeiner engen Schranken, ſeiner geringen Fähigkeit, Kraft und Vermögens. Ingleichen dasjenige, wo eine Wirkung aufhören ſoll, die von den Geſetzen, von der Billigkeit, von der Klugheit, von dem Wohlſtande vorgeſchriebenen Schranken oder Gränzen. Sich in ſeinen Schranken halten, in ſeinen Schranken, in den Schranken bleiben. Ueber die Schranken ſchreiten. Die Schranken der Mäßigung, der Billigkeit ꝛc. überſchreiten.

Im Hochdeutſchen kommt die Einheit dieſes Wortes nicht leicht vor, indeſſen ſcheint ſie in einigen Provinzen gangbar zu ſeyn, wo ſie denn bald die Schranke, bald der Schrank, bald aber auch der Schranken lautet. Der Bornſchrank, Brunnenſchrank, iſt in einigen Gegenden das Geländer um einen Brunnen. Daher in der Bibel: Er machte einen Hof für die Prieſter und einen großen Schranken, und Thüren in die Schranken, 2 Chron. 4, 9.

Ein Ritter, der, wenn der Schranken offen ſteht,
Nicht kämpft, auch nicht um Gnade fleht,
Haged.

Nach Adelung ſoll Gränze mit dieſem Worte verwandt ſeyn.

Schränkeiſen, Schubbrett, beim Müller, das Mundloch, wo der Schrot herausfällt in den Kleyenkaſten.

Schränken, ein regelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Geſtalt üblich iſt. 1. Als ein Zeitwort der Mittelgattung, wo es vorzüglich bei den Jägern üblich iſt, wo der Hirſch ſchränkt, wenn er im Gehen die Beine auseinanderſetzt, geſchränkt, in der niedrigen Sprechart gekreſcht, geht. Je größer und ſtärker der Hirſch iſt, deſto weiter ſchränkt er auch. S. 2 Schrank. Sonſt ſagt man auch in einem andern Verſtande, im Gehen ſchränken oder geſchränkt gehen, wenn man im Gehen die Füße kreuzweiſe ſetzt, wie Betrunkene zu thun pflegen. Ehemals war es auch für hinken üblich, in welchem Verſtande es aber veraltet iſt.

2. Als ein thätiges Zeitwort. (1) Kreutzweiſe über einander legen. Mit geſchränkten Füßen ſitzen, wie die Morgenländer, und in den Abendländern die Schneider zu thun pflegen. Die Bäcker ſchränken das Holz in dem Ofen, wenn ſie es kreuzweiſe übereinander legen. Bei den Sägeſchmieden wird die Säge geſchränkt, wenn die Zähne auseinander gebogen werden, wo es aber auch das thätige Zeitwort von dem vorigen Zeitworte der Mittelgattung ſeyn kann. (2) Schlingen, winden. Die Leinen ſchränken, bei den Jägern, ſie übereinander ſchlagen oder winden. Die Arme über oder in einander ſchränken. Im Hochdeutſchen kommt das beim Günther angeführte ſchränken, als:

Die Freundſchaft meiner Bruſt,
Die dieſes ſchlechte Blatt um Deine Kränze ſchränkt,

in dieſer Bedeutung ſelten vor. (3) Mit Schranken verſehen, einen Platz ſchränken, eine im Hochdeutſchen ungewöhnliche Bedeutung, welche daſelbſt nur in den Zuſammenſetzungen beſchränken, einſchränken und umſchränken, auch im figür-

lichen Verſtande vorkommt. Da nach Adelung die ſchräge oder ſchiefe Richtung in allen Bedeutungen dieſes Wortes die herrſchende iſt, ſo ſcheint es mit ſchräge eines Geſchlechts zu ſeyn. Für Schranken, eine Befriedigung oder ein Geſtell, welches aus über das Kreuz gelegten Theilen beſteht, iſt daher in manchen Fällen auch Schragen üblich.

Schrankenlos, Bei- und Nebenwort, der Schranken beraubt, beſonders in der figurlichen Bedeutung dieſes Wortes, der Einſchränkung beraubt.

Schrankklinge, bei den Sägeſchmieden, eine ſtählerne Platte mit Kerben an beiden Seiten, die Säge damit zu ſchränken, das heißt, die Zähne auseinander zu biegen.

Schränkwand, eine Wand, welche durch wagerechte über einander gelegte Balken entſteht, welche auf den Balken aufgeplattet oder beſſer über einander geſchnitten werden, vorzüglich wenn ſie dem feindlichen Geſchützfeuer widerſtehen ſollen. Wenn ſie nicht, wie bei den Blockhäuſern, Kaponièren ꝛc. einen geſchloſſenen Raum umgeben, ſondern als einfache Schränkwände bei den Traverſen oder Rückenwehren dienen ſollen, werden ſie durch mit ſtarken eiſernen Nägeln befeſtigte Querhölzer vereiniget und gehalten, die auf der vom Feinde abgewandten Seite um 1/3 in die Stärke der Balken eingeſchnitten ſind.

Schranne, ein nur im Oberdeutſchen übliches und mit Schranke gleich bedeutendes Wort, ſowohl ein Geländer, eine aus Gitterwerk beſtehende Einfaſſung und Befriedigung, als auch den auf ſolche Art befriedigten Ort zu bezeichnen; daher iſt daſelbſt die Brodſchranne, die Brodbank, die Fleiſchſchranne, die Fleiſchbank, die Gerichtsſchranne, die Gerichtsſtelle, das Gericht, die Landſchranne, das Landgericht, die Mauthſchran-

ne, die Zolleinnahme. In München nennt man auch den Getreidemarkt die Schranne. In Wien führt das Stadtgericht und das Gebäude, worin ſich daſſelbe verſammelt, den Namen der Schranne, in einigen Oberdeutſchen Gegenden auch die Gerichtsbarkeit, der Gerichtsbezirk.

Schranz, ein im Hochdeutſchen ungangbar gewordenes Wort, welches in einer doppelten Hauptbedeutung vorkommt. 1. Als eine unmittelbare Onomatopöie iſt es der mit einem Riſſe, Bruche oder Spalte verbundene Laut, in welchem Verſtande es bei dem Pictorius vorkommt. Eben derſelbe braucht es auch von dem Klange der Trompeten, woraus erhellt, daß es mit unſerm ſchreien nahe verwandt iſt. Als eine ſehr gewöhnliche Figur wurde es denn auch von einem Riſſe, Bruche, Spalte ꝛc. gebraucht, wo es denn mit Schrunde verwandt iſt. Beiſpiele von dieſer Bedeutung führt Friſch an. Das din lob stet ane Schranz, ſingt auch Bruder Eberhart von Sar unter den Schwäbiſchen Dichtern. Daher war das Zeitwort der Mittelgattung ſchranzen, reiſſen, ſpalten, brechen, und das thätige Zeitwort ſchränzen oder ſchrenzen, zerreiſſen, und in weiterem Verſtande theilen. Das Reich wurde nach Clodováo in vier minder Reich zerſchrenzet, Wurſtiſen. In dieſer Bedeutung iſt es mit ſeinen beiden Zeitwörteren im Hochdeutſchen völlig unbekannt. Nach einer andren Figur ſagt man im Niederſächſiſchen einem etwas zuſchranzen, zuſchlagen, zuwenden, zutheilen.

2. Iſt das Zeitwort ſchranzen noch in den gemeinen Sprecharten, ſowohl Ober- als Niederdeutſchlands, für ſtark eſſen, freſſen ſehr gangbar, wo es dann ehemals in weiterem Verſtande von allen Arten der Ueppigkeit gebraucht wurde, und entweder

eine eigene Onomatopöie des Freſſens, oder auch eine Figur des Reiſſens iſt. Daher war Schranzer und Schranz ein Schlemmer, Freſſer, welches wir noch in dem Zuſammengeſetzten Hofſchranz haben, einen üppigen Hofmann im verächtlichen Verſtande zu bezeichnen, auſſer welchem Worte ſowohl Schranz, als ſchranzen im Hochdeutſchen wenig mehr gehört werden. — Auch der Kaulbarſch heißt in einigen Gegenden Schranz.

Schrape und das Zeitwort ſchrapen, zwei eigentlich Niederdeutſche Wörter, welche im Hochdeutſchen nur in einigen gemeinen Sprecharten gebraucht werden. Schrapen bedeutet mit einem heftigen, rauhen Laute, welchen dieſes Zeitwort nachahmt, ſchaben, ſcharren oder kratzen, wo es ein doppeltes Intenſivum von reiben iſt. Schrape iſt ein Werkzeug dazu, daher die Pferdeſtriegel in einigen Gegenden dieſen Namen führt. In den Salzwerken hat man Schrapen oder Salzſchrapen, welche den Pferdeſtriegeln gleichen, den Schmutz damit von den Salzſtücken zu ſcharren oder kratzen. Auch auf den Schiffen gebraucht man dergleichen Eiſen, allerlei Unreinigkeiten abzukratzen. Nach ihrem verſchiedenen Gebrauche ſind ſie größer oder kleiner; auch zwei = oder dreifach an einem Stiele. Man ſehe Schraffieren, Schraff, Schräpfen, Schrauben ꝛc., welche ſämmtlich damit verwandt ſind, ob ſie gleich allerhand Abänderungen dieſes Lautes bezeichnen.

Schrapeiſen, ſ. Reißer.

Schrapſalz, in den Salzwerken in Halle, das Salz, welches beim letzten Werke in der Pfanne bleibt, oder von neugemachten Stücken auf die Soogbäume und Späne, oder auf den Herd und auf die Erde fällt.

Schräpfen, Schröpfen, im Ackerbau, die Spitzen

der Getreidearten, welche im Frühling zu ſtark oder zu geil wachſen, oben mit der Sichel abſchneiden. Dieſes Schräpfen geſchieht vorzüglich am Weitzen, welcher ſich gern zu überwachſen und lager zu werden pflegt. Man muß ſolches behutſam vornehmen, und mit der Sichel nicht zu tief kommen, auch zu rechter Zeit, wenn er in die Kiele treten will, wieder aufhören, damit der Schoßbalg nicht verletzt werde. In heißen dürren Frühlingen ſoll man den Weitzen nicht ſchräpfen, weil ſolches der Wurzel Schaden thut, und er bleich und fahl, auch oft im Kiele ſtecken bleibt, auch kurz von Aehren und Halmen wird; er pflegt dann auch leicht den Brand zu bekommen. Das Schräpfen des Korns muß gleichfalls vorſichtig geſchehen, weil die Aehren nicht ſo tief, als beim Weitzen im Halme ſtecken; daher muß man ſolches Schräpfen nur an ſolchen Orten vornehmen, wo die Saat ſehr geil und tief ſteht. Die Wintergerſte hat das Schräpfen ſelten nöthig, dahingegen pflegt man die Sommergerſte, wenn ſehr gutes Erdreich iſt, mit gehöriger Vorſicht gleich dem Weitzen zu ſchräpfen; auf mittelmäßigen und geringen Feldern kann es aber ohne Schaden nicht geſchehen. — Beim Gärtner iſt das Schräpfen bei vom Brande angegriffene Bäume vorzunehmen, welche an der Rinde auszudorren pflegen, auch aufreißen und ſchwarz anlaufen. Dieſe Kur wird auf folgende Weiſe vorgenommen. Man nimmt ein ſcharfes und ſubtiles Pfropfmeſſer zwiſchen die zwei vorderſten Finger, ſo daß nur die Spitze hervorſteht, macht damit einen Riß am Stamme hinab, von den Aeſten an bis an die Wurzeln, und zwar ſo, daß man nur die äußerſte Rinde zertheilt, aber nicht die inwendige grüne Rinde durchſchneidet, oder gar das Holz verletzt. Dieſes Schräpfen muß an der Seite, wo der Baum die wenigſte Sonne hat.

alſo an der Abend- und Mitternachtſeite eines Baumes, im Frühjahr, ehe noch der volle Saft in den Bäumen iſt, geſchehen, obgleich es auch Einige im Fall der Noth im Auguſt und September zulaſſen, aber dadurch den Baum in Gefahr ſetzen, daß die Kälte durch den Riß hineindringt und Schaden verurſacht. Durch dieſes Schräpfen bekommt der Saft Luft und der Baum eine neue Rinde. An einem großen Baume kann man ſolcher Riſſe vier, an einem mittelmäßigen und kleiuen aber nur zwei machen, welches auch geſunden Bäumen nützlich iſt, und zur Erhaltung derſelben dient. Auf dieſe Weiſe laſſen ſich auch die höckerichten Bäume gerade ziehen, wenn ſie nämlich an den Orten, wo ſie eingebogen ſind, behutſam geſchräpft werden. — In der Kochkunſt ſchräpft man die Aepfel, wenn man ſie in vier Theile ſchneidet, die Oberfläche ſauber mit einem Meſſer ringsherum aufritzt, damit der Saft Luft bekommt. — Am üblichſten iſt das Schräpfen von einer Art des Aderlaſſes, indem man ehemals die Haut mit einer Lanzette mehrere Male aufritzte, um das zwiſchen Fett und Fleiſch befindliche Blut abzuzapfen, welches die älteſte Art des Schräpfens iſt. In neuerer Zeit bedient man ſich ſtatt der Lanzette eines eigenen Schräpfſchneppers zu den Einſchnitten, und zur Ausſaugung des Blutes der Schräpfköpfe, wo dann der Name des Schräpfens geblieben iſt, obgleich die Onomatopöie bei dieſer Erfindung verloren gegangen.

Schräpfkopf, Schräpfkopf, kleine cylindriſche Gefäße von Glas oder Meſſing, welche man über ein Licht hält, um die Luft herauszutreiben, und ſolche dann geſchwind auf den mit den Schräpfſchnepper aufgeritzten Theil deckt, da ſie denn das Blut aus demſelben an ſich ziehen; auch Ziehköpfe, Laßköpfe oder Aderlaßköpfe, Badeköpfe, die letztere Benennung, weil das Schräpfen eigentlich eine Verrichtung

der Bader oder Barbier iſt, und ehemals im Bade geſchah.

Schräpfſchnäpper, Schröpfſchnäpper, ein eigner Schnäpper der Bader und Wundärzte, die zu dem Schräpfen nöthigen Einſchnitte in die Haut zu machen; ſ. Schnepper, und unter Wundarzneikunſt, in W.

Schraube, Cochlea; Fr. Vis, Ecrouve; Engl. Screw; Ital. Scrofola; Holl. Schroeve; Schwed. Skrul; Poln. Szruba, ein mit einem Gewinde verſehener Cylinder, welcher in einer dazu gehörigen Mutter paßt, einen andern Körper durch Umdrehung des Cylinders mit verſtärkter Kraft zu drücken. Die ſchiefe Ebene windet ſich nämlich gleichmäßig immer höher und höher um den Cylinder. Eine ſolche Schraube, auch Schraubenſpindel oder Vaterſchraube genannt, dreht ſich immer in einer völlig gleichen cylindriſchen Höhlung, an deren Wänden herum eine eben ſolche ſchiefe Ebene auf dieſelbe Art ſich herumwindet. Letztere nennt man Schraubenmutter oder Mutterſchraube. Bei beiden ſtets zuſammengehörigen Arten von Schrauben nennt man die gewundene ſchiefe Ebene Schraubengänge oder Schraubengewinde. Die Schraubengänge der Vaterſchraube paſſen immer genau zwiſchen die Schraubengänge der Mutterſchraube, und drehen ſich dazwiſchen aufwärts oder niederwärts, je nach der Richtung, nach welcher die Kraft darauf wirkt. Die Gewinde der Schrauben ſind entweder nach der Kante zu keilförmig abgeſchärft, auch wohl an der äußerſten Fläche etwas abgerundet, oder ſie ſind parallelepipädaliſch, flach, bis an die Kante von gleicher Breite und Dicke. Letztere wendet man hauptſächlich da an, wo ein nachtheiliges Einſchneiden der ſcharfen Kanten durchaus vermieden werden muß. Um die Schraube in Bewegung zu ſetzen, wird entweder die

bewegliche Spindel in der unbeweglichen Mutter, oder die bewegliche Mutter um die unbewegliche Spindel in horizontaler Richtung gedreht. Nur bei kleinern Schrauben, die etwas feſthalten oder ohne bedeutende Gewalt etwas zuſammendrücken ſollen, wird die bewegende Kraft unmittelbar an dem einen Ende, dem ſogenannten Kopfende, welches zuweilen die Geſtalt zweier Flügel hat, angebracht. Bei größern wirkt ſie hingegen vermöge eines Hebels auf die Schraube.

Die Entſtehungsart der Schraube kann man ſich auf folgende Weiſe denken: Wenn eine ſchiefe Ebene, a b c, Fig. 8510 ſo herumgebogen wird, daß die Grundlinie c d b einen Kreis bildet, ſo entſteht aus der ebenen Fläche a b c die krumme Seitenfläche eines ſenkrechten Cylinders. In dieſer krummen Seitenfläche beſchreibt der Durchſchnitt a c der ſchiefen Ebene eine Schraubenlinie. Geht nun um die Schraubenlinie eine wirkliche Erhabenheit herum, ſo macht dieſe einen Schraubengang aus. Jetzt können nun die Windungen der Schraubenlinie, nämlich die Schraubengänge, um den ſenkrechten Cylinder mehrmals wiederholt werden, wie f i k, k l m ꝛc. und dieſes um ſo mehr, je länger die Schraube ſeyn ſoll. Der von der Grundlinie b c der ſchiefen Ebene beſchriebene Kreis f g h bildet den Umfang der Schraubenſpindel; die Höhe eines Schraubenganges wird durch die Höhe a b der ſchiefen Ebene ausgedrückt. Zieht man von einem willkührlichen Punkte d, in der Grundlinie der ſchiefen Ebene, Fig. 8510, eine Linie d e parallel mit a b, ſo iſt wegen der Aehnlichkeit der Dreiecke a b c, e d c.

c d : c b = d e : a b. Daſſelbe Verhältniß iſt auch für die Schraube richtig. Die Höhe eines beliebigen Punktes e oder i der Schraubenlinie verhält ſich nämlich zur ganzen Höhe des Schraubenganges,

wie der Theil c d oder f g des Umfangs zum ganzen Umfange der Spindel. Obgleich der Widerſtand der Schraubenmutter gegen die Schraube, welchen man als Laſt der Schraube anſieht, über der ganzen Oberfläche des Schraubenganges vertheilt iſt, ſo kann man ſich doch dieſen Widerſtand zur Beſtimmung des Verhältniſſes von Kraft und Laſt in einer einzigen Schraubenlinie beiſammen gedenken. Sind die Schraubengänge nicht keilförmig, ſondern parallelepipediſch oder ſonſt von merklicher Breite an der Kante, ſo nimmt man die Mittellinie, welche genau zwiſchen dieſe Breite fällt, als Schraubenlinie an. Wenn nun vermöge der Schraube eine Laſt parallel mit der Achſe der Spindel bewegt werden ſoll, indem die Kraft am Umfange der Spindel nach einer Tangente wirkt, ſo kann man wieder Alles auf die ſchiefe Ebene zurückbringen, wo die Laſt nach b c, die Kraft nach b a wirkt. Dann findet wieder die Proportion ſtatt:

$$P : Q = a b : b c,$$

das heißt, die Kraft verhält ſich zur Laſt, wie die Höhe des Schraubenganges zum Umfange der Schraubenſpindel. Da nun zur Erhaltung einer Laſt auf der ſchiefen Ebene deſto weniger Kraft erfordert wird, je weniger ſchief ſie iſt, oder je mehr ihre Höhe von ihrer Länge übertroffen wird, ſo muß auch die Schraube bei einer und derſelben Dicke der Spindel deſto wirkſamer ſeyn, je enger die Schraubengänge ſind, oder, welches einerlei iſt, je geringer die Höhe eines jeden einzelnen Schraubenganges iſt. Iſt die Kraft nicht unmittelbar an dem Umfange der Spindel, ſondern an dem Ende a eines Hebelarms a c, Fig. 8511 wirkſam, ſo muß man den von dieſem Arme c a beſchriebenen Kreis für den Umfang der Schraubenſpindel annehmen. Dadurch wird der Moment der Kraft in dem Verhältniſſe wie c b : c a

verſtärkt, und dies um ſo mehr, je mehr die Länge c a des Hebelarms die halbe Dicke c b der wirklichen Schraube übertrifft. Wenn z. B. die Höhe oder Weite eines Schraubengangs 1/2 Zoll, der Halbmeſſer c a aber 12 Zoll betrüge, so hat man nach oben, S. 162:

$$P : Q = 1/2 : 2, 12. 3, 14 \ldots \text{ oder}$$
$$= 1 : 48, 3, 14 \ldots \text{ oder}$$
$$= 1 : 150, 72 \ldots$$

wofür man wohl 1 : 151 ſetzen darf. Da nämlich der Halbmeſſer zu 12 Zoll angenommen wurde, ſo war der Durchmeſſer = 2 . 12 = 24, und der Umfang = 24 . 3, 14 . . . Alſo: Kraft zur Laſt wie die Höhe 1/2 des Schraubenganges zum Umfange 24 . 3, 14 . . . der durch den Hebelsarm c a verſtärkten Schraubenſpindel; oder

$$P : Q = 1/2 : 24 . 3 . 14 \ldots$$
$$= 1 : 48 . 3 . 14 \ldots$$
$$= 1 : 150, 72 \ldots$$

In allen älteren mathematiſchen Lehrbüchern wird die Schraube als eine Walze angegeben, um welche ſich eine ſchiefe Fläche windet; nur Käſtner war der Erſte, der dieſes nicht annahm. Schon im Jahre 1759, am 6ten October, ward von ihm der Königlichen Geſellſchaften der Wiſſenſchaften in Göttingen eine Abhandlung: ad theoriam cochleae pertinens observatio Geometrica (zur Theorie der Schraube, eine zur Geometrie gehörende Beobachtung) vorgelegt, worin er damals nur ganz kurz bemerkte, daß die Schraube ſich nicht als ein Keil anſehen laſſe, der um einen Cylinder gewickelt ſei, eine Vorſtellung, die daher entſtanden iſt, daß man ſonſt in den Lehrbüchern ſtatt der ſchiefen Ebene die Hypotenuſe eines vertikalen Dreiecks zeichnete, welches er in dem ſeinigen berichtiget hat. Späterhin, im Jahre 1795, gab Käſtner eine genauere Un-

terſuchung der Geſtalt des Schraubenganges in der Schrift: de superficie cochleae, welche er am 16ten Mai des gedachten Jahres in der Verſammlung der oben erwähnten Geſellſchaft vorlas. Seine Forſchungen ſind folgende: Ueber einem Schenkel eines rechten Winkels ſtehe ein Rechteck lothrecht auf des Winkels Ebene, von den beiden lothrechten Seiten des Rechtecks, jeder = e, geht eine durch des Winkels Scheitel. Man nehme auf des Winkels Scheitel gleiche Stücken vom Scheitel, jedes gleich t, und ziehe durch deren Endpunkte eine gerade Linie, durch den Punkt, wo ſie in des Rechteckes Grundlinie eintrifft, eine lothrechte, der Höhe des Rechtecks gleich; dieſe beiden Linien geben Grundlinie und Höhe eines rechtwinklichten Dreiecks, deſſen Hypotenuſe ſich quer über die Ebene des rechten Winkels erhebt, von einem ſeiner Schenkel bis an die Seite des Rechtecks, welche dem andern parallel iſt. Das Dreieck iſt dasjenige, was man bei der gewöhnlichen Darſtellung der Schraube um den Cylinder wickelt, hier bleibt es jedoch eben. Alle dieſe Hypotenuſen liegen in einer krummen Fläche, für die zuerſt auf die gewöhnliche Art eine Gleichung zwiſchen drei rechtwinklichten Coordinaten geſucht wird, die Ebene des rechten Winkels für Grundfläche genommen. Die beiden Schnitte dieſer krummen Fläche, einer durch die Ebenen der z und x, der andere durch die Ebenen der z und y, ſind gleichſeitige Hyperbeln; der Schnitt mit einer Ebene, der Grundfläche parallel, iſt eine gerade Linie. Um die Fläche zu begränzen nehme man auf des rechten Winkels gleiche Stärke = r, und beſtimme durch dieſelben eines vorerwähnter Dreiecke; bis an deſſen Hypotenuſe erſtreckt ſich die begränzte Fläche von der Achſe an, und ſo gewahrt man, wie viel in ſolche von den Hyperbeln und der

geraden Linie fällt, die ſich ſonſt ins Unendliche erſtrecken, in mehrere der acht Regionen, in welche nach Euler's Art der körperliche Raum um einen Punkt getheilt wird. Jetzt der Flächenraum. Ein paar nächſte Hypotenuſen begränzen begreiflich ſein Differential, ſie liegen aber nicht in einer Ebene. Man zieht alſo von dem unterſten Punkte einer Hypotenuſe nach dem oberſten der andern eine gerade Linie, welche das Differential in zwei ebene Dreiecke theilt, und beiden gemein iſt, und noch hat jedes Dreieck eine Seite = dt; nur die dritte Seite des einen iſt von der des andern um etwas unendlich Kleines unterſchieden. Beider Dreiecke Inhalt iſt zwar um etwas unendlich Kleines unterſchieden, es muß aber gezeigt werden, daß dieſer Unterſchied unendlich klein von der zweiten Ordnung iſt, wenn hier beim Integriren des einen Doppeltes der Fläche Differential ſeyn ſoll. Das Integral giebt ſich durch natürliche Logarithmen der Tagente eines veränderlichen Winkels, wobei die von Schulzen in ſeinen Tafeln ſogenannten hyperboliſchen Logarithmen brauchbar ſind, und dieſes deswegen, wie man es in des Verfaſſers geometriſchen Abhandlungen, Sammlung I, Abh. 60, §. 19 findet. Urſins ſeltener großer Canon, der von 10 zu 10 Sekunden geht, dient dazu, die Rechnung mit Bequemlichkeit genauer zu führen. Körper zwiſchen der krummen Fläche und den Ebenen, die ſie begränzen. Jetzt eben die Unterſuchungen für einen willkührlichen ſpitzen Winkel = ψ, welcher nur etwas mehr zuſammengeſetzte Formeln giebt. Die krumme Fläche wird beſchrieben, indem eine gerade Linie immer ſenkrecht auf die Achſe ſich dreht, und zugleich ſteigt, beides gleichförmig, daß die Höhen, um die ſie geſtiegen iſt, ſich verhalten, wie die Winkel, um die ſie ſich gedrehet hat. Der Winkel ſei nun = $\frac{1}{n}$

von zwei rechten, ſo kann man ſich ein ordentliches Vieleck von 2 n Seiten vorſtellen, das dieſen Winkel in ſeinem Mittelpunkte hat, und ein ſenkrechtes Priſma, deſſen Grundfläche das Vieleck iſt. Stellt man ſich nun die Ebene eines ſolchen Winkels in der Grundfläche vor, ordenet ihr immer jede in der Höhe = e über die nächſte, ſo laſſen ſich dieſe Winkel, an der Zahl 2 n, rings um die Achſe des Priſma ſetzen, wie die Stufen einer Wendeltreppe, und die Flächen, die vorhin über jedes Ebene betrachtet worden, bilden nun zuſammen ſo etwas wie einen Schraubengang, nur daß hier jede Schraubenlinie aus geraden Linien, die ſich angeben laſſen, zuſammengeſetzt iſt. Jetzt läßt man den Winkel ins Unendliche abnehmen, ſo verwandelt ſich dies in den gewöhnlichen Schraubengang, deſſen Schraubenlinien durchaus krumm ſind. Was die äußerſte für einen Winkel mit dem Umfange des Cylinders macht, um den ſie ſich ſchlingt, giebt ſich bekanntermaßen durch die Höhe, auf welche ſie bei einer ganzen Umwindung ſteigt; heißt dieſe Höhe = k, und der Winkel = α, ſo iſt tang. α $= \frac{k}{2\,r\,\pi}$; windet ſich eine innere Schraubenlinie um einen Cylinder, welcher eben die Achſe, und t zum Halbmeſſer hat, ſo macht ſie mit dem Umfange dieſes Cylinders einen Winkel, deſſen Tangente $= \frac{r \text{ tang. } \alpha}{t}$, allemal größer, als derjenige der äußerſten Schraubenlinie, wohl noch einmal ſo groß. Zwingt man alſo, wie die ſtatiſchen Schriftſteller thun, die Lehre von der ſchiefen Ebene auf die Schraube, ſo wäre auf dem Schraubengange eine Reihe unzählig vieler, immer anders und anders geneigter Ebenen.

Der Nutzen dieſer Art Schrauben, die ſchon von den Alten zu den einfachen Potenzen der Mechanik gezählt worden, in ſo vielen Künſten und Handwerken, auch andern Vorfällen des Lebens, iſt ungemein groß. Sie dienen namentlich zu allerlei Arten von Preſſen, z. B. Druckerpreſſen, Münzpreſſen, Moſtpreſſen oder Keltern, Papierpreſſen, Schraubſtöcken ꝛc.; ferner zur Befeſtigung mancher Sachen, z. B. verſchiedener Theile an Uhren, Schlöſſern ꝛc.; zur Hebung von Laſten, z. B. als Schraubenholz der Zimmerleute zum Emporſchrauben von Dächern, Wänden, Stockwerken ꝛc.; auch kommt ſie in Verbindung von manchen zuſammengeſetzten Maſchinen, namentlich von Räderwerken, z. B. als Schraube ohne Ende, ſ. dieſe, weiter unten, vor. Ihre Vorzüge beſtehen vornämlich in Folgendem: Sie erfordert ſehr wenig Raum, indem ſie nur etliche Zoll in ihrem Umfange ausmacht, und in die Runde bewegt wird; es giebt kaum eine andere Maſchine, die bei ſo geringer Größe und ſolcher Einfachheit ſo viel leiſtet. Man kann ferner den Hebel ſehr leicht mit ihr verbinden, weil die Schraubenſpindel, ihrer Figur nach, ſogleich eine Welle dazu abgiebt, und durch dieſe Verbindung eine Radwinde bildet. Das ungemein ſtarke Reiben bei dieſer Maſchine iſt zwar dadurch nachtheilig, daß es zur Bewegung mehr Kraft erfordert, als nach der Theorie nöthig wäre, es verſchafft aber auch den großen Vortheil, daß die Schraube, wenn ſie einmal bis auf einen gewiſſen Punkt eingedreht iſt, nicht zurückgeht, wenn gleich die Kraft zu wirken aufhört. Dieſes findet beſonders bei Schrauben mit engen Gängen ſtatt, die daher auch überall gebraucht werden, wo der Widerſtand auf eine lange Zeit, ohne weiteres Zuthun der Kraft, überwunden werden ſoll, z. B. beim Preſſen, Zuſammendrücken und Befeſtigen der Theile an einan-

der, bei Erhebung ſchwerer Laſten, die nicht wieder zurückfallen dürfen, wie z. B. bei den Zimmerleuten, wenn ſie ganze Stockwerke in die Höhe ſchrauben, um darunter bauen zu können. — Zum Preſſen wird die Schraube entweder ſo gebraucht, daß die Mutter im Geſtelle feſt iſt, die bewegliche Spindel aber mit einem durchgeſteckten Hebel, dem Ziehbengel umgedreht, und gegen den Widerſtand niedergetrieben wird, wie bei den Druckpreſſen und Keltern; oder ſo, daß die Spindel auf der Unterlage feſt ſteht, die bewegliche Mutter aber, vermittelſt daran befindlicher Handgriffe, die die Stelle von Hebeln vertreten, umgedreht wird, und eine daran liegende Platte gegen den Widerſtand treibt, wie bei den Buchbinderpreſſen. Zu den Unbequemlichkeiten der Schrauben kann man rechnen: daß ſie wegen des ungemeinen Reibens viel Kraft erfordern; daß ſie im Großen koſtbar ausfallen; daß ſie in Vergleichung mit ihrer geringen Größe viel Gewalt ausſtehen, und daher nicht nur ſtark, ſondern auch ſehr genau und gleichförmig gearbeitet ſeyn müſſen; denn ſobald an einem Theile der Schraube und der Mutter das Klemmen ſtärker, als an den übrigen iſt, ſo trägt dieſer Theil die ganze Laſt allein, und ſpringt aus, wenn er nicht feſt und ſtark genug iſt. Um die Gänge mehr zu ſchonen, werden bisweilen Schrauben mit doppelten Gängen gemacht, wo auf der halben Weite des erſten Ganges noch ein zweiter um die Spindel geführt iſt. Dies thut man vorzüglich, wenn die Weite der Gänge groß iſt, und dazu Platz verſtattet, wie bei den Schrauben der Druckerpreſſen. Eine ſolche Schraube hat nicht mehr Vermögen, als eine einfache, aber ihre Gänge tragen nur halb ſo viel Druck. Mehrere Schrauben mit einander zu verbinden, iſt nicht rathſam; denn würde eine im geringſten nur mehr angezogen, als die übrigen, ſo bekäme ſie die ganze Laſt

zu tragen; daher ſind die Obelisken ꝛc. nach Leupold *) durch eine Menge Schrauben zu erheben.

Auf genaue Verfertigung der Schrauben kommt viel an, denn, wie ſchon oben bemerkt worden, werden die Schraubengänge um ſo weniger gepreßt, je genauer ein Schraubengang in den andern paßt; ſobald ſich aber einige Theile allein aneinander klemmen, ohne daß die übrigen ſich zugleich eben ſo genau berühren, ſo ſtehen jene allein den ganzen Druck aus, und müſſen abſpringen, wenn ſie nicht hinreichende Stärke beſitzen; dieſerhalb muß ſtets für eine gleiche Vertheilung des Drucks über die Fläche aller Schraubengänge geſorgt werden. Die Reibung, welche in der Schraube gleichſam einen ſo großen Theil der Kraft einſchluckt, iſt zugleich wieder von vielem Nutzen, weil ſie ſchon oft allein die Laſt erhält. Ohne die Reibung würde oft ein ſehr nachtheiliges Zurückweichen der Schraube beim Gebrauch derſelben Statt finden. Zu eiſernen Schrauben, die oft 2 Zoll dick ſind, nimmt man gern recht zähes geſchmeidiges Eiſen; zu hölzernen muß man das feſteſte Holz, z. B. das Holz des Hagedorns, der Hagebuche, des wilden Apfelbaumes, des Birnbaumes, des Nußbaumes, des Buxbaumes, des Granatbaumes; ferner Ebenholz und beſonders Elfenbein ꝛc. nehmen. Um die Schraubengänge ſo viel wie möglich zu erhalten, verfertiget man Schrauben mit doppelten Gängen. Die Gänge dieſer Schrauben ſtehen dann nur die Hälfte des Drucks aus. In ſich ſelbſt unterſcheidet ſich eine Schraube von der andern durch die Schärfe oder Dichtheit des Gewindes. Will man nun die Kraft einer Schraube berechnen, ſo muß man auf die Dicke der Walze und auf die Höhe

*) Theatrum machinarum. Tab. XLVI, XLVII.

der Gänge oder auf die Entfernung des einen Ganges von dem andern ſehen. Kleine Schrauben, welche viel Kraft auszuhalten haben, werden aus Eiſen oder Meſſing, größere aber aus Holz verfertiget.

Jede Schraube beſteht, wie ſchon oben angeführt worden, aus zwei Theilen, aus der Spindel und aus der Mutter. Einige Schrauben haben einen einfachen, andere einen doppelten, nach andere einen dreifachen Gang, und eben ſo viele Anfänge. Die einfache Schraube hat, wie ſchon oben erwähnt worden, die größte Kraft, weil man ihre Gänge am niedrigſten an den Anfang der Spindel bringen kann. Die doppelten oder dreifachen Schrauben wirken ſchneller. Die Gänge der Schrauben bei Maſchinen, welche eine ſchnelle Bewegung und dabei große Haltung und Feſtigkeit haben müſſen, müſſen vielfach ſeyn. Bei einfachen Schrauben werden, wenn die Arbeit beſchleuniget werden ſoll, die Gänge zu dick; es werden daher nur wenige auf einmal in die Mutter kommen, wodurch aber ihre Haltbarkeit verloren geht, weil ſich die Gänge leichter abreiben, welches aber bei den doppelten und dreifachen Schrauben nicht der Fall iſt. Je enger die Gewinde ſind, deſto mehr Kraft haben ſie; eine Schraube, deren Gänge 45 oder noch mehrere Grade haben, äuſſert wenig Kraft, weil ſich die Mutter nicht gut darauf hält.

Die hölzernen und metallenen Schrauben werden entweder auf der Drehbank eingeſchnitten, oder durch beſondere eigends dazu verfertigte Schneidezeuge. Die Schneidezeuge zu hölzernen Schrauben beſitzt ein jeder Drechsler, aber nicht ein jeder kann ſie verfertigen. Es geſchieht auf folgende Weiſe: Ein hölzerner vierſeitiger Kloz, Fig. 8512, iſt in ſeiner Mitte ſo weit durchbohrt, als die Dicke der Spindel erfordert. Am Ende dieſer Oeffnung A

liegt ein ſtählerner Zahn B, mit zwei Schrauben befeſtiget; über dieſen Kloß wird ein anderes Stück Holz von eben der Größe und mit eben der Oeffnung geſchroben. Beim Gebrauch drückt man die gut abgedrechſelte Walze in die Oeffnung A, dreht ſie darin herum, und drückt ſie dabei immer tiefer hinein, ſo ſcheidet der Zahn den Schraubengang. Der Zahn B, deſſen Geſtalt in der Zeichnung noch beſonders zu ſehen iſt, beſteht aus einem gebogenen, ſtählernen, an der Schneide ſehr hartem Bleche, welches zwei Löcher hat, dieſen Zahn ſchraubt man ſo auf den Kloß A, daß die Schneide gerade ſo weit hervorſteht, als die Tiefe des Ganges betragen ſoll, und nach dieſer Tiefe muß auch die Länge der Schneide eingerichtet ſeyn, iſt ſie etwas zu lang, ſo bringt dieſes keinen Nachtheil, iſt ſie aber zu kurz, ſo wird man keine ordentliche Schraube ſchneiden können; denn obgleich der Zahn in die Spindel ſchneidet, ſo kann er doch nicht die ganze Breite des Ganges ausfüllen, indeſſen muß der Zahn durch den ſtarken Druck durchgehen; allein er reißt die äußerſten Lagen des Holzes, welche dem Schraubengange die Schärfe geben, mit weg. Ein Zahn, deſſen Schneide ſo kurz gerathen iſt, kann auch die Späne nicht gehörig werfen, wodurch Unordnung entſteht und kein gehöriger Schraubengang. Der Bohrer, welcher die Mutter ſchneidet, wird aus Eiſen verfertiget, in denſelben iſt das Gewinde eingefeilt, an zwei Seiten des Bohrers aber ſind Rinnen längſt dem Bohrer hinaufgearbeitet, damit die Späne Raum zum Ablauf haben. Eine Mutter zu einer gegebenen Schraube iſt ſehr leicht zu verfertigen; das Holzſtück, worin der Gang eingeſchnitten werden ſoll, bekommt eine Oeffnung, ſo groß, als der Durchmeſſer des Bohrers iſt, nachdem man die Höhe der Gänge abgerechnet hat; dann dreht

man den Bohrer hinein, wodurch der Gang in das Holzſtück eingeſchnitten wird.

Die Schneidezeuge zu Bohrern findet man auch bei den Eiſenhändlern; ſie haben deren, womit man Schrauben von 3 Linien bis zu 1 ja 1 1/2 Zoll im Durchmeſſer verfertigen kann. Die Schraubengänge, welche dieſes Schneidezeug hervorbringt oder macht, ſind ſtärker, als diejenigen, welche auf der Drehbank verfertiget werden, weil man beim Gebrauche dieſes Werkzeuges nur weiches Holz, als Buchen-, Nußbaum-, Spindelbaum- ꝛc. Holz nimmt, welche Hölzer, in Vergleichung mit dem Buchsbaum und andern harten Hölzern wenig Härte haben, daher muß man die erhabenen Theile um ſo ſtärker laſſen. Da auch das weiche Holz, wenn man es auf der Bank mit dem Dreheiſen ausarbeiten wollte, ausſpringen wurde, ſo befindet ſich in dem Schneidezeuge ein ſogenannter Geißfuß mit einer ſehr ſcharfen Schneide, welche die Gewinde macht, indem ſie das dazwiſchen befindliche Holz wegnimmt.

Die Schneidezeuge zu Metall werden aus Stahl verfertiget, welcher aber feilhart gemacht werden muß, weil ſie ſonſt dem Zerbrechen ſehr ausgeſetzt ſind. Sogenannte Spitzſchrauben laſſen ſich nicht in den gewöhnlichen Schneidezeugen verfertigen, man bedient ſich dazu lieber einer Kluppe, wodurch ſie beſſer, als durch das Feilen aus freier Hand werden. Die Kluppe beſteht aus zwei Schenkeln, welche man nach der Größe der Schrauben und Löcher ausgeſchnitten hat, jeder Schenkel trägt die eine Hälfte des Loches, welches kein reiner Zirkelbogen iſt, ſondern nur aus verſchiedenen Theilen eines Zirkels beſteht, welchen man nach der Größe der Schraube weiter oder enger ſtellen kann.

Die Schrauben laſſen ſich auch auf der Drehbank ſchneiden, welches entweder auf der Drehbank mit

einem Schwungrade geſchieht oder auf einer beſonders dazu eingerichteten. Es iſt nämlich auf derſelben eine Spindel angebracht, um welche das an der Latte befindliche Seil geſchlungen iſt. Mit dieſer Spindel iſt noch eine meſſingene Walze verbunden, auf welche Schraubengänge von verſchiedener Art, weite und enge, eingeſchnitten ſind. Will man nun eine Schraube ſchneiden, ſo ſetzt man ein unbewegliches Blech an einen der Gänge des Cylinders, bewegt die Maſchine, hält darauf den Grabſtichel an die Spindel, welche geſchnitten werden ſoll, ſo ſchneidet ſich der Gang ſehr ſchön ein, ſo tief oder ſo flach, als man es haben will. Daß dieſes geſchehen muß, wird man leicht gewahren, denn die Spindel mit der Walze, worauf ſich die Schraubengänge befinden, wird durch das unbewegliche Blech genöthiget eine Bewegung zu machen, welche dem Laufe des Schraubenganges gleich iſt.

Die Drehbanken beim Mechanikus, worauf meſſingene oder ſilberne Schrauben abgedrehet werden, haben eine ſolche Einrichtung, daß auch ein Ungeübter eine Schraube drehen kann. Einige bedienen ſich zu einer ſolchen Einrichtung eines ſogenannten Lineals, andere aber einer Patrone mit einem Regiſter. Werden die Schrauben mit einem Lineale geſchnitten, ſo werden in die Spindel enge und weite Schraubengänge von aller Art hintereinander eingeſchnitten. Bei der Verfertigung einer Schraube wird einer dieſer Schraubengänge, der dazu am ſchicklichſten iſt, gewählt, und das Lineal dergeſtalt auf die Docke der Drehbank geſetzt, daß die Schärfe deſſelben, die nach der Geſtalt der Spindel ausgeſchnitten iſt, in den erſten Umgang des gewählten Schraubenganges greift. Das Ende des Lineals liegt neben dem Futter der Drehbank, worauf das Meſſing ſteckt, welches man in eine Schraube ver-

wandelt, und auf dieſes Ende wird das Schraubeneiſen gelegt, womit man die Schraube ſchneidet. Tritt der Künſtler den Fußtritt der Drehbank nieder, und bewegt hierdurch die Spindel, ſo zieht der Schraubengang auf der Spindel, in welche die Schärfe des Lineals greift, das Lineal von der rechten nach der linken Hand, und läßt er mit dem Fuße zurück, ſo geht das Lineal zurück. Das Eiſen liegt unbeweglich auf dem Lineale, wird auch mit demſelben verſchoben, und ſchneidet nach Maaßgabe des Schraubenganges auf der Spindel in das Meſſing ein. Das Dreh = oder das Schraubeneiſen, womit die Schraube geſchnitten wird, muß dergleichen Zacken haben, daß ſie genau in den Schraubengang der zu ſchneidenden Schraube auf der Spindel paſſen, in welche man die Schärfe des Lineals geſetzt hat. Soll ein Zapfen in einer Schraube verwandelt werden, ſo liegt das Schraubeneiſen neben dem Zapfen, auf dem Ende des Lineals, will man aber die Mutter in einem gebohrten Loche dazu einſchneiden, ſo liegt das Muttereiſen auf dem Arme des Lineals. Will nun aber der Künſtler mit einer Patrone eine Schraube ſchneidet, ſo richtet er die Drehbank mit der Patrone ein, zieht den eingeſteckten Keil aus, und giebt hierdurch der Spindel Freiheit, ſich bei der Bewegung der Drehbank von der Rechten nach der Linken und ſo umgekehrt zu verſchieben. Gegen diejenige Patrone, nach welcher er eine Schraube ſchneidet will, preßt er ihr Regiſter mit einem Keile, und das Schraubeneiſen hält er beim Drehen unbeweglich auf der Vorlage. Der Spindel verſchiebt ſich nach Maaßgabe ihres Regiſters, zugleich aber auch das Meſſing an der Spindel, welches man in einer Schraube oder Schraubenmutter verwandeln will. Alles übrige bleibt wie bei der vorigen Art. Eine ſolche Ein-

richtung verurſacht, daß der Künſtler in den Stand geſetzt wird, mit der größten Geſchwindigkeit ein Stück Meſſing ohne weitere Vorbereitung in eine Schraube zu verwandeln. Geübte Mechanici beſitzen auch die Fertigkeit, die Schraube ohne eine ſolche Einrichtung bloß mit dem Eiſen zu drehen. Sie müſſen aber bei dem erſten Einſchnitt die Drehbank ganz langſam bewegen, und wenn ſie mit dem Fuße niederdrücken, das Schraubeiſen auf der Vorlage von der Rechten nach der Linken, wenn ſie aber nachlaſſen, von der Linken nach der Rechten verſchieben. Iſt der erſte Einſchnitt genau ausgedreht, ſo leitet er ſchon das Dreheiſen von ſelbſt.

Bei der Verfertigung der großen Schrauben, welche zu Hoßungen dienen, iſt Folgendes zu merken: 1) Muß die Spindel ſo eben und rund, als möglich, abgedrechſelt werden. 2) Trägt man dann die Theilung der Gänge durch Zeichnung auf. 3) Schneidet man mit einer Säge die Gänge nach der Zeichnung ein, oder ſchlägt ſie auch mit dem Meiſſel ein. 4) Reibt man die Gänge mit einer dreiſeitigen Feile, oder noch beſſer mit einer Raſpel ein; dann werden ſie polirt und ihnen die möglichſte Glätte gegeben. 5) Hüte man ſich die Gänge zu ſcharf zu machen; man laſſe ſie lieber etwas flach, damit ſie nicht leicht Schaden läden.

Die Schraubenmutter läßt ſich bei großen Maſchinen nicht mit dem gewöhnlichen Bohrer verfertigen. Sie wird daher auf folgende Art gearbeitet: Man nimmt ein Stück von einem Balken, nach der Größe und Stärke der Spindel, macht ein ſehr rundes Loch nach der Dicke der Spindel, die Höhe des Ganges abgerechnet, hinein; dann macht man eine andere Spindel, welche gerade dieſes Loch ausfüllt, bezeichnet hier die Gänge der erſten Spindel, und ſchneidet ſie mit einer dicken Säge etwas

tief ein, nagelt dann ein dickes Eiſen auf die Platte, ſteckt die Spindel hinein, nachdem man da, wo die Gewinde aufhören, den ſehr ſtarken Zahn befeſtiget hat; dreht man nun die Spindel, ſo entſteht ein Gang. Die großen eiſernen Schrauben werden eingefeilt.

Durch Schrauben Laſten zu heben. Wenn eine Schraubenſpindel ſenkrecht in eine Pfanne geſetzt iſt, und man die Schraubenmutter mit einer Laſt beſchwert, ſo ſteigt, wenn die Spindel bewegt wird, und man die Einrichtung ſo getroffen hat, daß die Schraubenmutter ſich nicht mit bewegen kann, bei Bewegung der Spindel dieſe in die Höhe, oder auch herab, je nachdem die Spindel gewendet wird; eben daſſelbe entſteht, wenn man die Spindel unbeweglich macht, aber die Mutter herum windet. Die gewöhnlichſte Art mit der Schraube Laſten zu heben, geſchieht durch den Schraubenſatz. Die beiden als Schrauben ausgeſchnittenen Pfoſten ſind in die ſtarke Bohle C D, Fig. 8513, eingelaſſen, ſo daß ſie ſich um ihre Achſe drehen können. A B iſt eine andere ſtarke Bohle, zweimal durchbohrt, und Schraubengewinde hineingeſchnitten, welche auf die beiden Pfoſten g e und h f genau paſſen. Am oberſten Ende von g e und h f iſt in g und h ein viereckigter Klotz ſtehen geblieben, welcher kreuzweis durchbohrt iſt, damit Hebel in die Löcher geſtoßen werden können. Soll nun eine Laſt durch die Schraube gehoben werden, ſo wird dieſelbe in P auf A B geſetzt, die Hebel K mit den Pfoſten umgedreht, ſo hebt ſich die Bohle A B in die Höhe und nimmt folglich die Laſt mit ſich auf. Man kann auch den Klotz unten an g e und h f anbringen, die Wirkung bleibt dieſelbe. Bei der Berechnung der Kraft kommt es auf den Umkreis der Spindel, auf die Höhe des Ganges der Schraube, und auf die Länge der Hebelarme an.

Wenn man nun große Laſten, z. B. Obelisken ꝛc. mit Hülfe der Schrauben aufrichten ſoll, ſo muß man die aufzuhebende Laſt auf mehrere der eben angeführten Schraubenſätze bringen, eine wird nach dem andern gehoben, und zwiſchen die Schrauben ein Gerüſte gebaut, worauf die Laſt ruhen kann. Dann werden alle Schraubenſätze höher gebracht, und man fährt hiermit ſo lange fort, bis die Laſt ihre gehörige Höhe erreicht hat.

Fig. 8514 zeigt eine Maſchine mit einer einfachen Schraube und der dazu gehörigen Mutter, große Laſten zu heben. A A A A ſind vier Strebepfeiler, welche das Brett G G tragen, das in der Mitte durchbohrt iſt. Auf G G liegt die Schraubenmutter C beweglich; ſie iſt vierſeitig und hat vier eiſerne Klammern, die Hebel V v und V v darin zu befeſtigen. Es ſoll nach Einigen beſſer ſeyn, wenn man die Schraubenmutter rund macht und auf G G einen gut ſchlieſſenden Rand befeſtiget. Die Klammern befeſtiget man auf die obere Fläche der Mutter, und die durch dieſelben geſteckten Hebel ſollen dann die Maſchine gleichförmiger und ebenmäßiger bewegen. B B iſt eine Pfoſte, auf welche der Schraubengang ſo eingeſchnitten iſt, daß er gerade in die Mutter paßt, die Pfoſte hat unten einen metallenen Ring, worin die Laſt P eingehängt iſt. An jeden Hebel iſt ein Seil v v gebunden, welches die Arbeiter faſſen, und durch wagerechtes Ziehen die Mutter umwenden, ſo daß dieſe die Spindel nach Erfordern auf oder abtreibt. Es würde ſich nun hier die Spindel mit der Mutter zugleich drehen, wenn man nicht durch den unten mit der Spindel verbundenen Ring einen Stab ſchiebt, welches beſonders bei hölzernen Schrauben nöthig iſt, da dieſe bei feuchter Witterung aufquellen, und die Reibung bei denſelben dadurch um ſo viel größer wird. Wenn die Hebel

die Kraft 36 mal verſtärken und man dieſes mit 12, welches als das Verhältniß des Umfanges der Spindel zur Höhe der Gänge angeſehen werden mag, multiplicirt, ſo kommt 432 heraus, und ſo viele Centner laſſen ſich durch zwei Arbeiter, deren jeder ein Seil v faßt, heben. Weil nun die Winkel, welche die Seile mit der Directionslinie machen, einige Kraft rauben, ſo muß man um dieſes zu verhindern, die Seile länger machen, wo dann der Winkel ſpitziger wird, und ſich deswegen dem rechten nähert, und auch dieſerhalb vortheilhafter für die Kraft wird, aber auch um eben ſo viel ſchädlicher für die Zeit. Denn ein Menſch, welcher an einem längeren Seile zieht, muß nothwendig auch einen größern Kreis machen, folglich auch mehr Zeit brauchen, einen Gegenſtand herum zu bringen, als der, welcher ein kürzeres Seil zieht, und gerade dieſerhalb keinen ſo großen Kreis durchgehen darf. — Der Krahn mit einer Schraubſpindel, ſ. unter Krahn, Th. 46, S. 558.

Was die Schraube ohne Ende betrifft, ſo iſt dieſe Maſchine eines der nützlichſten Werkzeuge, weil ſie nur einen kleinen Raum einnimmt, und beträchtliche Wirkungen äuſſert. Dieſe Schraube iſt mit einem Stirnrade verbunden, worin ſie eingreift; ſie kann daher nicht, wie die gemeine Schraube, nur bis auf einen gewiſſen Punkt, ſondern ohne Ende fortgedrehet werden, weil alle Zähne des Rades, worauf ſie wirkt, immer wieder zurückkommen, und daher führt ſie auch den Namen Schraube ohne Ende. Fig. 8515 zeigt eine ſolche Schraube ohne Ende. A B iſt eine Walze, auf welche in der Mitte C ein Schraubengang eingeſchnitten iſt; die Zähne der Schraube greifen in ein Stirnrad, welches mit der Walze E verbunden iſt. Dieſe Walze hat an den Enden Zapfen oder Achſen, welche in Pfannen,

die in den Säulen F angebracht ſind, ſich bewegen laſſen. Das Seil mit der Laſt P wird von der Achſe E getragen. Die Walze A B mit der Schraube C wird durch die Kurbel G gedreht, wodurch ſich auch das Rad wendet; allein bei einmaliger Umdrehung der Kurbel, folglich auch der Schraube, rückt das Rad nur um einen Zahn weiter fort, da dieſer Zahn erſt durch alle Gänge der Schraube, deren gewöhnlich nur drei bis viere ſind, gebracht werden muß, indem dieſer Zahn das Gewinde verläßt, iſt der folgende Zahn ſo hoch gekommen, daß die Schraube denſelben ergreifen uud fortführen kann. Die Bewegung geſchieht nur ſehr langſam, und man kann daher dieſe Maſchine nur da anbringen, wo eine ſehr langſame Bewegung erfordert wird, wie z. B. bei Teleſkopen. Zur Berechnung der Kraft dieſer Maſchine gehört, daß man 1) das Verhältniß des Umfangs der Spindel zur Höhe des Ganges weiß; 2) den Abſtand der Kraft vom Mittelpunkte, oder das Verhältniß der Länge der Kurbel zum halben Durchmeſſer der Schraubenſpindel; 3) den Durchmeſſer des Rades bis an die Zähne; 4) den Durchmeſſer der Welle, woran die Laſt hängt. Nun ſei 1) das Verhältniß des Umfanges der Schraubenſpindel zu der Höhe des Ganges = 12 : 1. — 2) Die Kurbel B G verhalte ſich zum halben Durchmeſſer der Schraubenſpindel A B C = 8 : 1. — 3) Der halbe Durchmeſſer des Rades D, die Zähne abgerechnet, zum halben Durchmeſſer der Welle E = 2 : 1. Die ganze Stärke der Maſchine iſt daher folgende: 8 × 12 = 96 × 2 = 192. Ein Pfund hält alſo mit Hülfe dieſer Maſchine mit 192 Pfunden das Gleichgewicht. Bei der Schraube ohne Ende befindet ſich gewöhnlich nur eine Kurbel; damit aber zwei Arbeiter angebracht werden können, hat Zeiſig angegeben: an der entgegengeſetzten Seite auch eine Kurbel anzubringen, gerade wie beim

Berghaſpel, welches aber ſehr unnütz ſeyn ſoll, weil ſelten eine Laſt ſo ſchwer werden kann, daß nicht noch ein Arbeiter Kraft genug beſäße, ſolche zu heben; und geſetzt auch, ſie wäre für die Kraft eines Menſchen zu groß, ſo bedürfte man doch nur einer Kurbel, der man einen etwas langen Handgriff geben müßte, damit dieſer von zwei Arbeitern gefaßt werden könnte. Die zweite Kurbel iſt nicht bloß überflüſſig, ſondern ſogar hinderlich, weil viel Uebung dazu gehört, daß zwei Arbeiter ſie ganz gleich und ebenmäßig drehen, ſo daß nicht einer durch ſein ſchnelles Drehen dem langſamer Arbeitenden, oder dieſer jenem hinderlich würde. Wenn man ſich der Schraube ohne Ende zur Hebung von Laſten bedient, ſo kann man, wie man oben gewahrt, ſehr viel Kraft erſparen. Sie leiſtete auch nicht bloß einzeln, zum Heben von Laſten gebraucht, ſondern auch unter andern als Wagenwinde, oder als andere Kunſtwinde, und in Verbindung mit Haſpel, Flaſchenzug, gezahntem Räderwerk ꝛc. großen Nutzen. Das Vermögen der zuletzt genannten Rüſtzeuge verſtärkt ſich in einem auſſerordentlichen Grade. Man wendet ſie ferner an, um durch ſolche manche gleichförmige, langſam fortſchreitende Bewegungen hervorzubringen, z. B. bei Garnhaſpeln, Stroh- und Tabaksſchneideladen, Lumpenſchneidemaſchinen, bei Uhren ꝛc.

Ventura's Hebezeug mit der Schraube ohne Ende. Die Hauptſtücke dieſes Hebezeuges beſtehen in der Schraube ohne Ende und in einem Stirnrade. Bei einer Größe von 5 Fuß Länge und 3 Fuß Breite kann ſie ſchon eine anſehnliche Wirkung hervorbringen. Die Maſchine läßt ſich in zwei Stellungen gebrauchen: 1) vertikal, da die Kraft, durch welche ſie bewegt wird, in ſenkrechter Stellung angebracht wird; 2) wagerecht, wenn die ziehende Kraft wagerecht angebracht iſt. Die ſenkrechte Stellung zeigt Fig. 8516. Die Schraube

a Fig. 8517, mit ihrem Rade b, ſind in einem kleinen ſehr ſtarken Kaſten verſchloſſen. Mitten durch das Rad b geht eine eiſerne Stange, von welcher ein Theil rund, der andere viereckig iſt, damit, wenn die Schraube das Rad bewegt, die eiſerne Stange nebſt Zubehör eben dieſe Wendung mit macht. Die Art, wie man den erwähnten Kaſten anbringt, und deſſen Richtung mit ſeiner Welle kommt allemal auf die Wirkung an, welche man ſich dabei vorgeſetzt hat. Das Geſtell, Fig. 8516 beſteht aus dem Fußbalken D und zwei Strebepfeilern, welche oben durch einen Klotz verbunden ſind. Auf dem Klotze ſteht der oben beſchriebene Kaſten C und iſt mit eiſernen Bändern befeſtiget. Eine hölzerne Spindel L, welche bei L hohl abgedreht iſt, wird an der eiſernen Stange, welche zugleich des Rades Achſe iſt, befeſtiget. Die Oeffnungen im Geſtelle, wo die eiſernen Spindeln laufen, müſſen mit weichem Metalle ausgefüttert ſeyn. Alle Theile des Geſtelles müſſen mit hölzernen Bändern an einander befeſtiget werden. An der hinteren Seite des Geſtelles wird eine kleine hölzerne Welle m, nach der Mitte zu hohl abgedrehet, angebracht. Die beiden Enden e e, Fig. 8517, der Schraube ohne Ende a, werden viereckigt und ſo lang gemacht, als nöthig iſt, daß die Kurbeln daſelbſt befeſtiget werden können, ihre Länge beträgt 1 Fuß. Durch die zwei Zapfen, woran die Kurbeln angebracht werden können, wird der Vortheil erhalten, daß die Arbeiter die Maſchine an beiden Seiten bewegen können; allein zwei Kurbeln müſſen nicht mit einem Male angebracht werden, weil, wie ſchon oben, S. 181, angeführt worden, die Arbeiter ſich in ihrer Kraft hinderlich ſeyn können. Man macht daher lieber den Handgriff bei der Kurbelſtange länger, ſo daß ſolche mehrere Arbeiter faſſen können. Hiermit

läßt ſich ſchon ein anſehnlicher Widerſtand überwältigen; wird die Laſt jedoch größer, ſo ſtecke man ſtatt der Kurbel ein größeres Rad an die Achſe, welches mehrere Handhaben zum Anfaſſen hat, jedoch geht dies langſamer, als mit Kurbeln, weshalb man lieber eine längere Kurbel anſtecken kann. Will man nun eine Laſt ziehen oder aufwinden, ſo ſchlage man das Seil n p zuerſt viermal um die Welle L, befeſtige nachher daran die Laſt; dann zieht ein Arbeiter des Seiles anderes Ende P, welches auch um die Welle m gewunden iſt, an ſich. Will man nun die Kraft der Kurbeln verſtärken, ſo ſtecke man zwei Hebeſtangen x wechſelsweiſe in die hölzerne Welle m, um welche das Seil dreimal geſchlungen iſt. Zwei Achſen mit kleinen Rädern bringen die Maſchine von einem Orte zum andern. Soll das Werkzeug wagerecht gebraucht werden, ſo darf man nur den Kaſten ſenkrecht ſtellen, über die Achſe e ein Armrad legen, ſo iſt alles in Ordnung und die Maſchine kann, wegen ihrer ſehr einfachen Zuſammenſetzung, nicht in Unordnung kommen. Die Stockwinde mit der Schraube ohne Ende, ſ. Stockwinde, und unter Winde in W. — Die Fuhrmannswinde, Wagenwinde, ſ. unter Winde, in W. — Ueber die Schraube und ſchiefe Ebene, worauf ſich die Theorie der Schraube gründet, ſehe man nach:

Reinhold's Maſchinenbaukunſt, 1r Th., S. 43. — Deſſen Mechanica forensis, 1r Th., S. 105.
Geisler's Inſtrumente und Kunſtwerke, 3., 150, 156.
Kunze, Schauplatz der gemeinnützigſten Maſchinen, 1r Bd. Hamburg, 1796, S. 179 u. f.
Einleitung zur Erkenntniß der einfachen Maſchinen und deren Zuſammenſetzung. Petersburg, 1738.
A. G. Kaestner, Vectis et compositionis virium theoria evidentius exposita. Lips. 1753. — Deſſen

ad theoriam cochleae pertinens observatio geometrica. Eine Abhandlung, welche in den Diss. math. et phys. quas S. R. Sc. ann. 1756 — 1766 exhibuit, welche 1771 erſchienen, die VI Stelle ein. — Deſſen de superficie cochleae. 1795. — Deſſen Unterſuchung über die ſchiefe Ebene, mit Betrachtung der Friktion; im Leipziger Magazin für Naturkunde, Mathematik ꝛc. 1782, St. 1.

J. Horvath's mechaniſche Abhandlungen ꝛc. Peſth, 1785, S. 7 u. f., S. 37 u. f.

J. F. Lempe, Lehrbegriff der Maſchinenlehre, Th. I, Abth. 1. Leipzig, 1795, S. 91 u. f.; 130 u. f.

K. Chr. Langsdorf, Grundlehren der mechaniſchen Wiſſenſchaften. Erlangen, 1802, S. 63 u. f., 353 u. f.

De la Hire du plan incliné et de la vis; in den Mémoires de l'Acad. roy. des Sciences à Paris. Tom IX., p. 199.

P. Elvius, von der Bewegung auf ſchiefliegenden Flächen, wenn das Reiben mit in Betrachtung gezogen wird; in den Abhandlungen der Königl. Schwed. Akad. der Wiſſenſchaften. Bd. V, Hamburg, 1751, S. 93 u. f.

W. Chapman, on the various systems of Canal navigation etc. London, 1798.

Transactions of the Society for the encouragement of arts etc. Vol. XVIII, London, 1800, p. 265 u. f.

Mémoires de l'Acad. roy. des Sciences à Paris. Tom. II, p. 189. Tom. IX, p. 184. Varignon und de la Hire über die Kräfte des Keils und der Schraube.

F. G. Gerlach, von der Schraube ꝛc. Wien, 1801.

J. H. M. Poppe, Encyklopädie des geſammten Maſchinenweſens Th. VI, Schraube. — Deſſen Maſchinenkunde. Tübingen, 1812, S. 72 u. f.

Schraube, des Archimedes, Waſſerſchraube, Schneckenſchraube, Schnecke, Fr. Vis d'Archimedes, im Waſſerbau, eine ſchräge liegende Welle mit Schraubengängen von dünnen

Brettern herumgeführt, worin beim Umdrehen das Waſſer in die Höhe ſteigt; ſ. Waſſerſchraube, in W.

Schraube, (Charpie=), ſ. unter Wundarzneikunſt, in W.

— (Doppel=), eine Schraube mit doppelten Gängen; ſ. oben, unter Schraube.

— (eiſerne), ſ. oben, unter Schraube, S. 170.

— (ohne Ende), ſ. daſelbſt, S. 179.

— (Feder=), bei den Büchſenmachern, ein Schraubenſtock, die Schlag = und Deckfeder an den deutſchen Gewehr = Schlöſſern zurück zu biegen.

— (Flügel=), bei den Metallarbeitern, eine Schraube, deren Kopf an den beiden Seiten zwei Flügel oder Blätter hat, damit man ſie bequem mit der Hand umdrehen kann.

—, bei den Fuhrleuten, Wagenſchraube, ſ. unter W.

— (Holz=), eine Schraube, welche von Holz verfertiget worden; ſ. oben unter Schraube. Auch eine Art gefeilter eiſerner Schrauben, mit ſcharfen weiten Gewinden, welche ſich wie ein Kegel zuſpitzen und in das Holz geſchraubt werden, nennt man Holzſchrauben.

—, bei den Holzarbeitern, als der Drechsler, Tiſchler, Zimmerleute ꝛc., ſ. oben, unter Schraube.

— (Kamm=), ſ. unter Wollkämmer, in W.

— (Kreuz=), ſ. Th. 49, S. 258.

—, beim Kupferſtecher, ſ. unter Kupferdruckerpreſſe, Th. 56, S. 228.

— (Metall=), ſ. oben, unter Schraube.

—, der Metallarbeiter, ſ. Schraube (Flügel=), und oben, unter Schraube.

— (Mutter=), ſ. Schraubenmutter.

— (Preß=), ſ. unter Preſſe, Th. 117, S. 259.

—, an den Saiten = Inſtrumenten, ein glatter Cylinder, ohne Gewinde, welcher wie eine

Schraube umgedreht wird, die Saiten damit zu ſpannen.

Schraube, (Schnecken=), ſ. Schraube des Archimedes.

— (Schwanz=), ſ. dieſen Artikel.

— (Spitz=), ſ. oben, unter Schraube, S. 173.

— (Stell=), ſ. dieſen Artikel.

— (Vater=), ſ. oben, unter Schraube, und Schraubenſpindel.

— (Wand=), Schrauben oder Schraubenſpindeln, welche man in die Wände ſchraubt, um etwas daran zu hangen.

— (Waſſer=), ſ. Schraube des Archimedes.

— der Zimmerleute, ſtarke Schrauben, ſo beim Verſchwellen eines Hauſes gebraucht werden, um mit denſelben das Gebäude in die Höhe zu ſchrauben, ſ. auch oben, unter Schraube, S. 168. Eine ſehr ſtarke Schraube iſt 6 Zoll dick, die Schraubenmutter derſelben 10 Zoll breit und 8 Zoll hoch, und iſt in 6 Fuß langen Riegeln eingeſchnitten, wodurch die Schraubenſpindeln gehen. Unter jeden Riegel des Hauſes, unmittelbar über der Schwelle werden zwei dergleichen Schrauben geſtellt, welche ſenkrecht auf einer ſtarken Bohle ſtehen, die die Sohle heißt. Jeder Kopf der beiden Schraubenſpindeln hat in der Mitte ein Loch, und in jedes Loch wird ein ſtarker Bolzen, der wie der Kantring mit einem großen Ringe vereiniget iſt, geſteckt. In dieſen Ring wird ein Hebebaum geſteckt, mit welchem einige Arbeiter die Spindel ſo lange umdrehen, bis ſie ſich nicht mehr bewegen läßt. Die bewegte Spindel hebt die Mutter und dieſe vermittelſt des Riegels das Gebäude.

Schrauben, ein regelmäßiges und unregelmäßiges thätiges Zeitwort, die Schraube, oder den mit Gewinden verſehenen Cylinder umdrehen, um damit

zu drücken; daher feſter ſchrauben, lockerer ſchrauben. Anſchrauben, abſchrauben, einſchrauben ꝛc. Ferner mittelſt einer Schraube drücken. Feſt zuſammenſchrauben. Jemanden die Daumen ſchrauben, eine Art der Tortur, die jetzt, als ein grauſames Mittel um ein Geſtändniß zu erpreſſen, abgekommen. Figürlich gebraucht man dieſes Verbum auch im Hochdeutſchen ſtatt aufziehen, vexieren, z. B. Jemanden ſchrauben, ihn aufziehen, ihm ſeine Unvollkommenheiten ſcherzend vorrücken. Ferner Jemanden ſchrauben, oder um ſein Geld ſchrauben, ihn durch Liſt, durch einen ungegründeten Vorwand um ſein Geld bringen.

Nach Adelung iſt dieſes Verbum eine Nachahmung des Lautes, welchen eine Schraube, wenigſtens von der erſten rohen Art, dergleichen dieſes Werkzeug bei ſeiner erſten Erfindung und bei dem Urſprunge des Wortes, im Umdrehen nothwendig von ſich geben mußte, wo es denn als ein Intenſivum von reiben angeſehen werden kann.

Schrauben, eine Gattung Schnecken, ſ. unter Schnecke, Th. 147.

Schraubenbaum, Helicteres Linn., eine Baumgattung, welche in die zehnte Ordnung der zwanzigſten Klaſſe (Gynandria Decandria) des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems gehört, in beiden Indien ꝛc. angetroffen wird, und eine ſchraubenförmige in einandergedrehete Frucht trägt, woher er auch den Namen erhalten. Man hat davon mehrere Arten, welche jedoch nur in botaniſchen Gärten gezogen werden, und in der Oekonomie und Technologie weiter keine Anwendung finden; daher deren nähere Beſchreibung hier füglich übergangen werden kann. In vielen botaniſchen älteren Schriften findet man

dieſe Baumgattung unter dem Namen Isorja angeführt.

Man ſehe darüber nach:

Müller's Pflanzenſyſtem, 2r Bd., S. 460.

Linné, Pflanzenſyſtem, 2r Bd., S. 252; deſſen Species plantarum. Tom. II, 1769, p. 1366.

Dietrich's Lexicon der Gärtnerey und Botanik, unter H.

Schraubenblech, bei dem Goldarbeiter, ein Eiſenblech mit eingeſchnittenen Schraubengewinden, worin der Golddraht zu einer Schraube gedrehet wird. Ein anderes dergleichen Schraubenblech brauchen die Silberarbeiter, um ſilberne Schrauben darin auszudrehen. Die ſtählerne Platte iſt mit einem Dutzend Gewindelöchern von verſchiedenen Größen durchlöchert. Drei dieſer Löcher bekommen einen kegelförmigen Gewindezapfen, deſſen Gewinde in das Loch paßt. Jedes Loch hat ſeine eingeſchnittenen Gewinde. Will man nun eine Schraube von Silber verfertigen, ſo muß man einen Silberſtift in einen Handſchraubſtock einſpannen, den Stift in dem Gewindeloche hin und her drehen, ſo wird ſich das Gewinde zu einer Schraube einſchneiden; dreht man nun ferner den ſtählernen Gewindezapfen, der zu dieſer Schraube ſchicklich iſt, mit ſeinem Gewinde in einer engern Röhre von Silberblech eben ſowohl hin und her, ſo wird die Schraubenmutter zu der Schraube eingeſchnitten.

Schraubenbohrer, beim Büchſenmacher, ein ſpitzer, ſtarker, mit Schraubengängen verſehener Bohrer, womit das Loch zur Schwanzſchraube vorgebohrt wird; ſ. auch oben, unter Schraube, S. 173.

Schraubenbrett, beim Kartenmacher, ein Brett, 2 Zoll dick, und 12 bis 13 Zoll ins Gevierte groß, welches unterwärts zwei ſtarke Zapfen hat, die in Zapfenlöcher in dem Werktiſche, worauf die Karten

beſchnitten werden, hinein gehen. Dieſes aufrecht ſtehende Brett dient dazu, daß wenn man eine Karte auf ſeine äußere Fläche mit dem Rande legt, die Scheere die Karte auf das Genaueſte nach der Länge und Breite, die ſie haben müſſen, ſchneidet; ſ. auch unter Karte, Th. 35.

Schraubendocke, beim Drechsler, an einer Drehbank die Docke, womit Schrauben gedrehet werden.

Schraubendrehbank, eine Drehbank ohne Spindel, alle Arten von Schrauben darauf zu verfertigen. Dieſe Drehbank beſteht, wie die gemeinen Drehmaſchinen aus dem Geſtelle A B, Fig. 8518 und den zwei Docken P Q. Dieſe Docken haben anſtatt der Pinnen, zwei Kragen S T, um die Spindel F H aufzunehmen, welche ſich an ihren beiden Enden, bei dem Ausgange aus den beiden Docken, mit einer Spitze endiget, und welche das Stück R trägt, ſo man abdrehen will, wie auch die Rolle G, welche die Schnur G O aufnimmt, die an dem Tritte O feſt iſt. Die Docke Q hat einen Ueberwurf von Eiſen I, an welchem in I ein eiſernes Band H I K befeſtiget iſt, deſſen eines Ende K mit dem beträchtlichen Gewichte L beladen iſt, während ſich das andere Ende H an der Spitze H der Spindel ſtützt, und folglich einen Trieb hat, dieſelbe von H gegen F umzutreiben. Die Pinne F ſtützt ſich an das Stück E, welches ſich um die Achſe D M bewegt, an deren Ende D das Stück D C an einem langvierſeitigen Holze angebracht iſt, in deſſen Fuge die Büchſe N hin und her läuft, an der die Schnur N O feſt iſt, welche ſich zu dem Tritte O hinbegiebt. Wenn man nun dieſes als vorausgeſetzt annimmt, ſo gewahrt man deutlich, wenn man den Fuß auf den Tritt ſtellt, daß ſich nicht nur die Spindel F H dreht, ſondern das Stück D C wird auch niederwärts gedrückt, welches nicht geſchehen kann, daß nicht die Spindel von F gegen H in einer

ſolchen Länge vorrücken ſollte, welche ſich allezeit wechſelsweiſe nach den Diſtanzen D N der Büchſe N vom Mittelpunkte N der Bewegung richtet, und da das Stück N beweglich iſt, ſo kann man daſſelbe überall hinſtellen, wo man es für rathſam hält, woraus dann folgt, daß während eines Umlaufs, die Achſe um ſo viel vorwärts rückt, als man beliebt, und folglich, wenn man das Dreheiſen in R hält, ſo ſchneidet ſich jeder Gang der Schraube nach Belieben aus. Wollte man ein Gewinde ſchneiden, deſſen Gänge allmählig immer enger laufen ſollen, ſo läßt ſich ſolches ſehr leicht an dieſer Maſchine verrichten. Zu dieſem Zwecke darf man nur das Stück D C wegnehmen und das D N C, Fig. 8519, an ſeine Stelle ſetzen, deſſen Umfang N V C in der Fuge, von der die Schnur geht, ſo in N feſt iſt, eine krumme Linie ſeyn kann, deren Halbmeſſer D N, D V, D C nach eben der Art immer größer werden, als man will, daß die Gänge des Gewindes kleiner werden ſollen, und ſo wird jeder Punkt C V N der Krümmung nach und nach das Geſchäft einer verſchiedenen Länge von D N in Fig. 8518 verrichten, welches nicht geſchehen kann, ohne daß die Spindel ungleich gegen H zurückgeht, und daß folglich die Gänge des Gewindes nicht ungleich nach dem Verhältniß der Halbmeſſer D C, D V, D N gedrückt werden, oder verengert werden ſollten. Ueber das Drehen der Schrauben, ſ. auch oben, unter Schraube, S. 171.

Schraubendreher, beim Orgelbauer, ein eiſernes mit allem Fleiße geſchmiedetes Werkzeug, 14 Zoll lang, 6 Linien ins Gevierte ſtark und gegen die Mitte mit niedergeſchlagenen Kanten. Vorne iſt ein Haken, am andern Ende gehen zwei kurze parallele, ſenkrecht ſtehende Griffe, welche rund ſind, 6 Linien im Durchmeſſer und 14 Linien in der Länge

haben, und 6 Linien von einander ſtehen. Der Künſtler braucht dieſes Werkzeug, um ſeine Schrauben zu drehen. — Auch eine Art Afterweſpen, Sphex spirifex, ſ. unter Weſpe, in W., führt dieſen Namen.

Schraubeneiſen, beim Drechsler, ein Werkzeug, womit die Schrauben und Schraubenmütter auf der Drehbank geſchnitten werden. Zur Vaterſchraube, oder der eigentlichen Schraube, beſteht dieſes Eiſen aus einem Meiſſel, welcher ſtatt der Schneide 5 bis 7 ſchräge abgeſchärfte Zähne hat. Der Zapfen, auf welchem das Gewinde zu einer Schraubenſpindel ausgeſchnitten werden ſoll, muß vorher auf der Drehbank gehörig abgedrehet werden, eben ſo, als wenn man ihn mit dem Schraubenzeuge ſchneiden wollte. An dieſen abgerundeten, an der Drehbank befeſtigten Zapfen, ſetzt man nun die Zähne des Eiſens an, läßt das Ganze auf der Drehbank umlaufen, und ſchneidet zugleich die Schraubengänge ein. Zu dieſem Eiſen der Vaterſchraube gehört jederzeit ein Eiſen zur Mutterſchraube. Dieſes hat nicht auf der Schneide, ſondern ſeitwärts ſchief abgeſchärfte Zähne, damit man hiermit in die Aushöhlung zur Mutterſchraube hineingreifen kann. Die Zähne des Mutterſchraubeneiſens müſſen genau zwiſchen die Zähne des Vaterſchraubeneiſens paſſen, wenn man beide gegeneinander hält. Die Aushöhlung zur Mutterſchraube muß erſt vorläufig nach der Stärke der Vaterſchraube ausgebohrt werden. In dieſe Aushöhlung hält nun der Drechsler die Zähne des Mutterſchraubeneiſens und ſchneidet, indem die Sache auf der Drehbank umlauft, die Schraubengänge ein.

Bei den Metallarbeitern iſt das Schraubeneiſen eine Art Dreheiſen, womit die Schrauben auf der Drehbank geſchnitten werden. Ein dergleichen

Eiſen hat drei bis vier Zacken, die bei dem Schneiden nur ein Gewinde einſchneiden, weil ihre Einſchnitte in einander fallen. Die Vielheit der Zacken verſchafft den Vortheil, daß der Schraubengang deſto eher und beſſer, auch ſauberer ausgeſchnitten wird.

Das Schraubeneiſen bei den Hufſchmieden, eine Art Hufeiſen, ſ. den Art. Hufeiſen, Th. 25, S. 424 u. f.

Schraubenfläſchgen, eine Art Flacons, welche Schraubenartig gewunden ſind.

Schraubenfutter, beim Drechsler, eine hohle Büchſe in einer Drehbank, welche an die Spindel befeſtiget wird, kleine Sachen, welche gedrehet werden ſollen, darein zu ſpannen.

Schraubengang, Schraubenzug, die ſchiefe herumgehende Einſchneidung in einer Schraube. — Um fehlerhafte Schraubengänge in gezogenen Büchſen zu vermeiden, welche der Kugel falſche Richtungen geben, dient folgende, von Leutmann angeführte Verfahrungsart beim Ziehen der Schraubengänge. Der genannte Schriftſteller ſagt *): Vermuthlich hatte der Büchſenerfinder die Abſicht, daß die Kugelladung viel leichter und geſchwinder die Luft durchſtreichen, von der Richtungslinie abweichen, und in das Beſtimmungsziel deſto heftiger einwirken ſollte. Dieſer Zweck wird aber gänzlich vereitelt, ſobald die Schraubengänge ungleichförmig gezogen ſind, und der Kreis ganz genau eine parallele Richtung beobachtet, wodurch der Kugelladung eine einförmige Bewegung eingedrückt wird. Die Fehler des Schraubenganges offenbaren ſich von ſelbſt, wenn man in das Rohr der Büchſe geſchmolzenes Bley eingießt, und dadurch einen Bleycylinder mit

---

*) Petersburger Denkſchriften, 3r Bd.

erhabenen Schraubengängen herausbringt; läßt ſich dieſer durch die mit Oel inwendig beſtrichene Röhre des Laufs frei und ohne großes Gedränge hineinſtoßen, ſo ſind die Schraubengänge des inneren Laufes gut und fehlerfrei; das Gegentheil veranlaßt auf Fehler zu ſchließen. Die beſten Künſtler bedienen ſich des folgenden Verfahrens, um Büchſenläufe mit Schraubengängen auszuarbeiten. Sie ſtecken in einen ſolchen eiſernen Kanal, welcher ſchon ſeine eigenen Schraubengänge hat, eine noch einmal ſo lange Stahlſtange, gießen mitten an dieſer Stange, und neben derſelben geſchmolzenes Bley in die Röhre, und machen an der Hälfte dieſer Stahlſtange einen dergleichen Bleycylinder. An die andere Stangengenhälfte befeſtigen ſie einen hölzernen Cylinder, an welchem eine dünne Feile ſteckt, welche eine etwas ſchiefe Lage hat, und zwar nach der Richtung des Schraubenganges in der obigen Röhre. Der hölzerne Cylinder muß der Oeffnung der neuen Röhre proportionirt ſeyn, und ſie genau ausfüllen, jedoch ſo, daß er ſich vorwärts und rückwärts vorſchieben laſſen muß. Die in dieſem hölzernen Cylinder verborgene Feile muß etwas hervorragen, damit ſie bei dem Durchſtoßen des Cylinders durch die Röhre, in derſelben mit einem Einſchnitte eingreifen kann. Greift die Feile nicht mehr an, ſo wird ſie durch untergelegtes Papier in etwas in die Höhe gehoben; und ſo fährt man mit dem Umdrehen und Erheben der Feile ſo lange fort, bis der Einſchnitt tief genug ausgefeilt iſt. Nach dieſer Vorbereitung ſtellt man beide Röhren, ſowohl die bereits gezogene, als auch die, welche erſt gezogen werden ſoll, in eine gerade Linie an einander, indem man beiden die gehörige Feſtigkeit giebt. Man ſtößt die ſtählerne Stange durch beide Röhren, und verfährt damit, wie oben vor dem Einſchnitte der Feile bereits angeführt worden. Und ſo entſte-

hen in der neuen Röhre die erſten Züge des Schraubenganges, welche man nachher weiter ausbreitet. Folglich erhält die neue Röhre einen Schraubengang, welcher eben ſo weit iſt, als in Patronenröhren. Weil aber in den gewöhnlichen Büchſen ein Schraubengang gemeiniglich 2 Fuß lang iſt, wenn man nämlich in dem Laufe eine gerade Linie herunterzieht, und die Entfernung zweier Durchſchnittspunkte der krummen Linie ausmißt, weil ſich ferner nach einem gewiſſen Modelle kein andrer Schraubengang einſchneiden läßt, als der, welchen das Modell ſelbſt hat, ſo hat Leutmann eine Methode erfunden, wie ein Schraubengang von einer jeden gegebenen Länge gemacht werden muß, ohne die mindeſten Fehler dabei zu begehen. Man ſchneidet ſich aus Papier ein Viereck, welches man um einen hölzernen Cylinder wickelt, und die Peripherie deſſelben ganz genau einſchließt. Der Holzcylinder muß ſehr genau abgedrehet ſeyn, einen Durchmeſſer von ungefähr 3 Zoll, und eine beliebige Länge haben. Wenn man nun einen Schraubengang verlangt, deſſen Kreis jedesmal nur einen Fuß lang iſt, ſo wird das vorige Papierparallelogramm einen Fuß lang gemacht, die Dicke bleibt wie vorher die Länge der Peripherie des Cylinders. In dieſem Parallelogramm zieht man die Diagonallinie, und nimmt ſo viele neue Parallelogramme von Papier, als es die Cylinderlänge erfordert, oder ſo viel Fuß, als ſie in dieſem Falle lang iſt. Man wickelt dieſes Parallelogramm um den Cylinder, und klebt es feſt dergeſtalt, daß die Seiten genau zuſammentreffen. An daſſelbe klebt man, um den Cylinder das andere Parallelogramm ꝛc., ſo, daß die Diagonalen jedesmal ineinander laufen. Auf dieſe Art erhält man Kreiſe um den Cylinder, von denen jeder einen Fuß von dem andern entfernt iſt. Zuletzt ſchneidet man mit einer ſcharfen Feile in den

hölzernen Cylinder dieſen Kreis ungefähr eine Linie tief; auf dieſe Art entſteht der verlangte Schraubengang. Damit nun dieſer Schraubengang bei Verfertigung gezogener Büchſen mit Nutzen gebraucht werden kann, ſo verfahre man nach der hier beigefügten Fig. 8520 auf folgende Weiſe. Man verfertige ſich ein hölzernes Parallelepipedum, 7 Zoll dick, und etwa eine Spanne lang A B. In der Mitte hat es eine runde Oeffnung E, im Durchmeſſer 3 Zoll. Auswärts befeſtiget man es mit eiſernen Ringen a a. und einwärts in der Höhle mit zwei gedrechſelten Ringen von Meſſing b b, die genau den Durchmeſſer haben, als der vorherbeſchriebene Cylinder, ſo daß der Cylinder genau in dieſelbe paßt und durch ſie durchgezogen werden kann. Die Ringe können 2 Zoll breit und 2 bis 3 Linien dick ſeyn. Sie werden ſo befeſtiget, als es die Figur im Profil angiebt. In dem Obertheile des ausgehöhlten Parallelepipedums macht man ein vertikal laufendes rundes, einen Zoll im Durchmeſſer haltendes, Loch bis in die innere Höhle. Man verfertiget ſich einen kleinen Cylinder aus Metall von verhältnißmäßiger Dicke und Länge in Anſehung dieſes Loches. In der Mitte hat er ein, der Länge nach durchlaufendes viereckiges Loch, und oben einen ziemlich breiten Teller D, eine Linie dick und wenigſtens 3 Zoll im Durchmeſſer. In das längliche viereckige Loch dieſes Cylinders ſteckt man das viereckige, ſtählerne Prisma e, welches genau in die vorige Oeffnung paßt und mehr als drei Linien länger iſt, als der Metallcylinder. Dieſes Prisma endiget ſich auf der einen Seite in eine meſſerartige Linie, die auf beiden Seiten des Prisma breiter iſt. Den Metallcylinder ſteckt man in das Loch des hölzernen Vierecks, ſo daß die Schärfe des Prisma in den ausgehöhlten Schraubengang dieſes Holzcylinders paßt. Hierauf befeſtiget man

den Teller des Metallcylinders, damit ſich die einmal beſtimmte Länge nicht abändern laſſe, und ſich das ſtählerne Prisma nicht aus dem eingeſchnittenen Schraubengange des Holzcylinders heraus bewegen kann. Ueber dem Prisma befeſtiget man eine Schraube, ſo auf das Prisma drückt, damit daſſelbe nicht zurückweichen kann, ſondern ſeine Schärfe im Einſchnitte beſtändig bleibt. Der Holzcylinder muß durch Hülfe eines Querholzes ſehr leicht vorwärts und rückwärts bewegt werden können, wobei es ſich von ſelbſt in Anſehung des Schraubenganges im Kreiſe herumdreht. Die Schärfe des Prisma, die in den ausgeſchnittenen Schraubengang des Holzcylinders paßt oder einſchneidet, erlaubt keine andere, als Kreisbewegung zu zeichnen. Zuletzt wird die Schraube über dem Prisma etwas zugeſchroben, ſo daß die Schärfe des Prisma etwas tiefer in den Einſchnitt des Cylinders eingreift. Der Cylinder wird kreisförmig durch das Parallelepipedum hindurchgezogen und auf dieſe Weiſe der Einſchnitt des Schraubenganges tiefer und weiter gemacht. Wiederholt man dieſes öfters, ſo wird der Einſchnitt tief und breit genug, und der Schraubengang des Cylinders in einer beſtimmten Entfernung erſcheint da fertig. Künſtler wiſſen übrigens hinlänglich, wie die ſtählerne Stange mit dem Holzcylinder und einer verborgenen dünnen Feile zu den Einſchnitten der inneren Wand einer Röhre gebraucht werden müſſen.

Die Indianer machen ihre Schrauben links und wenn wir (in ſo fern wir nicht links gewöhnt ſind) einen Cylinder mit Bindfaden bewickeln, ſo geſchieht dies gewiß jederzeit von der Linken gegen die Rechte, ſo daß oberwärts die Bewegung der Hand vom Körper abwärts geſchieht. In Indien geſchieht aber davon gerade das Gegentheil; denn man verfertiget die Schrauben ſo, daß man um den Cylinder einen

Draht ſchneckenförmig windet, daß ſich ſeine Windungen einander berühren. Dieſen Draht löthet man auf dem Cylinder feſt und dann iſt die Schraube fertig. In die Vertiefung dieſes Gewindes wird hierauf ein ähnlicher Draht gewunden, deſſen Windungen ſich ebenfalls wieder berühren. Dieſer zweite Schraubengang wird auf die nämliche Art an die innere Seite eines hohlen Cylinders befeſtiget, und giebt die Schraubenmutter ab, ſo wie man auch bei uns die Schraubenmütter von einer beträchtlichen Dicke zu machen pflegt. Folglich wird die Schraube links. Holzſchrauben und Bohrer müſſen ſich erſt den Weg bahnen, und bei dieſen muß man eine größere Gewalt anwenden, wenn man die Hand auswärts, als wenn man ſie einwärts umdreht. Beſonders fällt dieſer Vortheil bei den großen Brunnenröhrbohrern, welche man horizontal bohrt, in die Augen; denn beim linken Bohren müßte die rechte Hand den Griff heben, ſtatt daß wir jetzt den Griff niederdrücken, und durch unſere Körperlaſt unterſtützen.

Schraubengerinne, beim Müller, ein Gerinne bei Panſtermühlen, welches beweglich iſt, in dem rechten Gerinne ſteht, ſich wie das Panſterrad erheben und erniedrigen läßt, und mit Schrauben hinab und hinauf geſchraubt werden kann. In dieſem Schraubengerinne, unmittelbar vor dem Panſterrade, iſt das Gefälle angebracht.

Schraubenknecht, ſ. Schraubenzwinger.

Schraubenkolben, die kleinen Schraubſtöcke der Kupferſchmiede; ſ. Schraubſtock.

Schraubenkunſt, nennt man die Schrauben, welche zu dem Zwiſchengeſchirr eines mechaniſchen Triebwerks gebraucht werden; es ſei nun die Schraube ohne Ende, oder eine gewöhnliche rückgängige Schraube. Schraubenkünſte mit rückgän-

gigen Schrauben, iſt ein Pumpenwerk mit einer Schraube, die nicht immer auf einer Seite fortläuft, wie die Schraube ohne Ende, ſondern einmal vor- das andre Mal rückwärts läuft; ſ. unter Waſſerbaukunſt, in W.

Schraubenlinie, eine um einen runden Stock in gewiſſer gleicher Weite umlaufende Linie, nach welcher man die verſchiedenen Schrauben zu machen pflegt; ſ. oben unter Schraube.

Schraubenmikroſcop, ein Inſtrument, welches in der Aſtronomie gebraucht wird, die Weiten der Sterne zu meſſen. Der Erfinder dieſes Inſtrumentes iſt Gottfried Kirch in Berlin; er beſchrieb es zuerſt in einem von ihm 1696 herausgegebenen Kalender. Es wurde in der erſten Hälfte des 18ten Jahrhunderts in Deutſchland allgemein gebraucht. Unterſchiede der Rectacenſionen und Abweichungen zweier Sterne zugleich, kann man damit nicht meſſen. Caſſini erfand das aſtronomiſche Netz zu dieſem Behuf.

Schraubenmutter, Mutter, Mutterſchraube, Binnenſchraube, der mit Schraubengängen verſehene hohle Raum, welcher die eigentliche Schraube aufnimmt, und auch nur die Mutter ſchlechthin genannt wird; ſ. auch oben, unter Schraube. Um dergleichen Mutterſchrauben zu großen Schrauben zu ſchneiden, macht man aus vier Balken ein Gerüſte, ſo nach Art der Größe der Schraube ſtark ſeyn muß. Man macht ferner durch zwei gegenüberſtehende Balken Löcher, daß durch das Loch des einen Balken die Schraubenſpindel, und durch das des andern eine glatte Spindel, die nicht dicker, als die Schraubenſpindel ohne die Gänge iſt, gehe. Beide Spindeln werden ſo befeſtiget, daß ſie nicht zurückweichen, noch ſich in den Löchern umdrehen. Dann nimmt man ein Stück Holz, oder

ſetzt es aus zwei Stücken zuſammen, wodurch man ein Loch macht, ſo daß die Schraubenſpindel durch kann. Beide Stücke vereiniget man durch Zapfen oder Döbeln; dann ſchneidet man einige Stücke von hartem Holze, die ſich genau zwiſchen die Schraubengänge ſchicken, und nagelt oder zapft ſolche in die beiden oben gedachten Stücke, wodurch die Schraubenſpindel geht, ſo bekommt man eine Mutter, darin die Spindel auf- und abgeſchraubt werden kann. Man nimmt hierauf die neue Mutter, macht dadurch ein Loch, ſo daß die oben erwähnte glatte Spindel genau darin Platz hat. Die neue Mutter wird nun mit zwei Hölzern dergeſtalt eingefaßt, daß ſie nicht von einander weichen können. Die beiden Stücken der Mutter, mit den ſchon erwähnten Hölzern, werden mit zwei ſtarken eiſernen Ringen eingefaßt, und ſolches an beide Spindeln geſteckt. An der einen Spindel bringt man den eiſernen ſcharfen Zahn. Wenn nun beide oben erwähnte Hölzer mit den beiden Müttern umgedreht werden, ſo wird vermittelſt der alten Mutter die neue Mutterſchraube ſich an dem Zahne ſchneiden, und genau das Gewinde der Spindel erhalten.

Schraubenpreſſe, Preſſen, welche vermittelſt der Schrauben in Wirkung treten, wie z. B. die Buchdruckerpreſſen, Buchbinderpreſſen ꝛc.; eine auf dieſe Weiſe beſonders wirkende Buchdruckerpreſſe, ſ. unter Preſſe, Th. 117, S. 258 u. f.

Schraubenregiſter, bei den Drechslern, die ſämmtlichen zu einer Drehbank gehörigen Schraubendocken, Schrauben von verſchiedener Stärke darauf zu drehen.

Schraubenreif, bei den Böttchern, ein eiſerner Reif, welcher mit Schrauben an einem Faſſe befeſtiget wird, wenn die gewöhnlichen Reife geſprungen ſind.

Schraubenſatz, in der Mechanik, ein nützliches Hebezeug, ſo aus zwei Schraubenſpindeln beſteht, die gleiche Gänge haben, und deren beide Mütter neben einander in eine ſtarke Bohle oder Pfoſte eingeſchnitten ſind, worunter ſich noch eine andere Schwelle befindet. Solches wird auch ein Hebegeſchirr genannt; es dient zur Erhebung eines ganzen Gebäudes, einer Glocke aus ihrem Stuhle, um den letzteren zu verbeſſern ꝛc.; ſ. auch Schraubenwinde.

Schraubenſchlüſſel, ein mit einem vierkantigen Ringe an beiden Enden verſehenen Eiſen, weche Ringe auf die Schraubenmütter paſſen, und mit welchen ſolche bei dem Schrauben angezogen werden. Bei den Schlöſſern, eine Art Schlüſſel zu den Vorlegeſchlöſſern, welche ſtatt des Bartes Schraubengänge haben.

Schraubenſchnecken, Pfriemenſchnecken, Schraubhörner, gewundene einſchälige Conchylien, ſ. unter Schnecke, Th. 147.

Schraubenſchnur, beim Bortenwirker, ſchmale halbſeidene Bänder, womit die Frauensmützen gebunden werden.

Schraubenſpindel, der Cylinder, um den ſich eine ſchiefe Ebene gleichmäßig immer höher und höher windet; ſ. oben, unter Schraube.

Schraubenſtähler, beim Horndrechsler, die Schraubeneiſen dieſes Profeſſioniſten, womit er die Schrauben und Mütter zu den Pfeifenröhren ſchneidet. Sie ſind von der nämlichen Beſchaffenheit, als die Schraubeneiſen, nur kleiner, denn die Mutterſchraube iſt an einem, die Vaterſchraube aber am andern Ende des Eiſens.

Schraubenſtein, eine Art Verſteinerung, welche einer Schraube gleicht, nur daß jeder Gang einen für ſich beſtehenden Zirkel ausmacht. Man hält ſie für

Ueberbleibſel der Walzenſteine und Sternſäulenſteine.

Schraubenſtöckchen, bei den Kupferſtechern, eine Zange, womit die Kupferplatten gehalten werden, wenn dieſelben über die Kohlenpfanne gelegt werden, um den Firniß zu trocknen, damit ſie ſich nicht die Hände verbrennen. Man ſetzt einen, zwei, zuweilen auch mehrere Schraubſtöcke, wenn die Platte groß iſt, auf dem Rande an den Oertern an, wo keine Arbeit hinkommen ſoll; ſie beſtehen aus zwei Backen, die mit einer Schraube zuſammengeſchraubt werden.

Schraubentute, eine Conchylie, ſ. Tute, in T.

Schraubenwinde, beim Böttcher, ein vierkantiges Geſtell gleich einem Rahme von Latten. In dieſem Rahmen iſt entweder eine kleine Winde mit einem Griffe, oder dagegen ein Querriegel, der ſich hin- und herſchieben läßt. Dieſer Riegel wird durch eine Schraubſpindel nach Belieben verſchoben; ſie iſt zwar in einem andern Querriegel befeſtiget, jedoch ſo, daß ſie ſich umdrehen läßt. Sie greift in den erſten Riegel ein, und durchbohrt nur denſelben. Zu dieſer Winde gehört noch ein ſtarkes Seil, das mit ſeinen beiden Enden an die beiden Querriegel angeknüpft iſt. Die Fäſſer und Tonnen werden an ihren engern Enden oder an den Boden mit dieſer Winde zuſammengepreßt, wenn man ſie nämlich bindet. Das Seil wird um das Faß an das eine Bodenende gelegt, in dem man entweder die Winde umdreht, ſo daß ſich das Seil um dieſelbe wickelt, oder dagegen die Schraubenſpindel dergeſtalt umdreht, daß der vorderſte Riegel hinauf geht, und ſolchergeſtalt, daß das um das Faß gelegte Seil ſolches zuſammenpreßt. So wie man auf dem einen Ende verfahren hat, ſo verfährt man auch auf dem andern, nachdem man, ſobald das

Faß an einem Ende zuſammengepreßt iſt, einen Reif darum legt, daß es ſich nicht wieder auseinander biegt.

Schraubenzange, beim Gold- und Silberarbeiter, ein kleiner Handſchraubſtock, der mit der Hand gehalten wird, und worin Kleinigkeiten eingeſchraubt und abgefeilt werden. Ein ähnliches Inſtrument haben auch die Gürtler, es iſt eine Zange, welche vermittelſt einer Schraube geöffnet und geſchloſſen wird.

Schraubenzeug, Kettenzeug, beim Brunnenmacher, ein Werkzeug, womit das beſchädigte Ventil aus der Brunnenröhre gezogen wird. Eine lange zuſammengeſetzte Stange, hat an zwei Stellen ein Gelenk, damit man ſolches beſſer behandeln und auch zuſammenlegen kann. Vorne hat es am äußerſten Ende einen Haken, welcher in den Biegel des Ventils eingreift, wenn er herausgezogen wird. An dem entgegengeſetzten Ende des Hakenendes hat die Stange ein Schraubengewinde, welches ſich in einer eiſernen Mutter mit einem Schlüſſel umdrehen läßt. Wenn man das Ventil ausziehen will, legt man auf die Mündung der Röhre ein Brett oder eine Scheibe, welche in der Mitte ein Loch hat, wodurch die Stange des Schraubenzeuges geſteckt wird, und ſobald der Haken in den Biegel des Ventils eingreift, ſo wird das Ganze durch den Schraubenſchlüſſel bewegt, und das Schraubenzeug zieht das Ventil aus der Röhre.

Schraubenzieher, eine kleine Art Meiſſel, der am Ende eine dünne ſtumpfe Schneide hat, welchen man in den Einſchnitt einer Holzſchraube ſetzt, und damit ſolche ausdreht und auszieht. Der Schraubenzieher iſt dem Soldaten ein unentbehrliches Inſtrument, um beim Putzen des Gewehrs und Schloſſes die daran befindlichen Schrauben zu löſen und

wieder einzuſchrauben. Man hat verſchiedene Schraubenzieher, unter welchen Fig. 8521 für den Soldaten die bequemſte Art iſt. Bei A iſt ein kleiner Hammer, den Stein zu ſchärfen; C iſt der Schraubenzieher; die Spitze B dient, um den Stift oder Schieber aus den Haften, welche den Lauf im Schaft halten, zu drücken ꝛc. Der Schraubenzieher muß für alle Schrauben paſſen, auch hinreichend ſtark genug ſeyn. A B muß durch die Hand reichen, um das Inſtrument beſſer beim Ein- und Ausſchrauben zu handhaben. C B kann noch etwas länger, als der obere Theil ſeyn, weil dieſer dann beſſer, als der Hammer dient.

Schraubenzug, eine Maſchine, die aus mehr als einen Kloben zuſammengeſetzt wird, ſchwere Laſten damit zu heben. Die Alten gaben ihr den Namen nach der Anzahl der Kloben, woraus ſie zuſammengeſetzt wurde, einfacher, doppelter, dreifacher Schraubenzug ꝛc.

Schraubenzwinge, bei den Holzarbeitern, ein Werkzeug von zwei rechtwinklichten Armen, wo durch das Ende des einen Arms eine Schraubenſpindel geht, die bis auf das Ende des andern Arms geſchraubt werden kann. Mit dieſen Zwingen werden geleimte Stücken zuſammengepreßt, und der Leim muß darin erkalten und trocken werden. Auch bei dem Beizen verſchiedener Stücke Arbeit werden dieſe Schraubenzwingen gebraucht, indem zwiſchen die Schraubenſpindel und zwiſchen den andern Arm der Zwinge die Sache gelegt, und dann die Schraube aufgeſchraubt wird. Der Stuhlmacher hat noch eine andere Art Schraubenzwinge, die er an zwei von einander entfernte Hölzer anſetzen kann. Ein kurzer Arm iſt an einem langen Schenkel oben rechtwinklicht angeſetzt, und in dem kurzen ſteckt eine hölzerne Schraube. Unten hat der Schenkel mit

dem kurzen Arme parallel einen Abſatz oder Fuß. Zwiſchen dieſen und den Arm werden die verlangten Hölzer eingeſpannt. Da nun dieſe weiter oder näher von einander abſtehen können, ſo läßt ſich der Fuß an dem Schenkel hinauf- und hinabbewegen und ſtellen. Er iſt nämlich mit einem Nieth an einem Haken beweglich befeſtiget, und dieſer Haken läßt ſich in einen oder den andern Zahn, der auf der andern Seite angebrachten Verzahnung legen. Damit ſich nun aber der Fuß beim Gebrauche nicht verſchiebe, ſo hat er einen Zapfen, der in eine Nuthe des Schenkels fällt, doch ohne darin befeſtiget zu ſeyn.

Schraubenzwinger, beim Markſcheider, ein Werkzeug, womit beim Zeichnen der groben Gebäude das Papier auf dem Zeichentiſche befeſtiget und feſt gehalten wird. Es beſteht aus drei kleinen, nach zwei geraden Winkeln zuſammengeſetzten meſſingenen Blechen, wovon die beiden gegenüberſtehenden nur ſo weit von einander ſtehen, als die Dicke des Zeichentiſches iſt. Durch das eine dieſer Bleche geht eine Schraube. Man ſchiebt eine ſolche Zwinge mit der offenen Seite an eine Ecke des Tiſches, und zwar ſo, daß ſie das daraufgelegte Papier ergreift und ſchraubt dann die Schraube zu, ſo bleibt das Papier unverrückt liegen, daß man darauf zeichnen kann. Man braucht dergleichen Schraubenzwingen vier bis ſechſe, nämlich an den vier Ecken und in der Mitte des Tiſches.

Schraubeiſen, eine Art Hufeiſen, ſ. unter Schraubeneiſen.

Schraubhorn, eine Art einfacher gewundener Schnekken, von länglichter, einem Bohrer ähnlicher Geſtalt, ſ. Schraubenſchnecken.

Schraubküſſen, ſ. unter Küſſen, Th. 57, S. 212.

Schraubmühle, im Waſſerbau, eine Schöpfmühle, worin ſtatt des Schöpfrades eine Waſſerſchraube befindlich iſt; ſ. Schraube des Archimedes, unter Waſſerbau.

Schraubſtock, bei den Metallarbeitern, ein dieſen Arbeitern unentbehrliches Werkzeug, mit welchem ſie im Feilen und Bearbeiten ihrer gemachten Sachen ſolche feſt halten. Es beſteht aus zwei eiſernen Hälften, die vorne gekrümmt und breit ſind. Ihre Dicke beträgt bei ſtarken 2 Zoll, ihre Breite 1/2 Fuß, und ihre Länge 1 bis 2 Fuß, welches Verhältniß ſich jedoch nach ihrer Größe verändert. Beide Hälften werden durch ein Nieth in zwei ſtarken eiſernen Blechen, den Backen, zuſammengehalten, und zugleich geben dieſe Backen der einen beweglichen Hälfte eine gleichförmige Richtung. Bei den Deutſchen Schraubſtöcken iſt in der beweglichen Hälfte eine ſtarke Spindel mit Schraubengängen befeſtiget, welche die andere Hälfte bloß durchbohrt. Auf ihrer Spitze ſteckt eine ſechskanntige Hülſe oder Schraubenmutter, die man mit einem Schlüſſel umdreht, und hierdurch beide Kneipen an einander preßt, oder von einander entfernt. Der Schlüſſel hat einen ſechskantigen Ring, der auf die Hülſe paßt, ſtatt deſſen ſteckt bei andern Schraubſtöcken in einem Loche an der Spitze der Hülſe ein beweglicher runder Stab, dem man an beiden Enden ſtarke Knöpfe giebt, um durch den Schwung die Kraft zu vermehren. Nach den Geſetzen der Mechanik drückt der Schraubſtock um ſo viel ſtärker, je enger die Schraubengänge ſind, und je länger der Schlüſſel iſt. Deſſenungeachtet pflegen die Eiſenarbeiter den Schlüſſel nur halb ſo lang zu machen, als eine Hälfte des Schraubſtocks, weil bei einem langen Schlüſſel ein Anfänger das Eiſen leicht zermalmen kann, welches er einſpannt. Die Franzöſiſchen Schraubſtöcke ha-

ben alle genannten Theile, nur iſt die Schraube anders angebracht; denn bei den Deutſchen Schraubſtöcken liegt der Schlüſſel auf dem Werktiſch, woran der Schraubſtock befeſtiget iſt, bei den Franzöſiſchen hingegen iſt der Schlüſſel mit mehrerem Vortheile vorn angebracht; daher iſt die Spindel an der Hälfte befeſtiget, und ſie durchbohrt den beweglichen Arm. Damit ſich der Schraubſtock um ſo leichter öffne, ſo iſt zwiſchen den beiden Hälften eine ſtarke Feder angebracht. Der Schraubſtock ſteht an einer Angel auf einem hölzernen Stock neben der Werkbank, und iſt mit eiſernen Bankeiſen an der Werkbank befeſtiget. Man ſehe übrigens auch den Art. Feilkloben, Th. 12, S. 478. Der Schraubſtock der Grobſchmiede, ſ. Th. 57, S. 330 und Fig. 3489. — Der Schraubſtock der Perrückenmacher, ſ. Th. 108, S. 648. — Als ein hölzerner Schraubſtock iſt die Kluppe, Th. 41, S. 57, zu betrachten. — Als ein Handſchraubſtock der Uhrmacher, iſt das im 40ſten Theil beſchriebene und Fig. 2240 abgebildete Klöbchen zu betrachten. — Bei den Gürtlern iſt es die Schraubenzange, ſ. oben, S. 202. — Bei den Kupferſchmieden der Schraubenkloben, ſ. unter Kupferſchmidt, Th. 56, S. 266.

Schreck, von dem Zeitworte ſchrecken, in einigen Gegenden, ein Riß oder Sprung, Spalt in einem feſten Körper; eine im Hochdeutſchen, einige Mundarten ausgenommen, unbekannte Figur. Das Glas hat einen Schreck oder Schrick bekommen, einen Riß, Sprung. — In figürlicher Bedeutung. 1. Der Zuſtand, da man erſchrickt, ſ. Schrecken. 2. Bei den Jägern ein Name der Schrecktücher, womit man das Wild ſchreckt oder abſchreckt.

Schreckbild, ein Bild oder eine Geſtalt, welche Schrecken erregt, und in engerer Bedeutung, welche dazu beſtimmt iſt, Schrecken zu erregen; im Oberdeutſchen ein Schreckbutzen, Schreckputz, von Butzen, eine Larve, Niederſächſiſch Schoudüvel, Scheuteufel, ſ. auch den Art. Schrecken.

Schrecke, von dem Zeitworte ſchrecken, ein ſchrekkender Gegenſtand, wo es nach Adelung nur in einigen wenigen Fällen üblich iſt. So nennt man den Wachtelkönig in einigen Gegenden Schrecke, welches wahrſcheinlich von ſeinem Geſchrei herrührt oder vielmehr eine Nachahmung ſeines Geſchreis iſt, wie die in andern Gegenden üblichen Namen Schnarre, Heckſchnarre, Thauſchnarre, Schnerf, Größel, Kreßler ꝛc. — Von ſchrecken, ſpringen, iſt es nur in dem zuſammengeſetzten Heuſchrecke üblich; ſ. dieſen Artikel, Th. 23.

Im Blechhammer nennt man Schrecke, die Riſſe oder Brüche am Rande der Bleche, welche entſtehen, wenn das Eiſen, woraus die Bleche geſchmiedet werden, ſpröde und nicht recht zähe iſt. Sie werden ausgeſchnitten.

Schrecken, ein Zeitwort, welches in doppelter Geſtalt vorkommt. I. Als ein Zeitwort der Mittelgattung, welches bald regelmäßig, bald unregelmäßig abgewandelt wird. — 1. Als eine Nachahmung einer lauten plötzlichen Stimme, ſowohl bei Menſchen, als Thieren, in welcher Bedeutung es jedoch im Hochdeutſchen ungewöhnlich iſt, auſſer daß es noch bei den Jägern von dem Wildbrette und Rehbocke gebraucht wird, wenn ſie etwas Ungewöhnliches erblicken, und daher einen plötzlichen Laut von ſich geben, welches auch melden, und bei dem Rehe ſchmählen genannt wird. Der Rehbock ſchreckt, wenn er einen Laut der Furcht ausſtößt. — 2. Mit einem

hellen durchdringenden Laute zerſpringen oder platzen, welche Bedeutung im Hochdeutſchen gleichfalls unbekannt iſt. Das Glas ſchreckt, iſt geſchrocken. In manchen Provinzen iſt dafür ſchricken üblich. Das Glas ſchrickt im Feuer. Nach Adelung iſt es mit krachen verwandt und ahmet den mit dem Springen oder Platzen verbundenen Laut nach. — 3. In eine plötzliche und heftige Bewegung gerathen, eine plötzliche und heftige Bewegung thun, zunächſt auch den mit dieſer Bewegung oft verbundenen Laut von ſich geben. (1) Eigentlich, wo es ehemals ſehr häufig für ſpringen gebraucht wurde, wo es im Hochdeutſchen aber gleichfalls veraltet iſt; unſer Schrecke und Heuſchrecke ſtammt noch davon ab. In weiterer Bedeutung wurde es ehemals auch von mehreren Arten ſchneller Bewegungen gebraucht; ſo iſt in der Monſeeiſchen Gloſſe danserichan, von dannen fliegen. (2) Durch den plötzlichen Anblick einer unerwarteten Sache in eine heftige Erſchütterung gerathen, wo es beſonders von der heftigen Erſchütterung und der damit verbundenen Empfindung des Gemüths üblich iſt, welche durch den plötzlichen Anblick eines Uebels verurſacht wird. Auch hier iſt es veraltet, ſeitdem das intenſive verſchrecken dafür gangbar geworden. Die Figur ſoll nach Adelung von der heftigen Erſchütterung oder dem Zuſammenfahren entlehnt worden ſeyn, welches mit dem Schrecken verbunden iſt, welches auch aus dem Lateiniſchen tremere, trepidare, und dem Niederſächſiſchen verfähren, erſchrecken, welches von fahren abſtammt, ſo wie unſer befahren und das Intenſivum fürchten erhellt. Friſch und Andere bleiben bei der Bedeutung des Springens ſtehen, weil man im Erſchrecken oft aufzuſpringen pflegt.

II. Als ein thätiges Zeitwort. 1. Springen und in weiterer Bedeutung plötzlich fallen machen, niederſtürzen; eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung, in welcher noch Notkar ſagt: screche sie nieder, ſtürze ſie zu Boden. In weiterer Bedeutung und ohne Ziſchlaut iſt im Schwediſchen und Ißländiſchen reka, jagen, treiben.

2. Plötzlich in eine heftige Erſchütterung verſetzen. (1) Eigentlich, wo es nur noch in einigen Fällen, beſonders des gemeinen Lebens, üblich iſt. So wird z. B. in den Küchen eine Speiſe geſchreckt, wenn ſie ſchnell mit etwas Flüſſigem begoſſen, ſchnell und nur ein wenig geröſtet ꝛc. wird, wofür in manchen Fällen auch ſchräpfen üblich iſt, welches ſich auf eine Onomatopöie gründet. (2) Figürlich, durch plötzliche Vorhaltung eines unerwarteten Uebels in eine heftige unangenehme Empfindung verſetzen, in welchem Verſtande es in der Bibel häufig vorkommt. Ich will Friede geben, daß ihr ſchlafet und euch Niemand ſchrecket, 3 Moſ. 26, 6. Er ließ ſehr blitzen und ſchreckte ſie, Pſ. 18, 15. Angſt und Noth ſchrecken ihn, Hiob, 15, 24. Die Thiere werden dich ſchrecken, Hab. 3, 17. Jetzt iſt auch in dieſer weiteren Bedeutung das intenſive erſchrecken üblicher, und das einfache Zeitwort wird gemeiniglich nur dann gebraucht, wenn man Jemanden durch plötzliche Vorhaltung eines Uebels zu etwas zu bewegen ſucht, ohne ihm dieſes Uebel wirklich zuzufügen; daher: Ich wollte ihn nur ſchrecken. Jemanden mit etwas ſchrecken. Die Kinder mit dem Mummel, Popans, Ruprecht ꝛc. ſchrecken. In dieſer letzten figürlichen Bedeutung lautet dieſes Zeitwort ſchon bei dem Strycker schrechen. Auch im Polniſchen iſt scrogi, ſchrecklich, grauſam.

Schrecken, der, von der figürlichen Bedeutung des vorigen Zeitwortes. 1. Von dem veralteten Zeitworte der Mittelgattung ſchrecken. Die heftige Erſchütterung, und in weiterer Bedeutung, die heftige unangenehme Empfindung bei dem plötzlichen Anblicke einer unerwarteten Sache, beſonders bei dem plötzlichen Anblicke eines unvermutheten Uebels, ſo z. B. bei unerwarteten Ereigniſſen, wenn man einen bekannten Todten erblickt, auf deſſen Todesfall man nicht vorher vorbereitet war, deſſen Hintritt man nicht wußte, ſo auch wenn man von ungefähr einen verunglücken ſieht, z. B. aus einem Fenſter von einem Gebäude ꝛc. herabſtürzen ſieht; wenn man einen Selbſtmörder erhängt, erſchoſſen, erſäuft, erſtochen, mit abgeſchnittener Kehle ꝛc. unerwartet erblickt; wenn man einen unerwarteten Verluſt in ſeinen Vermögensumſtänden erfährt, welche Erſchütterungen gleich tödlich wirken können, ja ſelbſt unbedeutende Vorfälle können zu einem tödlichen Schrekken, ja zu langwierigen Krankheiten Veranlaſſung geben. Der Hofmedikus Wichmann *) zu Hannover hatte Gelegenheit, eine merkwürdige Beobachtung über die Wirkungen eines Schreckens an einem Frauenzimmer von vierzehn Jahren zu machen. Dieſe Perſon erſchrak, als eine Bouteille vom Tiſche fiel, ſo ſehr, daß ſogleich folgende Veränderungen bei ihr bemerkt wurden. In den erſten acht Tagen nach dem Schrecken erſchienen ihr alle Gegenſtände blau; bei dem geringſten Geräuſche oder wenn man die Hand geſchwind vor dem Geſichte hin bewegte, erſchrack ſie und fuhr ganz zuſammen. Sie verlor ihr

*) Lichtenberg's Magazin für das Neueſte aus der Phyſik und Naturgeſchichte, 3ter Bd., 4s St. Gotha, 1786, S. 185.

Gedächtniß in einem ſehr hohen Grade, welches beſonders an der Sprache kenntlich war, und dieſes dergeſtalt, daß ſie ohne die geringſte Anzeige einer Verſtandes-Verwirrung, die Worte zum Ausdruck, auch bekannter Sachen, nicht finden, hervorbringen oder ausſprechen konnte, und namentlich das Leſen im Franzöſiſchen und Deutſchen, das ihr ſonſt vollkommen geläufig war, äuſſerſt ſchwer fand. Die merkwürdigſte Veränderung ging im Schreiben bei ihr vor. Nicht einmal einſylbige Wörter konnte ſie ohne Mühe ſchreiben oder abſchreiben; ſie miſchte jederzeit fremde Buchſtaben mit ein. Unausbleiblich erſchien in einem Worte von mehreren Sylben ein r nach jeder Sylbe. Um den Gang der Krankheit, ihre Zu- oder Abnahme genauer beſtimmen zu können, ließ ſich Wichmann alle Tage ein Billett von ihr ſchreiben. Dieſes enthielt die erſten Tage ohne allen Zuſammenhang bloß einige Namen von Perſonen, in deren Geſellſchaft ſie ſich befand, aber durch die fremden Buchſtaben ſo verſtellt und unleſerlich, daß er ſie nicht dechiffriren konnte. Im Verhältniß mit der Beſſerung erſchien das r immer ſparſamer, und ſo wie die Kranke ſich im Schreiben beſſerte, nahm auch die Sprachvergeſſenheit ab, und in ſechs Wochen hatten ſich alle dieſe ſonderbare Erſcheinungen verloren. Bei der ganzen Kur hat Wichmann nur Zinkblüten und weiße Magneſia angewandt. — Man hat Beiſpiele, daß durch ein plötzliches Schrekken Perſonen die Sprache verloren, ſie auch nicht wieder bekommen haben; auch die Epilepſie oder fallende Sucht entſteht ſehr häufig durch einen Schreck. Die Wirkungen des Schreckens überhaupt ſind: daß die ausdünſtenden Gefäße der Haut verſchloſſen, die einſaugenden aber geöffnet werden. Das Blut dringt daher von den äuſſern nach den innern Theilen, es entſteht Herzklopfen, Zittern der Glieder,

Bangigkeiten, weil das zuweilen mit Blut angefüllte Herz nicht im Stande iſt, daſſelbe durch die Lunge zu treiben; zuweilen entſtehen Ohnmachten, unheilbare Krankheiten des Herzens, Polypen deſſelben, und der Tod. Wegen den verſchloſſenen ausdünſtenden Gefäßen wirft ſich die unmerkliche Ausdünſtung auf andere Theile, beſonders den Darmkanal, erregt Diarrhöen. Sowohl die Schließmuskeln des Maſtdarms, als auch der Harnblaſe werden vorzüglich geſchwächt, verlieren ihre verſchlieſſende Kraft, und daher gehen ſowohl die Excremente, als auch der Harn öfters während des Schreckens unwillkührlich ab. Zuweilen entſtehen heftige Nervenzufälle, Convulſionen ꝛc. Es iſt daher ſehr anzurathen, daß bei kleinen Kindern, bei welchen das Nervenſyſtem ſchon ſo ſehr empfindlich iſt, alles nur mögliche vermieden werde, was einen Schreck, ein Entſetzen hervorbringen kann, dahin gehören beſonders die Schreckbilder, der Mummel, Popans, Schornſteinfeger, Knecht Ruprecht, Mohr ꝛc. Viele Mütter glauben dadurch das Schreien der Kleinen, den Eigenſinn zu vertreiben, wenn ſie eine dieſer genannten Schreckgeſtalten citiren, und vertreiben ihn auch wohl auf einige Zeit; allein ſie legen unvermerkt in die Seele des Kindes den Grund zu dem fürchterlichſten Geſpenſte deſſelben, der Furcht und dem Schrecken, welches ſelbſt in reiferen Jahren noch dem Manne beiwohnt, und auf die ganze Lebensdauer nicht wieder zu vertilgen iſt; daher iſt es nöthig, die Kinder dreiſt zu gewöhnen, alle Schreckgeſtalten an ihnen vorübergehen zu laſſen, und ſie darauf aufmerkſam zu machen, daß ſie davon nicht das Geringſte zu befürchten haben, ſo ſchwindet nach und nach jede Furcht und jeder Schrecken aus der Seele des Kindes, und die dadurch erlangte Dreiſtigkeit wird in den verſchiedenen Vorfällen des Lebens von wichtigem Nutzen ſeyn; denn

Leichtigkeit zu erſchrecken iſt bloß Schüchternheit, und ſie findet ſich vorzüglich bei den Erwachſenen ein, welche ſich entweder bewußt ſind, keine Kraft zu widerſtehen zu haben, oder doch dieſe Kraft nicht kennen, und dieſer Mangel an Kraft rührt von der aus den Kinderjahren hinübergebrachten Furcht her, welche bei jedem unerwarteten Ereigniſſe gleich das Gemüth in Anſpruch nimmt und einen Schreck verurſacht.

Die Mittel, die gegen den Schreck angewendet werden können, ſind folgende: Man muß den Kreislauf des Bluts wieder in die gehörige Ordnung bringen, die unterdrückte Ausdünſtung herſtellen, und die heftige Bewegung des Nervenſyſtems zu beruhigen ſuchen. Kaltes Waſſer beim Schrecken zu geben, iſt nicht dienlich, weil ſolches die Krämpfe nur noch vermehrt. Man muß dergleichen erſchrockene Perſonen an einen ſtillen Ort bringen, nur wenige Perſonen, und zwar vertraute, um ſie laſſen, ihnen warmes Getränk, z. B. Lindenblüthe oder Meliſſenthee zu trinken geben, und ſie von Zeit zu Zeit mit warmen Tüchern reiben. Haben ſie ſich von dem zu ſtarken Eindrucke etwas erholt, ſind ſie ruhiger geworden, ſo muß man ſie ſchlafen laſſen, und um die plötzlich unterdrückte Ausdünſtung zu befördern, ihnen einige Löffel voll von gutem Wein geben, oder auch etwas von Sydenham's flüſſigen Ladanum ꝛc. — Uebrigens hat man auch Fälle, daß der Schreck zuweilen ein Heilmittel geweſen iſt, indem durch die plötzliche Erſchütterung des Körpers kroniſche Krankheiten verſchwunden ſind.

Die Ausdrücke, welche den Schreck oder den Schrecken bezeichnen, ſind: In Schrecken gerathen, erſchrecken. Von einem Schrecken befallen oder überfallen werden, plötzlich erſchrecken. Jemanden einen Schreck ma-

chen, verurſachen, ihn in Schrecken ſetzen, im gemeinen Leben, ihn einen Schreck oder einen Schrecken einjagen. Vor Schrecken zuſammen fahren. Sich von ſeinem Schrecken wieder erholen. Der Schrecken iſt mir in die Glieder gefahren oder geſchlagen, ſagt man, wenn der Schrecken üble Folgen auf den Körper zurück läßt. Dem Tode ohne Schrecken entgegen gehen. Die bibliſchen Ausdrücke oder Redensarten: Zu Schrecken kommen, Schrekken kommt ſie an ꝛc. ſind im Deutſchen ungewöhnlich.

Der Schrecken wird aber nicht allein durch den Anblick eines unvermutheten Uebels erregt, ſondern auch zuweilen durch den plötzlichen Anblick eines unerwarteten großen Gutes; daher ſagt Gellert: Welch' freudig Schrecken nimmt mich ein. In dem gewöhnlichen Sprachgebrauche iſt die Mehrheit ungewöhnlich, in der höheren Schreibart kommt ſie jedoch häufig vor:

Und Schrecken ſtrömet über, Gell. Lied.

Denk' an den Tod zur Zeit der Schrekken, Ebend. Auch der Schrecken, der durch ein unerwartetes freudiges Ereigniß bei einer Perſon hervorgebracht wird, oder welchen dieſelbe dabei empfindet, iſt dem Körper eben ſo nachtheilig, als der oben erwähnte durch widrige Ereigniſſe hervorgebrachte. So hat man gleichfalls Fälle, daß Perſonen bei der Nachricht das große Loos in der Lotterie gewonnen zu haben, vor Schrecken lange Zeit ſprachlos geblieben ſind, und ſo mehrere andere Fälle, wo ein Schreck, den die Freude oder ein freudiges Ereigniß hervorgebracht, nachtheilig auf den Körper gewirkt hat.

2. Von dem thätigen Zeitworte ſchrecken, diejenige Handlung, da man andern Schrecken ver-

urſacht, eine nur zuweilen in der höhern Schreibart übliche Bedeutung. Das Schrecken des Krieges iſt wie das Brüllen eines jungen Löwen. Sprüchw. 20, 2. Dein Schrecken erſchreckt mich. Hiob 13, 21. Nach Adelung kann es hier auch bloß der Infinitiv des Zeitworts ſchrecken ſeyn, beſonders wenn es nach Oberdeutſcher Art in dem ungewiſſen Geſchlechte gebraucht wird.

3. Der Gegenſtand des Schreckens, dasjenige, was uns erſchreckt, eigentlich ohne Mehrheit, in der höhern Schreibart aber auch mit derſelben. Zum Schrecken will ich dich machen, Ezech. 26, 21, daß Andere vor dir erſchrecken ſollen. Ein Herz, daß ſeiner Sache gewiß iſt, fürchtet ſich vor keinem Schrecken. Sir. 22, 19. Die Schrecken des Schiffbruches, Leſſ.

Tod, wo ſind nun deine Schrecken? Gell. Lied.

Du kennſt nicht halb die Schrecken meines Schickſals, Schleg.

Daß Albion — das Schrecken der beraubten Oceane werde, Rammler.

Die Römer rechneten den Schreck, unter dem Namen Pavor, unter die Götter, ſ. Th. 38, S. 124. Auch die Griechen haben ſowohl die Furcht, als den Schrecken göttlich verehrt. Die Zeit, zu welcher man dieſe beiden Gottheiten zu verehren angefangen, läßt ſich nicht beſtimmen; ſie ſind vielleicht ſo alt, ſagt ein gewiſſer Schriftſteller, als die Unruhe des Gemüths, welche ſie verurſachen; wenigſtens erwähnen ihrer ſchon die erſten Dichter unter den Griechen. Heſiod ſagt in ſeiner Theogonie, daß das Schrecken und die Furcht, oder der Phobos und der Deimos, Söhne des

Mars wären, die er mit der Venus erzeugt habe, und in ſeiner Beſchreibung vom Schilde des Herkules fügt er noch hinzu, daß auf demſelben dieſer Gott, wie er auf ſeinem Wagen ſteht, und von dem Schrecken und der Furcht begleitet wird, vorgeſtellt worden. Denſelben Urſprung giebt auch Homer dieſen Gottheiten, welcher daher auch ſtets, wenn er den Kriegsgott in Schlachten erſcheinen läßt, demſelben die Furcht, den Schrecken und die Flucht zum Gefolge giebt, und gleichfalls dieſe Gottheit auf der furchtbaren Aegide der Minerva mit auf den Schild des Agamemnons ſetzt. Dieſer Gottheit, nämlich dem Pavor, oder Furcht und Schrecken, fehlte es auch nicht an gottesdienſtlichen Verehrungen. Man ſuchte ſie daher durch Geſchenke und Opfer zu beſänftigen und ſich von ihnen zu befreien. Als die Corinthier die beiden Söhne der Medea ermordet hatten, ſo wurden darauf viele ihrer Kinder vom Tode hingerafft. Man befragte deswegen das Orakel, und erhielt zur Antwort, daß ſie den erzürnten Manen der Ermordeten, die als unglückliche Schlachtopfer ihrer Grauſamkeit gefallen wären, Opfer darbringen, und zugleich dem Pavor eine Bildſäule heiligen ſollten, wie Pauſanias in Corinthiacis erzählt. In einer Schlacht, welche Tullus Hoſtilius lieferte, wandten die Albaner, die auf ſeiner Seite geſtanden, plötzlich um, und gingen zu dem Feinde über. Anfangs ward ſein Heer darüber beſtürzt und Alles ſchien verloren zu ſeyn; allein dieſer König gelobte dem Pavor und dem Pallor einen Tempel. Das Gelübde that die gehoffte Wirkung, die Soldaten faßten wieder Muth, und Tullus trug einen vollkommenen Sieg davon. Dieſe Begebenheit iſt der Zeitpunkt, wo der Dienſt dieſer beiden Gottheiten in Rom eingeführt wurde. Auf zwei Münzen der

Hoſtiliſchen Familie wird darauf hingedeutet. Auf der einen erblickt man einen Kopf mit geſträubten Haaren, mit aufwärts gekehrtem Geſichte, offenem Munde, und mit verwirrten Blicken, welches alles die Gottheit, den Schrecken, welche dieſe Münze vorſtellt, ſehr gut bezeichnet. Auf der andern zeigt ſich ein langes hageres Geſicht, herabhangendes Haar, ein ſtarrer Blick, welches ein getreues Bild der Bläſſe iſt, wenn dieſelbe von dem Schrecken und der Furcht hervorgebracht wird. Die Lacedämonier hatten, nach dem Plutarch, den Tempel dieſer Gottheiten mehr bei dem Richterſtuhle der Ephoren erbauet, weil ſie überzeugt waren, daß nichts ſo nothwendig ſei, als den Böſen Schrecken vor einer ernſthaften Beſtrafung einzuflößen. — Der Paniſche Schrecken, ſ. Th. 50. S. 627 u. f.

Wenn dieſes Wort der Infinitiv des Zeitworts iſt, ſo iſt es ohne Ausnahme ungewiſſen Geſchlechtes, z. B. das Schrecken der Kinder mit dem Popans iſt unvernünftig. Das eigentliche Hauptwort wird dagegen bald männlich, bald ungewiß gebraucht. Das ungewiſſe Geſchlecht iſt im Oberdeutſchen am gangbarſten, kommt in Luther's Deutſchen Bibel am häufigſten vor, und wird auch von manchen Hochdeutſchen Schriftſtellern in der höhern Schreibart gebraucht. In der gewöhnlichen Sprechart der Hochdeutſchen iſt jedoch das männliche Geſchlecht das Gangbarſte, welches auch die meiſten übrigen, mit dem Suffixo en gemachten Hauptwörter haben, z. B. der Boden, Braten, Faden, Graben, Hopfen, Schaden, Magen, Segen, Nutzen ꝛc.

In den Glashütten iſt das Schrecken, wenn die Glasmaſſe zum weißen Glaſe, nachdem ſolche zwei Tage geſchmolzen hat, mit eiſernen Löffeln in

kaltes Waſſer gegoſſen wird, um ſie von dem überflüſſigen Salze zu reinigen.

Schreckenberger, Muthpfennig, Engelgroſchen, eine alte Sächſiſche Münze, die zur Zeit des Churfürſten Friedrich's des Weiſen, im Jahre 1498 und folgende geprägt, und von dem bei Annaberg gelegenen Schreckenberg, woraus das Silber dazu genommen worden, den Namen erhalten hat. Engelgroſchen wird ſie von dem darauf geprägten Engel, der das Sächſiſche Wappen trägt, genannt. Es ſind alle, in ihre Güte und ihren Werth wieder hergeſtellte Meißniſche Groſchen, woher auch die Benennung Grossus darauf geſetzt worden. Ihr Werth war 3 Groſchen. Churfürſt Johann erhöhete ihn bis auf 31/2 Groſchen; ſieben Stück gingen auf einen harten Thaler. Nachher münzte man 6 Stück auf einen Gulden. Zur Kippzeit, unter Johann Georg dem Erſten, wurden leichte Schreckenberger geſchlagen, das Stück zu vier leichten Groſchen, die bei der Reduktion nur 6 Pfennige galten. Man zählt überhaupt ſeit dem Jahre 1500 bis 1571 an 50 Schläge oder Gepräge dieſer Groſchen.

Schreckenſtein, ſ. Schreckſtein.

Schreckhaft, Bei- und Nebenwort. 1. Von dem Zeitwort der Mittelgattung ſchrecken, leicht Schrecken empfinden, Jemand der leicht in Schrekken geſetzt werden kann. Schreckhaft ſeyn. Ein ſchreckhafter Menſch. In den gemeinen Sprecharten einiger Gegenden ſchreckig, beſonders in dem Zuſammengeſetzten Haſenſchreckig, ſo ſchreckhaft wie ein Haſe, welcher Ausdruck im Hochdeutſchen jedoch ſelten gehört wird, und wahrſcheinlich nur in einigen Gegenden Sachſens üblich iſt. 2. Von dem thätigen Zeitworte ſchrekken, geſchickt Schrecken einzuflößen; eine ſchreck-

hafte Begebenheit. Nach Adelung ſoll es um der Zweideutigkeit mit der vorigen Bedeutung wegen, wenig gebraucht werden, und nur in einigen gemeinen Sprecharten vorkommen.

Schreckherd, bei den Vogelſtellern, ein Vogelherd, welcher vier Seitenwände, und einen Himmel oder eine Decke hat. Die Vögel werden durch Raubvögel hineingeſchreckt; ſ. auch unter Vogelfang und Vogelherd, in V.

Schrecklich, Bei- und Nebenwort, Schrecken erweckend, fähig Schrecken zu erwecken, erſchrecklich. 1. Eigentlich: Ein ſchreckliches Ungewitter. Das iſt ſchrecklich anzuſehen. Auch die Bibliſchen Ausdrücke. Ein ſchrecklicher Tag des Herrn. Joel 3, 4. Schrecklich ſind deine Gerichte. Hiob 3, 5. Schrecklich iſts in die Hände des lebendigen Gottes fallen. Ebr. 10, 31. Das Vertrauen auf Gott entzieht unſern Kümmerniſſen die ſchreckliche Geſtalt, und giebt ihnen eine tröſtliche, Gell. Ingleichen in weiterem Verſtande, einen hohen Grad der Furcht erweckend. Mangel und Armuth ſind ſchreckliche Feinde der menſchlichen Glückſeligkeit. Ehe ich weiß, wo ich anfange, wird er, oder noch ein ſchrecklicherer Mann wieder da ſeyn, Weiße.

2) Im weiteſten Verſtande wird es ſo wie erſchrecklich im gemeinen Leben auch ſehr häufig von Dingen gebraucht, welche einen hohen Grad der Verwunderung erwecken, wo es denn in den niedrigen Sprecharten oft zu einem intenſiven Worte wird. Schrecklich groß, ein ſchrecklicher Sturm, Geſang, Genuß; ein ſchreckliches Gewitter; eine ſchreckliche Summe Geldes, eine ſehr große. Schrecklich laut ſeyn, ſchrecklich laut ſchreien, auſſerordent-

lich. Bei den Freimäurern iſt der ſchreckliche Bruder, fürchterliche Bruder, Fr. Frère terribel, welcher auch Vorbreitender-Bruder, Präparateur, genannt wird, derjenige, welcher den Aufzunehmenden in den Orden, kurz vor der Einführung in die Verſammlung, prüfen muß, ob es auch ſein Ernſt ſei, aufgenommen zu werden, welche Bewegungsgründe ihn dazu antreiben, und ob er ſich einer ihm unbekannten Geſellſchaft unbedingt verpflichten wolle. Man gewahrt hieraus, daß der vorbereitende Bruder ein feiner Menſchenkenner ſeyn muß. Die Umgebung, in welcher er mit dem Kandidaten ſpricht, giebt ihm zu bedeutenden Fragen Anlaß, und unverſtellter, als anderswo, können hier die Antworten erwartet werden. Jedoch darf der Präparateur nicht zurückſchrecken, ſeine Pflicht iſt vielmehr, Irrthümer, welche der Kandidat etwa äuſſert, zu erläutern, ſo weit ſolches nämlich vorläufig nöthig iſt. — Schreckliche Umriſſe, Fr. Contours terribles, beim Maler, Umriſſe von ungeheurer Größe, welche man zu den rieſenförmigen und koloſſalen Figuren, und zu denjenigen Werken braucht, die hoch vom Geſichtspunkte aus zu ſtehen kommen.

Schrecklichkeit, die Eigenſchaft eines Dinges, da es ſchrecklich iſt, in der erſten Bedeutung des Beiwortes.

Schreckniß, die oder das, ein ſtatt des Hauptwortes Schrecken in einigen Oberdeutſchen Gegenden gangbares Wort, welches zuweilen auch von Hochdeutſchen Schriftſtellern gebraucht wird, obgleich es dieſer Mundart fremd iſt. I. In der erſten Bedeutung des Hauptwortes Schrecken. Die ſich unterwunden, die Furcht und Schreckniß von den kranken Seelen zu vertreiben, Weisheit, 17, 8. Du kannſt dir nunmehr

deine Schreckniſſe erſparen, Weiße. Du darfſt nicht erſchrecken. — 2. In der dritten Bedeutung des oben erwähnten Hauptwortes. Schreckniſſe Gottes, Hiob, 6, 4. Und wenn ſie ſchon keines ſolcher Schreckniß hätte erſchreckt, Weisheit, 17, 9. Auch werden Schreckniſſe und große Zeichen vom Himmel geſchehen, Luc. 21, 11.

Schreckſchanze, ſ. Redoute.

Schreckſchuß, ein Schuß, welcher nicht ſowohl zum Tödten, als nur zum Schrecken geſchieht. Im gemeinen Leben figürlich, ſagt man auch wohl: Er hat einen Schreckſchuß gethan, wenn Jemand von ſeinen Verwandten, unter Androhung ſich ein Leides zuzufügen, Geld zu erpreſſen ſucht. So z. B. wie ein Student, der brav gepumpt hat, es bei ſeinen Eltern zu thun pflegt.

Schreckſprung, bei den Jägern, der Sprung eines angeſchoſſenen Thieres, den es im erſten Schrecken thut oder vor Schrecken.

Schreckſtein, Schreckenſtein, eine Benennung des Malachiten, ſ. Th. 55, S. 542. Einige geben dieſen Namen auch dem Gries- oder Nierenſtein, Lapis nephriticus.

Schrecktuch, im Jagdweſen, ein Name derjenigen Lappen oder Tücher, womit ein Jagdraum umſtellt wird, um das Wild dadurch abzuſchrecken, damit es nicht durchgeht; ſ. unter Jagd.

Schreckwaſſer, ein deſtillirtes Waſſer, welches wider den Schreck, den Jemand plötzlich erhält, ſehr gute Dienſte thun ſoll. Es kommt jetzt in den Apotheken nicht mehr vor.

Schrege oder ſchräge Flanque, in der Kriegsbaukunſt, wenn die Flanque auf der Courtine einen ſtumpfen Winkel macht, oder, welches beſſer iſt, perpendiculär auf der Defenſionslinie ſteht.

Schregeſtempel, im Bergwerke, bei der Verzimmerung eines Schachtes die zwiſchen den Wandruthen eingetriebene Strebehölzer oder ſchräge ſtehende Stempel, damit ſich die Wandruthen nicht zuſammendrücken. — Man hat auch im Bergwerke ſchräge liegende Stempel, welches Streben ſind, die man bei Anlegung einer Fahrt im Fahrtſchachte zwiſchen die Einſtriche der Wandruthen eintreibt, um das Schieben derſelben zu verhindern.

Schrege oder ſchräge Stütze, beim Zimmermann, ſ. Strebe.

Schreibart, die Art und Weiſe zu ſchreiben, oder beſſer, die Art und Weiſe die Schriftzüge zu machen, in welcher letzterer Bedeutung es nach Adelung weniger gebräuchlich ſeyn ſoll, weil man dafür das Wort Hand braucht, z. B. Handſchrift. Er ſchreibt eine ſchöne Handſchrift, eine ſchöne Hand. Indeſſen wird es in dieſem Verſtande doch im Hochdeutſchen gebraucht, um die Art und Weiſe auszudrücken, wie eine Handſchrift von der andern abweicht, ſ. auch unter Schreiben und Schreibekunſt. — Von der figürlichen Bedeutung des Zeitworts ſchreiben, die Art und Weiſe, ſeine Gedanken durch geſchriebene Worte auszudrükken, zum Unterſchiede von der Sprechart, welches iſt, ſeine Gedanken durch geſprochene Worte mündlich auszudrücken; obgleich auch dieſe unter der Schreibart in weiterer Bedeutung oft mit begriffen wird; mit einem Lateiniſchen Kunſtworte der Styl, Stylus. Daher die Benennungen hiſtoriſche Schreibart, die redneriſche, briefliche, poetiſche ꝛc. Die niedrige, geſellſchaftliche, wiſſenſchaftliche, edle, erhabene, feierliche Schreibart. Die männliche, kräftige, weitſchweifige, ſchwülſtige, überladene, gezierte, unedle, wäſſerige, ſchleppende, gedrängte, blühende, kunſtloſe ꝛc

Schreibart. Wie ſchon oben erwähnt worden, beruht eine jede Schreibart, auf die Art und Weiſe, ſeine Gedanken durch geſchriebene Worte auszudrük-ken. Da nun die Vorſtellungsart von einer und eben derſelben Sache faſt bei einem jeden irgend etwas Eigenthümliches hat, wodurch der Ausdruck zugleich ein beſonderes unterſcheidendes Gepräge erhält, und in ſo fern ſich dieſes Eigenthümliche beſtändig im Ausdrucke zeigt, wird die Schreibart (Styl) erhalten. Der Styl gründet ſich daher auf eine gewiſſe Feſtig-keit im Ausdruck, die nur durch die Uebung der Denk-kraft ſelbſt und durch immerwährendes Zuſammen-drängen auf den Hauptgegenſtand erlangt werden kann. Durch dieſe anhaltende Uebung, ſowohl im Denken, als im Ausdrucke des Gedachten, wird nach und nach das Eigenthümliche hervorgebracht, was man an jeder Schreibart bemerkt, und welches man das Charakteriſtiſche der Schreibart nennt; denn ſo wie man Jemand an ſeiner Handſchrift erkennt, kann man ihn auch an ſeiner Schreibart, oder ſeiner ihm eigenthümlich gewordenen Art ſich auszudrücken er-kennen. Dieſes Eigenthümliche und Unterſcheidende im Styl, läßt ſich, wie man leicht gewahrt, nicht lehren, ſondern es muß durch den eigenen geiſtigen Aufſchwung der Gedanken, durch eine fleißige Lectüre guter Schriftſteller genährt, hervortreten; denn ſo wie die Handſchrift, wo ſie ſich bildet, zuerſt fremde Züge nachahmt, aber mit der Zeit ein eigenes Ge-präge erhält, wozu die Vorſchrift, Muſterſchrift, nur die Veranlaſſung war, ſo kann auch das Studium fremder Muſter in der Schreibart immer nur die Veranlaſſung zu der durchgängigen Eigenthüm-lichkeit im Ausdrucke werden, die man den Styl nennt. Da aber die Wahl der Muſter in der Schreibart nicht gleichgültig iſt, ſo muß es für die-ſelben ein Maaßſtab geben, nach welchem man das-jenige, was in ihnen der Nachahmung verdient, be-

ſtimmen können, und die Beobachtungen über die Schreibart laſſen ſich hierdurch wieder auf etwas Allgemeines zurückführen, was bei aller Eigenthümlichkeit der Vorſtellungsart und des Ausdrucks, dennoch wieder durchgängig Statt finden muß, und wodurch dieſe Eigenthümlichkeit ſelbſt wieder beſchränkt wird. Jede Vorſtellungsart nämlich, ſie habe noch ſo viel Eigenthümliches, muß mit jeder andern doch darin übereinkommen, daß die Aufmerkſamkeit der Seele auf den jedesmaligen Hauptgedanken zuſammengedrängt werde; denn dadurch wird der Gedanke ſelbſt erſt ausdrucksfähig, und die ganze Lebhaftigkeit, Kürze und Deutlichkeit des Ausdruckes beruht hierauf. Je mehr man nun die Worte in ſeiner Gewalt hat, und je weniger man auf dieſelben ſeine Aufmerkſamkeit hin und von den Gedanken abzulenken braucht, um ſo natürlicher, freier und ſchöner wird auch der Ausdruck ſeyn, eben ſo, wie man ein muſikaliſches Inſtrument mit deſto mehr Feinheit und Ausdruck zu ſpielen im Stande iſt, je weniger man auf die mechaniſche Hervorbringung der Töne noch ſeine Aufmerkſamkeit zu richten braucht. Die allgemeine Regel in Anſehung der Schreibart iſt: Die Aufmerkſamkeit ſo viel als möglich vom Ausdrucke ab = und auf den Gedanken hinzulenken, damit dieſer erſt recht hell und klar vor unſerer Seele ſtehe, hat man dieſes erreicht, ſo wird ſich auch der Ausdruck deſſelben ohne unſer abſichtliches Zuthun bilden. Je weiter es nun einer in dieſer Uebung bringt, deſto mehr werden ſeine Gedanken unmittelbar zur Sprache, und deſto ſchöner und edler wird auch ſeyn Vortrag werden, und er den Styl, ſo zu ſagen, in ſeiner Gewalt haben, ſo daß ein Jeder nur ſagen kann, man müſſe es ſo ſtellen; denn man könne es ſich nicht anders denken und nicht anders ausdrücken. Dieſes iſt nun das Allgemeine in Anſehung des

Styls, wodurch derſelbe mit allen ſeinen Eigenthümlichkeiten in dem ſchönen und edlen Ausdrucke über das Charakteriſtiſche ſelbſt erhaben iſt, und wonach Jedermann ſeine Schreibart zu bilden ſich beſtrebt. Man pflegt ſchon beim bloßen Nachdenken über einen Gegenſtand ſich die Gedanken ſelbſt zum öftern im Geiſte vorzuſagen, und dieſes thun wir noch mehr, um den Faden unſers Denkens nicht zu verlieren, oder ihn wieder anzuknüpfen, als daß wir unſere Hauptaufmerkſamkeit auf die Worte richten ſollten, die wir in Gedanken ausſprechen. Wenn wir dagegen etwas niederſchreiben wollen, ſo ſind wir in Verſuchung ſchon auf den Ausdruck zu denken, ehe wir noch kaum angefangen haben den Gegenſtand, über welchen man im Begriff zu ſchreiben iſt, uns ſelber gehörig deutlich zu machen, und unſere Ideen darüber zu entwickeln. Wir ſagen uns nämlich ſchon den Gedanken vor, wie er auf dem Papiere ſtehen ſoll, und ziehen dadurch unmerklich unſere Aufmerkſamkeit von dem Gegenſtande unſers Nachdenkens ab; der Brennpunkt unſers Denkens verliert ſich, und der Ausdruck trifft nicht. Hat man ſich aber die Sache gehörig klar gemacht und ſich bemühet ſie wirklich niederzuſchreiben, ſo kann man die Aufmerkſamkeit auf die Worte dann nicht mehr vermeiden; man muß ſie aber deſſenungeachtet auf den Gedanken zurückzulenken ſuchen, weil dieſer allein die Wahl der Worte beſtimmen kann. Während man nun auf das Wort noch ſeine Aufmerkſamkeit richten muß, verliert der Gedanke natürlich an Klarheit, und die Wahl des Wortes wird dadurch erſchwert oder fällt ſehr oft auf das Unrichtige, welche Schwierigkeit ſich aber nach und nach verliert, je mehr alle unſere Worte, die wir von Kindheit an gelernt haben, ſelbſt zu Gedanken werden, indem wir ſie immer in Beziehung au[f]

einen Zuſammenhang von mehreren Begriffen aus⸗ſprechen, und ihnen dadurch in unſerer Erinnerungs⸗kraft immer mehr Gewicht und Bedeutung geben. Der Zuſammenhang von mehreren Begriffen, die ſich alle auf einen Hauptgegenſtand beziehen, iſt es, den wir immer bei der Wahl der Worte vor Augen haben muſſen, und wenn wir nur dieſen nicht verlieren, ſo kömmt es nicht darauf an, wenn man auch anfänglich nicht das rechte Wort treffen, ſon⸗dern ſo lange, bis wir es finden, ein anderes, das nur einigermaßen den Begriff ausdrückt, an deſſen Stelle ſetzen, weil es immer beſſer iſt, wegen des ganzen Gedanken⸗Zuſammenhanges einen einzelnen Ausdrück, als wegen des einzelnen Ausdruckes, den man ängſtlich ſucht, den ganzen Zuſammenhang zu vernachläſſigen. Auch nachher, wenn der gefaßte Gedanke glücklich da ſteht, muß man ſeine Aufmerk⸗ſamkeit nicht aufs Neue unmittelbar auf den ver⸗nachläſſigten einzelnen Ausdruck, den man nun ver⸗beſſern will, ſondern wieder auf den ganzen Zuſam⸗menhang der Gedanken richten, und zuſehen, ob ſich dann ein beſſerer Ausdruck findet, wo nicht, ſo muß man den erſten ſo lange ſtehen laſſen, bis es einem über die ganze Sache mehr Licht geworden iſt, und ſich zuletzt der rechte Ausdruck von ſelbſt darbietet.

Eine zweite allgemeine Regel in Anſehung der Schreibart wäre demnach die Wahl der Worte be⸗ſtändig den Gedanken nachzuſetzen, und lieber einen guten Gedanken für's Erſte nachläſſig auszudrücken, als durch einen geſuchten Ausdruck das Ziel, wel⸗ches man treffen will, aus dem Auge zu verlieren; denn wenn man gleich anfangs zu ſehr an einem ein⸗zelnen Ausdrucke hängt, ſo wird man dadurch verleitet, Gedanken herbei zu rufen, wodurch dieſer Ausdruck nur gleichſam bekleidet werden ſoll, und welche in

dem Zuſammenhange der ganzen Ideenverbindung oft überflüſſig und unzweckmäßig ſind. Hieraus entſteht der gezierte, gekünſtelte Ausdruck, worin beſonders diejenigen gerathen, die abſichtlich ihre Schreibart zu bilden ſuchen, ſtatt daß ſie dieſe Bildung des Styls immer nur als Nebenſache betrachten ſollten, welche aus der Uebung richtig und zuſammenhangend zu denken von ſelbſt entſpringt. Ueberhaupt geräth man durch das Modeln der Schreibart nur zu leicht in das Schwülſtige; denn bei dem immerwährenden Wählen der Ausdrücke wird man am Ende ſelbſt ſo verwirrt in der Darſtellung des Gedachten, daß man ſehr oft nur Bombaſt zu Markte bringt. Die Anſtrengung, etwas niederzuſchreiben, iſt bei der Denkübung ein ſehr empfehlenswerthes Hülfsmittel, aber nur ſo lange, als es bloß als Mittel, und nicht ſelbſt als Zweck betrachtet wird. Man kann hier freilich einwenden: wenn ich etwas niederſchreibe, das geleſen werden ſoll, ſo ſei es doch vorzüglich der Zweck, von denen, die mich leſen, verſtanden zu werden, und daher müſſe auch das Niederſchreiben meiner Gedanken in dieſem Falle die Hauptſache und nicht bloß Nebenſache ſeyn; allein wie iſt es möglich alle Gedanken anzuſtrengen um Andern verſtändlich zu werden, wenn man nicht ſelbſt ein beſonderes Intereſſe in der Materie findet, die man darzuſtellen beabſichtiget, und wenn man nicht die Hauptabſicht hätte, über den Gegenſtand, worüber man ſchreibt, ſich ſelbſt ſeine Ideen zu entwickeln, und alſo ſelbſt noch eher, als irgend ein Leſer, durch den entworfenen Aufſatz belehrt zu werden. Man kann daher ſicher vorausſetzen, daß ein Jeder, der bei demjenigen, was er niederſchreibt, ſich nicht ſelbſt über ſeinen Gegenſtand zu belehren, und ſeine Ideen ſich deutlich zu entwickeln ſucht, auch nie die wahre Abſicht haben kann, Andere zu

belehren, ſondern indem er über einen Gegenſtand ſpricht oder ſchreibt, der ihn ſelbſt nicht intereſſirt, nur durch Worte entweder andere zu täuſchen ſucht, oder ſich wohl ſelbſt täuſcht, indem er ſich einbildet, über eine Sache, worüber er ſo viel geſprochen hat, auch wirklich etwas gedacht zu haben. Eine überladene Schreibart entſteht daher, wenn das Gedächtniß und die Phantaſie zu wirkſam ſind, und daher die Urtheilskraft, die ihren Ausſpruch immer nur mit wenigen Worten thut, verdrängen. Das Gedächtniß braucht viel Worte, weil es die Materialien zum Denken enthält, die alle beſonders bezeichnet werden ſollen. Die Einbildungskraft faßt ſich ebenfalls nicht kurz, weil ſie nicht wählt, ſondern von ihren Ideengang fortgeriſſen wird. Wenn man daher viele Worte braucht, um den Hauptgegenſtand zu bezeichnen, ſpricht und ſchreibt man nur mit dem Gedächtniſſe und der Phantaſie; man ſtellt bloß Ideen neben einander, ohne zu urtheilen. Aus der bloßen Erinnerung und Nebeneinanderſtellung der Ideen bildet ſich indeß etwas dem Urtheile Aehnliches. Man läßt nämlich bloß die Einbildungskraft wirken, und aus dem Gedächtnißvorrathe die verwandten Ideen herbeiziehen, deren Nebeneinanderſtellung man wegen der Aehnlichkeit, die unter ihnen herrſcht, für eine Art nothwendiger Verbindung hält, und ſich daher einbilden kann, über eine Sache wirklich gedacht zu haben, worüber man bloß geredet oder geſchrieben hat. Einbildungskraft und Gedächtniß pflegen aber häufig im Handeln, Reden und Schreiben die Stelle der Urtheilskraft einzunehmen, woher es denn kommt, daß man ſehr am Alten und Hergebrachten zu kleben gewohnt iſt, wobei bloß die Erinnerung und eine gewiſſe Verwandtſchaft oder Vergeſellſchaftung der Ideen hinlänglich iſt, um in dem Gleiſe fortzugehen, die Denk-

kraft aber jede Anſtrengung erſparen und ſich ganz ruhig verhalten kann. Auf dieſe Weiſe iſt der ſogenannte Kurialſtyl mit allen ſeinen Weitſchweifigkeiten entſtanden, indem man nicht ſowohl mit der Urtheilskraft, als vielmehr mit dem Gedächtniſſe und der Einbildungskraft in den Geſchäften fortarbeitete, und das, was man nach einer gewiſſen Ideenverwandtſchaft einmal zuſammenzudenken gewohnt war, auch immer zuſammen ließ, es mochte zur Sache gehören, oder nicht; welche Gewohnheit in neueſter Zeit zu verſchwinden anfängt, indem auch dieſer barbariſche Styl der freien Denkkraft ſeine Schranken geöffnet hat.

Wenn man einen Gegenſtand, wovon in einer ganzen Abhandlung hindurch die Rede iſt, mit einer einzigen Periode erſchöpfen könnte, ſo würde dies die vorzüglichſte Art des Ausdrucks ſeyn, da man aber immer von neuem die Denkkraft in Bewegung ſetzen muß, um der Sache näher zu kommen, ſo muß man ſich auch bei jedem neuen Anſatze dieſer Art den Hauptgegenſtand wieder lebhaft vorſtellen, und ihn uns ſelbſt, durch das, was wir darüber ſagen, deutlicher zu machen ſuchen. Jeder Verſuch dieſer Art iſt ein Beſtreben, die Sache in ſo kurzen Worten als möglich zu faſſen. Hierdurch wiederholt man ſich nie. Auf dieſe Weiſe erneuert nun die Denkkraft ſo lange ihre Verſuche, bis ſie ſich ſelber ein Genüge gethan hat. Die einzelnen Perioden ſind daher bloß dasjenige, wodurch den wiederholten Beſtrebungen der Denkkraft, ihren Gegenſtand zu umfaſſen, die Spur bezeichnet wird. Die Worte ſind daher nur ein Zeichen der Eingeſchränktheit der Denkkraft, die ſich durch ſolche immer aufs Neue an das erinnern muß, was ſie ſich zum Ziele ſetzte, ſo daß ſie ſtets von neuem ihr Geſchäft wieder anzufangen genöthiget iſt, bis ſie Alles, was zur Sache ge-

hört, erſchöpft hat. Wer nun die Kraft des Gedächtniſſes beſitzt, Alles, was zu einem Gegenſtande gehört, nach einander auf das Genaueſte durchzugehen, ohne dabei die Hauptſache nur einen Augenblick aus dem Geſichte zu verlieren, der braucht ſich auch nicht zu unterbrechen, und daher auch keine wiederholten Anſätze durch Abſchnitte in der Rede zu machen, ſondern er iſt im Stande, alles in wenigen und deutlichen Worten zuſammenzufaſſen, welche die Sache mit einmal erſchöpften, und alles weitere Reden und Schreiben darüber unnöthig machten. Wer aber am öfterſten ſeine Aufmerkſamkeit auf die Hauptſache, indem er das zu einer Sache gehörige durchgeht, durch Unterbrechung wieder erneuern muß, und auf dieſe Weiſe jedesmal nur einen kleinen Theil der Materialien erſchöpfen kann, bei dem müſſen ſich auch die Sätze und Perioden unmäßig häufen, und der Wortkram, der dadurch entſteht, iſt ein Zeichen der Beſchränktheit des Verſtandes. Allein auch der beſchränkteſte Verſtand kann durch immerwährende, wieder erneuerte Richtung der Gedanken auf die Hauptſache, ſich immer dem Ziele nähern, und je länger dieſe Uebung fortgeſetzt wird, deſto ſeltener werden nach und nach die erneuerten Anſätze der Denkkraft nöthig ſeyn, und deſto längere Zeit wird die Aufmerkſamkeit auf die Nebenſache gerichtet ſeyn können, ohne daß man darüber die Hauptſache aus dem Geſichte verliert. Um nun einen Gegenſtand gehörig zu überſehen, muß man denſelben anfangs nicht zu ſorgfältig im Einzelnen betrachten, weil ſonſt die Aufmerkſamkeit zu ſehr auf das Einzelne geheftet wird, und zuletzt das Ganze nicht mehr umfaſſen kann. Die einzelnen Theile des zu entwerfenden Gegenſtandes muß man zuerſt nur flüchtig durchgehen, und ſie gleichſam nur obenhin betrachten, um gleich anfangs einen ungefähren Begriff von dem

ganzen Umfange der Sache zu bekommen, weil ſonſt alles noch ſo ſorgfältige Nachdenken über jeden einzelnen Gegenſtand gar nichts hilft, und man der Sache dadurch um keinen Schritt näher rückt, wenn man auch von jedem einzelnen Umſtande an ſich die deutlichſte Vorſtellung hätte, und einen nach dem andern noch ſo richtig aufzählen konnte. Hat man auf dieſe Weiſe nur erſt den ganzen Umfang der Sache einmal gefaßt, ſo kann man ſich ſchon in die ſorgfältigere Betrachtung der einzelnen Umſtände wieder einlaſſen, und durch die deutlichere Vorſtellung des Einzelnen den ungefähren Begriff, den man vom Ganzen gefaßt hat, zu berichtigen ſuchen. Auf den erſten ungefähren Begriff, den man ſich von einer Sache nach ihrem ganzen Umfange macht, beruht Alles; denn ohne denſelben wird man ſich vergeblich bemühen, etwas über die Sache zu ſagen, ſondern man wird nur dasjenige, was man von der Sache ſchon weiß, wiederholen, und dasjenige hinzufügen, was man ſich Aehnliches dabei erinnert oder vorſtellt, ohne über den Gegenſtand ſelbſt das mindeſte Licht zu verbreiten. Je weniger man gleich anfangs den Umfang der Sache erfaßt hat, um ſo mehr Ueberflüſſiges ſucht das Gedächtniß und die Einbildungskraft daran zu knüpfen, woher ein Schwall von Worten entſteht, durch welche ſich der Verſtand zuletzt nicht mehr durcharbeiten kann; denn durch alles Ueberflüſſige, was man von einem Gegenſtande ſagt, greift derſelbe in fremde Gegenſtände ein und verwickelt ſich damit, ſo daß es immer ſchwerer wird, dasjenige, was nothwendig zur Sache gehört, von demjenigen, was man ſich nur zufällig dabei erinnert oder vorſtellt, zu unterſcheiden. Alles was zur Sache gehört, müſſen wir uns zwar auch erinnern und vorſtellen, aber Alles, was wir uns erinnern und vorſtellen, gehört nicht nothwendig zur Sache. Um

nun unſere Aufmerkſamkeit bloß der Sache zuzuwenden, müſſen wir ſie von allen einzelnen Vorſtellungen und Erinnerungen ſo viel, als möglich, abziehen, und ſolche auf den wirklichen Zuſammenhang der Dinge heften, worin die Sache, worüber wir nachdenken, ſich befindet. Dieſes Hinwenden der Aufmerkſamkeit auf den Gegenſtand, wie er im Zuſammenhange der Dinge wirklich iſt, wird bald die einzelnen Vorſtellungen in ihre Gränzen zurückdrängen, und ihnen ihren Platz anweiſen; denn eine Sache, die wir uns in dem wirklichen Zuſammenhange der Dinge von unſerer Vorſtellung unabhängig denken, wird erſt eine Sache genannt, wodurch ſie ſich von unſerer bloßen Vorſtellung unterſcheidet. Daß wir aber dieſe Kraft beſitzen, eine Sache nicht bloß nach dem Eindrucke, den ſie auf uns macht, ſondern in dem wirklichen Zuſammenhange der Dinge auſſer uns, zu betrachten, macht eben unſern Vorzug des Denkens aus, wodurch wir über unſere eigenen Vorſtellungen hinausgehen, und ſie auf etwas zurückführen, was nun ſelbſt keine Vorſtellung mehr iſt, und was wir die Sache nennen, weil wir keinen beſondern Namen dafür wiſſen.

Die Schönheit der Schreibart liegt in dem Periodenbau. Die Eigenſchaften der Periode ſind Fülle, Angemeſſenheit, Einheit, richtige Stellung, überſehbare Größe, Ebenmaaß der Beſtandtheile. Die Fülle der Periode beſteht darin, daß der Hauptgedanke durch einen gewiſſen Reichthum an Nebengedanken und Ausdrücken unterſtützt wird, geſchieht das, ſo erhält der Satz oder die Periode eine Rundung, welche den Verſtand mehr anzieht und zugleich angenehmer auf das Ohr wirkt; ſie hat daher Fülle erhalten, das heißt, nicht bloß einfache, nackte, logiſche Sätze, ſondern ſie unterſcheidet ſich von dieſen durch Mehrheit der Beſtandtheile, durch Mannigfaltigkeit der

Verbindungsmittel, und durch Erweiterung vermittelſt der eingewebten Beſtimmungen. Dieſe Fülle muß aber aus der Sache ſelbſt herrühren, und eben ſo weit, als ſie von Trockenheit abſteht, auch von dem andern Fehler des unnöthigen Ueberfluſſes ſich entfernen, das heißt, die Fülle muß angenehm, faßlich und nicht weitſchweiſig ſeyn. Die **Einheit** der Periode beſteht in dem Zuſammenhange aller Theile, ſo daß der Sinn nicht eher vollkommen daſteht, als bis das letzte Wort geſprochen oder niedergeſchrieben iſt. Bei der Einheit müſſen alle Wörter eine gemeinſchaftliche Beziehung auf einen Hauptgedanken offenbaren. Es muß ein Wort das andere und ein Theil den folgenden herbeiziehen; der Sinn wird ſchwebend erhalten, bis das Ende hinzugeſetzt wird, wo die Aufmerkſamkeit den Ruhepunkt und das Ziel findet, wohin Alles geſtrebt hat. Je weniger daher ein Satz weggelaſſen und ein anderer hinzugefügt werden kann, um ſo größer iſt die Vollkommenheit der Periode. Die **Stellungen** der Perioden müſſen deutlich ſeyn. Wörter, welche die in Gedanken verbundenen Dinge ausdrücken, müſſen ſo nahe, als es möglich iſt, neben einander geſtellt werden. Die Häufung der Genitive, wenn ſie beſonders in einander geſchoben werden, ſtört die Deutlichkeit, ſo auch diejenigen Wörter, bei welchen ſich die Gleichheit des Dativs und des Genitivs nicht ſogleich erkennen läßt, in welchem Worte der von der Conſtruction geforderte Dativ den Anfang macht. Man vermeide ferner die Häufung der Conjunction **daß** in ſolchen Perioden, wo das zweite und dritte daß von dem vorhergehenden regiert wird. Zu den muſterhaften Perioden in Anſehung der Stellung gehört folgende von **Cicero** pro Milone c. III.:

Doch ehe ich zu der Rede komme, welche unſerer Unterſuchung eigenthümlich iſt, glaube ich die Vor-

würfe, die ſowohl im Senate oft an den Feinden, als auch oft in den Volksverſammlungen von den Anklägern ausgeſtreut wurden, vorher widerlegen zu müſſen, damit ihr jedes Vorurtheil entfernen, und die Sache, welche gerichtlich entſchieden werden ſoll, deutlich erblicken könnet.

In dieſer Periode von Cicero iſt jeder Theil, jeder Zwiſchenſatz, jede Beſtimmung in einen ſolchen Zuſammenhang gebracht, daß durch den Vortheil der Stellung die Deutlichkeit des Ganzen gewinnt. Es fließt alles natürlich fort, und die Länge der Periode thut der Verſtändlichkeit nicht den mindeſten Eintrag. Unter den Deutſchen Schriftſtellern ſind vorzüglich Garve, Engel und Campe, die in Betreff des Periodenbaues, des Reichthums ſeiner Wendungen, und der gefälligen Verknüpfung der Redetheile große Vorzüge beſitzen. Die Perioden müſſen nicht zu groß und lang ſeyn, das heißt, ſie müſſen einen leicht zu überſehenden Umfang haben. Nach dem Cicero ſoll Quintilian das angemeſſene Längenmaaß einer Periode mit vier ſechsgliedrigen Verſen oder mit dem Maaße des Athems verglichen haben. Unſere Sprache, die Deutſche, hat ohnehin das Fehlerhafte in der Zuſammenſetzung, daß ſie das Zeitwort immer nachſchleppt, wodurch der ſchnellere Umtrieb der Gedanken, wenigſtens ihre Mittheilung, gehindert wird, dagegen läßt ſich in der Franzöſiſchen und Engliſchen Sprache, wo das Zeitwort immer dem vorausgeht, was man ſagen will, in der Hälfte der Rede auch voraus beſtimmen, was ihr folgen ſoll und muß, daher können die ſchnelleren Antworten, die den Witz beider Völker auszeichnen, von uns ſelten nachgeahmt werden. Dieſer Fehler liegt zum Theil wohl mehr in der Behandlung der Sprache, als in der Sprache ſelbſt; allein er iſt doch vorhanden und in unſern klaſſiſchen Schriftſtellern zu finden, hauptſächlich in

Wieland. — Die Mannigfaltigkeit in den Perioden iſt hauptſächlich nöthig, wenn die Schreibart nicht einförmig, nicht ſchleppend werden ſoll, daher müſſen lange und kurze Perioden mit einander abwechſeln, nur muß zwiſchen beiden ein gewiſſes Ebenmaaß Statt finden. Kürzere Sätze faßt die Denkkraft leichter auf, ſie ruht dabei aus und gewinnt neue Stärke. Beſtände z. B. der Vorderſatz aus 200, der Nachſatz aber nur aus drei oder vier Wörtern, ſo würde eine ſolche Vertheilung ſich nicht rechtfertigen laſſen, es müßten denn beſondere Urſachen, dem Nachſatze die möglichſte Kürze zu geben, vorhanden ſeyn, wie z. B.

Wenn Alles in Verſchwörung gegen mich zuſammengetreten iſt, wenn, ich mag ſagen was ich will, jede Vertheidigung übel gedeutet werden ſoll; wenn ich mir keine Freundſchaft, kein Wohlwollen mehr erringen kann; wenn ꝛc., ſo muß ich wohl ſchweigen.

Treten ſolche rechtfertigende Urſachen nicht ein, ſo gebietet das Geſetz der guten Schreibart im Allgemeinen, daß alle Glieder von einem beinahe gleichen abgemeſſenen Umfange ſeyn, und alſo Vorderſatz und Nachſatz, nebſt den Zwiſchenſätzen des einen oder des andern Haupttheils, einen beinahe gleichen Raum ausfüllen müſſen. Hierbei iſt jedoch die Regel zu beobachten, daß wenn eine Abänderung Statt finden ſoll, die folgenden Glieder etwas wachſen, weil es dem Ohre mehr Fülle giebt, wenn die letzten Glieder an Länge zunehmen.

Auſſer den bisher angeführten ſechs Eigenſchaften, die eine jede Periode, welche auf Vollkommenheit Anſpruch machen will, haben muß, beachte man noch folgende Regeln: Die Hauptwörter müſſen auf den hellſten Platz geſtellt werden. Die Nebenwörter, Adverbien und Präpoſitionen dürfen nicht zu weit

von ihren Beziehungen getrennt werden. Die Perioden müſſen nicht durch zu viele Beziehungswörter, Nebenſätze und Parentheſen aus einander gezogen, verdunkelt und verworren gemacht werden. Lange und ausführliche Perioden gehören für die feierliche Schreibart. Für Aufſätze des gemeinen Lebens ſind kürzere Perioden am angemeſſenſten, nur muß die Schreibart dadurch nicht zerſchnitten und gezwungen oder eintönig werden. Man füge nicht mit einem und demſelben Worte mehrere Sätze nach der Reihe an einander, und laſſe alle überflüſſige Umſchreibungen weg. Sparſamkeit und richtige Wahl bei dem Gebrauche der Eigenſchafts = Wörter, giebt der Schreibart Kraft und Würde; daher vermeide man ganze Redensarten gleich Eigenſchaftswörtern zu gebrauchen. Das Zeitwort ſetzt die verbindende Wortfolge an das Ende des Satzes; allein mehrere Schriftſteller weichen von dieſer Wortfolge ab, und laſſen, um mehr Kraft in ihre Rede zu legen, das Zeitwort nicht ſchließen, welche Abweichung man aber nicht aus bloßer Liebe zur Neuheit nachahmen muß. Man ſchließe nicht mit einſilbigen, ſondern vielſilbigen Wörtern, nicht ſowohl des Ohrs, als vielmehr des Verſtandes wegen, weil die Denkkraft auf der vorhergehenden Schlußidee mit Wohlgefallen ausruht; auch nicht mit nachſchleppenden Ideen.

So lange der Ausdruck nichts mehr, als deutlich und beſtimmt iſt, ſo lange bleibt die Seele in einem gewiſſen Zuſtande der Ruhe, ſobald aber die Rede durch gewiſſe Formen einen Begriff oder Gedanken näher unter das Auge rückt, ſich zu leidenſchaftlichen Wendungen, Gleichniſſen, Anſpielungen erhebt, und dadurch die Einbildungskraft und Empfindung anregt, ſo fühlt ſich der Geiſt in eine gewiſſe angenehme Thätigkeit verſetzt, und in dieſem Zuſtande

gewinnt auch die Schreibart an Lebendigkeit und Friſche, wovon das Gegentheil ein matter, trockner Styl iſt. Die Lebhaftigkeit wird bewirkt: 1) durch die Auswahl ausdrucksvoller Wörter; 2) durch Verkürzung der Sätze und Perioden, indem man ſie zuſammenzieht, welche Zuſammenziehung beſonders durch Weglaſſung und Verwandlung der Zeitwörter geſchieht, wobei man jedoch die Vorſichtsregel beobachten muß, daß man nie Kürze im Ausdruck auf Koſten der Deutlichkeit ſuche. 3) Gewinnt die Lebhaftigkeit des Vortrages oft, wenn man ſtatt der Zeitwörter Hauptwörter gebraucht. 4) Durch die abſichtliche Veränderung der Wortfolge wird der Hauptbegriff an die Spitze der Rede geſtellt. 5) Durch die Wiederholung. 6) Durch die Anhäufung der Bindewörter. 7) Durch die Ausrufung. 8) Durch die Frage. 9) Durch die Ironie oder das Spottlob, indem man das Entgegengeſetzte von dem ſagt, was man wirklich ſagen will, um durch die Ungereimtheit des Erſtern dem Letztern mehr Nachdruck zu geben. 10) Durch Antitheſen oder die Nebeneinanderſtellung ſolcher Begriffe, die ſich zu widerſprechen ſcheinen, aber doch in irgend einem Geſichtspunkte zuſammentreffen. 11) Durch die Individualiſirung. Man bringe nämlich allgemeine Begriffe auf die möglichſt niedrigſten, das heißt, man nehme das Individuelle und Anſchauliche anſtatt des Abſtracten, verſinnliche Gegenſtände des innern Sinnes durch Anſchauung des äußeren Sinnes. 12) Durch die Perſonification, wenn man lebloſen Dingen, abſtracten Begriffen, Empfindungen, Leben und Sprache beilegt. 13) Durch die Apoſtrophe oder Anrede an Abweſende und 14) durch die Vergegenwärtigung des Vergangenen oder Zukünftigen, das heißt, die Vertauſchung des Imperfectum und Futurum mit dem

Präſens, welches ein gutes Belebungsmittel der Rede abgiebt.

Was nun die verſchiedenen Schreibarten anbetrifft, ſo gebührt der edlen, natürlichen und kunſtloſen Schreibart der erſte Rang. Man erkennt ſie, wenn ihr nichts Mühſames durchblickt, wenn ſie beim Leſen keine Anſtrengung fordert, und ihre Ausdrücke ungeſucht ſind. In der kunſtloſen Schreibart ſteht jedes Wort an ſeiner rechten Stelle und drückt den Gedanken aus, den es ausdrücken ſoll. Die Sätze ſind fließend, die Perioden gerundet und durch leichte Uebergänge an einander gehängt, welche die Aufmerkſamkeit feſſeln, ohne das Denken anzuſtrengen. Der Hauptgedanke iſt immer nur ein Moment des Denkens, keine Nebenvorſtellungen lenken von ihm ab, wo dieſe nothwendig ſind, da ſind ſie als Fortſätze des Hauptgedankens, als ungezwungene Uebergänge zu einem andern Hauptgedanken, eingeflochten. Die edle Einfalt in der Darſtellung und Einkleidung, anſtatt Nachdruck und Würde zu vermindern, erhöhet vielmehr beide. In dem Natürlichen, Einfach-Schönen liegt gewöhnlich hohe Kunſt verborgen, welche der Unerfahrne nicht ahnet und ſelten anerkennt, bevor er Aehnliches, Leichtſcheinendes verſucht. Göthe giebt hiervon ein muſterhaftes Beiſpiel in ſeiner Iphigenie, worin man die Griechiſche Feinheit, die ſtille Größe mit Recht bewundert, und dieſes um ſo mehr, weil ſie nicht in den Charakteren und Begebenheiten allein liegt, ſondern ſich am meiſten in der Rede und im ganzen Vortrage zeigt, welcher edle Einfalt mit Kraft, Würde, Wohlklang und der feinſten Gewandtheit auf's Innigſte verbindet. Dieſer kunſtloſen Schreibart entgegen iſt die gezierte, ſchwülſtige, überladene, wodurch dem Einzelnen oft ein Schimmer zu Theil

wird, der den Blick vom Ganzen abzieht, und ſtatt dieſes mehr ins Licht zu heben, es vielmehr verdunkelt. Einer ſchwülſtigen, gezierten Schreibart fehlt es oft nicht an Lebhaftigkeit und Intereſſe, aber an Beſtimmtheit und edler Einfachheit. Ein Strom von Worten verdunkelt oft nur die guten Gedanken, die man dadurch recht verſtändlich und faßlich machen wollte. Eine ſolche Wortfülle, ein ſolcher Bombaſt bei Gedankenmangel erregt nicht ſelten dem denkenden Leſer Langeweile. Eine ſolche gezierte, überladene Schreibart, die durch ihren Schmuck den Leſer anziehen ſoll, iſt z. B. folgende Stelle aus G. Merkel's Wannem Imanta, S. 99.

„Sei mir gegrüßt, Riga, heilige Heimath! Alles, alles umſchließeſt du, was einſt mir den Traum meiner Kindheit verſchönte, alles, woran das Herz, im Jünglingsalter, ach! mit ſo warmen Gefühlen hing! Alles, deſſen dereinſt ich als Greis nie ohne Thränen gedenke! — Sei mir gegrüßt im Geiſte, heilige Heimath! Nennt dich die Lippe, immer antwortet ein Seufzer ihr aus der gepreßten Bruſt! — Nicht Thaten des Leichtſinnes oder der Bosheit verſchließen mir deine Thore! — O, wär' es dereinſt mir als Greis nur vergönnt, in deinen Schooß das lebensſatte Haupt zur nimmerendenden Ruhe zu ſenken! — Nicht wie es jetzt prunkend, eine Fürſtin unter den Städten, am Geſtade der breitwogenden Düna thront, — gefüllt mit den Schätzen des Handels, der ämſig irrt von Küſte zu Küſte, jede ſegnend; — mit den edleren Schätzen des ſinnreichen Kunſtfleißes, der ſelber erfindet und bildet, was jener nur eintauſcht; — gefüllt mit dem edelſten, erhabenſten Reichthume der Staaten, mit Bürgern von thätiger Hand, redlichem Herzen und hellem, gebildeten Geiſte — nicht ſo lag Riga da, als ꝛc."

Eine unedle, unwürdige, niedrige und pöbelhafte Schreibart iſt diejenige, welche in

Begriffen und Lauten die Einbildungskraft und das Gefühl für Anſtand und Sittlichkeit beleidigen würde. Man kann zwar in jeder ſchriftlichen Darſtellung, z. B. in der Geſchichte, nicht alle Vorſtellungen vermeiden, welche das Zartgefühl oder den feinen Sinn für äußern Anſtand beleidigen, da ſie oft durch die Natur der Sache ſelbſt herbeigeführt werden; wo nun dieſes iſt, z. B. bei geſchichtlichen Thatſachen, da wird auch der Feinfühlende keinen Anſtoß nehmen; wo aber der Styl Vorſtellungen dieſer Art ohne nöthigen Grund erweckt, nicht die möglichen Mittel anwendet, das Anſtößige, ſo viel es ſich thun läßt, zu mildern, oder vielleicht gar mit einem gewiſſen ſichtbaren Wohlgefallen dabei verweilt, da giebt man ihm mit Recht den Mangel an Würde ſchuld. Es können ſelbſt Ausdrücke, die an ſich betrachtet, nicht den mindeſten Anſtoß enthalten, doch bisweilen, in Hinſicht auf die Würde, welche der Gegenſtand beſitzt, mit dem ſie in Verbindung gebracht worden, unedel genannt werden; daher giebt es eine abſolute und relative, ort- und zeitgemäße Würde. Man muß von wichtigen Gegenſtänden und Angelegenheiten ſtets mit Würde ſprechen, man kann aber auch unbedeutenden Gegenſtänden durch den Ausdruck ein ernſtes, würdevolles Gepräge geben; ſo wird man z. B. von einer und eben derſelben Sache anders in einer Verſammlung von Leidtragenden, und anders bei einem frohen Mahle ſprechen.

Bei der Schreibart iſt auch noch beſonders der Wohlklang zu berückſichtigen, da auch die Sprache Muſik iſt, und ein geübtes Ohr ein falſch geſetztes Wort, wie in der Muſik eine Note, bald findet. Ueberhaupt empfindet das Gehör lebhafter, als das Geſicht, daher wirken auch die Töne ſtärker, als die Farben. Der Sinn des Gehörs führt die Rede der Seele zu, daher müſſen Silben und Wörter ſo ge-

wählt, Sätze und Perioden ſo geordnet werden, das ſie angenehm in das Ohr tönen. Wo das Ohr ſich beleidiget fühlt, da merkt man nicht auf den Sinn der Rede, und daher iſt der Wohlklang eine wichtige Eigenſchaft einer guten Schreibart. Die Geſetze des Wohlklanges laſſen ſich beſſer fühlen, als beſchreiben, was nicht ſchon das feinere Gebilde der Gehörwerkzeuge gethan hat, muß durch die Uebung im Hören, durch die Bildung des Gefühls und Geſchmacks erſetzt werden. Der Wohlklang in der Schreibart beruht vorzüglich auf der zweckmäßigen Miſchung der Vocale und Conſonanten, ſo wie der ein- und mehrſilbigen Wörter und deren Verbindung zu einer Rede. Diejenigen Wörter ſind am wohlklingendſten, welche aus weichen und fließenden Tönen, aus Mit- und Selbſtlautern gemiſcht ſind; die erſten machen Härten, die letzten, oder das Zuſammenſtoßen zweier Selbſtlaute am Ende des einen Wortes und im Anfange des folgenden verurſachen Hiatus, das iſt, Gähnlaute oder Uebellaute. Da unſere Deutſche Sprache ſo reich an Mitlautern iſt, ſo iſt deren Anhäufung ſorgfältig zu vermeiden, beſonders werfe man das e nicht ohne Noth weg, und nur da, wo es ſchleppend wird. Wenn man die übelklingenden Wörter nicht ganz vermeiden kann, ſo muß man doch ihre Widrigkeit durch Häufung derſelben nicht mehren. Eben ſo tadelhaft iſt die Häufung gleichklingender Wörter, wie z. B., der, der der Freundſchaft immer treu iſt; auch ſolche Wörter, die ſich mit dem nämlichen Buchſtaben anfangen und mit derſelben Sylbe endigen, wie Unverſchämtheit, Unzuverläſſigkeit, Nachläſſigkeit, Plauderhaftigkeit ꝛc. Man ſetze ferner nicht mehrere Präpoſitionen hinter einander, auch häufe man nicht zu viel einſilbige Wörter, beſonders wenn ſie

Hauptbegriffe bezeichnen, es entſteht dadurch Eintönigkeit, welche auch entſteht, wenn zu viele lange Wörter hinter einander folgen. Man ſetze die Wörter, welche die größte Figur machen, und am volltönigſten ſind, an das Ende. Kurze Wörter, nachhinkende Gedanken, die Widerkehr ähnlicher Sylben machen den Schlußfall matt und unangenehm. Je mehr Sylben das Schlußwort hat, deſto voller und harmoniſcher wird die Periode für das Gehör. Man vermeide die unnöthige Häufung der Bindewörter, vorzüglich der ſchleppenden indem, wenn und daß, und ſuche nicht jeden Satz an einander zu haken. Ueberhaupt vermeide man das Geſchleppe mit ſeyn, haben, werden, desgleichen dürfen, können, mögen, müſſen, laſſen, ſollen, wollen, welche, wenn ſie gehäuft neben einander ſtehen, den Wohlklang ſtören und die Rede ſchleppend machen, beſonders in abhängigen Conſtructionen. Der Artikel muß fort bleiben, wo er keine Dienſte zur näheren Beſtimmung des Subjects thut, ein gleiches findet bei den Fürwörtern, beſonders bei den unbeſtimmten es, das, ſtatt. Der Zeitfall, worin die Geſchichte erzählt, ſei das Imperfectum, worin eine Beugung, nicht ein eignes Hülfswort, die Vergangenheit ausdrückt; man befleißige ſich überhaupt kürzerer Formen der Zeitwörter, vermeide allzulange und harte Zuſammenſetzungen von Haupt- und andern Wörtern, hänge harten Mitlautern, Milderungs- und Wohllautsbuchſtaben an ꝛc.

Man betrachte übrigens den Wohllaut nicht als das Höchſte in der guten Schreibart; man ſehe ihn nur als ein Kleid an, welches nur dann etwas gilt, wenn die Perſon unſere Aufmerkſamkeit verdient. Man kann ihm wohl etwas von dem Sprachgebrauche aufopfern, aber ihm zu gefallen darf man

nie den Gedanken ſchwächen oder entſtellen. Derjenige, der bloß den guten Klang, als das Vorzüglichſte in der Schreibart ſucht, wird nie gut ſchreiben. Der Klang der Rede muß dem inneren Tone angemeſſen ſeyn, das heißt, der Stimmung des Gemüths, worin ſich der Schreibende befindet, der Würde, dem Ernſte, dem Scherze, der Zärtlichkeit, der Freude, der Traurigkeit, der Wehmuth ꝛc. Ein ernſthafter, feierlicher Vortrag über wichtige Gegenſtände würde durch übertriebenen Wohlklang, durch zu reichen Schmuck zu viel verlieren; denn ſo wie der Maler ernſthafte Gegenſtände nicht mit der höchſten Lieblichkeit der Farben, nicht mit einem brillanten Kolorit malt, und wie er einen Athleten nicht mit den ſanften, fließenden Umriſſen einer weiblichen Schönheit zeichnet, ſo muß man es auch mit dem Wohlklange machen, der allemal mit dem Charakter des Styls übereinſtimmen muß. Folgende Muſterſtelle empfiehlt ſich durch Lebhaftigkeit, Würde, Wohlklang, Rundung der Perioden, Abwechſelung langer und kurzer Redeſätze, und Reichthum der Gedanken; ſie vereiniget Alles in ſich, was man von einem guten, fließenden Styl fordert.

Wie konnte dem glücklichen Krieger gelingen, was ihm bis dahin vor unſern Augen gelungen iſt? Warum wurde eben das, was jetzt die Feſſeln des unterjochten, mit Leichen bedeckten Europa's glücklich löſete, nicht weit früher in das Werk geſtellt, um vielmehr die bevorſtehende Knechtſchaft abzuwenden? Die Geſchichte, die weit öfter ſpricht, als man ſie vernimmt, die öfter vernommen, als verſtanden, öfter verſtanden, als befolgt wird, die Geſchichte giebt uns hierauf genügende Antwort. Viele der herrlichen Städte Europens verwüſtet, oder von ihrem Glücke herabgeſunken! Ueberall das Land entvölkert und verödet! Die Blüthe der Europäiſchen Jugend gefallen, auf fernen Schlachtfeldern geopfert! Alle Eigenthumsrechte in Unſicherheit

gebracht, oder mit frecher Hand beleidiget! Aller öffentliche Credit untergraben! Aller Handel zerſtört! Aller Gewerbsfleiß zu Grunde gerichtet! Der forſchende Geiſt entmuthet! Das Heiligſte entwürdiget! Die Geſittung aller Völker wieder mit der Finſterniß des Mittelalters bedroht! Und dieſes Alles durch einen Einzigen, und um dieſes Einzigen willen! Wer fühlt ſich da nicht verſucht mit dem ſterbenden Brutus läſternd auszurufen: o Tugend! du biſt ein leerer Name! ein Schatten ohne Kraft und That! — Aber, nicht doch! — ruft die Geſchichte und die ſich ſchon offenbarende Gegenwart — nicht um dieſes Einzigen willen, ſondern um der Millionen willen, die des Schreckens bedurften, um aus verweichlichendem Schlummer zu erwachen, die des Elends bedurften, um wieder eines beſſern Daſeins würdig zu werden, der Knechtſchaft, um den Werth der Freiheit zu empfinden, der Unterdrückung, um wieder ihrer Kraft ſich bewußt zu werden. Was er für ſein beſchränktes Selbſt nur wollte, das vollbrachte er, ihm ſelber unbewußt, zu großen Zwecken, die entweder ſein Gemüth nicht faßte, oder ſein Hochmuth verſchmähte. Während er verderben ſäete, gingen Saaten aus den mit Blut gedüngten Feldern auf, welche Blüthen und Früchte verheißen, die ohne ihn nimmer gediehen wären. Dem kranken, durch ſein Greiſenalter ſchwach gewordenen Europa baute er den Scheiterhaufen, ohne zu ahnen, daß die verzehrende Glut den alten Phönix verjünge, und dieſer zu neuem Leben kräftig ſchön aus ſeiner eignen Aſche ſich erhebe. Mit dem Streite kommt die Kraft, mit den Gefahren der Muth, und, wie in der Natur aus dem Tode ſelbſt das Leben ſich entwickelt, ſo wird oft den Völkern die Stunde der Erniedrigung zum großen Auferſtehungstage der Macht und des Ruhmes. So wurden die Verheerungen und Unterjochungskriege des großen Königs für Griechenland der Anfang eigener Größe; ſo kam durch Philipp des Zweiten Tirannei, durch Herzogs Albas Schaffotte das Belgiſche Volk zur Heldenkraft, zur Selbſtſtändigkeit und Blüthe; ſo ſchuf König Chriſtian, indem er dem Schwedenvolke einen Guſtav Waſa erweckte, durch das Blutbad zu Stockholm die innere Freiheit und die äußere

Würde der von ihm getretenen Nation; ſo ſtieg die Schweiz unter der Geißel der Landvögte, unter den Schwertern der zu ihrer Unterjochung ausgeſandten Heere zur Freiheit, zur Kraft und zum ewigen Ruhme. Die Vorſehung braucht der Eroberer eben dazu, wozu die Natur der Stürme, der Ungewitter, der Erdbeben, und ſelbſt der Peſtilenz bedarf, nämlich, die Menſchheit zu reinigen, zu erfriſchen, durch neue Lebenskraft zu verſtärken und zu verjüngern.

Bei einer guten Schreibart iſt noch beſonders der Uebergang und die Steigerung zu berückſichtigen. Je mehr ein Aufſatz vom Anfange bis zu Ende in allen ſeinen Theilen, Sätzen und Perioden zuſammenhängt, und als ein ſchönes Ganzes erſcheint, deſto mehr gewinnt er an Deutlichkeit und Annehmlichkeit. Daher iſt der Uebergang von einem Gedanken auf den folgenden, von einem Hauptpunkt auf den andern, mittelſt der Bindewörter oder beſonderer Wendungen, von nicht geringer Wichtigkeit. Es geſchieht entweder unmittelbar, wenn zwei verſchiedene Gedanken ohne ein Bindewort auf einander folgen, oder mittelbar, durch Bindewörter oder kurze Bindeſätze und Formeln, wodurch der Grund und die Art der Verbindung angezeigt wird. Die verſchiedenen Gattungen von Schreibarten haben auch ihre verſchiedenen Uebergangsformeln; ſo z. B. werden in dem beweiſenden Vortrage gewöhnlich die Wörter: darum, nun aber, alſo, deswegen, folglich ꝛc. gebraucht. Es müſſen nur diejenigen Formeln gebraucht werden, die auf eine einfache Weiſe den Zuſammenhang der Gedanken andeuten, die zum voraus anzeigen, ob das Folgende ein Schluß iſt, der aus dem Vorhergehenden gezogen wird, oder ob es eine Erweiterung, Einſchränkung und nähere Beſtimmung vom Gegenſatze des Vorhergehenden iſt, ob es weſentlich

zur Sache dient, oder nur beiläufig angemerkt wird, ob es eine Fortſetzung der vorgetragenen Materie oder etwas davon verſchieden iſt ꝛc. Die Uebergänge ſind in der Schreibart das, was das Vertreiben in der Malerei iſt; die Härten werden dadurch gemildert, die oft entfernten Gedanken einander näher gebracht. Hat man z. B. einen weitläuftigen Vortrag geendiget, ſo widerhole man denſelben kürzlich und ſage: man wird Alles leichter überſehen ꝛc. Der Stoff, über den man ſchreibt, erlaubt zuweilen künſtliche, witzige ꝛc. Uebergänge und Wendungen.

Steigern heißt, vom Niedern zum Höhern, vom Schwächern zum Stärkern fortgehen. Die Aufmerkſamkeit wird geſpannt, wenn man von ſchwächern Empſindungen zu immer ſtärkern, von dunklern, mattern, allgemeinen Ideen zu immer klärern, ſtärkern, anſchaulichern geführt wird. Um den Ausdruck zu verſtärken ſetzt man oft das Bindewort und vor jeden Satz, wenn ſie ſich einander gleich ſind, z. B. er kam und ſahe, und erſtaunte und rief ꝛc. Das nämliche gilt auch von Hauptwörtern, die in gleichen Verhältniſſen ſtehen: Mann und Weib und Kind; der reiche und gelehrte und glückliche Mann. Um die Steigerung deutlich zu zeigen diene folgender Satz:

Es gab Jahrhunderte, wo die Menſchheit mit verbundenen Augen geführt wurde — von einem Gefängniß ins andere; es gab andere Jahrhunderte, wo die Geſpenſter die ganze Nacht polterten und umſtürzten, und am Morgen war nichts verrückt; es kann keine andere Jahrhunderte geben, als ſolche, wo Individuen ſterben, wo Völker ſteigen, wo Völker zerfallen, wenn das Menſchengeſchlecht ſteigt.

Es giebt eine höhere Ordnung der Dinge, als wir begreifen können, es giebt eine Vorſehung in der Weltgeſchichte und in eines jeden Leben, die die Vernunft aus Kühnheit leugnet, die das Herz aus Kühnheit glaubt — es muß eine Vorſehung geben, die nach andern Regeln, als wir einſehen, dieſe verwirrte Erde verknüpft als Tochterland mit einer höheren Stadt — es muß ein Gott, eine Tugend, eine Ewigkeit geben.

Was die *Hülfsmittel* einer guten Schreibart betrifft, ſo beſtehen dieſe in der *Lectüre* und in der *Selbſtübung*. In den vier Worten: *lies*, *beurtheile*, *verſuche*, *ändere* iſt Alles enthalten, wodurch ein guter Styl erlernt und ausgebildet werden kann. Das Leſen ſprachrichtiger und in ihrer Art und nach ihrem Zwecke muſterhafter Schriften hat eben ſo viel Antheil an der Bildung des Styls, des richtigen Geſchmacks, ſowohl im mündlichen, als ſchriftlichen Ausdruck, als die Regel, ſobald nur die eigene Uebung, die allein die Fertigkeit geben kann, hinzukommt. Man leſe fleißig die klaſſiſchen Schriftſteller und ſuche ſeine Schreibart nach der ihrigen zu bilden; denn nur ſie kann man als Muſter ſtudiren. Man leſe daher *Eichhorns*, *Engels*, *Garve's*, *Goethe's*, *Herders*, *Leſſing's*, *Moritz's*, *Rammlers*, *Reinhards*, *Schillers*, *Thümmels*, *Voſſens*, *Wielands*, *Sturzens*, *Campe's*, *Hermes*, *Hippels*, *Huberts*, *Rochlitz's*, *Seume's*, *Mendelſohns*, *Mosheims*, *Jeruſalems*, *Manſos*, *Eberhards*, *Fr. Nicolais* und Anderer Schriften, welche als *klaſſiſch* in der Deutſchen Sprache anerkannt ſind. In der Wahl der Bücher, ſo wie in der Ordnung, nach welcher man ſie ſtudiren ſoll, befolge man den Rath ſachkundiger Männer. Beſonders iſt Abwechſelung in der Lectüre zu empfeh-

len, bald müſſen ernſthafte und ſchwere, bald unterhaltende Schriften geleſen werden; letztere, um ſich zu erholen und zu neuer Arbeit zu ſtärken. Man mache aber das Letzte nicht zur täglichen Beſchäftigung; denn es liegt in der Oeconomie unſerer Natur, daß durchaus kein Geſchäft anhaltend und mit Erfolg betrieben werden kann, was nicht mit einer Art von Vergnügen verbunden iſt. Man leſe immer mit Aufmerkſamkeit, und kritiſch, das heißt, daß man ſich Rechenſchaft ablegt, ob man das Geleſene auch richtig verſtanden und begriffen habe. Wer ſich durch das Leſen unterrichten will, muß zuerſt wiſſen, welche Bücher, in welcher Ordnung, und wie er ſie zu leſen hat. Man muß ſich in dieſer Hinſicht einem Manne von reiferem Urtheile vertrauen, und ſich ein Verzeichniß der zu leſenden Bücher machen. Man leſe jedes Buch, wie ſchon oben bemerkt worden, kritiſch in Anſehung der Sprachreinheit, Rechtſchreibung, Interpunktion, Sprachrichtigkeit, Reinheit des Ausdrucks und der Zierlichkeit und Eigenthümlichkeit der Schreibart. Das Eigenthümliche und Beſondere des Schriftſtellers, was ſeine Art zu denken, zu empfinden, zu reden, bezeichnet, muß genau bemerkt, und nicht bloß bei der Lectüre gefühlt, ſondern auch deutlich gedacht und beſtimmt entwickelt werden; man muß genau angeben können, worin es beſteht. Man achte auf die Urſachen, warum uns die Schrift beſonders gefiel. Man bemerke bei der angeſtellten Zergliederung, wie der Schriftſteller, wo er, und warum er dieſe oder jene Stellung der Worte wählte. An einem Orte wird man finden, ward einem Satze die größte Kürze gegeben, an andern folgten die gefüllteſten Perioden auf einander. Das eine Mal ſteht das Zeitwort am Ende, das andere Mal am Anfange oder in der Mitte. Kommt man nun auf ſolche Stellen, die wegen ihren ſchwer-

fälligen Verbindungen minder gefallen, ſo verſuche man ihnen eine beſſere, wenigſtens deutlichere Wendung zu geben. Studirt man auf dieſe Art mehrere von einander verſchiedene Schriftſteller, ſo wird der Geiſt gleichſam auf allen Seiten abgeſchliffen; er wird geübt, ſeine Gedanken aus mannigfaltigen Geſichtspunkten zu betrachten, ſie mit verſchiedenen Nebenvorſtellungen zu verknüpfen, ſie in verſchiedene Verbindungen zu bringen, auf verſchiedene Art anzuwenden; ferner ſeine Gefühle auf mannigfache Art zu beſtimmen, ſie zu verfeinern, zu ſchärfen, zu mäßigen, und ſo überhaupt ſich in verſchiedenen Formen zu ſchmiegen. Wer es verabſäumt hierauf ſein Augenmerk zu richten, oder wer bei dem Studium einzelner Schriftſteller ſtehen bleibt, der wird von dem ernſtlichen Fleiße doch nur eine ſehr einſeitige Ausbildung ſeiner Geiſteskräfte einärndten, und ſich beſonders nicht diejenige Gewandtheit des Geiſtes erwerben, die unſern Kenntniſſen in Rückſicht auf ihren wirklichen Gebrauch in der Anwendung einen ſo vorzüglichen Werth giebt, und ſich darin äußert, daß man ſich in fremde Gedanken leicht und ſchnell zu finden, und ſeine eigenen eben ſo ſchnell aus dem Geſichtspunkte zu betrachten und auf die Art anzuwenden weiß, als es gerade der gegebene Fall erfordert. Da man ſich nun nicht damit begnügt, bloß den Inhalt des Geleſenen zu verſtehen, ſondern auch beobachtet, in welcher Anwendung der Schriftſteller ſeine Sätze verbunden und das Ganze dargeſtellt hat, ſo gewöhnt man ſich leicht zum richtigen denken. Man bereichert dadurch, ohne daß man nöthig hat, ſich zur Einſicht der Geſetze, welche der Verſtand beim Denken befolgt, zu erheben, ſeinen Verſtand mit Ideen, die Stoff zu künftigen Gedanken geben, und lernt Wendungen, die man bei ſeinen eigenen Arbeiten benutzen kann.

Mit dieſer Uebung lernt man unvermerkt die Kunſt, ſich richtig und ſchön auszudrücken, denn dieſe Kunſt iſt ohne die Fertigkeit richtig und ſchön zu denken und zu empfinden nicht möglich, und wenn ſie auch ohne dieſelbe möglich wäre, ſo würde ſie doch zu nichts helfen. Eine Rede voll der ſchönſten Ausdrücke, ohne ſchöne Gedanken und ſchöne Verknüpfungen derſelben, iſt ein, obgleich wohltönendes, doch leeres und nichts ſagendes Schellengeklingel. Wenn aber die Fertigkeit, wahre und ſchöne Gedanken zu erzeugen, erſt vorhanden iſt, ſo findet ſich die Kunſt ſchön zu reden zwar nicht von ſelbſt, ſondern durch Anſtrengung, aber doch, bei gehöriger Aufmerkſamkeit, weit leichter, als die erſtere Fertigkeit. Nichts geht ohne eigenes Zuthun, ohne eigene Anſtrengung, Fleiß und Selbſtthätigkeit in den Geiſt über. Soll die Lectüre den Geiſt ergreifen, belehren und vervollkommenen, ſo muß man das Geleſene mit Liebe, mit ſtrenger Aufmerkſamkeit ſich zueignen. Man muß nicht mechaniſch, nicht zu geſchwind, zu flüchtig, zu viel leſen, ſondern ſich gewöhnen, das Geleſene zu verſtehen und zu prüfen; nur eine ſolche Lectüre hat bildende Kraft. Gute Bücher müſſen mehrere Male geleſen werden. Das erſte Mal leſe man um eine allgemeine Ueberſicht zu erhalten. Man leſe erſt ohne kritiſche Betrachtungen über das Geleſene anzuſtellen, ſondern überlaſſe ſich ganz dem Vortrage des Schriftſtellers. Das äſthetiſche Kunſtwerk wird einen um ſo tiefern Eindruck auf unſer Gemüth machen; es wird uns ganz ergreifen, durch die Schönheit der Sprache feſſeln und mannigfaltige Bewegungen in der Seele hervorbringen. In der Folge leſe man mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit, um den Plan und Zweck des Verfaſſers zu überſehen. In wiſſenſchaftlichen Büchern, worin ein genauer Zu-

ſammenhang herrſcht, muß man bei jedem Satze ſo lange verweilen, bis man ihn ganz verſtanden hat. Was man nicht verſtehen kann, merke man an, um zu einer andern Zeit, mit friſcher Denkkraft daſſelbe wieder vorzunehmen, und wenn man den Satz auch beim zweiten Male nicht verſteht, ſo frage man Andere um ihre Meinung darüber. Um ſich das Vorzüglichſte, die Hauptgedanken des Geleſenen um ſo beſſer einzuprägen, ſo ſchreibe man ſolche auf, welches am beſten geſchieht, wenn man bei jeder merkwürdigen Stelle im Buche mit einer Bleyfeder ein kleines Strichen macht, und auf einem Papierſtreifen die Seite, wo eine oder mehrere ſolche Stellen ſtehen, bemerkt, und dieſe Notiz ſelbſt in das Buch legt. Auf dieſe Art wird die Aufmerkſamkeit beim Leſen nicht unterbrochen, und der Faden des Nachdenkens nicht verloren. Das Ausſchreiben nimmt man am beſten zu einer Zeit vor, wenn man zum eigenen Nachdenken weniger aufgelegt iſt. Man ſuche dasjenige, was in ſeiner Art vortrefflich iſt, ins Gedächtniß zu faſſen, wodurch ein großer Sprachſchatz gewonnen, und der eigene Gebrauch der Sprache in den verſchiedenſten Gattungen des Styls ſehr befördert wird. Man muß aber den guten Styl nicht in lauter Erinnerungen des Geleſenen ſetzen, und dadurch die Eigenthümlichkeit verlieren.

Man ſchreibe die Worte eines Schriftſtellers, den man lieſet, nicht immer unverändert ab; denn da es auf den weſentlichen Inhalt ankommt, ſo muß dieſer kurz, jedoch treu und vollſtändig hingeworfen werden. Der erſte und leichteſte Weg, ſich im Denken zu üben, iſt, die Gedanken Anderer mit eigenen Ausdrücken zu wiederholen, und eigene Gedanken damit zu verbinden. Nur Materialien, nicht die Form, worin ſie der Schriftſteller aufſtellt,

nicht das Raiſonnement ſoll in unſer Tagebuch übergetragen werden; nur hierdurch ſichern wir unſeres Geiſtes Eigenthümlichkeit, verpflanzen fremde Erzeugniſſe auf ſein Gebiet, und gewinnen Früchte, die das Eigenthümliche unſerer Denk- und Empfindungsweiſe an ſich tragen. Man excerpire entweder ungeordnet oder unter gewiſſen Rubriken, oder auch auf einzelne Worte und Redensarten, und ſetze allemal den Schriftſteller bei, aus dem man etwas entlehnt oder die Excerpte gemacht hat. Hat man es hierin ſchon zur Genüge gethan, ſo ſtudire man meiſterhafte Kritiken über die Schriften, die man geleſen hat, und ſtrebe nach dem freien Scharfblick einer ſelbſtſtändigen Urtheilskraft. Eine gute Uebung iſt die Umarbeitung der Poeſie in Proſa, der Geſpräche in Erzählungen, und ſo umgekehrt. Auch iſt ein ganz vorzügliches Mittel zur Erlernung eines guten Styls, die Ueberſetzung und Nachbildung der beſten Muſter aus fremden Sprachen zu empfehlen. Man muß aber die Ueberſetzung ſo machen, als wenn das Original in unſerer Mutterſprache geſchrieben worden wäre, ſich alſo nicht ſklaviſch an das Original binden und ſchülermäßig überſetzen, ſondern frei. Verſuche dieſer Art ſchärfen unſer Auge tiefer in den Genius unſer Sprache, in ihre Natur und in den Zuſammenhang ihrer Bezeichnung zu blicken. Nach dieſer Uebung im Denken, Excerpiren und Umarbeiten gehe man von leichten Auszügen zu ſchwereren über. Man verfertige zuſammenhängende und prüfende Auszüge aus erzählenden nnd beurtheilenden Schriften, die aber in beider Rückſicht muſterhaft ſind. Dieſe Uebung iſt eben ſo leicht als nützlich; ſie gewährt den Vortheil, daß man dieſe Auszüge ohne fremde Hülfe machen kann, indem man immer ſeinen Schriftſteller, als Vorbild und als Beurtheiler vor

ſich hat. Das Excerpiren eines Schriftſtellers hat den Vortheil, daß man ihn mit größerer Aufmerkſamkeit lieſt, als es gewöhnlich geſchieht, wenn man keinen Auszug daraus zu machen beabſichtiget. Ueberhaupt ſuche man den Schriftſteller, aus dem man einen Auszug macht, zu berichtigen, zu ergänzen oder zu widerlegen, wodurch man ſeinem Denken eine gute Form giebt. Man kann in der Folge das Leſen durch eigenes Nachdenken über das Geleſene unterbrechen, wodurch das Gedächtniß geübt und der Styl gebeſſert wird. Kurze Lebensbeſchreibungen von Regenten, Staatsmännern, Gelehrten, Künſtlern ꝛc. aus mehreren Autoren zu machen, iſt eine nicht ſchwere und meiſtens angenehme Arbeit; ferner Beurtheilungen des Geiſtes und Charakters großer Männer aus vorhandenen Lebensbeſchreibungen. Vergleichungen von Helden, Regenten, Staatsmännern, Geſetzgebern und Schriftſtellern, die ſich einander in Anſehung ihrer Thaten ähnlich oder unähnlich ſind: Alexander, Friedrich der Große, Cäſar, Napoleon, Karl der Große, Karl der Zwölfte, Guſtav Adolph, Ludwig der Vierzehnte, Heinrich der Vierte; Sully, Richelieu, Pitt, Canning, Leſſing, Voltaire, Leibniß, Newton, Kant, Rouſſeau ꝛc.

Einzelne Materien eines geleſenen Buches arbeite man nachher ausführlich aus, vergleiche die Ausarbeitung mit dem Buche ſelbſt und bemerke die gemachten Fehler, oder man verſuche einen Abriß von dem ganzen geleſenen Buche aus dem Gedächtniſſe zu verfertigen. Man leſe Streit-Schriften ohne Vorurtheil für oder wider eine Sache oder den Autor, und urtheile nicht eher, als bis man die Gründe und Gegengründe über einen ſtreitigen Punkt kennt. Daher müſſen die vorzüglichſten Schriftſteller beider

Partheien geleſen, ihre gegenſeitigen Meinungen ausgezogen, verglichen und gegeneinander abgewogen werden. Hierzu dienen z. B. die Streitſchriften über die Franzöſiſche Revolution, über das phyſiokratiſche Induſtrie- und Merkantilſyſtem, ꝛc. Späterhin gewöhne man ſich über die Materie ſelbſt nachzudenken, ehe man das Buch in die Hand nimmt, worin ſie abgehandelt worden. Iſt man nun mit der allgemeinen Lectüre fertig, ſo gehe man an die beſondere, das heißt, an diejenige, welche für ſeinen beſtimmten Zweck, für ſein Amt, oder für die Wiſſenſchaften, welche man ſich widmen will, die vorzüglichſten ſind; daher muß man ſich Kenntniß von den beſten Schriften ſeines Fachs zu verſchaffen ſuchen. Bei hiſtoriſchen Schriften hat man beſonders auf die Zeitordnung zu achten und auf die Art, wie der Verfaſſer die Urſachen und Wirkungen an einander gereihet hat. Bei wiſſenſchaftlichen Schriften richte man ſeine Aufmerkſamkeit vorzüglich auf die oberſten Prinzipien, von welchen alles ausgeht, und überlege bei jedem Abſchnitte, wie deſſen Inhalt mit den Grundſätzen zuſammen hängt.

Lichtenberg ſagt:

Zwei Abſichten muß man bei der Lectüre beſtändig vor Augen haben, wenn ſie vernünftig ſeyn ſoll; einmal, die Sachen zu behalten und ſie mit ſeinem Syſteme zu vereinigen, und dann vornämlich, ſich die Art eigen zu machen, wie jene Leute die Sachen angeſehen haben. Dieſes iſt die Urſache, warum man jedermann warnen ſollte, keine Bücher von Stümpern zu leſen, zumal wo ſie ihr eigenes Raiſonnement eingemiſcht haben; man kann Sachen aus ihnen lernen, allein was weit wichtiger iſt, ſeiner Denkungsart eine gute Form zu geben, lernt man nicht. — Man kann nicht leicht über zu vielerlei denken, aber man kann über zu vielerlei leſen. Ueber je mehrere Umſtände ich denke, das heißt, ſie mit meinen Erfahrungen und meinem Ge-

dankenſyſteme in Verbindung zu bringen ſuche, deſto mehr Kraft gewinne ich. Mit dem Leſen iſt es umgekehrt; ich breite mich aus, ohne mich zu ſtärken. Laß dich daher deine Lectüre nicht beherrſchen, ſondern herrſche du über ſie. Von den jedermann bekannten Büchern muß man nur die allerbeſten leſen, und dann lauter ſolche, die faſt niemand lieſt, deren Verfaſſer aber Männer von Geiſt ſind.

Ueberhaupt muß man ſich jedes Buch, was man geleſen oder auch nur durchblättert hat, anmerken, und eben ſo jedes Buch, worauf man irgendwo aufmerkſam gemacht worden iſt. Gewöhnt man ſich einmal an die oben angeführten Regeln, ſo iſt man auf dem Wege, die große Kunſt zu lernen, bei dem kleinſten Aufwande von Zeit und Mühe mit dem größten Nutzen zu leſen, wodurch man dann ſeinen Styl vollkommen ausbildet. Man darf ſich aber auf die Regeln nicht ganz verlaſſen, oder ſie nur als die Hauptſache, um einen guten Styl zu erhalten, anſehen, weil man ſonſt nur ſeinen Styl mechaniſch ausbilden würde; denn um gut zu ſchreiben, iſt es nicht genug, eine Menge einzelner Regeln zu wiſſen, weil man während des Schreibens nicht Zeit hat, das Regiſter, welches alle dieſe Vorſchriften enthält, jedesmal erſt in Gedanken durchzulaufen, und ſich nun gerade der Regel deutlich bewußt zu werden, die auf den gegenwärtigen Fall paßt. Man muß vielmehr im Stande ſeyn, ſich aus einem Hauptgrundſatze auf jeden beſondern Fall die Regel ſelbſt zu bilden, und eine zweckmäßige Anweiſung zu einer guten Schreibart muß nicht ſowohl das Gedächtniß mit unnützen Vorſchriften überhäufen, als vielmehr den Verſtand ſchärfen, und das eigene Nachdenken üben, daß er nach einem ſicheren Maaßſtabe für einen richtigen Gedanken den beſten Ausdruck wählen lerne. Da nun bei der Wahl des Ausdrucks ſo viel darauf

ankommt, daß die Richtigkeit des Gedankens vorher gehörig geprüft worden, ſo kann es keine brauchbare Anweiſung zu einer guten Schreibart geben, die nicht zugleich eine Anweiſung zu einer richtigen Vorſtellungsart oder eine Art von praktiſcher Logik in ſich enthielte; denn der Ausdruck kann ſich nur mit dem Gedanken, und die Gabe ſich deutlich zu machen, kann ſich nur mit der Denkkraft ſelbſt und ihrer Entwickelung bilden. Man kann daher von einer guten Schreibart gar nicht reden, wenn man nicht erſt auf die richtige Vorſtellungsart aufmerkſam iſt, die dem ſchönen und wahren Ausdrucke nothwendig vorangehen muß, und woraus man ſeine Güte allein beurtheilen kann; denn was wirklich ſchön geſagt ſeyn ſoll, muß auch vorher ſchön gedacht ſeyn, ſonſt iſt es leeres und täuſchendes Wortgeklingel.

Wer ſich beim Schreiben der Regeln, nach welchen er ſchreibt, noch deutlich bewußt iſt, wird ſich nie mit Leichtigkeit und Wärme ausdrücken, ſondern Zwang und Trockenheit wird in jeder Zeile herrſchen, weil Intereſſe für die Sache verloren gehen muß, wenn man ſeine Gedanken erſt darauf richtet, den Ausdruck nach Regeln abzumeſſen. Die Sache, worüber man ſchreibt, muß immer den erſten Platz in der Seele einnehmen, und die Regel, nach welcher man ſchreibt, muß gleichſam nur im Hintergrunde der Denkkraft liegen, und ſich nicht unter die lebhaften herrſchenden Ideen miſchen, wenn dieſe nicht dadurch geſtört und geſchwächt werden ſollen. Die Möglichkeit dieſes Satzes kann man nicht eher einſehen, als durch die Uebung, welche Uebung darin beſteht, daß man anfangs an vielen einzelnen Beiſpielen den Gedanken mit dem Ausdrucke vergleichen und einen durch den andern prüfen lerne, und dann den Vorſatz faſſe, für ſeine eigenen Gedanken den beſten Ausdruck zu wählen, indem man genau Acht giebt, ob

ſie uns, in Worte gekleidet, noch eben ſo vorkommen, als vorher, da ſie noch dunkel in unſerer Seele lagen.

Moritz ſagt in ſeinem Briefſteller, 4te Aufl., Berlin, 1802, wo er von dem Geſchäfts-Style ſpricht:

„Auf jeden Fall iſt es zur Bildung des Geiſtes und Entwickelung der Denkkraft nöthig, daß die Schreibart vorzüglich geſchätzt werde; denn wenn man erſt dahin kommt, daß man nur auf die Sache, und gar nicht mehr auf die Schreibart ſieht, ſo bleiben gar keine Gränzen mehr, man verliert ſich in einem Ocean von Gegenſtänden und uns bleibt zuletzt kein Kompaß mehr zu der Richtung unſerer Gedanken übrig. Die Schreibart hebt ſich gleich, ſo wie das eigentliche Handeln in die Darſtellung übergeht. — Ein dramatiſcher Dichter, der einen intereſſanten Auftritt aus dem Leben nimmt, um ihn in ſchöner Nachahmung wieder darzuſtellen, wird freilich jedes Wort genauer abwägen, als es von den Perſonen geſchehen konnte, mit welchen ſich jener Auftritt im wirklichen Leben ereignete; denn bei dem Dichter ſind nun, da die wirkliche Begebenheit vorüber iſt, die Worte, wodurch ſie wieder dargeſtellt wird, die Hauptſache. So iſt es auch mit der Geſchichte, wenn ſie vorbei iſt; ſie iſt nun nicht mehr in den Feſſeln der Wirklichkeit und ſchleiſt ſich gleichſam ab, da ſie durch die Erzählung in die bloße Erſcheinung übergeht. Die Geſchäfts- und Staatsverhandlungen ꝛc. ſind gleichſam noch die Geſchichte im Werden und in der Wirklichkeit mit allen anklebenden Schlacken, die nur durch die Zeit erſt abgeſchliffen werden können, oder vielmehr durch das gänzliche Vorbeyſein der Sache ſich von ſelbſt ablöſen. Dieſes iſt nun wohl die Urſache, daß man die Geſchäftsſprache als etwas beſonders betrachtet hat, weil man zwiſchen der darſtellenden Schreibart, und derjenigen, womit man ſelbſt Geſchäfte betreibt, einen zu ſcharfen Einſchnitt machte. Freilich iſt ein auffallender Unterſchied dazwiſchen, wenn ich jemand ein ihn betreffendes Teſtament, oder etwas aus einem eleganten Schriftſteller zur Unterhaltung vorleſe;

beides hat aber doch zur Abſicht, deutliche und leicht zu faſſende Begriffe zu erwecken; und das Teſtament und das Buch müſſen in dieſer Rückſicht einerlei Eigenſchaften haben, wenn das eine den Zuhörer unterhalten und das andrre der aufgeregten und auf eigenen Vortheil ſich gründenden Wißbegierde Genüge leiſten ſoll. Die Worte, womit man Geſchäfte ausrichtet, werden ihres Zweckes deſto weniger verfehlen, jemehr ſie darſtellend ſind, und die Sachen anſchaulich machen. Bei den Worten, womit man bloß unterhalten will, findet eben dies Erforderniß Statt, der Unterſchied liegt nur darin, daß bei dieſen bloß das Vergnügen, und bei jenen Vergnügen und Nutzen zugleich in Anſchlag kommt. Diejenigen Verhandlungen in Staatsſachen, z. B. welche zu der Zeit, da ſie wirkſam ſeyn ſollten, am beſten und zweckmäßigſten abgefaßt waren, werden auch da noch, wo ſie als Aktenſtücke in der Geſchichte wieder vorkommen, eine Zierde des Vortrages ſeyn, und um ſo mehr ſelbſt den Worten nach beibehalten werden können, je weniger Ueberflüſſiges und Unzweckmäſſiges darin enthalten und jemehr der Ausdruck im Einzelnen und im Ganzen der Wichtigkeit der Sache angemeſſen iſt. Es iſt gewiß ausgemacht, daß eine lichtvolle und deutliche Schreibart, auch den Gang der Geſchäfte verkürzt, und daß die menſchlichen Verhältniſſe ſelbſt dadurch wieder in ein einfacheres Geleis kommen werden, wenn man im Ernſte ſich bemühen wird, durch den Schwall von Wörtern nicht mehr die Sache zu verwirren, ſondern mit keinem Worte mehr Nachſicht zu haben, das nicht an ſeiner Stelle von gehörigem Gewichte und Bedeutung iſt, und nicht ſeinen Platz mit völligem Rechte behauptet. Denn es iſt ja in die Augen fallend, daß man dann leichter und ſchneller zum Ziele kommt, wenn der Gedanke durch nichts Unnöthiges und Ueberflüſſiges mehr aufgehalten wird, und daß alſo jedes Wort, welches man beim Ausdrucke erſpart, Gewinn für den Gedanken, und folglich auch für die Sache iſt."

Was nun die Selbſtübung in einem ſchriftli. Aufſatze anbetrifft, ſo muß man ſich zu demſelben

auf eine gewiſſe Art vorbereiten. Hierzu gehört, daß wir wiſſen den Hauptgedanken, der vorgetragen werden ſoll, zu erfaſſen, ihn als Zweck des Vortrages zu denken, und ihn als Gegenſtand des Vortrages uns vorzuhalten. Fernen müſſen wir die Methode und Eintheilung kennen, wie wir eine dem Zwecke gemäße Ordnung und Stellung unſeres Gedankenſtoffes zu bewerkſtelligen haben. Sind wir nun mit dem Stoffe zu den Materialien und mit der Skizze fertig, ſo müſſen wir auch wiſſen den Gedankenſtoff in die Sprache zu faſſen, zu beſchreiben, zu beweiſen, zu beſtätigen, zu überzeugen, zu überreden, einfach und klar, energiſch und lebhaft, anſtändig und ſchicklich, durch Bilder und Gleichniſſe, durch Steigerung und Emphaſen, durch Antitheſen und Apoſtrophen. Die erſte Bedingung, den richtigen Ausdruck, für einen Gedanken leicht zu finden iſt: der Sprache, worin man ſchreibt, mächtig zu ſeyn, das heißt, man muß nicht nur einen Reichthum an Wörtern beſitzen, ſondern auch geübt ſeyn, mit allen Wörtern, den ihnen eigenen richtigen Gedanken zu verknüpfen. Beſitzen wir dieſe Fähigkeit, ſo dürfen wir unſere Aufmerkſamkeit auf den Gedanken, den wir ausdrücken wollen, ſo anhaltend richten, bis er uns ganz hell geworden iſt. Die Worte werden ſich dann ganz ungeſucht darbieten, unſere Gedanken werden unwillkührlich zur Sprache, und drücken ſich deutlich und beſtimmt aus. Müſſen wir dagegen für den Gedanken erſt den Ausdruck ſuchen, oder denken wir ſchon an den Ausdruck, ehe wir uns den Gedanken deutlich und lichtvoll vorgeſtellt haben, oder müſſen wir wohl gar erſt zu dem Ausdrucke den Gedanken ſuchen, ſo kann unſere Darſtellung unmöglich treffend ſeyn.

Daß man im Reden und Schreiben weder zu weit aushohlen, noch zu unvorbereitet anfangen

müſſe, iſt eine Regel, die ſich leicht ausſprechen und ins Gedächtniß faſſen, aber ſchwer in Ausübung bringen läßt. Wer gewohnt iſt, zu weit auszuholen, wird, um dieſen Fehler zu vermeiden, oft in den entgegengeſetzten verfallen, und auch die gehörige Vorbereitung zu dem Gedanken weglaſſen. Wer aber die erſten Verſuche macht, einen Gedanken vorzubereiten, wird oft zu weit ausholen, und bei dem Eingange ſelbſt ſchon von ſeinem Hauptgegenſtande ſich verirren. Es kommt hier, wie ſchon oben erwähnt worden, Alles auf die gehörige Prüſung und Beurtheilung eines Dritten an, oder auch daß man ſich ſelbſt übe, einen eigenen Aufſatz nach einiger Zeit wie die Arbeit eines Fremden zu betrachten, und ohne Nachſicht und Schonung gegen ſich ſelbſt zu beurtheilen.

Eine Folge des zu weit Ausgeholten bei einem ſchriftlichen Aufſatze iſt der Mangel an Intereſſe, womit man ihn lieſet, ja der Leſer wird bei einer ſolchen Weitſchweiſigkeit leicht verſucht werden, die Schrift wieder aus der Hand zu legen, ehe er noch weiß, wozu ſie abzweckt oder welchen Nutzen ſie haben ſoll; man ermüdet zu ſehr bei dem Eingange, als daß er an der näheren Betrachtung der Sache ſelbſt noch Vergnügen finden ſollte.

Zu einem jeden ſchriftlichen Aufſatze muß man ſich erſt vorbereiten; denn ohne Vorbereitung wird man ſeinen Zweck verfehlen, da unſere jedesmalige Gedankenreihe nicht plötzlich unterbrochen ſeyn will. Man muß daher erſt den Hauptgedanken erfaſſen, und ihn als Zweck unſeres Vortrages denken. Ferner müſſen wir die Methode und Eintheilung kennen, wie wir eine, dem Zwecke gemäße Ordnung und Stellung unſeres Gedankenſtoffes zu bewerkſtelligen haben. Sind wir nun mit der Materialienſammlung zu unſerm Geiſteswerke, auch mit den Umriſ-

ſen fertig, ſo müſſen wir auch wiſſen, den Gedankenſtoff in die Sprache zu faſſen, ihn logiſch und äſthetiſch darzuſtellen, zu erzählen, zu beſchreiben, zu beweiſen, zu beſtätigen, zu überzeugen, zu überreden, einfach und klar, energiſch und lebhaft, anſtändig und ſchicklich, durch Bilder und Gleichniſſe, durch Steigerungen und Emphaſen, durch Antitheſen und Apoſtrophen. Nach Moritz ſoll man lieber erſt mit allgemeineren Sätzen anfangen, weil dieſe in der jedesmaligen Gedankenreihe des Leſens nicht eine ſo gewaltige Unterbrechung verurſachen, als wenn man gleich mit dem beſonderen Falle, den man vortragen will, dazwiſchen eindringt, und dadurch in der Ideenfolge, welche gerade in dem Augenblicke bei dem Leſen die herrſchende iſt, eine unangenehme und widrige Störung macht. Es iſt nur dann der Fall, wenn man eine ſolche plötzliche Störung ſelbſt zur Abſicht hat, und wenn es ja auf einer Seite gefehlt werden muß, iſt es immer beſſer zu plötzlich, als zu langſam zur Sache zu kommen; denn ſelbſt das unangenehm Ueberraſchende iſt doch immer noch dem Langweiligen vorzuziehen.

Die erſte Bedingung, den richtigen Ausdruck für einen Gedanken leicht zu finden, iſt: der Sprache, in der man ſchreibt, mächtig zu ſeyn, das heißt, man muß nicht nur einen Reichthum an Wörtern beſitzen, ſondern auch geübt ſeyn, mit allen Wörtern, den ihnen eigenen richtigen Gedanken zu verknüpfen. Beſitzen wir nun dieſe Fähigkeit, ſo dürfen wir nur unſere Aufmerkſamkeit auf den Gedanken, den wir ausdrücken wollen, ſo anhaltend richten, bis er uns ganz klar geworden iſt; dann werden ſich auch die Worte ungeſucht darbieten, unſere Gedanken werden unwillkührlich zur Sprache und drücken ſich ſo deutlich und beſtimmt aus, daß Jedermann ſagt, man kann ſich die Sache nicht anders

denken. Müſſen wir aber erſt für den Gedanken den Ausdruck ſuchen, ſo iſt es unmöglich, daß unſere Darſtellung treffend ſeyn kann. Man fange daher nie eher zu ſchreiben an, als bis man den Hauptbegriff oder die Hauptbegriffe des Gedankens aufgefunden und genau beſtimmt hat; man dränge die ganze Aufmerkſamkeit auf den Hauptgedanken zuſammen, zergliedere denſelben in ſeine kleinſten Beſtandtheile, und betrachte ihn von allen Seiten. Während dieſer Anſtrengung der Denkkraft den Gegenſtand des Entwurfes recht zu faſſen und einzukleiden, entſteht der Plan der Ausarbeitung, welcher, wie bei dem Maler, die Skizze iſt, nach welchem das Gemälde angefangen und vollendet wird. Dieſer Plan muß nun ſo lange durchgedacht und gemodelt werden, bis er ganz vollendet und deutlich vor unſerm Geiſte ſteht; daher ſchreibe man nie eine Periode, ohne nicht erſt den Plan des Ganzen entworfen und den Schluß ſo gut wie den Anfang im Kopfe zu haben; nur auf dieſe Weiſe wird es uns gelingen, die einzelnen Sätze zu einem Ganzen zu reihen, und dem Entworfenen Beſtimmtheit und Rundung zu geben. Zu den Mitteln der Deutlichkeit, Beſtimmtheit und Präciſion gehört, auſſer einer aufmerkſamen Erwägung jedes Gedankens und Ausdruckes in Anſehung ſeiner Richtigkeit, Schicklichkeit, ſeines Verhältniſſes zum Ganzen ꝛc.; vor und unter dem Schreiben, vorzüglich auch dieſes, daß man jeden geendigten Aufſatz, hauptſächlich auch in der Abſicht, alles Weitſchweiſige zuſammenzuziehen, und alles Ueberflüſſige abzuſchneiden, auf das ſorgfältigſte durchgehe. Der Ungeübte, ſo wie überhaupt Jeder, der weitläuftige, wichtige und verwickelte Ausführungen zu bearbeiten hat, wird wohl thun, ſich zuvor einen kurzen Entwurf zu machen, wodurch ein heller Ueberblick des Ganzen gewonnen

wird; auch kann man mit größerer Leichtigkeit die Ausarbeitung verbeſſern. Auch das Verfallen in unnütze Weitläuftigkeiten und Wiederholungen wird dadurch vermieden. Je reiner und klarer man über einen Gegenſtand gedacht hat, je reiner und klarer wird auch das Niedergeſchriebene auf dem Papiere ſeyn, wo dieſes aber nicht der Fall iſt, wo man viel geändert und durchgeſtrichen erblickt, da iſt auch die Gedankenreihe nicht klar geweſen.

Die Anordnung und Ausführung eines ſchriftlichen Vortrages beruhet auf Folgendem: Einen jeden Aufſatz kann man in drei Theile bringen: in die Einleitung, Ausführung und in den Beſchluß. Die Einleitung, der Eingang muß auf den Hauptinhalt vorbereiten und ſich alſo auf denſelben beziehen; ſie muß deutlich oder faßlich, beſcheiden und kurz abgefaßt ſeyn, und den Leſer in das folgende Einführen; daher muß ſie auch, nach Maßgabe der Veranlaſſung der Wichtigkeit, Nothwendigkeit, Schwierigkeit des vorzutragenden Gegenſtandes 2c. abgefaßt werden. Auf eine gute Einleitung kommt ſehr viel an, weil nur durch ſie der Leſer, wie ſchon oben angeführt, gleichſam in das Werk eingeführt wird. — Die Ausführung betrifft im Allgemeinen folgende Hauptgegenſtände: Erzählungen von Thatſachen; Beſtimmung von Rechten und Verbindlichkeiten; Entwickelung und Anwendung von Begriffen; Belehrungen; Wahrheiten, die bewieſen, falſche Begriffe, die widerlegt werden ſollen 2c. Alle Theile müſſen in der Ausführung ſo geſtellt und angeordnet werden, daß ein jedes an ſeinem Orte oder da ſteht, wo es rückwärts und vorwärts die beſte Wirkung für die leichte Ueberſicht und Auffaſſung des Ganzen thut; rückwärts, indem es das Geſagte deutlicher, über-

zeugender ꝛc. macht; **vorwärts**, indem es das Folgende verbreitet, und dem Leſer den Weg zeigt, wohin er geführt werden ſoll. Bei jedem etwas weitläuftigen Vortrage iſt es nothwendig, die Hauptgegenſtände durch Zahlen oder Buchſtaben abzuſondern, weil das Ganze dadurch deutlicher und faßlicher wird. Man muß ſich aber bei dem populären Vortrage vor allzugroßer Zergliederung der Sätze hüten, weil dieſes den Leſer zu ſehr zerſtreuen und von der Hauptſache ablenken oder ihn doch im Ganzen irre führen würde. Dergleichen Zergliederungen gehören für den ſtrengen und wiſſenſchaftlichen Vortrag; denn hier ſind Zergliederungen und Unterabtheilungen nöthig; auch iſt hier der Leſer auf dergleichen Gegenſtände ſchon vorbereitet, weil es ſelbſt ſein Fach iſt. Man wähle beim populären Vortrag die **analytiſche** Methode, weil ſie von dem Bekannten und Intereſſanten zu dem Unbekannten und zu den Gründen des Bekannten, von einem Elemente des Erkannten zum andern aufſteigend fortgeht, mithin eine Erkenntniß, einen Aufſchluß unter den Augen des andern entſtehen läßt; ſie iſt daher nicht nur für die Faßlichkeit die bequemſte, ſondern auch zur Anregung des Selbſtdenkens die beſte. Um ſich praktiſch in die analytiſche Methode einzuſtudiren, ſind **Engel's** Schriften zu empfehlen, beſonders ſein **Philoſoph für die Welt**. — Bei der **Darſtellung von Thatſachen** beobachte man die erzählende Ordnung. Es muß hierbei auf die Art der Entſtehung und Veranlaſſung einer Begebenheit, auf Zeit, Ort, Perſon ꝛc. geſehen werden. Der frühere Umſtand muß dem ſpäteren, die Urſache der Wirkung, der Zweck dem Mittel vorangehen; überhaupt alle zur Sache gehörigen Umſtände nach ihrer Zeitfolge, ohne einen einzigen zu überſpringen, dargeſtellt werden, ſo daß der Leſer von einer Thatſache zur andern fortgeleitet

wird. Es giebt aber Fälle, wo die natürliche Zeitordnung nicht beobachtet werden kann, wo die Klugheit erfordert, einen ſpätern Umſtand dem frühern vorauszuſchicken, um z. B. eine unangenehme Nachricht zu mildern, oder den Leſer um ſo beſſer auf die Folge vorzubereiten. Das höchſte der Kunſt des Vortrages der Thatſachen beſteht darin, diejenige Erzählung der That, welche der Sache, die wir vertheidigen, am erſprießlichſten iſt, dergeſtalt darzulegen, daß ſie auch zugleich als die einzig wahre, oder doch vor allen andern die wahrſcheinlichſte, erſcheint. Zum Vortrage der Thatumſtände gehört übrigens, daß man Perſonen, Ort, Zeit, und ſelbſt die Stunde ſo genau angebe, daß ſolche richtig gefaßt und beurtheilt werden kann. Man muß nichts vorausſetzen, was nicht vorausgeſetzt werden kann, und lieber genau, als gleichgültig und nachläſſig ſeyn.

Die Beſtimmung vorhandener Rechte und Verbindlichkeiten, welche bei Entwürfen von Geſetzen, Verordnungen, Bekanntmachungen, Verträgen, Teſtamenten, Vorladungen, Erkenntniſſen ꝛc. vorkommt, hat mit der vorigen Darſtellungsart darin Aehnlichkeit, daß ihr Zuſammenhang und ihre Eintheilung bald durch die Zeitfolge, bald durch die Natur des Gegenſtandes beſtimmt wird, und daß die wichtigen Punkte, den minder wichtigen, oder umgekehrt, vorangehen. — Die Entwickelung von Begriffen geſchieht entweder analytiſch oder ſynthetiſch. Die analytiſche Methode iſt die Art, wie man die Begriffe einer Sache in ihre Beſtandtheile auflöſet und zergliedert, nämlich den Text einer Rede, Satz für Satz, oder Wort für Wort, oder eine Wiſſenſchaft nach der Zeitfolge, nach ihrem Urſprunge, Fortgange ꝛc. durchgeht, erläutert, und gewiſſe Hauptſätze oder Folgerungen daraus zieht.

Bei Beobachtungen geht man analytiſch zu Werke, wenn man von dem Erfolge der Erfahrung anfängt, und die Umſtände, unter welchen ſie gemacht werden müſſen, die Vorbereitung dazu oder den Verſuch ſo zu beſtimmen ſucht, daß der verlangte Begriff oder Satz auf eine beſtimmte und ſichere Art herausgebracht wird. Die ſynthetiſche Methode iſt dasjenige Verfahren, da man in der Darſtellung irgend einer Wahrheit vom Allgemeinen auf das Beſondere übergeht, oder von gewiſſen Datis oder Vorderſätzen ausgeht, und die Natur den Schlußſatz, der daraus folgt, angeben läßt. Wenn das analytiſche Urtheil den Begriff einer Sache nur zergliedert und ihn auseinander ſetzt, ſo erweitert dagegen das ſynthetiſche die Erkenntniß, indem es Merkmale zu den Begriffen fügt, welche nicht von ſelbſt dabei gedacht wurden. — Bei der Belehrung iſt es nothwendig folgende Fragen zu berückſichtigen: 1) Was bedeutet das Wort? — 2) Was iſt mit dem Worte weſentlich, und was iſt mit ihm zufällig verknüpft? — 3) Giebt es ähnliche Begriffe, welche ſich einander erläutern? — 4) Sind falſche Begriffe zu widerlegen? Beiſpiele zu dieſen Fragen ſind nun folgende:

Es wird der Satz aufgeſtellt: das Genie iſt eine angeborne Geiſteskraft, ohne Studium, ohne Regeln und ohne Nachahmung neue Bahnen zu ſchaffen und neue Schöpfungen ans Licht zu bringen; es faßt als Ideal der freien Geiſtesthätigkeit, ein Ganzes in ſich, das immer eins und daſſelbe iſt, und als ſolches erkannt werden muß. 1) Belehrung. ad. 1. Das Wort Genie kommt her von Genius, Schutzgeiſt der Alten — ad. 2. Weſentlich iſt mit dem Genie Erfindungskraft, zufällig auch der Geſchmack verknüpft; ohne Erfindungs- und Schöpfungskraft läßt ſich das Genie nicht denken, wohl aber ohne Geſchmack; auch

ſind beide ſelten in gleichem Maße vereint. — ad. 3. Das Genie wird angeboren, das Talent, wozu die Anlagen vorhanden ſind, muß erworben werden. Ein großer Dichter muß Genie zur Dichtkunſt haben, er muß aber, wenn er ausgezeichnete Gedichte machen will, dazu das Talent eines ſchönen Versbaus, einer glänzenden Dichterſprache, wie Einige vermeinen, beſitzen, dieſe gehört aber dem Genie an, er muß nur das Techniſche des Versbaus fort haben, weil nur dieſes das Studium hervorbringt, das Genie ſich aber an keine Regeln bindet. Ferner muß ihm das Talent zeigen die Natur zu beobachten, und getreu nachzuahmen. Hier irren aber diejenigen, welche den letztern Satz ertheilen; denn das Genie bewegt ſich frei im Raume der Schöpfung, und ſucht nur da das Schöne darzuſtellen, wo es gefunden wird. Zu dem Genie gehört Talent, oder Letzteres muß zu dem Erſteren mitwirken, wenn etwas Regelrechtes hervorgebracht werden ſoll. Das Genie kann ſich Talent erwerben, nicht aber das Talent Genie; denn das Talent iſt nur eine einſeitige Kraft des Geiſtes, die von jenem nur das Ungewöhnliche entlehnt. Hieraus entſteht eine doppelte Folge, einmal, daß es viele Talentvolle Menſchen giebt, von denen keiner mit dem Andern etwas gemein, ſondern jeder vielmehr ſeine eigene Richtung hat, und zweitens, daß das wahre Genie nur als ein Ganzes oder gar nicht exiſtiren kann. — ad. 4. Man verwechſelt oft die Begriffe Genie und guter Kopf. Ein Genie iſt zwar immer ein guter Kopf, aber nicht umgekehrt; der gute Kopf kann viele Kenntniß leicht umfaſſen und richtig anwenden; allein dieſe Kraft iſt immer mehr leidend, als thätig; beim Genie herrſcht dagegen im Denken und Erfinden eine freie Geiſtesthätigkeit. Auch iſt es unrichtig, wenn man das Wort Genie nur in Sachen des Geſchmackes oder der Kunſt gebraucht, es giebt eben ſo gut ein philoſophiſches, als ein Künſtler-Genie.

Was den Beweis der Wahrheit anbetrifft, ſo gehört hierzu: 1) Das Zeugniß der Sinne des Gefühls, Geſichts, Gehörs ꝛc. — 2) Das allgemeine

Wahrheitsgefühl. — 3) Probe, Erfahrung, Analogie. — 4) Folgerung aus andern Wahrheiten. — 5) Verwerflichkeit der Zweifel. — 6) Falſche Folgen aus dem Gegentheile. — 7) Zeugniſſe. — 8) Nutzbarkeit der Wahrheit. Z. B.

Verachte nicht den Geringen. Beweis dieſes Satzes: ad 1. Unſer Gefühl ſagt uns ſchon, daß wir keinen Menſchen verachten ſollen. — ad 2. Die Verachtung Anderer wird allgemein als ein ſchlechter Charakterzug anerkannt. — ad 3. Wir finden, daß die größten Männer keinen ihrer Nebenmenſchen, es ſei, wer es wolle, verachten. — ad 4. Jeder wünſcht, daß ſeine Verdienſte anerkannt werden; wer aber Andere verachtet, kann hierauf nicht rechnen. — ad 5. Glaubſt Du etwa, daß der Geringe ſeine Achtung gegen Dich mißbrauchen kann, ſo ſetze Deiner Vertraulichkeit gegen ihn die gehörigen Gränze. — ad 6. Man irrt, wenn man glaubt, aus dem Grunde den Geringen nicht zu achten zu brauchen, weil man ihn entbehren kann oder weil er uns nicht nützlich zu ſeyn ſcheint. — ad 7. Es giebt große Männer der alten und neuen Zeit, welche den Geringen geachtet haben. — ad 8. Oft beſitzen geringe Menſchen ausgezeichnete Vorzüge des Herzens und des Verſtandes (wir dürfen hier nur an Hans Sachs und Jakob Böhm erinnern), die aber unbenutzt bleiben müſſen, wenn wir ſie überall zurückſetzen und erniedrigen.

Die Widerlegung falſcher Begriffe, dahin gehört: 1) Der Mangel gültiger Beweiſe. — 2) Der Widerſpruch, in welchem ſie mit dem Zeugniſſe der Sinne, oder 3) mit dem allgemeinen Wahrheitsgefühl, 4) mit der Erfahrung, Analogie, 5) mit der Folgerung aus andern Wahrheiten, oder 6) mit der Nutzbarkeit derſelben ſtehen. 7) Mißdeutungen angeführter Zeugniſſe; 8) Schwäche der Gründe des Irrthums; 9) Unbegreiflichkeit oder Widerſinnigkeit

der Sache; 10) alberne und gefährliche Folgen des falſchen Begriffes. Z. B.

Es giebt mehr Leiden, als Freuden in der Welt. Widerlegung: ad 1. Um das zu beweiſen, wird eine unermeßliche und faſt unmögliche Erfahrung erfordert, dazu unpartheiiſche Beobachtungen, an beiden fehlt es jedoch. — ad 2. Streit mit dem Zeugniſſe der Sinne; die Leiden ſind fühlbar. — ad 3 und 4. Streit mit dem allgemeinen Wahrheitsgefühl; die Leiden laſſen ſich leichter mittheilen, als die Freuden. Die meiſten Freuden ſind verborgen, beſtehen in Empfindungen, die ſich nicht äußern laſſen. — ad 5. Wir ſind beſtimmt glücklich zu ſeyn. — ad 6. Unangenehme Wirkungen, Unzufriedenheit, Mißmuth. — ad 7. Mißdeutungen gewiſſer, z. B. bibliſcher Stellen. — ad 8. Man ſagt, des Schmerzes iſt jeder Theil am Körper fähig, nicht aber der Freude; dieſer Beweis geht aber auf das Phyſiſche und nur auf die Möglichkeit. ad 9 und 10 aus dem Grunde von 2, 3, 4.

Anwendung einer Wahrheit. — In theoretiſcher Hinſicht: 1) Erklärt das Erklärte auch andere Wahrheiten? 2) Befeſtiget es gewiſſe Ueberzeugungen? 3) Löſet es andere Zweifel? 4) Verachtet es andere Urtheile? In praktiſcher Hinſicht: 1) Antrieb zu guten Handlungen. 2) Warnung vor Fehler. 3) Beförderung edler Gefühle, des Troſtes, Vertrauens ꝛc. 4) Austilgung ſchädlicher Empfindungen ꝛc. Bei allen dieſen Abtheilungen iſt jedoch zu bemerken, daß ſolche nicht überall, nicht alle, und nicht immer in derſelben Ordnüng möglich ſind.

Der Schluß. In demſelben wird entweder das Vornehmſte von den bisher abgehandelten Sachen, kurz und deutlich zuſammengefaßt, oder die vorgetragenen Wahrheiten werden dem Herzen und dem perſönlichen Intereſſe deſſen, an den der Aufſatz gerich-

tet iſt, empfohlen oder es werden noch andere praktiſche Reſultate gezogen. Das erſte iſt vorzüglich anzurathen, um ſich ſelbſt und den Leſer von der Ordnung des Abgehandelten zu überzeugen; ſehr oft iſt eine einzige Periode zu dieſer Wiederholung hinlänglich.

Die Schreibart in Briefen weicht etwas von der in Schriften ab; denn ein Brief wird als etwas eng Begränztes, ſchon mit mehr Aufmerkſamkeit geleſen und ſtrenger beurtheilt. Der Briefſtyl verlangt daher etwas mehr Fleiß in Auswahl und Einkleidung der Gedanken; er verträgt ſich alſo nicht mit dem Alltäglichen, dem an das Niedrige gränzenden, welches beim mündlichen Geſpräche überſehen wird. Man kann viel Verſtand haben, und doch nicht die Geiſtesgewandheit beſitzen, in Briefen die Charakterzüge von Achtung und Freundſchaft auf jene leichte, feine und angenehme Art auszudrücken, die das Weſen eines ſchönen Briefes ausmachen. Außer einer ſprachrichtigen, natürlichen, fließenden, bündigen, faßlichen und einleuchtenden Schreibart, gehören zum guten Briefſtyl Uebung und Kenntniß des menſchlichen Herzens, insbeſondere Berückſichtigung der Perſon an die, und des Gegenſtandes, über den man ſchreibt. Folgende Bemerkungen werden daher hier das Ganze des Briefſtyls entſchleiern. Was die Perſon betrifft, an die man ſchreibt, ſo unterſuche man die Verhältniſſe, worin man zu der Perſon ſteht, an die man den Brief richtet. Zuerſt iſt zu berückſichtigen, ob die Perſon, an die man ſchreibt, unſer Vorgeſetzter iſt, oder nicht. Zweitens: ob man von der Perſon, an die man ſchreibt, gekannt iſt, und ob man ſchon öfters an dieſelbe geſchrieben hat oder nicht. Drittens: ob ſie unſer Freund iſt, oder ob man das Gegentheil aus dem Benehmen derſelben ſchließen kann. Viertens:

von welchem Alter, welchem Stande und Range ſie iſt. Zu den allgemeinen Bemerkungen gehören nun noch: Ob ſie unſer Verwandte? ob ſie reich? ob ſie beſondere Verdienſte hat? und in welchem Anſehen ſie in Hinſicht des Staats und der öffentlichen Meinung ſteht? Dann noch: in welcher Stimmung der Brief empfangen und geleſen werden wird. Nach dieſen angeführten Rückſichten muß ſich der Vortrag, der Ton des Briefes richten, und die Sprache gewählt werden, in welcher man ſchreibt. Schreibt man an Jemand, von dem man nicht gekannt iſt, ſo muß man beim Eingange des Briefes darauf denken, alle jene ungünſtigen Eindrücke und Vorurtheile zu zerſtreuen, die oft beim erſten Anblick eines Unbekannten entſtehen. Man entſchuldiget ſeine Freiheit, als Unbekannter zu ſchreiben; man erwartet ſeine Entſchuldigung von den edlen Geſinnungen, von der Neigung, ſich Jedermann verbindlich zu machen; man führt an, daß man von Niemanden einen beſſeren Rath, eine gründlichere Belehrung ꝛc. über die Sache hoffen könne. Auch die Bekanntſchaft mit Verwandten oder Freunden deſſen, an den man ſchreibt, ein gleiches Vaterland, Aehnlichkeit des Berufs, des Geſchäfts, der Studien, alles dieſes ſind Gegenſtände, die man in ſolchen Fällen benutzen kann. Hat man von perſönlichen Bekannten ſchon Briefe in Händen, ſo richtet man ſich in der Schreibart, ſo weit es angeht, nach dem von ihnen ſelbſt angegebenen Tone. Indem man ſchreibt, ſtelle man ſich vor, man ſpreche perſönlich zu dem Leſer des Briefes. Kennt man nun das Temperament und den Charakter deſſelben, ſo muß man den Ton der Schreibart ſo viel als möglich auf ſeine Gemüthseigenſchaften zu ſtimmen ſuchen. Man ſchreibt kurz und bündig an Perſonen, die mit Geſchäften überhäuft ſind; feierlich und zurückhaltend an Ernſthafte und Bejahrte. Man be-

handle die Höhern mit Ehrerbietung, doch ohne Erniedrigung. Die Reichen ſind ſelten ohne Eitelkeit; ſie müſſen daher mehr nach ihrem Glücksſtande, als nach ihrem Standpunkte in der Geſellſchaft behandelt werden. An Freunde und Verwandte ſchreibt man in eben dem Tone, mit eben den Ausdrücken, deren man ſich in der mündlichen Unterhaltung mit ihnen bedient. Schreibt man in ſeinen *eigenen Angelegenheiten*, ſo muß man mit der größten Beſcheidenheit von ſich ſelbſt ſprechen, ſeine Verdienſte nie herausheben wollen, oder man müßte dazu genöthiget werden. Ein uns betroffenes Glück räth die Klugheit, es nicht unſern eigenen Verdienſten zuzuſchreiben; denn man erſcheint nur dann ſeines Glückes würdig, wenn man ſich nicht merken läßt, es verdient zu haben. Das *Beklagen* geſchehe auf eine einfache Weiſe, ohne ſein Unglück oder die erlittene Ungerechtigkeit zu übertreiben, und ohne das Gute und die Dienſte geltend zu machen, die man dem, über den man ſich beklagt, erwieſen hat. — In jedem Briefe muß eine richtige und natürliche Gedankenfolge herrſchen; man muß daher, ehe man den Brief anfängt, überdenken, was man zu ſchreiben hat, und es in eine gehörige Ordnung bringen, ſo daß man es leicht überſehen kann. Wenn man dieſe Ordnung anfangs nicht im Kopfe behalten kann, ſo bringe man ſie zu Papier. Der Eingang des Briefes, der nicht immer nöthig iſt, ſei kurz, natürlich, und nicht weit hergeholt; der Schluß ebenfalls kurz, auf eine feine Art verbindlich. Was die Förmlichkeiten des Titels, der Anrede und der Aufſchrift anbetrifft, ſo entſcheidet darüber der herrſchende Gebrauch, das Uebliche und der ſogenannte Wohlſtand mehr, als das Schöne und der gute Geſchmack. Daß man ſehr oft den Menſchen nach dem Aeußeren ſeiner

Briefe beurtheilt, ſo darf man ſich auch nicht über das Uebliche hinwegſetzen.

Ueberhaupt bemerke man bei dem Briefſtyl oder der Schreibart in Briefen noch Folgendes: daß zwiſchen dem niedergeſchriebenen und mündlichen Ausdrucke im gemeinen Leben ein weſentlicher Unterſchied Statt findet, welcher ſich vorzüglich darauf gründet, daß die Schrift feſt und bleibend iſt, die mündliche Rede aber gewiſſermaßen noch ſchwankend und ungewiß bleibt. Das Wort von den Lippen erſtirbt oder verweht vom Hauche der Luft, das geſchriebene Wort kann ſich dagegen Jahrhunderte hindurch erhalten, und was an und für ſich ſelbſt bleibend ſeyn ſoll, darauf wird immer mehr Fleiß verwendet, als auf dasjenige, was nur von kurzer Dauer iſt oder keinen Werth mehr behält, wenn es ſeinen Zweck erreicht hat. Gut geſchriebene Briefe bewahrt man auf, wenn die Perſonen, die ſie geſchrieben haben, längſt verſtorben ſind, und uns gar nichts angehen. Wir intereſſiren uns hier bloß für die gute Schreibart, das heißt, für die ſchöne Ordnung der Gedanken, die in ſolchen Briefen herrſcht, wenn auch der Inhalt weiter gar kein Intereſſe für uns hätte, daher muß man ſeine Gedanken vorher gehörig ordnen, damit man Zeit gewinnt, auf den Ausdruck ſelbſt wieder zu denken. Der Gedanke gewinnt durch den Ausdruck wieder an Deutlichkeit und jede Stylübung iſt daher auch eine Uebung im Denken. Auch kann man die Worte nie beſſer ſtellen, ohne zugleich die Gedanken beſſer zu ordnen, ſo wie auch durch jede richtige Wahl des Wortes für einen Gedanken, auch der Gedanke ſelbſt lebhafter gemacht wird. Ueberhaupt iſt es ſchwer eine Grenzlinie zwiſchen Ausdruck und Gedanken zu ziehen, weil man ſich eins ohne das andere nicht wohl vorſtellen kann. Auch Vorſtellung und Darſtellung ſind bei einem bloßen Ge-

genſtande des Nachdenkens, wo man ſich ſelbſt ſeine Gedanken nur deutlich zu entwickeln ſucht, eins und eben daſſelbe; denn die Vorſtellung iſt in der Seele des Schreibenden und die Darſtellung durch Worte auf dem Papiere; ſobald aber das Schreiben in Handeln übergeht und wir durch den ſchriftlichen Ausdruck unſerer Vorſtellungen noch einen andern Zweck zu erreichen ſuchen, als die bloße Entwickelung unſerer Ideen, ſo unterſcheidet ſich auch die Darſtellung von der Vorſtellung. Bei einem ſelbſt iſt der Hauptgedanke an ſich wichtig genug, bei dem aber, welcher eine Schrift lieſet, muß ich ihn oft durch Nebenumſtände erſt wichtig zu machen, und durch untergeordnete oder entferntere Vorſtellungen zu heben ſuchen. Das alſo, was wir uns in der Vorſtellung nur als einzelne, zerſtreute Gedanken andeuten, wird in der Darſtellung geordnet, an einander gereihet und zu einem Ganzen mit einander verbunden. In den Vorſtellungen ſind nur Hauptgedanken, in der Darſtellung auch Nebenumſtände, jene enthalten den gegebenen, dieſe den verarbeiteten Stoff.

Da man ſo viele verſchiedene Arten von Briefen hat, als es Abſichten giebt, warum man ſchreibt, ſo können auch alle Arten des Styls in einem Briefe Platz finden, wenn gleich im Allgemeinen aus dem Begriffe eines Briefes folgt, daß der gute Ton eines geſitteten geſellſchaftlichen Umganges, die gewöhnlichſte und ſicherſte Richtſchnur des Briefſtyls iſt. Im allgemeinen theilt man den Briefſtyl ein in Geſchäftsbriefe, Briefe der Convenienz, bittende Briefe, vertrauliche Briefe, in Briefe des Witzes und der Laune, und in belehrende Briefe. Der Geſchäftsbrief gehört auch zum Geſchäfts-Styl; derſelbe muß jedoch durch die Briefform etwas mehr Feinheit, Ge-

ſchmeidigkeit und kürzere Perioden enthalten. — Zu den Convenienz- oder Wohlanſtändigkeits-Briefen gehören Dankſagungsſchreiben für erwieſene Gefälligkeit, für Verwendungen in unſern Angelegenheiten, für Theilnahme an unſerm Schickſale; Glückwünſchſchreiben an Vorgeſetzte und Bekannte, wenn ſie in höhere Stellen rücken, oder an frohen Familienereigniſſen, Geburten, Vermählungen, Geneſungen von Krankheiten ꝛc.; Condolenzbriefe bei traurigen Familienbegebenheiten. Bei allen dieſen Briefen muß die Schreibart ſo wenig als möglich erkünſtelt ſeyn; daher keine übertriebene Theilnahme, keine erkünſtelte Gefühle, keine weithergeholten Verſicherungen, überhaupt ſei man nicht weitſchweifig, wodurch der Zweck des Briefes, ſein wahres Gefühl auszudrücken, verloren gehen würde. — Bei den Bittſchreiben müſſen die Veranlaſſungen der Bitte, die Gründe wodurch ſie unterſtützt wird, die wichtigſten Vortheile, welche man von der Bewilligung derſelben erwarten darf, und die Verpflichtung dafür, den Inhalt ausmachen. Die Sprache muß offenherzig, jedoch beſcheiden und höflich ſeyn. Oft erlauben Bittſchriften eine etwas lebhafte Schilderung der Umſtände. Die Bitte muß immer als etwas ſehr Wichtiges dargeſtellt werden, man kann ſelbſt die Schwierigkeit ſie zu erlangen berühren, um dadurch den hohen Grad der Verbindlichkeit zu berühren oder anzuzeigen. Hat man ſchon Gefälligkeiten und Wohlthaten von demjenigen, an welchen die Bitte gerichtet iſt, empfangen, ſo müſſen dieſe nicht übergangen werden, ſondern man muß in dem gegenwärtigen Fall ſein Vertrauen und ſeine Hoffnung darauf ſtützen. — Vertrauliche Briefe ſchreiben wir an Freunde, Verwandte, Eltern, Gatten, Geliebte, Geſchwiſter, Wohlthäter ꝛc. Dergleichen

Schreiben umfaſſen daher die engeren Verhältniſſe des Lebens; in ihnen muß daher die Sprache des Herzens rein und natürlich ſich ausſprechen. Anleitungen zu dieſen Briefen giebt es ſo wenig, als zu denen des Witzes und der Laune, die eine glückliche, natürliche Anlage und eine vorzügliche Gewandtheit im Ausdrucke vorausſetzen. — Die belehrende Briefe verbreiten ſich über wiſſenſchaftliche Gegenſtände. Die Gegenſtände des gemeinen Lebens, welche Briefe veranlaſſen, ſind überhaupt mannigfaltig, ſo daß ſie nicht alle genau unter die oben angeführten Eintheilungen paſſen, indem man oft mehrere Gegenſtände in einen Brief verbindet. Man unterſcheidet daher: Berichtſchreiben, Glückwunſchſchreiben, Beileids- und Troſtſchreiben, Bitt- und Bewerbungsſchreiben, Empfehlungsſchreiben, Erinnerungsſchreiben, Entſchuldigungsſchreiben, Einladungsſchreiben, Dankſagungsſchreiben, freundſchaftliche Briefe, gemiſchte Schreiben, Antwortſchreiben. Bei allen dieſen Schreiben muß die Schreibart nach dem, was man durch den Brief zu erlangen wünſcht, eingerichtet werden, worüber man in den verſchiedenen Briefſtellern, als von Moritz, Dolz, Rumph ꝛc. Aufſchluß erhält. — In weiterer Bedeutung iſt eine Schreibart in der Muſik die Art und Weiſe ſeine Gedanken durch Töne und deren Verbindung auszudrücken, da ſie dann zur Compoſition gehört.

Schreibebley, Reißbley, Waſſerbley, ein dem Bleye ähnliches Mineral, womit man ſchreiben kann; ſ. Waſſerbley, in W.

Schreibebuch, ein Buch, worein man ſchreibt; im engeren Verſtande aber ein Buch, worein man zur Uebung ſchreibt, um das Schreiben zu erlernen.

Dergleichen Bücher erhält man ſehr zierlich eingebunden bei den Buchbindern. Man muß zu den Schreibebüchern ein gut geleimtes weißes Papier von gehöriger Stärke nehmen, ein Herren-, Biſchof-, Kronen- Propatria- ꝛc. Papier. Zu glattes und zu rauches Papier taugen zum Schönſchreiben nichts. Auf zu glattem Papiere muß erſtlich die Feder ſehr ſpitz und ſcharf ſeyn, wenn die Schrift einigermaßen ſchön erſcheinen ſoll, weil eine ſtumpfe, breite Feder leicht im Schreiben auf dieſem Papiere ausfährt, und zweitens nimmt es auch die Dinte nicht gut an. Zu rauches Papier läßt leicht Faſern an die Feder kommen; man kann darauf nicht ohne Unterbrechung fortſchreiben; ſ. auch unter Schreibekunſt.

Schreibeflechte, nach Adelung, lieber beſchriebene Flechte, Schriftflechte, Lichen scriptus Linn., eine Art Flechte von weißlicher Farbe, mit ſchwarzen, den Schriftzügen ähnlichen Linien; ſ. unter Lichen, Th. 77, S. 577.

Schreibegebühr, Schreibegeld, die Gebühren, welche man einem Andern für das Ab- oder Einſchreiben von gerichtlichen Verhandlungen aller Art, Manuſcripten, Briefen; Einſchreibungen in Bürgerrollen, Corporationen, Gilden ꝛc. entrichtet. Ein Kopiſt, welcher Sachen abſchreibt, bekommt dafür die Schreibegebühren, oder mit einem halb Lateiniſchen Ausdrucke, die Copial-Gebühren. Das Abſchreiben wird Bogenweiſe bezahlt. Bei dem Kammergericht in Berlin erhält ein Kopiſt für den Bogen, weitläuftig geſchrieben, und mit den Randlücken 8 Pfennige Cour. Das Abſchreiben der Manuſcripte, welches ſauber und nach dem Originale richtig geſchehen muß, wird pro Bogen mit 2 Gr. Cour. bezahlt.

Schreibegeld, ſ. Schreibegebühr.

Schreibegroſchen, in einigen Gegenden eine Schreibegebühr, wenn ſie aus einem Groſchen beſteht. So wird die Gebühr, welche manche Zinsgüter in Sterbefällen dem Gerichte des Eigenthumsherren für das Einſchreiben entrichten, der Schreibegroſchen genannt.

Schreibekitzel, die Luſt, oder vielmehr Begierde zu Schriftſtellern, das heißt, zu ſchreiben, um Andere mit ſeinen Schriften zu unterhalten; daher den Schreibekitzel haben. S. auch den Artikel Schreibeſucht.

Schreibekreide, ſ. unter Kreide.

Schreibekunſt, Schönſchreibe-Kunſt, Kalligraphie; Calligraphia; Fr. la Calligraphie, l'art d'écrire, die Kunſt zu ſchreiben, das iſt, ſeine Worte und Gedanken durch Züge dem Auge ſichtbar zu machen; geſchieht dieſes nun auf eine zierliche Weiſe, werden die Schriftzüge dem Auge wohlgefällig dargeſtellt, ſo führt ſie den Namen Schönſchreibe-Kunſt. Wer die Schreibekunſt erfunden, und zu welcher Zeit ſie erfunden, iſt ungewiß. Einige wollen ſie von der Erſchaffung der Welt an herſchreiben, und eignen ſie daher dem Stammvater, dem Adam zu; Andere dem Enoch, wiederum Andere dem Abraham; dann will man ſie vom Moſes herleiten; dann ſoll ſie bei den Phöniciern Taout erfunden und Cadmus ſie von dort nach Griechenland gebracht haben; auch giebt man die Aegyptier als Erfinder an. Dem ſei nun wie ihm wolle, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ſie ſchon ſehr alt iſt, und wahrſcheinlich unter einem Volke erfunden worden, welches ſich ſchon früh mit Künſten und Gewerben beſchäftigte, als wozu die Schriftſprache unentbehrlich geweſen. Es läßt ſich daher mit einiger Gewißheit annehmen, daß die Hebräer oder Phönicier die Schreibekunſt erfunden haben; und auf die zuletzt

erwähnte Nation fällt dieſe Vermuthung um ſo eher, da ſie ſich beſonders mit dem Handel und der Schiff-fahrt beſchäftigte. Wäre die Schreibekunſt noch älter, ſo würde man immer in Zweifel ſeyn müſſen, welches die erſte und älteſte Sprache geweſen; denn obgleich man die Hebräiſche dafür hält, ſo weiß man doch nicht mehr, welches die alten Buchſtaben dieſer Sprache geweſen, und muß eher glauben, daß ſie verloren gegangen, alſo davon nichts mehr übrig iſt. Von den vierundzwanzig Arten der Schrift die Buch-ſtaben auf einander zu ſetzen, ſind doch vor Alters nur viere gebräuchlich geweſen, nämlich die Hebräi-ſche, von der rechten Hand gegen die Linke, z. B.

MVRER MVINMO OED AROMIRP TNVS
A DNEIPAC AID

Dieſe Art zu ſchreiben ſollen auch die Aegyptier, die alten Griechen, Römer und Etrusker gehabt ha-ben. Wegen der Unbequemlichkeit, welche dieſe Schrift hat, mit der Hand und Feder ſogleich wieder dasjenige zu verdecken, was man geſchrieben hat, möchte man urtheilen, daß ſie die älteſte iſt, indem die Art, von der rechten gegen die linke Hand zu ſchreiben eine höchſt Unvollkommene iſt. Uebrigens ziehen oder ſchreiben die Hebräer die einzelnen Buch-ſtaben von der Linken gegen die Rechte, obgleich ſie ſolche umgekehrt ſetzen. — Die der zweiten Art ſchrieb man im Anfange von der Linken gegen die Rechte, die zweite Zeile aber wieder von der Rechten gegen die Linke, die dritte wieder von der Linken ge-gen die Rechte und ſo fort. Z. B.

Aliquis vir bonus nobis eligendus
ac semper ante oculos habendus
sic tamquam illo inspectante viva
Et omnia tamquam illo vidente
Ut faciamus est unus.

Auf dieſe Weiſe ſollen Solon's Geſetze geſchrieben geweſen ſeyn. Die Griechen nannten dieſe Schreibart βȣςροφηδὸν, weil ſie gehaugen, wie das Hornvieh im Acker die Furchen zieht. Die dritte Art iſt die noch jetzt bei den meiſten Völkern übliche, die ausgebildeteſte und die bequemſte, da man von der linken Hand gegen die rechte ſchreibt, und wenn eine Zeile fertig iſt, die neue von eben da wieder anfängt. Die vierte Art gehört noch gegenwärtig den Syrern, Indianern, Chineſen und Aethiopiern im ſüdlichen Afrika an, Sie wird von oben herunter geſchrieben. Z. B.

Q	f	e	F	o	S
u	i	s	u	g	e
i	e	t	t	i	n
d	r	q	u	t	e
q	i	u	r	e	c
u	p	a	u	m	a
i	o	s	m	u	
d	t	i	c	s	

Dieſe Art zu Schreiben ſollen die Griechen Taepocon genannt haben. Noch eine fünfte Art war üblich, da man Namen und jede andere Sachen im Zirkel ſchrieb, um nicht zu ſehen, wo der Anfang oder wer der Erſte war, der darauf genannt worden; dergleichen geſchah auch, wenn Einer ſeine Knechte im Teſtamente frei ließ. — In den älteſten Zeiten wurden die von den Notarien oder Geſchwindſchreibern mit Verkürzungen und Zeichen, welche Notae hießen, geſchriebenen Bücher wieder von Andern ſauber abgeſchrieben, dieſe Letztere hießen Kalligraphen. Dieſe Schönſchreiber hatten, wie man von Seneca, Nepos und Plinius erfährt, mancherlei Gemälde und Vignetten bei den Anfangsbuchſtaben der unterſchiedenen Abſchnitte, welche im mittleren Zeitalter, wo die Kunſt mit Gold zu malen und zu ſchreiben,

ihre Vollkommenheit erreichte, durch dieſe Goldſchrift, Chriſographia verſchönert wurden. Die Buchſtaben hatten die Geſtalten von Menſchen, Thieren, Schlangen, Vögeln, Fiſchen, Bäumen ꝛc.

Wie die Kunſt zu ſchreiben eigentlich entſtanden, iſt eben ſo ungewiß, wie der Erfinder und die Zeit der Erfindung; wahrſcheinlich iſt es jedoch, daß dieſe Kunſt ſinnlichen Gegenſtänden nachgebildet worden, deren Merkmale aber ſpäterhin durch nothwendig gewordene, ſchnellere und leichtere Bildung, und den fortwährenden Gebrauch ſich mit der Zeit verwiſcht haben, ſo, daß ſämmtliche Schriftarten gegenwärtig, als eine durch die Nothwendigkeit herbeigeführte Schöpfung, rein aus dem Weſen des Menſchengeiſtes entſprungen zu ſeyn ſcheinen. Und ſo wie jedes menſchliche Werk durch Fortbilden eine Vollkommenheit erhält, ſo iſt es auch hier der Fall mit der Schreibekunſt, die erſt durch eine von Stufe zu Stufe ſteigende Fortbildung ſich zu der Höhe erhoben hat, worauf ſie jetzt ſteht. Die verſchiedenen älteren Schriften und deren Untergang oder Fortbildung hier zu erwähnen, würde bei dieſem Artikel, der bloß die eigentliche Schreibekunſt betrifft, zu weit führen, weil die älteren Schriften zu den Manuſcripten gehören, ſ. daher den Art. Manuſcript, Th. 84, S. 228 u. f.; und ein Mehreres über die Schriftzeichen, wird auch unter Schrift vorkommen.

Die Inſtrumente, womit man ſchrieb, waren anfangs Griffel von Metall, Rohr, Pinſel, Kohle ꝛc. Späterhin bediente man ſich der geſchnittenen Federſpulen. Die Gegenſtände, worauf man ſchrieb, waren Steine, Baumblätter, Baumrinden mit Wachs überzogen, Tafeln von Holz oder Elfenbein, Bley, Leinwand, Pergament. Späterhin bediente man ſich des Papiers und ſchrieb darauf mit Dinte und andern aufgelöſeten Farbenpigmenten, und verzierte die

Schrift mit Silber, Gold, auch geringern Erzen. Dergleichen Schriften erhielt man beſonders aus den Klöſtern, in denen in dem Mittelalter, vor Erfindung der Buchdruckerkunſt, die Wiſſenſchaften und Künſte ihren Zufluchtsort fanden. Ohne uns nun hier weiter über die ältere Schrift auszulaſſen, von der das Nöthige unter Schrift und Manches weiter unten vorkommen wird, wollen wir nun zu der Schrift auf Papier, oder der neuern Schreibekunſt übergehen.

Die Schönheit einer Schrift hängt von der Form der Stellung und dem richtigen Verhältniſſe ihrer einzelnen Theile ab. Die Vollkommenheit der Formen in Buchſtaben und Schriftzügen iſt faſt gänzlich eine Sache des Geſchmacks; ihre Anwendung aber, und ihr Verhältniß unter einander laſſen ſich nach Grundſätzen und deutlichen Regeln beſtimmen. Dem guten Geſchmacke liegen allerdings auch gewiſſe Regeln zum Grunde; allein ſie hierbei zu zergliedern, würde eben ſo ſchwer, als nutzlos ſeyn, da ſie nur eigentlich der Malerei angehören, bei der man dieſe Anforderungen zu machen hat.

Unſere Deutſche Schreibeſchrift hat eigentlich zwei Hauptarten: die kleine Current- und die große Kanzelley- oder Frakturſchrift. Die Currentſchrift ſcheint ihrer erſten Beſtimmung und ihrer noch üblichen Benennung nach eine laufende, das heißt, von der linken Hand nach der rechten zu geſchobene Lage als eigenthümlichen Charakter in ſich zu ſchließen. Und eine ſolche Lage iſt unſtreitig der Bewegung der Hand und ihrer Richtung gegen den Körper am angemeſſenſten; daher wird ſie auch bei allen langen, oben und unten über die Linie hervorragenden Buchſtaben allgemein angenommen und befolgt; allein in Anſehung der Grundſtriche der kleinen Buchſtaben pflegen die meiſten jetzt von jener ſchrägen Richtung abzuweichen, indem ſie ihnen

durchgehends eine ſenkrechte Stellung auf der Linie geben. So ſehr nun auch die Gleichförmigkeit der Schrift hierdurch geſtört zu werden ſcheint, ſo muß man doch, wenn man erwägt, daß bei einer ſchiefen Richtung der Feder, in Hinſicht auf die Grundſtriche der kleinen Buchſtaben, theils die Stärke und Schwäche derſelben nicht hinlänglich unterſcheidend ausgedrückt, theils viele Buchſtaben nicht regelmäßig und beſtimmt genug gezeichnet werden können, und daß daher eine ſolche Schrift weniger deutlich und vortheilhaft in das Auge fällt, dem geradeſtehenden kanzelleymäßigen Duktus den Vorzug zuerkennen. Eine regelmäßige Currentſchrift muß folgende Eigenſchaften haben:

1) Muß jeder Buchſtabe beſtimmt gezeichnet ſeyn, ſo daß er nie mit einem andern verwechſelt werden kann, wie z. B. das a, r und v, e und n, m und w, t und l in der Schreibſchrift, welches man bei vielen Handſchriften gewahrt.

2) Alle große Buchſtaben, und von den kleinen diejenigen, welche lange und hervorragende Körper haben, müſſen in einer ſchrägen Richtung; alle Grundſtriche hingegen, wie in i, u, und m perpendikulär auf die Linie geſtellt werden.

3) Muß jeder Buchſtabe bei den Haupt- oder Grundſtrichen die erforderliche Stärke und Schärfe haben.

4) Die großen Buchſtaben müſſen mit den kleinen in Anſehung der Größe und Stärke in einem richtigen Verhältniſſe ſtehen.

5) Alle Buchſtaben in einer Schrift müſſen in Rückſicht der Größe, Stärke und Richtung ſich durchgängig gleich bleiben; nur

6) in Anſehung der Geſtalt müſſen Anfangsbuchſtaben eine Veränderung leiden; denn wenn ſie mehrere Male nahe an oder übereinander vor-

kommen, in verſchiedenen Formen gebildet werden, weil Einerlei dem Auge nicht ſo angenehm iſt, als Abwechſelung.

7) Alle Buchſtaben, welche ein Wort zuſammen ausmachen, müſſen, ſo weit als es geſchehen kann, durch feine Binde- oder Haarſtriche an einander hängen.

8) Dürfen die Buchſtaben und Wörter weder zu ſehr aneinander gedrängt, noch zu weit auseinander gezogen werden. Die nach der Größe der Schrift verhältnißmäßige Entfernung der Buchſtaben kann leicht durch ein richtiges Augenmaaß beſtimmt, und die gehörige Entfernung der Wörter von einander am beſten getroffen werden, wenn man den Zwiſchenraum derſelben überall auf die Weite dreier Grundſtriche oder eines m annimmt.

9) Jeder Buchſtab muß rein und reinlich beſchaffen ſeyn, ſo daß alle Striche auf das Deutlichſte ausgezogen, und die Schlingen und Doppelzüge an den Buchſtaben b, d, f, g, h, k, l, p, s und z nicht ausgefüllt ſeyen. Ueberhaupt verlangt die Regelmäßigkeit, daß der unten hervorragende Theil der Buchſtaben g, h und z, nur in den Wörtern verſchlungen und mit dem darauf folgenden Buchſtaben zuſammengehängt werde, am Ende der Wörter aber offen bleibe.

10) Die langen, oben und unten hervorragenden oder geſchwänzten Buchſtaben dürfen nicht ganz die Mitte des Zwiſchenraumes der Zeilen erreichen, damit ſie den darüber oder darunter ſtehenden Buchſtaben und Zeilen nicht zu nahe kommen, und ſich mit den erſtern unregelmäßig vermengen. Regelmäßig kann dieſes geſchehen, wenn zwei große lange Buchſtaben über einander zu ſtehen kommen, und es alſo unvermeidlich wird eine Ausweichung zu machen.

11) Alle Buchſtaben und Wörter einer jeden Zeile müſſen auf einer und eben derſelben Linie ſtehen, ſo daß kein Buchſtabe eine höhere oder tiefere Stelle habe, als der andere.

12) Das Zeilenmaaß muß nicht nur ſich durchgängig gleich bleiben, ſondern auch mit der Größe der Schrift verhältnißmäßig ſeyn; denn es iſt dem guten Geſchmacke entgegen, bei einer großen Schrift die Zeilen enge, und bei einer kleinen weit zu machen.

13) Die Endworte einer jeden Zeile dürfen dem Rande rechter Hand nicht zu nahe, oder etwa gar in und unter ſich gedrängt ſtehen; denn es wird durch eine ſolche zu weit getriebene Benutzung des Raumes ein großer Uebelſtand für das Auge verurſacht.

14) Alle Haupt- oder Grundſtriche der Anfangs- und anderer großer Buchſtaben, wie auch alle zur Ausfüllung oder Verzierung derſelben dienenden Züge, wovon am Ende dieſes Abſchnittes ein Mehreres vorkommen wird, müſſen nicht mit aufgelegter, ſondern durchaus mit freier Hand in einer edlen Simplicität und regelmäßigen Gleichheit gezogen, und dabei alle unnöthige Schnörkelei, welche die Form der Buchſtaben verwirrt, und für das Auge keinen Reiz hat, ſondern nur noch einen übeln Geſchmack zeigt, ſorgfältig vermieden werden.

II. Bei der Kanzellei- und Frakturſchrift iſt der Duktus bei den Schriftarten völlig gleich, und ihre Verſchiedenheit liegt nur in der Größe. Sie können daher auch nach einerlei Grundſätzen behandelt und alſo hier zuſammengeſtellt werden. Die Kanzelleyſchrift iſt nichts anders, als eine kleine Fraktur, und ſo umgekehrt. Zur Regelmäßigkeit und Schönheit der Kanzelley- und Frakturſchrift wird Folgendes erfordert:

1) Daß alle Buchſtaben im Durchſchnitt perpendikulär, oder ſenkrecht ſtehen.

2) Daß die kleinen Buchſtaben durchaus eine mit der Höhe derſelben verhältnißmäßige Stärke haben, ſo daß die letztere ſich zu der erſtern verhält, wie 1 zu 8.

3) Daß die Köpfe und Füße derſelben ſcharf und proportional und nicht zu ſehr verſchoben ſeien.

4) Daß die großen Buchſtaben mit den kleinern in einem richtigen Verhältniſſe und immer in gleicher Entfernung von denſelben ſtehen.

5) Daß die Buchſtaben und Wörter weder zu nahe an einander gedrängt, noch über die Gebühr auseinander gezogen ſeien, indem der auf beide Arten verurſachte Uebelſtand hier noch mehr, als bei der Currentſchrift in die Augen fällt.

6) Daß bei einer Frakturſchrift, welche über einen halben Zoll hoch iſt, der Zwiſchenraum der Zeilen nach der Höhe der kleinen Buchſtaben abgemeſſen ſei. Bei einer Schrift, die unter einem halben Zoll hoch iſt, kann der Zwiſchenraum um etwas erweitert werden. Bei der Kanzelleiſchrift muß hingegen der Zwiſchenraum der Zeilen immer eine und eine halbe Höhe der kleinen Buchſtaben ausmachen.

7) Daß alle Haupt- und Grundſtriche, ſo wie alle Züge und Verzierungen, nicht mit aufgelegter, ſondern mit freier Hand gezogen werden.

8) Daß alles Steife, Gezwungene und Aengſtliche, welches ſich freilich beſſer fühlen, als beſchreiben läßt, ſo wie alle überflüſſige und geſchmackloſe Schnörkelei ſorgfältig vermieden werde. Wie weit man in der Verzierung der Frakturbuchſtaben gehen kann, darüber laſſen ſich freilich keine Regeln geben, indeſſen kann man leicht nach dem eigenen Gefühle

gehen, um zu wiſſen was hieran zu viel, und was zu wenig, und welches das wahre Maaß iſt.

9) Daß Feſtigkeit und doch Leichtigkeit im Schwunge, in der ganzen Schrift aber Ordnung, Deutlichkeit, Gleichheit, Reinheit und Reinlichkeit ſichtbar ſeien. Die zur Frakturſchrift gehörigen großen Anfangs-Verſalbuchſtaben ſind mit den großen Kanzelley-Verſalbuchſtaben einerlei, ſie werden nur nach dem Verhältniß der Schrift größer und ſtärker gemacht.

Was den zur Verzierung einer Schrift üblichen Zügen betrifft, ſo ſind auſſer denen, welche zur Ausfüllung und Verzierung einzelner Buchſtaben dienen, und deren Geſtalt und Umfang von dem Geſchmacke des Schreibenden abhängt, beſonders folgende Arten von Zügen zu bemerken.

1) Spiral- oder Schneckenzüge, welche in einer immer abnehmender Rundung entweder aus dem Mittelpunkte heraus, oder von auſſen nach demſelben zugezogen werden.

2) Ovalzüge, welche in einer länglichten oder eyförmigen Rundung den vorigen gleich gezogen werden.

3) Schleifzüge, welche ſo verſchlungen ſind, daß ſie eine gebundene Schleife ungefähr ähnlich ſehen. Dieſe ſind in Anſehung ihres Gebrauches wieder von doppelter Art, entweder freie und flüchtige, welche bei einer gewöhnlichen Schrift mit freier Hand gezogen werden, oder große ausgearbeitete, welche nur bei großen Schriften, als Lehn-, Lehr- und Geburtsbriefen gebraucht werden, und welche, wenn ſie vollkommen beſchaffen ſeyn ſollen, erſt vorgezeichnet und mit aufgelegter Hand gemacht werden müſſen. Sie können ſo angelegt werden, daß ſie weder Anfang noch Ende haben. Bei allen dieſen Verzierungen muß man hauptſächlich darauf

ſehen, daß alle ſich in einander ſchlingenden Züge, wo nicht in einem rechten, doch ſo viel es möglich iſt, in einem ſtumpfen Winkel ſich durchkreuzen; allein nie dürfen drei Striche in einem Punkte zuſammentreffen, wodurch ſogenannte Spinnen entſtehen, welche bei dergleichen Verzierungen einen großen Uebelſtand verurſachen. Jeder Zug ſoll eigentlich auf der einen Seite Stärke und auf der entgegengeſetzten Schwäche haben; jedoch wird jeder Schreiber aus Erfahrung wiſſen, wie ſchwer dieſes bei flüchtigen Verzierungen in Ausübung zu bringen iſt, indem gemeiniglich bei jeder Rückkehr der Feder im Ziehen, ſo wie der Schnabel immer mehr in ſeiner vollen Breite zu liegen kommt, auch auf derjenigen Seite, welche ſchwach ſeyn ſollte, beinahe die Stärke des Hauptdrucks entſteht. Dieſes ereignet ſich freilich mehr oder weniger, je nachdem der Schreiber darin geübt iſt, die Feder im Ziehen zu drehen, und ſie in Anſehung der Verſtärkung und Minderung des Druckes geſchickt zu behandeln. Es iſt aber dennoch nicht anzurathen, daß man die bei gewöhnlichen Schriften vorkommenden Verzierungen und Züge anders, als mit freier Hand und mit flüchtigem Schwunge der Feder verfertige, indem ſonſt ein ſteifes und ängſtliches Ausſehen nicht zu vermeiden iſt. Bei kleinen Verzierungen, welche am häufigſten vorkommen, kommt es ohnehin auf die größte Genauigkeit in Anſehung des vorerwähnten Umſtandes weniger an. Man thut daher wohl, ſich gleich anfangs zu einer freien Führung der Hand zu gewöhnen, und zu dieſem Ende, um das Papier zu erſparen, auf einer Schiefertafel ſich hinlänglich Uebung und Fertigkeit zu verſchaffen; auch Peſtalozzi räth dieſes an. Er ſagt: „Zuerſt ſchreibe der Schüler mit dem Griffel auf Schiefertafeln und mache ſich die Form der Buchſtaben und ihre Zuſammenſetzung geläufig,

dann erſt übe er ſich im Gebrauch der Feder. Die Buchſtaben werden dem Schüler nach genauen Ausmeſſungen vorgelegt, und von der großen geht er Stufenweiſe zur Currentſchrift über." Bei großen Zügen, welche ohne richtige Vertheilung der Stärke und Schwäche nicht gut in das Auge fallen würden, kann man ſich auf eine andere Weiſe helfen. Man bediene ſich dazu einer etwas harten Feder, mit einem klar geſchnittenen, wenig elaſtiſchen Schnabel. Da nun dieſe durchgängig einen gleichen Strich machen wird, ſo kann man hernach der Stärke am gehörigen Orte nachhelfen, und ſo die Regelmäßigkeit des Ganzen ſicherer bemerken, als es mit flüchtiger Hand und in einem Aufſatze möglich geweſen wäre. Auch muß hier bemerkt werden, daß wenn über einer Schrift, die mit einer Fraktur- und Kanzellei-Zeile anfängt, ein Schleifzug angebracht werden ſoll, ſo iſt es nöthig, denſelben vor Fertigung der Schrift zu ziehen; denn wenn die Schrift ſchon ſteht, und ſich beſonders große Buchſtaben darin befinden, ſo kann man den letztern mit flüchtiger Hand beim Ziehen nicht ſo regelmäßig ausweichen, als man im umgekehrten Fall zu bewirken im Stande iſt. Um einen regelmäßigen Entwurf zu einem großen Schleifenzuge zu erhalten, thut man wohl, ein Kreuz zu machen, dergeſtalt, daß die Linie, welche die andere von oben herab in der Mitte durchſchneidet, völlig ſenkrecht auf dieſelbe gefällt ſei, und folglich zu beiden Seiten zwei rechte Winkel bilde. Nach einer ſolchen Vorrichtung iſt es leicht, die Stellung und das Verhältniß der einzelnen Theile des Zuges genau abzumeſſen. Man kann ſich die Arbeit auch um vieles erleichtern, wenn man ſowohl über das Original, als über den Ort, wo die Kopie aufgetragen werden ſoll, ein völlig gleiches Gitter zeichnet.

Markwordt in ſeiner kleinen Schrift: Darſtellung der Lehrart und Einrichtung in der

im Monat October d. J. 1817 zu eröffnenden Schreib- und Elementar-Zeichenſchule, S. 26, theilt die Deutſche Schrift in die Altdeutſche (Gothiſche) Fraktur, in die neuere Fraktur, in die Kanzlei und in die aufrechte und ſchräge Kleinſchrift.

„Unſere Deutſche Handſchrift, ſagt der Verfaſſer in ſeiner Schrift, hat ſich, ſo viel mir bewußt, bis gegenwärtigen Augenblick noch keines feſten Gliedbaues (Syſtems) zu erfreuen gehabt; ganz vorzüglich unſere ſogenannte Currentſchrift. Sie iſt und war noch immer ein Spiel der Willkühr ihrer Bildner. So viele Schreiblehren auch ſchon vorhanden ſind, ſo viele verſchiedene Arten die Buchſtaben zu geſtalten ſind uns auch mit ihnen gegeben worden. Und es kann dem gar nicht widerſprochen werden, wenn behauptet wird, daß, ſo wie die Haupt- und Kleinbuchſtaben, ſelbſt in unſern neueſten Deutſchen Schreiblehren noch immer erſcheinen, ſehr viele derſelben auf wahre einfache Schönheit noch gar keinen Anſpruch machen dürfen. Es würde mich jetzt zu weit von meinem Pfade abführen, die Mängel mehrerer Großbuchſtaben an das Licht zu ziehen, und deshalb will ich nur im Vorbeigehen des Uebelſtandes der Kleinbuchſtaben ſ, ß, ſſ und ſt erwähnen, welche eine ſo bedeutende Rolle in der Schrift ſpielen. Von der Lateiniſchen Urſchrift an, durch unſere Fraktur hindurch bis zur Kanzlei herab, haben dieſe Buchſtaben ſämmtlich ein ſtarkes, männliches Anſehen, und machen eine Hauptzierde der Schrift aus. Wie entſtellt und entartet erſcheinen ſie aber in unſerer Kleinſchrift? Statt eines kräftigen von oben nach unten gezogenen Striches wird ihnen ein Haarſtrich von unten nach oben gegeben, und ſolcher mit einem ſchwerfälligen Haken geſchloſſen. Ich bitte einen jeden, um das Häßliche dieſer Mißgeſtalten recht lebhaft zu fühlen, ſolche einmal in unſere Denkſchrift in der Idee überzutragen, würde unſer Auge es da wohl aushalten können, wenn in ſämmtlichen kräftigen Geſtalten mit einem Male das ſ zu einem winzigen dün-

nen Strich zuſammen ſchwände, darneben aber das z oder t in ihrer Stärke verblieben? Ich zweiſle. Man hat nun zwar in neuern Schreiblehren dieſem Uebelſtand abzuhelfen geſucht, und mit dem langen ſ und ſt begonnen ſolche von oben herab zu ſchreiben, mit dem ß und ſſ iſt es aber einſtweilen beim Alten geblieben. So wie aber das lange ſ in den neueren Schreiblehren von oben nach unten erſcheint, iſt für das Auge wiederum wenig oder nichts gewonnen, denn der lange dünne Anſtrich, der dem ſ, ob als Zierde? beigegeben iſt, und nun die haardünne Geſtalt des Buchſtaben ſelbſt, welcher unterhalb der Mitte erſt keilförmig ſtärker wird, dergleichen unmöglich das Auge des Kenners befriedigen kann.“

Die Lateiniſche Schrift hat ihren Urſprung wohl zunächſt von der ihr nahe verwandten Griechiſchen Schrift, von der ſie viele Buchſtaben beſitzt. Die älteſte dieſer Schriften iſt die ſogenannte Unzial-, Capital- auch Verſalſchrift genannt, welche man auf den Münzen, Inſcriptionen ꝛc. der Römer findet; man hatte aber auch im gemeinen Leben und zum Bücherabſchreiben eine kleinere Schrift, zwar von derſelben Form, bei der man aber doch weniger auf die Gleichheit der Buchſtaben ſah. Aus dieſer letzteren bildete ſich in den ſpäteren Zeiten zum Vortheil des Geſchwindſchreibens unſere heutige Lateiniſche oder die ſogenannte Curſiv- oder Currentſchrift, die ſchon im vierten Jahrhunderte nicht unbekannt war, aber erſt vom achten und neunten Jahrhunderte an gangbar wurde. Die Verſalſchrift iſt als der Urſtamm der jetzigen verſchiedenen Lateiniſchen Schriftzweige zu betrachten. Sie beſteht aus dem reinen Kreis und deſſen Durchmeſſer, und aus dem geraden Striche; nur dieſe Züge machen den Inhalt dieſer äußerſt einfachen, aber eben deßhalb vollkommenen ſchönen Schrift aus. Ihre edlen ſchönen Formen werden ſich in dem alles

reformirenden Zeitgeiſte nicht verlieren, ſondern zu allen Zeiten den erſten und höchſten Rang behaupten. Mit dem Untergange des Römerreiches wurde ihre einfache Geſtalt durch die Einmiſchung anderer Schriftzüge, nämlich der Gothiſchen und Longobardiſchen Schrift verſchroben und verzerrt, ſo daß es ſehr ſchwer wird, in den Schriften aus damaliger Zeit nur noch eine entfernte Aehnlichkeit von ihr zu entdecken; ſ. auch im Art. Manuſcript, Th. 84, S. 266 u. f. Späterhin ging, aller Vermuthung nach, aus dieſem neuen Chaos und mit der Morgenröthe der neuen Kunſtentfaltung, unſere alte Deutſche Frakturſchrift hervor, deren wir uns gegenwärtig wieder zu bedienen anfangen, und welche man als den Urſtamm unſrer ſämmtlichen Deutſchen Schriftarten zu betrachten hat; ſie iſt, wenige Buchſtaben ausgenommen, und ihre eigenthümliche Bildung abgerechnet, ganz in der Lateiniſchen Schrift enthalten. Aus der oben erwähnten Lateiniſchen Urſchrift ſind nun in neuerer Zeit die ſchräge Antiqua, ferner die Italieniſche, Spaniſche, Franzöſiſche, Holländiſche, Schwediſche und Engliſche Handſchrift hervorgegangen; letztere, als die einfachſte und darum auch die ſchönſte, behauptet mit Recht vor allen übrigen gegenwärtig den Vorzug, und wird beſonders auf den Comptoiren der Kaufleute ꝛc. gebraucht.

Die unentbehrlichſten Hülfsmittel der Schreibekunſt ſind: Schreibfedern, Federmeſſer, Papier und Tinte. Von den Schreibfedern. Obgleich hierüber ſchon etwas unter Feder, Th. 12, S. 400 u. f., geſagt worden, ſo iſt aber deren eigentliche Beſchaffenheit und Eigenſchaft als geſchnittene Feder daſelbſt nicht berührt worden. Die Beſchaffenheit der Feder, mit welcher man ſchreibt, hat, wie bekannt, den erſten und entſchei-

denſten Einfluß auf die größere oder geringere Vollkommenheit der Schrift. Die beſten Federpoſen oder Spulen, welche zu Schreibfedern gebraucht werden, ſind die Niederſächſiſchen oder ſogenannten Hamburgiſchen; auch inländiſche laſſen ſich gut gebrauchen, wenn ſie von alten Gänſen und von ſelbſt ausgefallen ſind. Die Trappen- und Schwanenſpulen darf man nur zu Fraktur- aber nicht zur Currentſchrift anwenden, weil durch einen längeren Gebrauch derſelben unfehlbar eine ſchwere Hand entſteht; dagegen iſt der Gebrauch der Rabenfedern nur auf kleine und feinere Schrift zu beſchränken; denn ſie zum gewöhnlichen Schreiben anzuwenden, iſt nicht zu rathen, weil ſie theils zu wenig Dauer haben, theils auch der Feſtigkeit der Hand ſehr nachtheilig ſind, welches man indeſſen bei deren unumgänglich nöthigen Gebrauche dadurch einigermaßen ausweichen kann, daß man den obern Theil der Feder bis beinahe an die Spule abſchneidet, und ſie in eine gemeine Gänſeſpule befeſtiget. Wenn man ſich derſelben zu feiner Schrift bedient, ſo wähle man die Federn von alten Kolk- oder eigentlich ſogenannten Raben; denn ſie ſind beſſer, als die Krähenfedern, welche letztere man nur im Nothfall wählen muß. Erſtere ſind ſeltner und werden daher auch theurer bezahlt. Die Pfau- und Truthahnsfedern ſind zu hart, man kann alſo dem Schnabel nicht die gehörige Elaſticität verſchaffen; ſie verurſachen daher immer eine ſchwere Hand. Das Ziehen der rohen Spulen, um ſie zu Schreibfedern zuzubereiten, iſt ſchon unter Feder, Th. 12, S. 402 u. f. beſchrieben worden. Man muß die Spule vor dem Ziehen erſt mit einem Federmeſſer von der äußern Haut und von allen fettigen Theilchen reinigen, welche ſich ſonſt durch die Hitze der Kohlen in die Spule ziehen und

beim Gebrauche derſelben das Annehmen der Tinte erſchweren würden. Nach dem Ziehen muß man ſie mit grobem Tuche oder Fries reiben, damit ſie den gehörigen Glanz erhalten. Sollen die Spulen ein flammiges oder ſonſt figurirtes Anſehen erhalten, ſo darf man ſich nur eine Unterlage von Holz mit willkührlichen Einſchnitten bereiten, welche bei dem Durchziehen der Spulen ſichtbare Eindrücke auf derſelben zurücklaſſen werden. — Das Schneiden der Feder, um ſie zum Schreiben geſchickt zu machen. Die dazu erforderlichen Handgriffe laſſen ſich zwar am beſten praktiſch zeigen, da man ſich aber dieſen Vortheil nicht immer verſchaffen kann, ſo ſollen hier die Regeln ſo deutlich, als möglich, angegeben werden. Man mache zuerſt an dem Ende der Spule, von der obern nach der untern Seite zu in einer ſchiefen Richtung einen kleinen Abſchnitt, und gebe mit der Spitze des Federmeſſers einen kleinen Schnitt zum Spalt an. Man faſſe hierauf die Spule ganz am Vordertheile, wo der Schnitt geſchehen iſt, mit den drei erſten Fingern der linken Hand, kehre dann das Federmeſſer um, und ſpalte mit dem koniſchen Ende des Heftes die Spule zum Spalt ſo weit auf, bis dieſer rein und gerade iſt. Durch die angegebene Haltung der Feder trägt man ungemein viel dazu bei, daß der Spalt nicht ſchief, ſondern gerade ende. Faßt man die Spule zu weit oben an, ſo wird man mehrentheils finden, daß der Spalt ungerade wird und zwar, wenn die Spule ſtark iſt, gemeiniglich auf eine doppelte Weiſe, auf der Oberfläche und in ſich, ſo daß man genöthiget iſt, die Spule auf eine nicht ökonomiſche Art noch weiter aufzuſpalten, und dies ſo lange bis der Spalt hinlänglich tauglich iſt. Man wird bei unausgewachſenen Spulen öfters finden, daß der Spalt eine nicht gerade Richtung in ſich ſelbſt nimmt, welches

man gemeiniglich daran erkennt, daß die Spule bei dem Aufſpalten nicht ſpringt oder einen gewiſſen knackenden Laut von ſich giebt, welches Knacken man aber wohl von dem Kniſtern oder Schreien einer Spule im Aufſpalten unterſcheiden muß; denn dieſes iſt ein gewiſſes Zeichen, daß die Spule Zähne hat und alſo gar nicht zu brauchen iſt. Wobey nun dieſes Knacken nicht erfolgt, muß man den Spalt weiter öffnen. Man muß überhaupt ſo lange fortfahren, bis der Spalt 1) an ſich eine gerade Linie ausmacht und mit den beiden Seitenlinien parallel läuft; 2) in der richtigen Mitte der Oberfläche der Spule ſich befindet, und 3) in ſich oder in den Theilen der Spule, deren Zuſammenhang durch ihn aufgehoben wird, gleich und eben iſt. Der Gehalt einer Federſpule nimmt zu, je weiter man nach dem Ende derſelben oder nach dem Fleiſche hinaufrückt. Man kann alſo eine ſchlechtere Spule gewiſſermaßen dadurch verbeſſern, daß man den Spalt weiter in den Kiel macht, als bei einer beſſern nöthig wäre. Iſt nun der Spalt auf die gehörige Weiſe gemacht, ſo mache man auf der entgegengeſetzten Seite der Spule den Ausſchnitt. Die Länge deſſelben bei einer gemeinen Spule muß ungefähr 1/2 Zoll oder zwei Schnabellängen (mit Ausſchließung des Schnabels) betragen, ſo daß bei dem Eintauchen der Feder in die Tinte noch eine kleine Oeffnung übrig bleibt, da bekanntlich dieſe dazu dient, daß die Feder gehörig Tinte faſſen kann. Denn fehlte dieſer Ausſchnitt und wäre die Feder auf eine andere Weiſe geformt, ſo würde bei dem Eintauchen derſelben zwar an dem Schnabel und an der äußern Fläche, ſo weit ſie eingetaucht wird, etwas Tinte hängen bleiben; allein in den innern Raum würde wegen der darin befindlichen Luft nichts eindringen können, und man ſich daher genöthiget ſehen, faſt bei jedem

Buchſtaben aufs Neue einzutauchen. Man dürfte nun zwar, um dieſem Umſtande abzuhelfen, eine kleine Oeffnung oben in die Spule machen; allein vermöge des ſchiefen Standes der Feder würden die Tintentheilchen, welche ſich angehängt hätten, ihre Richtung nicht nach dem Schnabel zu nehmen, und alſo dieſem der Zufluß entzogen werden. Durch den oben angegebenen Ausſchnitt wird aber die Feder geſchickt gemacht, dem Schnabel ſo viel Tinte zuzuführen, als zum Ausfluſſe derſelben bei dem Schreiben nothwendig iſt. Was die Tiefe des Ausſchnittes betrifft, ſo pflegt man ihn bei einer gewöhnlichen Spule bis beinahe zur Hälfte der Peripherie derſelben zu machen. Bei einer etwas ſtarken Spule kann man aber in Betracht deſſen, das der innere Raum größer iſt, und alſo mehr Tinte faßt und dem Schnabel zuführt, etwas tiefer ſchneiden, ſo wie man dieſes auch bei ſehr klar geſchnittenen Federn, wo der Abgang der Tinte auf das Papier nicht ſo groß iſt, als bei einer gröbern, der Reinlichkeit der Schrift wegen, zu beobachten ſucht. Auch darf der Ausſchnitt nicht allzuſehr einwärts geſchweift, ſondern faſt in einer horizontalen Linie und mit dem Spalte parallel gemacht werden; denn bei einem horizontalen Ausſchnitte werden die Tintentheilchen in den Schnabel zum Ausfluſſe gemächlicher übergehen.

Den Schnabel ſelbſt, als der vorzüglichſte Theil der Feder, forme man etwas lang und ſpitz, jedoch muß man ſich ſowohl in Anſehung der Länge deſſelben, als des Spaltes nach der Härte der Spule richten. Um das richtige Verhältniß hiervon zu erfahren, mache man Verſuche mit dem Schnabel auf dem Nagel des Daumes, wo ſich dann durch das hierbei erfolgende Aufthun und Zuſammenſchließen beider Schnabeltheile zeigen wird, ob darin hinlängliche

Elaſticität vorhanden ſei oder im entgegengeſetzten Falle noch nachgeholfen werden muß. Alle übrige Geſtalten des Schnabels wird man beim Schreiben nicht von ſo guter Wirkung finden; denn iſt derſelbe nur kurzſpaltig, ſo wird die Feder zwar klar, aber mehr kritzelnd, als rein ſchreiben, und man wird bei den Buchſtaben weder den gehörigen Druck, noch die immer abwechſelnd erforderliche Stärke und Schwäche anbringen können. Wollte man denſelben deshalb verlängern, ſo würden die beiden ſchmalen und ſpitzigen Schnabeltheile nicht ſo viele Tinte halten können, als bei ihrer Auseinanderſetzung erforderlich wäre; die Feder würde alſo nicht gut anſprechen und noch wie vorhin kritzeln. Je gröber und ſchärfer nun eine Feder ſchreiben ſoll, deſto breiter und länger müſſen die Theile des Schnabels, und deſto länger muß verhältnißmäßig auch der Spalt ſeyn. Ueberhaupt ſuche man dem Spalte ſeine gehörige Länge zu geben, weil im entgegengeſetzten Fall die Feder nur matt ſchreiben und nie die erforderliche Abwechſelung der Stärke und Schwäche hervorbringen wird, die allein durch das Aufthun und Zuſammenſchließen des Schnabels bei dem ſtärkeren und ſchwächeren Drucke der Hand entſteht. Um aber den Schnabel elaſtiſch und für jeden Druck der Hand gleichſam empfindlich zu machen, ſchweife man denſelben gehörig aus. Schneidet man den Schnabel der Feder breit, welches immer die gewöhnliche Art iſt, ſo wird ihm nicht nur der erforderliche Grad von Elaſticität mangeln, ſondern auch die Unbequemlichkeit daraus folgen, daß die Tinte ſich zu ſehr abwärts nach der Spitze drängt und Unreinlichkeit im Schreiben verurſacht. Spitzt man ferner den Schnabel zu, ſo muß man ſorgfältig dahin ſehen, daß derjenige Theil deſſelben, welcher beim Schreiben nach der linken Hand zugekehrt iſt, ungefähr nur eine

Haarſtärke breiter werde, als der andere. Dieſer Umſtand iſt bei dem Federſchneiden überaus wichtig, da die größte Laſt des Druckes auf dem linken Schnabelflügel ruhet, und iſt man hierbei unachtſam, oder der Fall kehrt ſich aus Verſehen wohl gar um, ſo wird die Feder kritzeln und nicht vollkommen brauchbar ſeyn. Man ſehe bei der Zubereitung des Schnabels endlich auch darauf, daß zu beiden Seiten nicht der mindeſte Abſatz oder irgend eine Unebenheit entſtehe, welches ſich gemeiniglich bei dem Gebrauche geſchliffener Federmeſſer ereignet; denn durch jede ſolche Ungleichheit wird der regelmäßige Abfluß der Tinte gehindert. Wenn der Schnabel auf dieſe Weiſe gehörig zubereitet worden, ſo köpfe man ihn ab, und zwar in einer ſchiefen Richtung, ſo daß das Meſſer mit der horizontalen Fläche, woran man abköpft, einen nicht allzuſpitzigen Winkel macht. Man ſehe hierbei beſonders darauf, daß die beiden Schnabeltheile am Ende ganz zuſammenſchließen, indem der mindeſte Abſtand derſelben verurſacht, daß die Feder beim Schreiben nicht gehörig anſpricht. Man kann dieſen Umſtand am beſten beobachten, wenn man die Feder gegen weißes Papier oder gegen das Licht hält, und ſo lange, als die Schnabeltheile noch nicht völlig zuſammenſchließen, darf man nicht unterlaſſen mit der Abköpfung fortzufahren. Der bequemſte und ſchicklichſte Ort zu dieſer Verrichtung iſt der Nagel des linken Daumens. Wer aber viel ſchreibt, und daher oft genöthiget iſt, die Feder zu ſchärfen, bei dem wird der Fleck, auf welchem er immer abköpft, bald durchgeſchnitten oder wenigſten uneben und dazu untauglich werden. Man gewöhne ſich alſo das Abköpfen auf zwei verſchiedenen Flecken des Daumennagels vorzunehmen. Iſt der eine durchgeſchnitten, ſo gehe man auf den andern über, und wenn indeſſen der erſte wieder gewachſen iſt, ſo

mache man ihn durch Abſchaben zuvor eben und brauchbar. Die Gewohnheit mancher Schreiber auf einer Federſpule abzuköpfen, iſt darum verwerflich, weil es überaus ſchwer iſt, auf dieſe Art eine gerade Linie zu bilden, vielmehr formt ſich die abgeköpfte untere Fläche etwas ſchief, daher wird die Feder bei dem Verſuche mit Tinte auf dem Papiere unvollkommen anſprechen; denn es iſt durchaus nothwendig, daß die untere Schnabelfläche nach einer geraden Querlinie abgeköpft und mit dem Spalt winkelrecht ſei. Man muß dieſes um ſo genauer beobachten, je breiter der Schnabel iſt; denn mit der Breite deſſelben nimmt auch die Schwierigkeit zu, ihn gerade abzuköpfen. Noch nachtheiliger für den Schnitt iſt das Abköpfen des Schnabels auf einer Tiſchecke oder einem ähnlichen Orte zu verrichten, weil es auf dieſe Art faſt unmöglich iſt, der unteren Schnabelfläche die gehörige Schärfe und regelmäßige Richtung zu geben. Dies wäre nun die Zubereitung oder der Schnitt der Currentfedern. Die zur Frakturſchrift nöthigen Federn ſind von jenen nur in der Stärke der Spule und in der Breite des Schnabels verſchieden. Am beſten ſind zu dieſem Gebrauche gezogene Schwanenſpulen. Bei ihrer Zubereitung ſehe man vornämlich auf den Umſtand, daß der Schnabel nach einer vollkommenen geraden Querlinie abgeköpft werde, welches, wie ſchon angeführt worden, wegen ſeiner Breite nicht ſo leicht zu bewerkſtelligen iſt, als bei einer gewöhnlichen Currentfeder. Beobachtet man dieſe Regel nicht genau, ſo wird man gemeiniglich finden, daß die Feder nicht einfach und voll, ſondern doppelt auf dem Papiere anſpricht. Dieſer Fehler kann jedoch noch einen andern Grund haben. Vermöge der natürlichen Rundung einer Federſpule macht nämlich der Schnabel immer einen kleinen Bogen aus, der bei einer Currentfeder ganz

ganz unmerklich, aber bei einer Frakturfeder oft beträchtlich iſt. Die Theile des Schnabels, welche nun nicht in einerlei Richtung liegen, können folglich auch bei dem ſchiefen Stande der Feder, beſonders wenn der vorhin erwähnte Umſtand dazu kommt, nicht alle mit dem Papiere zugleich in Berührung kommen. Die Feder wird daher nur an beiden Enden des Schnabels und mithin doppelt anſprechen. Um dieſem Uebel vorzubeugen, ſehe man zuerſt, ob die untere abgeköpfte Seite des Schnabels gehörig beſchaffen ſei, und ſchneide dann die Höhlung auf der inneren Seite des Schnabels eben, ſo wird die Feder gewiß rein und voll ſchreiben. Man kann auſſer den Schwanenſpulen auch eine Art von Rohr, welches wie eine Federſpule hohl iſt, und von dem Weber zu Spulen angewendet wird, zu der Fraktur, beſonders zu ſehr grober Schrift gut gebrauchen. Es muß aber ganz reif ſeyn, und bei der Zubereitung der Ort, wo der Schnabel hinkommen ſoll, um die gehörige Härte und Schärfe zu erlangen, von innen ausgeſchnitten, und der Schnabel, wenn er ungewöhnlich breit und das Rohr ſehr ſtark iſt, mit zwei Spalten verſehen werden. Metallene Federn, die man mit unter ſowohl zur Current-, als Frakturſchrift gebraucht, und die man bei dem Mechanicus erhält, ſind nicht anzurathen, weil ſie eine ſehr ſchwere Hand machen. Viele bedienen ſich auch zur Frakturſchrift einer gewöhnlichen Currentfeder, womit ſie die Striche doppelt ziehen und hernach ausfüllen; dieſes wird nach den beſten Schreiblehren aber ganz verworfen, weil man ſich dadurch leicht verwöhnt zu malen, als zu ſchreiben; denn die Frakturſchrift ſoll nicht gepinſelt, ſondern geſchrieben ſeyn, und daher verlangt die Frakturſchrift durchaus grobe Federn, welche alle Striche auf einen Zug machen. Da regelmäßig geſchnittene Federn einige Zeit brauchbar bleiben,

ja ſogar, wenn es tüchtige und ausgewachſene Spulen ſind, nach einigem Gebrauche härter und faſt noch nutzbarer werden, als ſie anfänglich waren, ſo reinige man ſolche nach dem jedesmaligen Gebrauche ſo viel als möglich von der im Schnabel befindlichen Tinte, und lege ſie frei, aber an einen Ort hin, wo kein Staub oder Unrath ſich an ihnen anhängen kann. Wenn ſie in der Folge aufs Neue gebraucht werden, und es nöthig iſt ſie zu ſchärfen, ſo verrichte man dies auf folgende Art: Man breche den Spalt auf dem Nagel des Daumens, aber nicht mit der Schneide des Federmeſſers, welches dem Schluſſe des Schnabels nachtheilig iſt, weiter auf, ſchärfe ſodann die beiden Seiten des Schnabels und köpfe ihn dann, nach den eben angegebenen Regeln aufs Neue ab. Die Feder darf jedoch nicht feucht ſeyn, denn ſo lange dieſes der Fall iſt, darf man dieſe Schärfung nicht vornehmen, weil ſie in dieſem Zuſtande die nöthige Härte und Elaſticität nicht hat.

Bei dem Ankaufe der Spulen oder Federpoſen ſehe man mehr auf ihre Güte, als auf den Preis, und ſuche alle ausgewachſene Spulen von gehöriger Stärke und Härte aus. Eine ſchlechte Spule wird wegen des Mangels an natürlicher Härte von der Tinte ſehr bald erweicht; der untere ſcharfe Theil des Schnabels einer ſolchen geſchnittenen Spule verliert die Elaſticität und den Schluß, und ſpricht dieſerhalb nicht mehr gut auf dem Papiere an. Schlechte Spulen ſind überdies auch im Umriſſe zu ſchwach, daß ſie ſich, beſonders für den, welcher mit ſtarken Hamburgiſchen zu ſchreiben gewohnt iſt, nicht gut in der Hand halten und behandeln laſſen. Man ſehe ferner darauf, daß die Federn von gehöriger Länge ſeien; ob ſie übrigens aus dem rechten oder dem linken Flügel ſind, dies iſt wohl in Anſehung des Haltens der Feder ganz einerlei, nicht ſo in Hin-

ſicht der Güte; denn da die Gänſe mit dem rechten Flügel mehr, als mit dem linken zu ſchlagen gewohnt ſind, ſo erlangen die Spulen auch in dieſem Flügel mehr Stärke. Iſt man an eine Art von Spulen gewöhnt, nämlich aus dem rechten oder linken Flügel, ſo kann man der andern leicht dadurch nachhelfen, daß man die Federn in der Mitte knickt. Indeſſen iſt hierbei doch noch ein Umſtand in Betrachtung zu ziehen, daß die Spulen beider Art vermöge ihrer natürlichen Krümmung für den Schreibenden verſchiedene Richtungen haben; aus welcher Verſchiedenheit der Richtung folgt, daß die untere Fläche des Schnabels bei der einen Art, nicht wie bei der andern mit dem Papiere in gleiche Berührung kommen kann, und daß bei einer Feder aus dem linken Flügel, wenn die untere Schnabelfläche nach der oben angegebenen Vorſchrift mit dem Spalt winkelrecht iſt, der rechte Theil des Schnabels mehr, als der linke angeſtrengt werden muß, da dieſes nun eine Veränderung im Schreiben verürſacht, ſo muß nothwendig bei dem Schneiden der Feder auf dieſen Umſtand Rückſicht genommen werden. Mit einer Menge geſchnittener Federn ſich zu verſehen, iſt nicht anzurathen, weil ihnen leicht durch die Aufbewahrung die Schärfe und Elaſticität entgeht. Hat man aber einigen Vorrath von Federſpulen, welche in Anſehung der Härte nicht vollkommen genug beſchaffen ſind, ſo mache man durchgängig am Ende jeder Spule eine kleine Oeffnung, welches eigentlich ſchon nach dem Ziehen geſcheheu ſollte, damit die im Innern befindliche Feuchtigkeit verdunſten, und die äuſſere Luft beſſer eindringen kann; man packe ſie hierauf in Leinwand, hänge ſie im Winter einige Zeit in die Feuereſſe auf und verwahre ſie dann an einem warmen Orte in der Wohnſtube. Zuletzt iſt noch zu erinnern, daß das Inſtrument, wodurch man mit ei-

nem Drucke eine Feder zum Schreiben erhalten kann, oder die ſogenannte Federzange gänzlich zu verwerfen iſt. Die ſchon oben erwähnten, von Metall verfertigten Federn könnten bei einer ſehr zweckmäßigen Einrichtung viel Bequemlichkeit haben, daher ſollte man auf deren Verbeſſerung beſonders bedacht ſeyn.

Das Federmeſſer, ſ. Th. 12, S. 404. Was die Vollkommenheit und Brauchbarkeit eines Federmeſſers anbetrifft, welches Inſtrument auf die Zubereitung der Feder einen ſo großen Einfluß hat, ſo hängt ſeine Güte von dem Grade der Härte des Stahls, von der Geſtalt der Klinge und des Heftes, und von der Schärfe der Klinge ab. Die Klinge des Federmeſſers darf in Anſehung der innern Beſchaffenheit weder zu hart, noch zu weich ſeyn; im erſten Falle ſpringt ſie leicht aus oder bricht ab, und im letzteren legt ſie ſich um; beides ereignet ſich um ſo eher, je härter und beſſer die Federſpulen ſind, welche man damit zubereiten will. Die Wirkungen des einen oder des andern Fehlers zeigen ſich jedoch weniger, wenn die Klinge ſtark iſt, und eine zu harte Klinge iſt immer noch brauchbarer, als eine zu weiche. Um den Grad der Härte bei dem Ankaufe eines Federmeſſers zu erforſchen, kann man folgende Probe damit aufſtellen. Man nehme ein Stückchen Kien- oder Kiefernholz, ſo harzig, als man daſſelbe nur haben kann, und ungefähr ſo geformt, daß die Jahre der Länge nachgehen und die Oberfläche ganz eben und glatt ſei. Von dieſer Oberfläche verſuche man mit dem Meſſer, welches man probiren will, ein wenig abzuſchneiden, und wenn dabei die Klinge weder ausſpringt, noch ſich umlegt, ſo kann man ſicher ſeyn, daß ſie den gehörigen Grad der Härte beſitzt und völlig brauchbar iſt; es verſteht ſich jedoch, daß das Meſſer die ge-

hörige Schärfe haben muß, denn ſonſt würde es die Probe in jedem Falle aushalten. Die Geſtalt der Klinge iſt nichts weniger, als gleichgültig. Die Seitenflächen müſſen an derſelben nicht wie bei andern Meſſern, ſondern ſo geformt ſeyn, daß diejenige Seite, welche bei dem Schneiden der Feder oben iſt, von der Schneide an, bis beinahe zum Rücken eben, die ihr entgegengeſetzte aber etwas oberhalb der Mitte gebrochen oder keilförmig beſchaffen ſei. Um ſich von der Nothwendigkeit dieſes Umſtandes zu überzeugen, darf man nur mit zwei Meſſern von gleicher Klingenbreite, die oben verſchieden geformt ſind, Verſuche anſtellen, und man wird finden, daß die erſte Form im Federſchneiden viel Vortheil und Bequemlichkeit, die andere aber wegen der überall gleich aufliegenden Klinge ſehr große Erſchwerniß verurſacht. Um dieſem abzuhelfen, dürfte man wohl nur die Klinge ganz ſchmal verfertigen, aber ihre Brauchbarkeit würde dadurch auf der andern Seite verlieren. Eine ſolche Klinge würde von kurzer Dauer ſeyn, indem ſie durch das Schärfen immer ſchmäler wird. Ferner würde eine ſolche ſchmale Klinge deſto ſtärker im Durchſchnitte ſeyn müſſen; denn dadurch würde die Schneide kolbiger werden, und folglich weniger Schärfe annehmen. Dann iſt eine ganz ſchmale Klinge aus dem Grunde nicht gut, weil man damit, wie die Erfahrung lehrt, bei weitem nicht ſo ſicher und im geraden Zuge ſchneiden kann, als mit einer breiten; ein Umſtand, der beſonders bei der Zubereitung des Schnabels von großer Erheblichkeit iſt. Mit der Breite der Klinge müſſen die Länge und die Stärke derſelben in einem richtigen Verhältniſſe ſtehen. Man ſehe alſo dahin, daß, ſo wie die Klinge durch das Schärfen an der Breite verliert, man auch verhältnißmäßig an der Länge und Stärke abnehme,

damit ſowohl die regelmäßige Beſchaffenheit, als die Schärfe derſelben erhalten werde. Das Heft des Federmeſſers muß nicht rund, ſondern eckig, am beſten ſechskantig, auch nicht zu ſchwach, ſondern von gehöriger Stärke ſeyn; an dem dickſten Orte muß es ungefähr 1 Zoll im Durchſchnitt haben, damit man es feſt und ſicher in der Hand halten und zart behandeln kann. Der untere Theil des Heftes, welcher zum Aufſpalten der Spule gebraucht wird, muß bei abnehmender Stärke länglich rund geformt ſeyn, weil bei dieſer Geſtalt das Aufſpalten ſich noch beſſer, als bei einer völligen Rundung bewerkſtelligen läßt.

Die weſentlichſte Eigenſchaft eines Federmeſſers iſt die Schärfe; auch hierbei iſt es nicht gleichgültig, auf welche Art dieſelbe erhalten wird. Das gewöhnlichſte, was man mit einem ſtumpf gewordenen Federmeſſer vornimmt, iſt es ſchleifen zu laſſen. Dieſes iſt aber aus einem doppelten Grunde gänzlich zu widerrathen; denn einmal wird auch die beſte und härteſte Klinge, und wenn ſie noch ſo gut behandelt wird, durch das Schleifen weich und folglich unbrauchbar. Es muß ferner wegen der Kleinheit und folglich ſtärker gebogenen Oberfläche des Steines, deſſen der Schleifer ſich hierzu bedient, nothwendig folgen, daß die Klinge, welche mit dieſem Bogen in eine ſtarke Berührung geſetzt wird, ſeine Geſtalt annehme, und folglich hohl ausgeſchliffen werde; und dieſes wird ſich um ſo mehr ereignen, je breiter die Klinge iſt, wodurch nun bei dem Federſchneiden ein ſehr großer Nachtheil entſteht; denn eine ſolche Klinge wird, wie man ſich durch die Erfahrung überzeugen kann, immer das Beſtreben äußern, ſtatt auswärts, auf die entgegengeſetzte Art einwärts zu ſchneiden; ſie wird der Hand nicht gleichförmig und ſtets nachfolgen, und man wird es ſehr ſchwer finden, den Schnabel damit

eben zu formen. Wenn daher das Schleifen wegen anderer Beſchädigungen nicht unumgänglich nothwendig iſt, ſo ſchärfe man ein Federmeſſer bloß durch Abziehen, welches der Klinge weit vortheilhafter iſt; denn es bildet ſich dieſelbe dadurch auf eine andere Art, indem die Seitenflächen nicht hohl, ſondern vielmehr convex werden, welches die Handgriffe bei dem Federſchneiden ungemein begünſtiget und erleichtert. Ueberdieß behält die Klinge dabei ihre eigenthümliche Härte und iſt von längerer Dauer. Wer dieſe Art zu ſchärfen ſelbſt verrichten will, muß ſich einer guten Abzieheſchale und daneben eines Streichriemens oder Streichholzes bedienen, indem es nicht immer nöthig iſt, ein Meſſer auf der Schale abzuziehen, ſondern oft nur zu ſtreichen. Die beſten Abziehſchalen hierzu ſind die gelben und ſchwarzen. Man kann ſich auſſerdem, daß dergleichen Werkzeuge leicht zu haben ſind, einen Streichriemen auf folgende Art ſelbſt verfertigen: Man nehme ein Stück Eichen- oder anderes feſtes Holz, ungefähr eine halbe Elle lang und im Durchſchnitt 1 1/2 bis 2 Zoll; ſchneide einen Griff ungefähr einer halben Viertelelle lang daran, und überziehe den übrigen Theil auf beiden Seiten mit fein abgeſchabtem Rinds- oder Engliſchem Kalbsleder, ſo daß die rauche oder abgeſchabte Seite nach auſſen gekehrt ſei. Man reibe beide Seiten zuvörderſt mit Bimsſtein ab und beſtreiche ſie ſodann mit einer aus Talglichtſchnuppe, Ruß, Glockenſchmalz oder vertrockneter Schmiere von den Thürhaken, Zinnaſche, Tripel und Schmirgel (von den letzten beiden Ingredienzen mehr oder weniger, je nachdem die Maſſe mehr oder weniger angreifen ſoll) zuſammengeſetzten Maſſe. Man kann ein ſolches Inſtrument auch von bloßem weichem Holze machen, wozu das Linden- oder Aespenholz das tauglichſte iſt, weil es keine Jahrringe hat, welches man ebenfalls mit der angege-

benen Maſſe, zu welcher, in Ermangelung der andern Ingredienzen, auch bloße Lichtſchnuppe und gemeine reine Aſche hinreichend iſt, beſtreichen kann. Die beſten Federmeſſer ſind unſtreitig die Engliſchen, doch kommen auch aus Fabriken auſſer England, z. B. in Deutſchland aus Sohlingen, Wien, Berlin ꝛc. gute und brauchbare Meſſer. Unter der ganz gewöhnlichen Sorte mit ſchwarzen Heften findet man vorzüglich gute Meſſer, jedoch muß man ſich bei dem Ankaufe wohl hüten, nicht mit unächten dieſer Art getäuſcht zu werden, welche auch häufig zum Verkaufe kommen, aber von jenen an innerer Güte gar ſehr verſchieden ſind; daher wird die oben angerathene Probe mit ihnen anzuſtellen nöthig. Eine andere Sorte mit Heften von weißem Beine, Elfenbeine, Nußbaumholz, und ſelbſt die geringere Art mit Heften von gelbem und braunem, auch grünem gefärbtem Horne, und zum Einſchlagen gemacht, liefern oft ſehr gute und vorzügliche Meſſer.

Das Papier, worauf man ſchreibt, iſt bei der Schreibekunſt auch nicht gleichgültig, wie auch ſchon oben unter Schreibebuch bemerkt worden. Obgleich wir gegenwärtig auch ſehr gute Schreibpapiere verfertigen, ſo werden uns doch noch viele aus dem Auslande zugeführt. Die beſten Sorten kommen aus Frankreich, Holland und aus der Schweiz; ſie ſind von allgemein anerkannter Güte und zum Schreiben auſſerordentlich vortheilhaft. Beim Einkauf des Schreibepapiers hat man im Ganzen darauf zu ſehen, daß es von Unebenheiten und Unreinigkeiten völlig frei, von gehöriger Stärke und Feinheit, und in dem erforderlichen Grade geleimt ſei. Dieſer letzte Umſtand iſt beſonders bei dem Schreibepapiere von Wichtigkeit; denn iſt das Maaß darin überſchritten, ſo nimmt das Papier die Tinte nicht gehörig an, und iſt es zu wenig geleimt, ſo

ſchlägt es nach dem gemeinen Ausdrucke durch. Man kann ein fehlerhaftes Papier einigermaßen vor dem Gebrauche verbeſſern. Iſt es zu wenig geleimt, ſo darf man nur ein wenig von ganz fein gepulvertem Sandarak darüber ſtäuben und es hernach mit Schreibepapier überreiben. Iſt das Papier haarig oder faſerig, welches gewöhnlich dann der Fall iſt, wenn die Filz- oder Tuchſcheiben, die zwiſchen das Papier, wenn es aus der Forme kommt, gelegt werden, noch neu ſind, ſo daß Theilchen von ihnen an dem Papiere hängen bleiben, ſo kann man es mit wollenem oder ſogenanntem Löſchpapiere überreiben, und dann mit einer Feder abkehren. Zur Aufbewahrung des Papiers wähle man einen Ort, der weder zu warm, noch zu feucht iſt; denn im erſten Falle trocknet das Papier über die Gebühr aus, und nimmt dann die Dinte nicht gut an; im zweiten zieht es, wenn es noch ſo gut geleimt und getrocknet war, die Feuchtigkeit an ſich, und bringt alsdann bei dem Schreiben üble Wirkungen hervor. — Was die Dinte betrifft, ſo wird davon das Nöthige unter Tinte, in T vorkommen. Auch der Streuſand und das Löſchpapier müſſen berückſichtiget werden, obgleich der Sand in der Schönſchreibekunſt nicht vorkommt, weil man in derſelben eine jede Schrift erſt trocken werden laſſen muß, wenn nichts von ihrer Schönheit verloren gehen ſoll; denn durch den Streuſand und durch das Auflegen von Löſchpapier vermindert ſich die Schwärze der Dinte mehr, als durch das allmählige Abtrocknen. Da nun aber ein geſchwinderes Trocknen bei vielen Schriften erfordert wird, ſo iſt der Sand, mit dem man ſogleich die ganze Schrift beſtreuen kann, zum beſtändigen Gebrauche immer noch bequemer, als das Löſchpapier, welches mit Behutſamkeit auf die naſſe Schrift gelegt, und, damit es dieſelbe an allen

Orten berühre, überſtrichen werden muß. Aber nicht jede Art von Sand, am wenigſten die rothe, iſt zu dieſem Behufe tauglich, ſondern nur diejenige, welche kieſig oder glasartig beſchaffen iſt, und ſich daher nicht im Waſſer auflöſet. Von dieſer Art nehme man den klärſten, welchen man haben kann, ſcheide durch ein Sieb alle grobe Theile davon, thue ihn hierauf in ein Gefäß, übergieße ihn mit Waſſer, und laſſe ihn einige Zeit damit bedeckt, damit alles Thon- und Erdartige, was darin enthalten ſeyn möchte, ſich auflöſen kann. Man rühre ſodann die ganze Maſſe ſo ſtark, als möglich, um, gieße das ſchmutzige Waſſer ab und reines darauf, und wiederhole dieſes ſo oft, bis ſich nichts mehr auflöſet, und das auf dem Sande ſtehende Waſſer ganz rein und hell erſcheint. Man laſſe zuletzt den Sand an der Sonne oder an einem warmen Orte ganz trocknen und ſchlage ihn durch ein feines Haarſieb. Iſt der Sand zu grob, ſo wird man den Zweck des Trocknens durch ihn nicht erreichen, und iſt er mehlicht, welches dann der Fall ſeyn wird, wenn er von thonichten und erdartigen Theilen nicht gereiniget iſt, ſo wird er ſtauben, und ſich ſo feſt auf das Papier anlegen, daß man ihn nur mit Mühe und oft zum Nachtheile der Schrift davon losbringen kann. Ueberhaupt thut man wohl, nach vollendeter Arbeit die Schrift jedesmal vom Sande zu reinigen, indem ſonſt die Dinte von ihrer Schwärze und die Schrift an gutem Anſehen und an der Deutlichkeit verliert.

Was nun die Lehrart der Schreibekunſt betrifft, ſo iſt ſchwer zu entſcheiden, welches die beſte und zweckmäßigſte Art des Unterrichts hierin iſt, um dem Schüler nützlich zu werden; denn da mehrere Wege oft zu demſelben Ziele führen, ſo kommt es nur darauf an, denjenigen zu betreten, der am leichteſten und kürzeſten iſt; denn wie bei jeder Kunſt,

ſo auch beim Schreiben, giebt es Regeln und Vortheile, die ſich beſſer zeigen, als beſchreiben laſſen, und wo jede Beſchreibung nur mangelhaft bleibt. Indeſſen giebt es gewiſſe Grundſätze, welche als allgemeingültig betrachtet und bei dem Unterrichte im Schreiben immer befolgt werden müſſen, und dieſe kann man nur ſchriftlich mittheilen. — Am beſten iſt es, den Unterricht im Schreiben mit einem Kinde nicht zu früh, ſondern wenn nicht beſondere Fähigkeiten oder die künftige Beſtimmung des Kindes eine frühere Unterweiſung nothwendig machen, gegen das achte Jahr anzufangen. Die Regeln bei dem erſten Anfange ſind nun folgende:

1) Man ſehe zuerſt auf die Bequemlichkeit des Anzuges, indem bei gepreßten Gliedern ein Geſchäft, das eine ſo genaue und ſo beſtimmte Stellung des Körpers erfordert, nicht ohne die größte Beſchwerlichkeit und ohne Nachtheil der Geſundheit verrichtet werden kann.

2) Man ſuche den Sitz und den Tiſch, worauf das Kind ſchreibt, ſo bequem und vortheilhaft, als möglich, einzurichten. Der Sitz muß mit der Größe des Kindes und mit der Höhe des Tiſches verhältnißmäßig ſeyn, ſo daß die obere Fläche des Tiſches dem Kinde, das daran ſitzt, bis etwas über den Nabel reiche, welches ein weſentlicher Umſtand bei dem Schreiben iſt; denn iſt der Sitz zu hoch, ſo leidet der Körper durch zu ſtarke Krümmung, und iſt er zu niedrig, ſo iſt die Lage des Arms zu gezwungen, und wegen des mehr gehemten Blutumlaufes beſchwerlich, die Hand verliert an ihrer Feſtigkeit, und die Augen werden zu ſehr angeſtrengt, und dadurch in der Folge kurzſichtig. Es iſt daher unrecht, wenn in einer Schreibeſtube mehrere Kinder von verſchiedener Größe an einen Tiſch auf gleich hohe Bänke geſetzt werden. Die daraus entſpringenden Nachtheile werden gehoben, wenn man ſtatt der Bänke Stühle

von verſchiedener Höhe gebraucht, und ſie den Kindern nach Verhältniß ihrer Größe anweiſet. Hat nun das Kind die gehörige Richtung des Leibes, der Arme und der Hände, ſo gewöhne man

3) daſſelbe an eine richtige Haltung der Feder. Bei einem ſenkrechten Stande würde die Feder krizzeln und bei einem mehr horizontalen würde ſie nicht ſcharf, ſondern matt ſchreiben; ſie darf auch nicht tiefer in die Dinte eingetaucht werden, als oben unter Feder angeführt worden. Die Hand darf ferner mit der Feder nicht zu ſehr auswärts, ſondern ſie muß vielmehr ſo gehalten werden, daß letztere mit der rechten Seite des Kopfes parallel liegt. Auch darf die Feder nicht willkührlich in der Hand gedrehet werden, ſondern ſie muß ihre feſte einmal erhaltene Lage behalten. Es iſt hierbei beſonders Aufſicht nöthig, weil es den meiſten Kindern ſehr ſchwer wird, ſich an ein regelmäßiges Halten der Feder zu gewöhnen.

4) Man ſehe ferner mit Sorgfalt darauf, daß ſich der Körper beim Schreiben in einer freien, ungezwungenen, und nur zum Theil gebogenen Richtung befinde; daß die Bruſt nicht an dem Tiſche anliege, ſondern einige Zoll davon entfernt, welches man zum Theil dadurch erreicht, daß man das Kind anweiſet, das Schreibebuch nicht über die Gebühr von ſich zu ſchieben; ferner daß der linke Arm bis an den Elbogen, der rechte aber nur etwas über die Hälfte des Vorderarms auf dem Tiſche liege, und der letztere nicht zu ſehr abwärts gebogen ſei, und daß der Kopf weder zu ſehr auf- noch zu ſehr niederwärts, und weder rechts, noch links, ſondern in einer natürlichen und geraden Stellung ſich befinde. Man geſtatte auch den Kindern nicht, die Beine beim Sitzen übereinander zu ſchlagen, weil hierdurch ein Preſſen im Unter-

leibe, und in der Folge ein weſentliches Uebel bewirkt wird.

5) Das Papier, worauf das Kind ſchreibt, oder das Schreibebuch, muß auf dem Tiſche gerade vor ihm liegen; bei eintretenden Schwierigkeiten in Befolgung dieſes Umſtandes erreicht man ſeine Abſicht am ſicherſten, wenn man das Schreibebuch mit zwei ſtarken Nadeln ſo lange an den Tiſch heftet, bis ſich das Kind vollkommen an dieſe Lage gewöhnt hat; denn mit jeder verſchobenen Lage deſſelben verſchiebt ſich auch der Körper aus der gehörigen Richtung, und daraus entſteht nicht nur Hinderniß in Anſehung des Geradeſchreibens, ſondern auch mit der Zeit Nachtheil für den Körper.

6) Den Anfang im Schreiben ſelbſt macht man am zweckmäßigſten damit, daß man lauter i, n und m, als die Fundamental- oder Grundſtriche der kleinen Currentbuchſtaben, ſowohl einzeln, als im Zuſammenhange mit einer Bleyfeder vorzeichnet, und die Kinder ſolche mit der Tinte und Feder ausziehen läßt. Dieſes ſetze man ſo lange fort, bis daß das Kind die Feder ſo weit in ſeiner Gewalt und ſo viel Fertigkeit erreicht hat, daß es Schärfe, Stärke und Schwäche in den Grundſtrichen auf eine ſeinen Kräften angemeſſene Art beobachtet; dann kann man, indem man mit den Grundſtrichen immer noch fortfährt, auch die übrigen Buchſtaben des Alphabets nach einer natürlichen Folge auf die angegebene Art mitunter vorzeichnen. Hierbei muß man jedoch die Buchſtaben, ſo weit es thunlich iſt, zergliedern, und nöthigenfalls dem Kinde durch Führung der Hand zu Hülfe kommen.

Einige Schreibelehrer laſſen die erſten Anfänge auf folgende Weiſe machen: In einem, auf dem zu beſchreibenden Blatte rhombenförmig gezogenen

Netze, werden zuerſt gerade, gleich ſtarke, Striche, von oben nach unten, gezogen, ihnen folgen oben und unten allmählig zugeſpitzte, ſo dann verſchiedene langrunde, und dreierlei Wellenlinien machen den Beſchluß. Dieſe wenigen Züge enthalten in ſich den ganzen Reichthum ſchriftlicher Formen; daher müſſen ſie auch beſonders geübt werden. Der Lernende erblickt hieraus, wie ein Glied dem andern ſich anreiht, eins aus dem andern hervorgeht, und wie endlich alle zuſammen nur einen ſchönen Leib und ein ſchönes harmoniſches Ganze ausmachen. Nachdem nun die Uranfänge von dem Schüler ziemlich befriedigend gebildet worden, wird ebenfalls in dem angeführten Netze, nach naturgemäßer entwikkelnder Geſtaltung, mit den großen Lateiniſchen Buchſtaben, Engliſcher Handſchrift, nach den vom Lehrer vorgeſchriebenen Regeln begonnen. Nach Markwordt ſoll dieſe jedem Lernenden anfangs ziemlich ſchwere Schrift, darum beim Anfange des Unterrichts gewählt werden, weil ſie den Uranfängen unſerer Geſammtſchriften ſo nahe ſteht; zweitens ſämmtliche Deutſche Currentgroßbuchſtaben in den ihrigen, obgleich dem Schüler noch verdeckt, enthalten ſind, ſo daß derſelbe mit dieſen jene zugleich ſchon erlernt; und drittens, weil ihre Erwerbung eine viel größere Zeit erfordert, als die Deutſche Schrift. Denn die Erfahrung hat es zur Genüge beſtättiget, daß der Schüler in letzterer ſchon längſt einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt hat, während er noch immer bemühet ſeyn muß, die Schwierigkeiten der Lateiniſchen zu überwinden.

7) Wenn das Kind ſo weit vorgeſchritten iſt, daß es die mit der Bleyfeder vorgezeichneten Buchſtaben ziemlich richtig ausziehen kann, ſo ſchreibe man ihm das Alphabet, und zwar um die Aufmerkſamkeit zu erhalten, auſſer der Ordnung, bloß mit

der Feder vor, und laſſe es daſſelbe aus freier Hand nachmachen. Um das Kind an das Zuſammenhängen der Buchſtaben zu gewöhnen, hänge man in der Folge an jeden Buchſtaben ein m; hat es auch hierin einige Fertigkeit erlangt, ſo ſchreibe man lauter einſylbige oder getheilte Wörter, und nebenher die Haupt- oder Grundſtriche der großen Currentbuchſtaben vor, und fahre damit ſo lange fort, bis das Kind im Stande iſt, einen großen Buchſtaben vollſtändig nachzuziehen. Späterhin kann man den Lehrling auch abwechſelnd Wörter mit großen Buchſtaben nach dem Alphabete, nach Verhältniß der Fähigkeiten, zuweilen auch Schriften in mehrerem Zuſammenhange ſchreiben laſſen.

8) Man laſſe die Kinder anfangs auf mit einer Bleyfeder gezogenen Linien ſchreiben; in der Folge gebe man ihnen ſtatt deſſen ein Linienblatt, auf welchem zugleich der Stand der langen und ſchiefen Buchſtaben angegeben iſt. Nach und nach wird ſich der Schüler durch den Gebrauch des Linienblattes an das Geradeſchreiben gewöhnen, und dann muß er ſich darin ohne dieſes Hülfsmittel üben. Die Linienblätter werden zwar von Vielen getadelt, allein die Erfahrung hat gelehrt, daß ſie nicht ſo verwerflich ſind, im Gegentheil lernt dadurch das Kind ſich an das Geradeſchreiben gewöhnen.

Nach der andern oben angeführten Methode werden nach der Bildung der Großbuchſtaben im Netze, auch zugleich auf der Gegenſeite Uebungen eben derſelben Buchſtaben, aber ſchon mit kleinen verbunden, in dem zwiſchen den Linien befindlichen freien Raume vorgenommen, wodurch ſobald, als möglich, der Gebrauch der Linien dem Schüler entbehrlich gemacht wird. Wenn der Lernende auf dieſe Art ſämmtlicher Buchſtaben mächtig geworden, ſo werden ſolche von ihm aus dem Gedächtniſſe nach der

Ordnung im A B C ebenfalls ins Netz geſchrieben; auf der Gegenſeite aber dieſelben ſchon zu Wörtern verbunden. Auch wird nun, da die eigene Haltung der Feder und der Hand zur Lateiniſchen Schrift dem Schüler ſchon Gewohnheit ſeyn muß, mit Bildung der Deutſchen Handſchrift in ableitender und entwickelnder Art, wie bei der Lateiniſchen, der Anfang gemacht. Um ſolche dem Lernenden mitzutheilen, ſind nur einige Unterweiſungen nöthig. Die größte Schwierigkeit iſt die gleichmäßige Bildung des Emſtriches, welcher, um ſich in der Hand zu begründen, dauernde Uebungen erfordert. Es werden nun abwechſelnd beide Handſchriften geübt, um den Schüler darin der Vollkommenheit ſo nahe als möglich zu bringen.

9) Man mache den Schüler beſtändig auf folgende Regeln aufmerkſam: Jeder Buchſtab muß regelmäßig gezeichnet ſeyn, ſich ſowohl in der Stärke und Schwäche, ſo wie in Anſehung ſeiner Lage immer gleich bleiben; dann muß kein Buchſtab höher oder tiefer, als die andern, ſondern alle auf einer Zeile ſtehen. Dieſe weſentlichen Erforderniſſe einer regelmäßigen Schrift darf man nicht der Willkühr der Kinder überlaſſen, indem ſie bekanntlich weit geneigter ſind, nach ihrer Willkühr Abänderungen zu machen als ſich an gewiſſe Geſetze zu binden.

10) Man ſuche das Einförmige, welches der Unterricht im Schreiben hat, und welches gar bald Unluſt und Ueberdruß bei Kindern erzeugt, ſo viel als möglich zu mindern, und den Verſtand und die Einbildungskraft dabei zu beſchäftigen. Man kann, um dieſes zu bewerkſtelligen, eine beliebige Anzahl von kleinen Grundſtrichen angeben, woraus Wörter hervorgebracht werden müſſen; Wörter aufſtellen, von welchen die Abſtammung oder eine Erklärung gegeben werden ſoll, einzelne große Grund-

ſtriche zur freien Nachahmung und Wetteiferung der Kinder; horizontale und andere Linien aus freier Hand ziehen; Rundungen, kleine Schnecken und andere Züge mit der Feder auftragen laſſen. Man kann den Kindern zuweilen eine durch falſche oder weggelaſſene Buchſtaben und Wörter entſtellte Schrift vorlegen und in Richtigkeit bringen, ſie aus einzelnen Wörtern Redensarten zuſammenſetzen laſſen; Wörter vorlegen, die ſich vor- und rückwärts, in eben derſelben oder in veränderter Geſtalt und Bedeutung leſen laſſen, und andere dergleichen kleine Hülfsmittel, welche dem jungen Schüler eine Art von Unterhaltung gewähren und das Langweilige des Schreibens nicht ſo ſehr empfinden laſſen. Man darf auch den Umſtand nicht vernachläſſigen, daß man die Schreibebücher nicht zu ſtark mache, ſondern dazu höchſtens vier Bogen zuſammenhefte, weil gewöhnlich mit jedem neuen Schreibebuche ſich auch die Luſt zum Schreiben bei einem Kinde erneuert. Wenn man nun noch mit der Anweiſung zum Schreiben den Unterricht in der Orthographie verbindet, und auf dieſe Weiſe den Verſtand der Kinder beſchäftiget, ſo wird man die Uebungsſtunden im Schreiben immer unterhaltend genug machen können; beſonders wenn man nicht durch beſtändiges Tadeln und Verbeſſern die Geduld der Kinder ermüdet, ſondern ſie vielmehr durch gut abgebrachte Lobſprüche aufzumuntern ſucht.

11) Da die Erfahrung gelehrt hat, daß Kinder geneigter ſind, die Buchſtaben, beim Erlernen derſelben, etwas kleiner zu machen, als in ihrer eigentlichen Größe nachzuahmen, überhaupt an kleiner Schrift mehr wohlgefallen finden, als an einer größern, ſo muß der Lehrer auf dieſen Umſtand ſeine Aufmerkſamkeit beſonders richten, weil bei der Abweichung von der gehörigen Größe, die richtige Zeich-

nung der Buchſtaben und die Deutlichkeit nur zu leicht vernachläſſiget werden.

Zeigt nun der Schüler in einer, wie in der andern Schrift eine genügende Kunſtfertigkeit, ſo wird mit dem Geſchwindſchreiben derſelben nach derſelben Methode der Anfang gemacht. Am beſten iſt es, wenn der Lehrer, bei gehöriger Aufmerkſamkeit auf ſeine Schüler, verſteht, beide Schreibarten, die langſame und die geſchwinde, zu vereinen; denn geſchieht dieſes nicht, und wird beſonders die letztere vernachläſſiget, ſo wird dadurch der Uebergang junger Leute ins praktiſche Leben ſehr erſchwert; denn wenn ſie ſich nachher in demſelben allein überlaſſen bleiben, ſo gewöhnen ſie ſich dann eine ſchlechte, unleſerliche Handſchrift an; daher hat auch das Heer ſchlechter und dem Auge abſcheulich erſcheinender Handſchriften ſeinen Urſprung genommen. Es iſt allerdings nothwendig, daß dieſe Uebungen ſo lange Statt finden müſſen, bis es der Schüler darin zur größten Fertigkeit gebracht hat; denn nur erſt dann, wenn die Gewohnheit als Bürge für ihn eintritt, wird er auch bei der größten Schnelligkeit in Geſchäften immer eine deutliche und leſerliche Hand ſchreiben; er wird ſich nie von der einmal eingeſchlagenen Bahn im Schreiben entfernen. Bei der Anfertigung eigener Kunſtſchriften wird der Schüler die beſte Gelegenheit haben, den Reichthum ſeiner Ideen zu entfalten, indem er erhabene Gedanken dem Auge in einer ſchönen Schrift darſtellen kann.

12) Was das Leſen geſchriebener Schriften anbetrifft, ſo iſt, vorausgeſetzt, daß das Schreiben erſt nach dem Leſenlernen gedruckter Bücher vorgenommen werde, hierzu keine beſondere Anweiſung nöthig; denn wenn die Kinder das geſchriebene Alphabet richtig kennen, ſo lernen ſie nach und nach

von ſelbſt ſolches ſo leicht, als das Gedruckte leſen. Da indeß dieſes für die Fortſchritte im Schreiben ſelbſt ein wichtiger Umſtand iſt, indem dieſe Beſchäftigung mehr Unterhaltung gewährt, wenn das Kind das, was es ſchreibt, verſteht, ſo kann man zuweilen mit den Schülern theils in eigenem Zuſammenſetzen und Aufſchreiben von Redensarten, theils auch im Abſchreiben von ſchönen Stellen aus Dichtern und Proſaiſten zweckdienliche Uebungen anſtellen.

13) Iſt nun ein Kind ſo weit, daß es eine Schrift mit ziemlicher Richtigkeit kopiren kann, ſo laſſe man es noch immerfort nach den beſten Muſterſchriften ſchreiben, damit ſich die Hand immer beſſer ausbilde; dabei habe man die oben aufgeſtellten kalligraphiſchen Grundſätze zur Zurechtweiſung des Lehrlings vor Augen. Da aber faſt alle Kinder den Fehler an ſich haben, die zur Nachahmung vor ihnen liegende Schrift nur oberflächlich anzuſehen, und dann äußerſt unvollkommen nachzuſchreiben, oder wohl gar, wenn ihnen der Inhalt zu bekannt iſt, bloß aus dem Gedächtniſſe zu ſchreiben, ſo iſt hierbei von Seiten des Lehrers beſondere Prüfung und Aufſicht nöthig. Es kann zur Erhaltung der Aufmerkſamkeit viel beitragen, wenn man zum Inhalte der Vorſchriften den Kindern ganz unbekannte Gegenſtände oder einzelne Wörter ohne Zuſammenhang wählt, oder doch, wenn man dieſes nicht in ſeiner Gewalt hat, bei einem hinlänglichen Vorrathe von Vorſchriften ſo regelmäßig damit abwechſelt, daß der Inhalt derſelben den Kindern nicht ſo leicht in das Gedächtniß kommen kann.

Dies wären nun die weſentlichſten Punkte, welche bei dem Unterrichte im Schreiben zu empfehlen ſind, das Uebrige hängt von den Umſtänden und von den Einſichten des Lehrers ab; denn die Dauer des Unterrichts läßt ſich hier nicht beſtimmen, indem hier

auch das Kunſttalent in Bilden der Buchſtaben des Schülers beſonders mit berückſichtiget werden muß. Zur Vermeidung der Unreinlichkeit oder des Beſchmutzens der Vorſchriften lege man ſie unter Glas und Rahm. Dieſes Letztere iſt beſonders anzurathen, und aus einem doppelten Grunde; denn einmal wird hierdurch eine beträchtliche Erſparniß bewirkt, indem die Vorſchriften immer brauchbar bleiben, und dann werden auch die Muſterſchriften durch die angegebene Stellung auf dem Tiſche den Kindern anſchaulicher und leichter nachzuſchreiben, als wenn ſie gerade vor ihnen lägen. Man erlaube den Kindern auch nicht Streuſand auf die Schrift zum Trocknen zu ſtreuen, ſondern nur Löſchpapier darauf zu legen, weil dieſes die Schrift, wenn ſie einmal auf dieſe Weiſe getrocknet werden ſoll, beſſer erhält, — Beim Eintreten eines jungen Mannes ins Geſchäftleben, ſei es nun in einen Staatsdienſt oder in eine bürgerliche Beſchäftigung, als in die Landwirthſchaft, Handlung, Apothekerkunſt ꝛc., wo er viel ſchreiben muß, ſo beobachte er folgende Regeln:

1) Nichts trägt zum guten Anſehen einer Schrift ſo viel bei, als die Reinlichkeit derſelben. Man gewöhne ſich daher an ein aufmerkſames und genaues Schreiben, um das Verbeſſern, Ausſtreichen und Radiren, welches immer das gute Anſehen einer Schrift ſehr vermindert und beſonders in Briefen gar nicht ſtatt finden ſollte, ſo viel als möglich zu vermindern. Zum richtigen Schreiben gehört, wie ſchon unter Schreibart angeführt worden, auch richtiges Denken und Kenntniß deſſen, was man ſchreibt; denn die meiſten Fehler der Kopiſten entſtehen nicht ſowohl aus Nachläſſigkeit, als aus Mangel an Sachkenntniß, und es iſt daher leicht einzuſehen, daß zu dem geringſcheinenden Geſchäfte eines Abſchreibers, außer einer ſchönen Hand, auch noch andere Kennt-

niſſe gehören, wenn dieſes gehörig und vollkommen betrieben werden ſoll und er auch keine Maſchine abgeben will.

2) Iſt das Radiren wegen eingeſchlichener Verſehen oder unumgänglich nöthiger Abänderungen unvermeldlich, ſo verrichte man es mit Behutſamkeit und auf die gehörige Art. Je ſtärker das Papier iſt, um ſo leichter und unmerklicher läßt ſich das Radiren bewerkſtelligen, je dünner es aber iſt, um ſo mehr Behutſamkeit erfordert es, Buchſtaben und Wörter ohne ſichtbare Beſchädigung davon wegzunehmen. Das Werkzeug, deſſen man ſich hierzu bedient, iſt ein Federmeſſer, welches in Anſehung der Schneidefläche mehr aufwärts aber nicht einwärts gebogen ſeyn darf; denn bei der letzten Geſtalt würde das Meſſer zu wenig auf einmal wegnehmen, und zu ſtark mit der Spitze eingreifen und folglich Löcher in das Papier ſchneiden, die gewöhnlichen Radirmeſſer, ſ. Th. 120, S. 389, welche von vielen gebraucht werden, werden theils empfohlen, theils auch verworfen; da ſich wegen der runden Geſtalt der Klinge der Fleck, auf welchem man radirt, immer nach dieſer Geſtalt bildet, folglich hohl und ſichtbar wird, zumal wenn das Papier dünn und dann das Werkzeug nicht hinlänglich ſcharf iſt. Beim Radiren, ſ. auch Th. 120, S. 385, ſuche man, wenn die Schrift noch naß iſt, welche vertilgt werden ſoll, ſolche erſt zu trocknen, indem man ſogleich etwas Sand darauf ſtreut, oder man lege auch Fließ- oder Löſchpapier darauf. Man ſchabe dann, wenn man ſich des erſten Hülfsmittels bedient hat, den Sand wieder oberflächlich ab, und laſſe die Stelle ganz trokken werden. Das Beſtreuen mit Sand verhindert das tiefere Eindringen der Tinte und befördert das Trocknen der Stelle, auf welcher man radiren will, welches um deswillen erforderlich iſt, weil ſich ſonſt

das Papier unter den zum Radiren nothwendigen Bewegungen zu ſehr ausdehnen und vertiefen würde. Iſt nun die Stelle ganz trocken, ſo reinige man zuerſt das Papier auf beiden Seiten vom Sande, um alle dadurch entſtehende Unebenheiten zu vermindern; ſpanne dann mit der linken Hand das Blatt oder den Bogen, worauf radirt werden ſoll, über eine dichte Lage Papier und verrichte mit der andern Hand die Operation, indem man mehr mit der Mitte der Schneide, als mit der Spitze ſchabt, weil die letztere zu ſehr aufkratzt und es uneben macht. Das weitere Verfahren findet man in dem oben angeführten Theil unter Radiren.

3) Man halte das Tintefaß auſſer dem Gebrauche beſtändig bedeckt, damit kein Staub in die Tinte falle, denn dieſer hängt ſich ſonſt in Geſtalt der Fahnen bei dem Eintauchen an die Feder und verurſacht viele Unreinigkeiten im Schreiben; ſo auch im Sommer Fliegen, die, um von der Tinte zu naſchen, in das Tintefaß laufen, dann in der Tinte umkommen, und ſich beim Eintauchen der Feder daran hängen.

4) Da auch der Sand oft eine Urſache der Unreinigkeit iſt, zumal wenn er nicht gehörig zubereitet worden, ſo bediene man ſich deſſelben nur ſparſam und mit der größten Behutſamkeit.

5) Es iſt auch als eine nöthige Vorſicht anzurathen, daß man nicht Tintefaß und Streuſandbüchſe von einerlei Form habe, weil dadurch nicht ſelten eine unangenehme Verwechſelung vorgeht, indem man ſtatt des Streuſandes die Tinte über das Geſchriebene hergießt, welches beſonders bei einiger Zerſtreuung um ſo leichter geſchehen kann.

6) Wer viel ſchreibt, thut wohl an der untern Seite des Tiſchblattes, woran er ſchreibt, ein Stück grobes Tuch befeſtigen zu laſſen, um ſich zum Reini-

gen der Finger, der Feder ꝛc. deſſelben zu bedienen, am beſten reiniget man auch die Feder mit weichem Fließpapiere, indem man ſie mit demſelben auswiſcht, welches noch beſſer iſt, als mit irgend einem andern Zeuge, das leicht Fäden, Faſern ꝛc. an die Feder abſetzt.

7) Man bediene ſich beim Schreiben der Leinwandüberzüge über die Aermel, weil man dann ſeine Lage im Schreiben ſo nehmen kann, als es nöthig iſt, ohne zu denken, daß man ſich beim Auflegen der Arme die Kleidung beſchmutzen werde; denn die Scheu, Tintenflecke an das Zeug zu erhalten, trägt bei Vielen bei, daß ſie eine unbequeme Lage im Schreiben mit den Armen wählen.

Der zweite ungleich wichtigere Umſtand, der von Perſonen, welche viel ſchreiben, berückſichtiget werden muß, iſt die Geſundheit, die Erhaltung des Körpers, welcher durch Vernachläßigung oder üble Angewöhnung hierbei leicht unerſetzlichen Schaden leiden kann. In Anſehung dieſes Punktes iſt Folgendes anzurathen:

1) Iſt ein Pult zum Schreiben beſſer, als ein gewöhnlicher Tiſch, weil man daran nicht nur bequem arbeiten kann, ſondern auch das Anlegen und Preſſen der Bruſt mehr vermieden wird. Am beſten und bequemſten iſt diejenige Art von Schreibtiſchen, die man nach Gefallen gerade und wie ein Pult ſchief ſtellen kann; überhaupt ſo ſtellen kann, als es zum Schreiben am Bequemſten iſt; auch erhält man durch dieſe Einrichtung die Bequemlichkeit im Sitzen und Stehen zu ſchreiben; ſ. unter Tiſch, in T.

2) Man ſehe darauf, daß das Schreibepult oder der Schreibetiſch feſt und ſo geſtellt ſei, daß das Licht zur Schonung der Augen etwas von der linken Seite, nicht aber von der rechten oder voll und gerade auf denſelben falle. Die Fläche des Tiſches, worauf

der Arm liegt, darf weder mit Tuch, noch mit Wachsleinwand oder rauchem Leder beſchlagen, ſondern vielmehr ganz in ihrer natürlichen Beſchaffenheit oder nur mit einem glatten Anſtriche verſehen ſeyn, weil ſonſt der Arm, inſofern eine nicht hinlänglich breite Unterlage vorhanden iſt, im Schreiben aufgehalten und an der erforderlichen Flüchtigkeit ſehr gehindert wird.

3) Man binde ſich beim Schreiben, ſo viel es ſich thun läßt, nicht an eine Lage. Es wiederfährt dem Körper durch das abwechſelnde Sitzen ein weſentlicher Dienſt, und zwar bald hoch, bald tief. Am beſten iſt dazu ein ſogenannter Eſel, den man mittelſt einer Schraube bald hoch, bald niedrig ſtellen kann; auch kann man ſich einen Stuhl auf dieſelbe Weiſe machen laſſen, jedoch behält der Eſel den Vorzug, weil man auf demſelben ſitzen, auch darüber ſtehen kann.

4) Man ſehe dahin, daß der Körper, beſonders der Unterleib bei anhaltendem Schreiben nicht durch die Kleidungsſtücke, noch die Beine durch Kniegürtel und Strumpfbänder gezwängt und gepreßt werde.

5) Man halte bei dem Schreiben den Körper frei und gerade, und den Kopf nicht zu ſehr einwärts. Man gewöhne ſich durchaus nicht an eine zuſammengedrückte Lage, wodurch die Bruſt gegen den Unterleib gepreßt wird, indem dadurch in der Länge weſentliche Uebel entſtehen.

6) Man ſchlage die Beine nicht anhaltend über einander, weil auch dieſes ein ſchädliches Preſſen des Unterleibes verurſacht.

7) Beim Kopiren oder Mundiren einer Schrift, lege man das Original oder Concept ſo, daß man nicht zu weit nach demſelben zu ſehen hat, weil die Augen ſonſt durch die ſchnelle abwechſelnde Bewegung leiden. Man ſuche es daher ſo einzurichten,

daß die Augen zwiſchen beiden Gegenſtänden das Mittel halten.

8) Wenn man Abends zu ſchreiben genöthiget iſt, ſo bediene man ſich lieber einer Lampe, als eines Talglichtes, weil das Flammen des Letztern den Augen ſehr nachtheilig iſt; über die dazu nützlichen Lampen, ſ. unter Lampe, Th. 59, S. 245.

9) Wenn man viel ſchreibt, ſo thut man zur Schonung der Augen wohl, zuweilen eine grüne Conſervations-Brille zu gebrauchen und beſtändig bei Tage und bei Abende einen grünen Hutſchirm, der am beſten von Taffent über Draht gezogen iſt, zu tragen. Man ſchreibe ferner nie in der Dämmerung, mache zur Stärkung der Augen und zur Erholung des Körpers kleine Pauſen, welche bei keinem Geſchäft nothwendiger ſind, als beim Schreiben. Man gehe daher im Zimmer auf und ab, verändere die Stellung des Kopfes, übe die Augen auf entfernte Gegenſtände, und ſuche ſie vornämlich, wenn es möglich iſt, auf das Grüne zu richten. Daher iſt es gut im Zimmer viele Zierpflanzen vor die Fenſter oder in die Nähe derſelben zu ſtellen. Oder man blicke, wenn man einige Zeit auf die Schrift geſehen hat, dann und wann in das Blaue des Himmels, wodurch die Augen wieder mächtig geſtärkt werden. Bewegungen des Körpers ſind demjenigen, der den größten Theil ſeiner Zeit mit Schreiben zubringt, vorzüglich nöthig, nur ſehr heftige als Holzſpalten, Holzſägen &c., ſind, ſo heilſam ſie auch übrigens für den Körper ſeyn mögen, davon ganz auszuſchließen, weil ſie der Leichtigkeit des Armes und der Feſtigkeit der Hand Nachtheil bringen.

Wie wichtig eine gute Handſchrift iſt, wird derjenige leicht einſehen, der viel Geſchriebenes zu leſen nöthig hat. Es kann hier nicht die Rede von den Setzern in den Buchdruckereyen ſeyn, die größ-

tentheils nur geſchriebene Manuſcripte vor ſich haben, die ſie leſen müſſen, um darnach ſetzen zu können, weil hier, wenn ſie auch ein Wort oder mehrere nicht entziffern können, und dafür ein Aehnliches ſetzen, immer noch der Verfaſſer oder Corrector im Hinterhalte iſt, der dasjenige, was ſie falſch geſetzt haben, verbeſſert; ganz anders iſt es aber da, wo Schriften geleſen werden ſollen, die nicht zum Drucke beſtimmt ſind, wenn ſolche unleſerlich geſchrieben werden. Beſonders iſt dieſes bei Akten oder gerichtlichen Verhandlungen aller Art der Fall; obgleich hier nicht zu verlangen iſt, daß Alles ausſehen ſoll wie gemalt, ſo daß man bei jeder Hand die Kunſt des Schreibmeiſters gewahr werde. Das Docti male pingunt kommt auch ſchon nach und nach aus der Mode; denn ſelbſt die Juriſten, die ehemals darin beſonders verrufen waren, daß ihre Handſchrift nicht zu leſen ſei, ſchreiben gegenwärtig ſchon weit deutlicher, ja mitunter ſogar zierlich, wie es beim Geſchwindſchreiben nur möglich iſt. Es gab ehemals Sachwalter, die kaum drei Zeilen aufſetzen konnten, die nicht von ihren Schreibern abgeſchrieben worden wären, um ſie zu verſtehen. Welche Laſt daher für ihn und für den Klienten! Wenn nur dergleichen Handſchriften dem Verfaſſer lesbar blieben, ſo würde dieſes bei ſeinem Leben wohl noch angehen, weil er immer darüber befragt werden könnte, wenn auch mit vielen Weitläuftigkeiten; allein ſehr oft kann der Entwerfer irgend eines Dokuments oder eines Manuſcriptes ſeine eigene Handſchrift nicht leſen, und dann iſt es gewiß ſehr verdrießlich, da oft auf einzelne Worte ſehr viel ankommt, indem ſie den ganzen Sinn der Rede entſtellen können. Man hat aber auch Fälle, wo eine verzogene, unleſerliche Schrift vortheilhaft geweſen iſt. Ein gewiſſer Staatsmann ſandte vor einigen Jah-

ren ein nicht unwichtiges Schreiben an eine Dame in einem Umſchlage an einen Dritten, der ſolches beſtellen, jedoch von dem Inhalte nichts wiſſen ſollte, und vergaß den Brief zu verſiegeln; allein der Brief war ſo unleſerlich geſchrieben, daß der Dritte den wahren Sinn des Ganzen nicht entziffern konnte; dieſes iſt jedoch nur ein ſeltener Zufall, und rechtfertiget alles undeutlich Geſchriebene nicht. Lavater will zwar aus den ſonderbaren Schriftzügen der Menſchen phyſiognomiſche Weiſſagungen herleiten; allein dieſes wird man auch aus leſerlichen, ſelbſt einigermaßen ſchön gezeichneten Schreibereien können; denn auch in dieſen wird immer noch ein gewiſſer individueller Charakter ſichtbar bleiben, und wozu dient übrigens der höchſt unſichere Schluß, den man daraus herleiten könnte? Jedes Wort von dem andern in gehörigem Ebenmaaße abgeſondert, jede Reihe in einer ſchicklichen Weite von der andern getrennt; alles mit den erforderlichen Unterſcheidungszeichen gehörig verſehen, trägt zur Lesbarkeit eines geſchriebenen Aufſatzes ſehr viel bei. Abbreviaturen oder Abkürzungen können zwar in beſondern Fällen gut ſeyn, in den meiſten taugen ſie aber nichts. Dieſes erſchwert gerade das Leſen alter Urkunden, vorzüglich bei dem häufigen Mangel der Unterſcheidungszeichen. Derjenige muß ein guter Hebräer ſeyn, der die älteſten Codices, wo die Endungsbuchſtaben eines Wortes, ſelbſt einer ganzen Periode, von dem Anfangsbuchſtaben der folgenden nicht weiter, als alle andere Buchſtaben von einander abſtehen, ſo genau auch immer die Form eines jeden Buchſtaben ſeyn mag. Am ſchlimmſten iſt es, wenn Menſchen ihre Namensunterſchrift nicht deutlich genug machen. Es giebt Namensunterſchriften, beſonders bei Staatsmännern, die

man bei allem Klauben nicht herausbringen kann. Man darf nur alle Briefe, Fragmente ortographiſcher Handſchriften und Namensunterzeichnungen großer Herren und berühmter Gelehrten alter und neuer Zeiten durchſehen, ſo wird man gewiß ſehr viele Namen finden, die, ohne weitere Kenntniß der Zeit, des Orts und des übrigen Zuſammenhanges, jedem andern ein Räthſel bleiben. Johann Lange oder Langus, Luther's Freund und Prediger zu Erfurt, unterſchrieb ſich in einem Stammbuche Jo. La. d. d. 1531. Wer könnte nun wohl aus dem La Lange machen, ohne auf zehn andere eben ſo wahrſcheinliche Namen zu verfallen. Juſtus v. Dransfeld hat ſich ebenfalls in einem ſolchen Buche ſo unterzeichnet, daß man ſtudiren und Zeitumſtände wiſſen oder ungewiß bleiben muß, wie der Mann eigentlich geheiſſen habe. Das J iſt genau wie ein H gebildet, und die beiden letzten Buchſtaben ſind ſo in einander geſchlungen, daß ſie nur eine Figur bilden. Bei der Unterſchrift D. Joh. Fecht's iſt das F ſo verzogen, daß es einem D viel ähnlicher ſieht, das c bei dem ch, gleicht völlig einem o, und an dem letzten t hängt unmittelbar ein ungeſtaltetes D, welches die Doctorwürde bezeichnen ſoll. Menz oder Menzius, ein vormaliger Profeſſor in Leipzig, dem, als er ſich adeln ließ, ein Spötter die Frage vorlegte, ob er ſich künftig amens oder demens ſchreiben würde, hat mehr ſchön, als ſchlecht geſchrieben, und doch den mittelſten Buchſtaben in ſeinem Lateiniſchen Namen ſo verzogen, daß man nicht weiß ob er Mentius oder Menzius habe ſchreiben wollen. Bei Regierenden und hohen und wichtigen Staatsbeamten möchte die Sache ſchon Grund haben; denn je ſeltſamer ſie die Buchſtabenzüge ihres Namens machen,

deſto weniger kann ſie ein Verfälſcher nachmachen. Dergleichen Fehler betreffen nicht bloß eigene, ſondern auch fremde Namen. Die bekannten Reiche und großen Städte ſind nicht leicht zu verkennen, wenn ſie auch fehlerhaft geſchrieben ſind. Denn ob man Sina oder China, Otaheite oder Otahitti ſchreibt, iſt wohl in Hinſicht der Schrift ſelbſt einerlei; denn Jedermann weiß doch, welches Land verſtanden werden ſoll, nur bei kleineren Städten und Dörfern iſt es Pflicht, ſie deutlich zu ſchreiben, um Mißverſtände vorzubeugen, und bei dem ähnlichen Klange gleichlautender Namen Zweideutigkeiten zu vermeiden, damit nicht etwa ein Brief z. B. nach Oſten abgeſchickt werde, der nach Weſten beſtimmt iſt ꝛc.

Die Geheim-Schreibekunſt, geheime Schreiberey, Cryptographie, auch Zifferſchrift, Steganographie, genannt, iſt die Kunſt, die gewöhnliche Sprache auf eine ſolche Weiſe zu ſchreiben, daß ſie nur denjenigen verſtändlich iſt, mit welchem vorher die Verabredung deßwegen genommen und ihm die Bedeutung der Buchſtaben mitgetheilt worden. Die Sache ſelbſt iſt über zweitauſend Jahr alt. Die Spartaner mit ihrer Scytale, ſ. dieſen Artikel, und Hiſtiäus, der Mileſier, durch die Art wie er ſeinen Sohn aufmuntert, vom Könige in Perſien abzufallen, ſind merkwürdige Beiſpiele. Letzterer, der ſich zu Suſa bei dem Könige wider ſeinen Willen aufhalten mußte, ließ einem ſeiner getreueſten Sklaven, der mit Augenweh behaftet war, die Haare unter dem Vorwande abſcheeren, daß er durch dieſes Mittel von dieſer Plage befreiet werden würde, ſchrieb darauf mit dauerhaften Zeichen ſeine Meinung, und ſchickte, nachdem die Haare wieder gewachſen waren, den

Sklaven zu ſeinem Sohne, mit dem Befehle, ſich von demſelben den Kopf bei ſeiner Ankunft von neuem ſcheeren zu laſſen. Bei den Römern fand dieſe Kunſt auch Eingang. Cäſar bediente ſich des Chiffers bei ſeinem geheimen Briefwechſel mit ſeinen Vertrauten, den C. Appius und Ballus Cornelius, denen er in ſeiner Abweſenheit die Beſorgung ſeiner Angelegenheiten übertragen hatte. Gellius giebt uns folgende Nachricht von dieſem Chiffer: „In dieſen Briefen an jene Vertraute, ſagt dieſer Schriftſteller, befinden ſich hier und da Stellen, wo einzelne zum Buchſtabiren und zur Zuſammenſetzung von Wörtern ganz unſchickliche und ohne alle Ordnung gleichſam hingeworfene Buchſtaben ſtehen. Cäſar und ſeine Freunde hatten aber einen Schlüſſel, um ſolche Briefe und Stellen zu ſchreiben und ſie wieder zu entziffern, und alſo jedem Buchſtaben ſeine Bedeutung und ſeinen Ort wieder anzuweiſen.“ Auch Auguſt bediente ſich des Chiffers nach dem Zeugniſſe Dio und des Suetons, der dieſe Art zu ſchreiben, scribere per notas nennt. Auguſt bediente ſich bei dieſer ſeiner Art, geheim zu ſchreiben, ebenfalls des Alphabets, nur ſetzte er jedesmal den in dem Alphabete folgenden Buchſtaben ſtatt des wirklich zu ſetzenden, und ſetzte alſo ſtatt a das b, ſtatt das g das h und dann noch auſſerdem ſtatt das z jederzeit das doppelte a a.

Die Kirchenverſammlung zu Nicäa nahm ihre Zuflucht zu dieſem Geheimniß und die Art, welche ſie vorſchrieb, die Gemeinſchaftsſchreiben auszufertigen, kommt auf diejenige Gattung von Steganographie hinaus, worin die Worte durch die Anfangsbuchſtaben angedeutet werden. In dem Mittel-Alter wurde dieſe Kunſt in Deutſchland ausgebreitet; der heil. Bonifazius iſt derjenige, welcher ſie aus

England zu uns gebracht hat. Raban, Abt zu Fulda und Erzbiſchof zu Mainz, hat zwei Beiſpiele dieſer geheimen Schrift der Nachkommenſchaft als Räthſel hinterlaſſen. In dem erſten werden anſtatt der fünf Vocale Punkte gebraucht, die gleich den Punkten auf den Würfeln zuſammengeſtellt werden, und in den andern wird allemal der auf einen Vocal folgende Conſonante anſtatt des Vocals geſetzt, welcher hätte gebraucht werden ſollen. In neuerer Zeit iſt dieſe Kunſt durch den Franzoſen Vieta und den Engländer Wallis ſehr vervollkommnet worden. In unſern Zeiten verſieht man zuweilen die Geſandten mit dergleichen Alphabeten, worunter das vom Cardinal Richelieu beſonders berühmt iſt, und verändert ſolche von Zeit zu Zeit, wenn man beſorgt, daß dieſes Geheimniß entdeckt werden möchte, man hat daraus eine eigene Kunſt gemacht, welche die Dechiffrirkunſt heißt, und von welcher weiter unten Anweiſung ertheilt werden ſoll. Aus der Geſchichte des Weſtphäliſchen Friedens iſt bekannt, daß dieſe Geheimſchreibekunſt noch am Schluſſe deſſelben einige Unruhen, und zum Theil Vorwürfe veranlaßte. Die Stände verlangten nämlich die kaiſerliche Hauptreſolution über ſämmtliche Friedenspunkte zu wiſſen; der kaiſerliche Geſandte Vollmar entſchuldigte ſich aber, daß ſie in Ziffern geſchrieben wäre, welche er nicht leſen könnte, und verlangte eine Zeit von drei Wochen, um den Schlüſſel dazu einzuholen. Es iſt natürlich, daß die Stände einige Unwahrſcheinlichkeit in dieſer Entſchuldigung fanden; der Savoyiſche Abgeſandte ſagte daher im Scherz darüber: man ſollte die Reſolution nur dem päbſtlichen Nuntius vorlegen; denn da deſſen Prinzipal den Binde- und Löſeſchlüſſel beſitze, ſo müßte deſſen Bevollmächtigter auch den Schlüſſel zu dieſen Ziffern haben. Der

Herr Hofrath von Eckhartshauſen *) giebt folgende Theorie zur Geheim-Schreibekunſt.

Allgemeine Theorie.

I. Satz. Die Art zu dechifferiren iſt eine Erklärung der Charaktere nach der Anweiſung der vorgeſchriebenen Regeln. II. Satz. Jede Sprache hat neben der Geſtalt der Buchſtaben eine beſondere Stellung, Ordnung, Verbindung, Wiederholung und Zahl derſelben. 1ſte Regel. Bei der Dechifferirung der Charaktere hat man auf die Stellung, Ordnung, Verbindung, Wiederholung und Zahl zu ſehen. 2te Regel. Beim Dechifferiren ſoll man nicht bloß rathen, ſo lange die Art zu dechifferiren den Weg anzeigt. III. Satz. In einer weitläuftigen Schrift kommen dieſelben Buchſtaben öfters vor. 3te Regel. Eine weitläuftige Schrift iſt die geſchickteſte zum Dechifferiren; denn da zeigt ſich der Grund der Verbindung und Wiederholung der Buchſtaben am meiſten. IV. Satz. Ein Wort hat mit dem andern oft etwas Aehnliches. 4te Regel. In einer ausgedehnten Schrift hat man nun ein Wort mit dem andern zu vergleichen, damit man ſehe, worin ſie unter ſich ähnlich oder unähnlich ſind. V. Satz. Man findet kein Wort, das ohne einen Vokal oder Selbſtlauter ſeyn kann. 5te Regel. Ein Monogramm iſt allezeit ein Vokal, auſſer es iſt ein Conſonant oder Mitlauter mit einem Apoſtroph. VI. Satz. Selbſtlauter ſind 5 an der Zahl, Mitlauter faſt viermal ſo viel, daher müſſen die Selbſtlauter öfter wiederkehren. 6te Regel. Die öfter zurückkehrenden Charaktere ſind Selbſtlauter. VII. Satz. Zu An-

*) Verſchiedenes zum Unterricht und zur Unterhaltung für Liebhaber der Gaukeltaſche, des Magnetismus und anderer Seltenheiten. München, 1791; S. 1.

fange eines Wortes können zwei doppelte Vokale, nie als zwei Conſonanten geſprochen werden. 7te Regel. Doppelte Charaktere zu Anfange eines Wortes ſind immer Selbſtlauter. VIII. Satz. Kurze Worte von zweien oder dreien Buchſtaben haben zwei oder drei Selbſtlauter oder einen oder zwei Mitlauter. 8te Regel. Kurze Worte zeigen zunächſt die Selbſtlauter an, daher hat man ſie beim Dechifferiren eher zu beobachten. IX. Satz. Wenn vor zweien Mitlautern nur ein Buchſtab vorhergeht, ſo iſt dieſes jederzeit ein Selbſtlauter. X. Satz. Wenn in einer Sprache öftere Doppellauter gebräuchlich ſind, ſo hat oft ein Selbſtlauter dem andern zum Gefährten. XI. Satz. Wenn vor oder nach zweien Mitlautern ein anderer Mitlauter kommt, ſo iſt es einer von den flüſſigen L. M. N. R. XII. Satz. Auf den Mitlauter Q folgt allezeit der Selbſtlauter U. XIII. Satz. Der Selbſtlauter U kann neben dem Buchſtaben Q an den meiſten übrigen Buchſtaben hängen. 9te Regel. Wenn man zwei verſchiedene Charaktere bemerkt, deren letzterer oft an verſchiedenen Buchſtaben hängt; der vorige aber nie ohne dieſen, noch auch allein angetroffen wird; dann hat man es mit Q U zu entziffern. XIV. Satz. Auf die Buchſtaben Q U folgt immer ein Selbſtlauter. XV. Satz. Oefter kommt ein Selbſtlauter vor dem andern zu ſtehen. XVI. Satz. Ein Mitlauter vor dem andern kommt öfter zu ſtehen. Dieſe allgemeinen Anfangsgründe muß man vor allen vorher verſtehen, weil ſie bei Entzifferung jeder Schrift einen Platz einnehmen und nie trügen können; läßt ſich aber keine von dieſen Regeln anwenden, dann wird man ſchwerlich je den Sinn der Charaktere herausbringen.

Beſondere Theorie

Von der Deutſchen Sprache. XVII. Satz.

Der Buchſtabe E kommt unter allen Selbſtlautern am öfterſten vor, beſonders in verlängerten Wörtern. XVIII. Satz. Nach dem Selbſtlauter E ſteht gern der Selbſtlauter J. XIX. Satz. In den meiſten Trigrammaten, wenn ſie den Buchſtaben E am Ende haben, iſt dann der vorletzte Buchſtabe der Selbſtlauter J. XX. Satz. Der Selbſtlauter U iſt nie am Anfange, als in den Wörtern: Uhr, Uhu, und, uns. XXI. Satz. Die Buchſtaben, die in der Deutſchen Sprache ſeltener gebraucht werden, ſind: B, F, K, P, Q, W, X, Y, Z. XXII. Satz. Die Deutſchen haben nur ein einziges Monogramm O, beim Aufrufe. XXIII. Satz. Bigrammaten ſind: Aal, Aar, Aas, Abt, ach, Aff, als, alt, Alp, Amt, arg, arm, Arm, auf, aus, Art, Bad, Bau, bei, bin, bis, bog, Bug, dar, das, dem, den, der, das, die, dir, Dom, ehe, ein, Eid, für, Fug, Fee, gab, gar, geh, gor, gut, Hag, hat, hau, her, Heu, hie, hin, Hof, hoh, Hut, hui, ich, ihm, ihn, ihr, iſt, Kuh, lag, lau, Lob, log, lud, mag, Mal, man, mir, mit, Mus, nah, Nat, neu, nie, nun, nur, Ode, oed, Oel, Ohr, Ort, Oſt, oft, Pol, Rad, rar, Reh, roh, Ruh, Sau, See, ſei, ſie, ſog, Sud, Tag, Tau, Tod, Ton, Uhr, Uhu, und, uns, von, vor, war, was, weg, weh, wem, wen, wer, wie, wog, zog, Zug, zum, zur, zwo. XXV. Satz. Der Mitlauter C wird immer mit dem Mitlauter H oder K verbunden. XXVI. Satz. Die Mitlauter H und K können mit vielen und verſchiedenen Buchſtaben verbunden werden. 10te Regel. Wenn Charaktere vorkommen, deren erſterer immer mit einem und demſelben Charakter verbunden, oder mit noch einem andern und nie mit andern vereiniget wird, als mit dieſen zweien, der letztere aber an vielen, und auch verſchiedenen andern hängt; dann bedeutet der vordere Charakter den Buchſtaben C, der folgende

aber die Buchſtaben H oder K. XXVII. Satz. Der Mitlauter S, hat gern C H, oder T bei ſich. XXVIII. Satz. Auf die Mitlauter S, C, H, folgen keine andern Mitlauter, als: L, M, N, R, W. XXIX. Satz. Auf den doppelten Mitlauter B B folgen keine andern Mitlauter, als L und R. XXX. Satz. Auf die doppelten Mitlauter S S folgen keine andere Mitlauter, als H und L. XXXI. Satz. Faſt unzertrennliche Gefährten des Selbſtlautes E ſind die Mitlauter N und R; ſo wie man R in der Mitte des Wortes, N aber am Ende öfters findet. XXXII. Satz. Die Tſſerogrammaten daß, denn, wenn, wann, die am Ende zwei nämliche Buchſtaben haben, nehmen nach dem Beiſtriche oder Komma, oder dem Schlußpunkte oder Punktum oft den erſten Platz ein. XXXIII. Satz. Die Deutſchen haben nur zwei Tſſerogrammaten, die in enn ausgehen, wenn, denn. XXXIV. Satz. Die vorzüglichſten Kennzeichen der Deutſchen Sprache ſind 1) die Seltenheit einſylbiger Wörter. 2) Die Wiederholung verdoppelter Buchſtaben, beſonders am Ende der Wörter. 3) Die öftere Zurückkehr deſſelben Buchſtabens in längern Wörtern. 4) Die 25 verſchiedenen Charaktere.

Die Holländiſche Sprache. XXXV. Satz. Die öfterſte unter den Selbſtlautern iſt E. XXXVI. Satz. Die Wiederkehr verdoppelter Selbſtlauter geſchieht öfter, als verdoppelter Mitlauter. XXXVII. Satz. Auch Doppellauter kehren oft wieder, die da ſind: Ae, Ai, Aai, Au, Aau, Ei, Eu, Ey, Eeu, Je, Oe, Ooi, Ou, Ui, Uy, Jeu, Oei. XXXVIII. Satz. Am Ende mehrſylbiger Wörter lieſt man oft E N. XXXIX. Satz. Monogrammaten ſind die Selbſtlauter O und U, und die Mitlauter mit einem Wegwerfungszeichen. XL. Satz. Bigrammaten ſind: Af, ag, al, an, as, at, by, de, el, en, ey, gy, ha, hy, ja, ik, in, is, ka, la, my, na, nu, of, og, om, op, os,

te, wy, ys, zo, zy. XLI. Satz. Trigrammaten ſind: Aal, aan, aap, aen, als, amt, arg, arm, aſt, bad, baf, bak, bal, ban, bed, bef, bek, bel, ben, bes, bid, bik, bil, bis, bit, bly, bok, bol, bon, bos, bot, bry, bul, bus, dag, dam, dau, das, dat, dek, den, der, des, die, dik, dis, dit, doe, dog, dol, dop, dor, dun, dut, dyk, een, eer, eet, elf, elk, end, erf, eba, fyn, gal, gat, gek, git, god, gom, gyl, had, hal, ham, heb, hek, hel, hem, hen, het, hoe, hof, hok, hut, hak, kam, kan, kap, kas, kat, kip, kit, koe, kok, kon, kop, kus, laf, lak, lam, lap, law, lek, lep, les, lid, lek, lis, lof, lok, los, lot, lyd, lyf, lyk, mag, mak, mal, man, mar, mee, men, mep, mes, met, mik, min, mis, mof, mol, myd, myn, nam, nap, nar, nek, nep, nip, nag, non, nop, not, nou. nul, nut, nyd, oos, oog, ook, oom, oor, oud, oyt, pak, pan, pap, pen, pil, pis, pit, pot, put, pyn, pyp, rad, ram, rar, ras, red, ree, rek, ren, rib, ris, rok, rol, ros, rot, rug, ruk, ryk, ryn, ryp, rys, ſap, ſul, tak, tal, tap, tar, tee, ten, ter, tet, tis, toe, tol, ton, top, tot, tou, tyd, uit, ulp, uur, uwe, vak, val, van, vat, vel, ver, vis, vly, vod, vol, vry, vyf, vyl, wal, wan, was, wat, wee, weg, wel, wet, wie, will, wit, wol, zag, zak, zal, zap, zat, zeg, zes, zet, zig, zin, zit, zog, zoo, zot, zou, zyd, zyl, zyn. XLII. Satz. Unter den Bigrammaten findet ſich oft das Knüpfwörtchen en. XLIII. Satz. Unter den Trigrammaten, die im Anfange doppelte Buchſtaben haben, findet man keines öfter, als een. XLIV. Satz. Unter den Trigrammaten, die am Anfange und Ende denſelben Charakter haben, iſt keines öfter als: tot. XLV. Satz. Doppelte Buchſtaben, die man in der Mitte von Teſſerogrammaten findet, ſind faſt allemal Selbſtlauter. XLVI. Satz. Unter den Bigrammaten iſt keines, das neben dem en am Ende den Buchſtaben N hat, als: in. XLVII. Satz. Hierher kann gerechnet werden, was

im 23ſten, 26ſten, 27ſten und 28ſten Satz geſagt worden iſt. XLVIII. Satz. Die Trigammaten mit dem Selbſtlauter E am Ende haben unmittelbar vor demſelben die Selbſtlauter O und I. XLIX. Satz. In den Teſſerogrammaten, deren vorletzter Buchſtab E iſt, ſteht allemal unmittelbar vor demſelben der Selbſtlauter O oder I. L. Satz. Die eigentlichſten Kennzeichen der Holländiſchen Sprache ſind folgende: 1) Die Widerholung des Selbſtlauters E. 2) Die öftere Wiederkehr verdoppelter Charaktere. 3) Die Wiederholung der Bigrammaten und Trigrammaten. 4) Das wiederholte Vorkommen von Teſſerogrammaten, die in der Mitte verdoppelte Charaktere haben. 5) Die 24 verſchiedene Zeichen des Alphabets.

Von der Lateiniſchen Sprache. LI. Satz. Die zum öfteren vorkommenden Selbſtlauter ſind E und I. LII. Satz. Doppelte Buchſtaben ſind ſeltner; doch kommen ſie öfter in der Mitte, als am Ende vor. LIII. Satz. Die Selbſtlauter, die am Ende verdoppelt werden, ſind O und I. LIV. Satz. Monogrammaten ſind: A, E, I, O, von welchen das A zum öftern vorkömmt. LV. Satz. Bigrammaten ſind: Ab, ac, ad. ah, an, as, en, es, et, ex, id, ii, in, is, it, me, mi, ne, ni, no, ob, os, re, se. si, te, tu, vi, vt. LVI. Satz. Trigrammaten ſind: Abs, abi, aër, aes, age, ago, ajo, ais, ait, ala, alo, amo, aro, ars, arx, ast, aut, bis, boo, bos, ceu, cis, cor, cos, cui, cum, cur, dat, dem, des, det, dic, die, diu, dos, duc, dum, duo, dux, egi, ego, emi, emo, ens, ero, est, fac, fas, fax, fel, fer, fex, fio, fis, fit, flo, fui, fur, hac, has, hem, heu, hic, hio, his, hoc, hos, huc, jam, ibi, iis, iit, imo, ira, ire, iri, ita, ivi, ius, lac, lar, leo, lex, lis, luo, lux, mas, mea, mei, mel, meo, mox, nec, neo, nix, non, nox, nuo, num, nux, oda, odi, ope, ora,

ore, ori, oro, ova, ove, ovi, ovo, par, pax, per, pes, pin, pro, qua, que, qui, quo, rei, rem, ren, res, rex, ros, ruo, rus, sal, sed, seu, sex, sic, sis, sol, sta, sto, sua, sub, sue, sui, sum, suo, sus, tam, ter, tot, tua, tui, tum, tuo, vas, vbi, vel, ver, via, vim, vir, vis, vix, vna, vni, vno, vox, vro, vti, vua. Unter den Bigrammaten iſt ET das öfterſte. V wird oft mit dem Mitlauter I verbunden. Unter den Trigammaten, die am Anfange und Ende denſelben Charakter haben, kommt zum öfterſten das Non vor. M ſteht öfter am Ende und hat jederzeit einen Selbſtlauter vor ſich. L folgt oft auf die verdoppelten Buchſtaben CC, FF, PP, VV. R hängt nicht ſelten an den verdoppelten Buchſtaben BB, FF, GG, PP, ll. S und R ſtehen oft am Ende, und haben einen Selbſtlauter vor ſich. Die vorzüglichſten Kennzeichen der Lateiniſchen Sprache ſind 1) die Seltenheit verdoppelter Charaktere. 2) Oeftere Trigrammaten. 3) Die Vermiſchung der Charaktere. 4) Die 22 verſchiedenen alphabetiſchen Zeichen.

Von der Engliſchen Sprache. Der zum öfterſten vorkommende Buchſtabe iſt der Selbſtlauter E. Die zum öftern vorkommende Sylbe iſt The. Den Buchſtaben H in dem Trigramma The findet man ſelten bei andern in der Mitte. Der Buchſtab Y findet ſich öfter am Ende und am Anfange, faſt nie in der Mitte. A, an, and kommen öfter vor, A iſt in An, An iſt in And. O iſt in den Bigrammaten oft enthalten. Ing iſt oft der Ausgang in mehrſylbigten Worten. Doppelte Mitlauter, die am Ende aufſtoßen, ſind: LL, SS. O hat oft das U bei ſich. Monogrammaten ſind A und I. Bigrammaten ſind am, an, as, at, be, by, de, go, ha, he, it ꝛc. ꝛc. Trigrammaten ſind: ado, air, ake, all, and, bed, bit, box, did, die, eat, eel,

far, few, fie, fly, gay ꝛc. ꝛc. Die vorzüglichſten Kennzeichen der Engliſchen Sprache ſind: 1) Daß derſelbe Charakter öfter am Ende und Anfange, beinahe aber niemals in der Mitte ſich befindet. 2) Wiederholte Bigrammaten. 3) Vermiſchung der Buchſtaben. 4) Die Seltenheit der doppelten. 5) Die 24 verſchiedenen Charaktere.

Von der Franzöſiſchen Sprache. Der Selbſtlauter E kommt ſehr oft vor, beſonders am Ende der Worte. Unter den Doppellautern ai, au, eu, oi, ou, eau kommt ou am öfterſten vor, beſonders bei Teſſerogrammaten. Doppelte Buchſtaben, die man am Ende findet, ſind: EE. Die Selbſtlauter, die am Ende verdoppelt werden, ſind, wie bei den Lateiniſchen, O und l, ſo auch unter den Trigrammaten, die am Anfange und Ende denſelben Charakter haben, kömmt non zum öfterſten vor. So folgt auch L oft auf die verdoppelten Buchſtaben CC, FF, PP, VV. S und R ſtehen eben ſo oft am Ende und haben einen Selbſtlauter vor ſich. Monogrammaten ſind: A und Y, und die Mitlauter von Bigrammaten, mit einem Apoſtrophe oder Wegwerfungszeichen. Bigrammaten ſind: Ah, ai, an, as. au, ca, ce, cu, de, du ꝛc. ꝛc. Trigrammaten ſind: Age, ail, air, ait, ami, ars, bal, bas, bec, bon, car, coq, cou, des, dis, dix, dur, eau, écu ꝛc. ꝛc. Die vorzüglichſten Kennzeichen dieſer Sprache ſind: 1) Die Seltenheit vielſylbigter Worte. 2) Der ſehr oft zu Ende ſtehende Selbſtlauter E. 3) Die Vermiſchung der Buchſtaben. 4) Die ſelten vorkommenden doppelten Buchſtaben. 5) Die 23 verſchiedenen Charaktere.

Von der Italieniſchen Sprache. Am Ende der Worte findet man öfter einen Selbſtlauter, beſonders in Polygrammaten. Unter den Endvokalen in den Polygrammaten ſind die gewöhnlichſten: A,

E, I, O. Der Selbſtlauter U ſteht ſelten zu Ende, und man findet ihn nie, auſſer in dem Worte Più. Er kommt gewöhnlich in einer ausgedehnteren Schrift öfter vor; überdieß kommt der Buchſtab U mehr in der Mitte und am Anfange der Wörter zu ſtehen. Gewiſſe Mitlauter ſtehen zu Zeiten am Ende, vorzüglich in Bigrammaten und Trigammaten, und dieſe ſind: D, H, L, N, R. Die Italieniſche Sprache iſt von verdoppelten Buchſtaben voll, welche faſt immer Mitlauter ſind, auſſer dem U U. Doppelte Mitlauter findet man beſonders in der Mitte der Worte, ſtehen ſolche aber am Ende, was oft geſchieht, dann ſind es die Buchſtaben L L; denn hier wird der Selbſtlauter, der zu Ende ſtehen ſollte, ausgeſtoßen, indem ein Wort folgt, das mit einem Selbſtlauter anfängt. Der Buchſtab H folgt nach dem Buchſtaben C, und G, oder man findet ihn manchmal am Anfange der Worte, vor ſteht er nur ſelten, nachher findet man ihn ziemlich oft. Monogrammaten ſind A, E, I, O, U, und die Mitlauter mit einem Apoſtrophe oder Wegwerfungszeichen C, D, L, M, S. Bigrammaten ſind: ad, ai, al, da, di, do, ed, fa, ſi, fo, ho, il, io, la, le, li, lo, ma, me, mi, no, or, po, re, si, so, su, ta, ti, tu, un, va, vi. vo ꝛc. Trigrammaten ſind: ama, ami, amo, bel, ben, che, chi, cio, coi, col, dai, dal, dei, dia, dio, eri, ero, fai, fin, fra, fui, gia, gli, hai, hor, lei, lor, lui, mia, mio, nei, noi, non, oda, ode, odi. odo, ora, ore, oro, ove, par, per, pie, piu, poi, pui, puo, qui, sia, son, sta, sto, sua, sue, suo, tal, tua, tuo, una; uni, via, voi ꝛc. ꝛc. Unter den Monogrammaten iſt E das öfterſte. Nach dem Bigramma Ed fängt das folgende Wort mit einem Selbſtlauter an. Unter den Trigrammaten iſt das gewöhnlichſte Che. Unter den Trigrammaten giebt es keines, das in der Mitte ein L hat, als

Gli. L folgt oft auf die verdoppelten Buchſtaben CC, FF, PP, VV. Die vorzüglichſten Kennzeichen der Italieniſchen Sprache ſind: 1) Die Vielheit der Monogrammaten, Bigrammaten und Trigrammaten. 2) Die Wiederkehr doppelter Buchſtaben. 3) Die vielen Pentogrammaten, wo vor dem letzten Buchſtaben zwei doppelte vorgehen. 4) Vermengung der Buchſtaben, beſonders der Selbſtlauter. 5) Die 20 verſchiedenen alphabetiſchen Zeichen.

Von der Griechiſchen Sprache. Die Griechen haben ſieben Selbſtlauter: α, ε, η, ι, ο, υ, ω, die ſehr zu Ende ſtehen. Die Doppellauter ſind: αι, αυ, ει, ευ, οι, ου. Unter den Mitlautern ſtehen ν und σ ſehr oft zu Ende. Die Mehrheit der Selbſtlauter übertrifft in der nämlichen Schrift ſehr oft die Zahl der Mitlauter. Zwei, drei oder vier Selbſtlauter folgen oft unmittelbar aufeinander. Die ſeltner vorkommenden Mitlauter ſind: β, ζ, ξ, φ, χ, ψ. Die Selbſtlauter werden ſelten verdoppelt; häufiger aber die Mitlauter in der Mitte, welche ſind: γγ, λλ, μμ, νν, σσ, ττ. Die Monogrammaten ſind die Selbſtlauter α, η, ο, ω. Bigrammaten ſind: οἱ, ἂν, ἄς, ἀω, γε, γῆ, δὲ, δὴ, δῶ, εἴ, ἐν, εὐ, θῆ, ἵε, ἰῶ, μὰ, μὲ, μῦ, νῆ, νῶ, οἱ, ὃν, ὅς, οὐ, σᾶ, σέ. σὺ, τὰ, τε, τὶ, τό ꝛc. ꝛc. Trigrammaten ſind: Ἄγω, ἄδω, αἰν, ἄλς, ἄμα, ἄνα, ἄρα, βὸα, βόυ, βοᾶ, γὰρ, γέα, δεῖ, δέα, δηο, δὶα, δός, δόω, δύο, ἔαρ, ἐγὼ, εἶα, ἔκα, ἐλᾶ, ἐμὲ, ἐμὴ, ἔνα, ενὶ, ζάω, ζεῦ, ζῶυ, ἧδε, ἧκα, ἦτο, θὲς, θεῶ, ἵοι, καὶ, καν, κύω, λαῖ, λᾶς, μία, μοὶ, μοῦ, ὅδε, ὀδὶ, ὅμω, ὀρα, ὄφι, πᾶν, πᾶς, ποι, ποῦ, ρω, σὰα, σοὶ, σοῦ, τάς, τήν, τιν, τὶς, τοὶ, τον, φυὶ, φὺς, φύω, χέω, χρὴ ꝛc. ꝛc. Gewiſſe Bigrammaten und Trigrammaten, die gewöhnlich wiederkehren, haben im Anfange den Buchſtaben τ, welcher Buchſtab ſich auch oft vor dem Ende der Worte einfindet. Der Selbſtlauter ι folgt ſehr oft auf andere Selbſtlauter. Der Selbſtlauter υ ſteht für ſich ſo oft nicht, wohl aber in Verbindung mit andern Selbſt-

lautern. Das Trigramm και kehrt oft zurück, deſſen Anfangsbuchſtabe nicht ſo häufig iſt, als die übrigen zwei Buchſtaben. In dem Trigramm, wo die Endbuchſtaben τι ſind, da geht immer der Buchſtab ο voraus. Die vorzüglichſten Kennzeichen der Griechiſchen Sprache ſind: 1) Die Wiederholung einiger verſchiedener Selbſtlauter, die unmittelbar auf einander folgen. 2) Die oft am Ende ſtehenden Selbſtlauter, und zweier Mitlauter. 3) Die Seltenheit verdoppelter Buchſtaben. 4) Die 24 Charaktere. Bei den Bi- und Trigrammaten der Engliſchen, Franzöſiſchen, Italieniſchen und Griechiſchen Schrift, ſind nicht ſo viele angeführt, als bei der Deutſchen, Holländiſchen und Lateiniſchen; allein ein jeder wird ſie ſelbſt, nach den zuletzt angeführten Sprachen herausfinden können, und daher bedarf es hier der Erwähnung weiter nicht. Der Hr. Hauptmann von Heyden hat eine Correſpondenz in geheimer Schrift mitgetheilt, *) welche zwei Correſpondirende, nebſt dem verabredeten Schlüſſel beſitzen, wozu eine Tabelle gehört. Bei dieſer Geheimſchrift kann alle Welt dieſe Tabelle beſitzen und die Briefe mit den eingeſchriebenen Geheimniſſen auffangen, die Auflöſung derſelben bleibt dennoch, ohne den gefundenen Schlüſſel, durchaus unmöglich; denn in vielerlei Sprachen und mit vielen zuſammengeſetzten Buchſtaben, welche in gar keiner Sprache Sinn haben, kann ſolche gegeben werden. Das Verfahren dabei iſt folgendes. Es ſchreiben ſich ihrer zwei einander einen Brief, am beſten mit Lateiniſcher Schrift, oder ſie überſchicken ſich ein Buch. Ihr Schlüſſel ſei Berlin, wel-

*) Fortgeſetzte Magie, oder die Zauberkräfte der Natur, von J. S. Halle. 5r Bd., S. 593.

cher zwiſchen beiden verabredet worden. Das Geheimniß, welches dem Briefe oder Buche einverleibt werden ſoll, wird beſonders abgeſchrieben. Der erſte Buchſtab des Geheimniſſes ſei r, und der erſte Buchſtab im Schlüſſel ſei b. Man ſuche nun im Alphabete linker Hand in der Tabelle den Buchſtaben r, und fahre auf der Linie rechts fort, bis unter den Buchſtaben b. Hier findet man in dem Winkeldurchſchnitte, welchen b und r mit einander machen, die Zahl 18 in dieſer Tabelle. Hierauf zähle man in der erſten Reihe des Briefes oder Buches die 18 Buchſtaben ab, und mache unter dem 18ten einen kleinen, wenig bemerkbaren Punkt. Der zweite Buchſtab des Geheimniſſes ſei a, und der zweite Buchſtab des Schlüſſels ſei e. Man ſuche, wie zuvor, linker Hand im Alphabete den Buchſtaben a, fahre rechts auf der Linie fort, bis unter den Schlüſſelbuchſtaben e, daſelbſt findet ſich im Winkel, wo ſich beide Linien einander durchſchneiden, die Zahl 5. Jetzt zähle man von dem zuerſt gedachten Punkte im Briefe oder Buche die Buchſtaben bis 5 ab, und man mache unter den fünften den zweiten Punkt ꝛc., Buchſtab für Buchſtab, ſowohl des Geheimniſſes, als des Schlüſſels, und wenn man mit dem Schlüſſelbuchſtaben, ſowohl hier, als bei der Auflöſung, zu Ende gekommen iſt, ſo fängt man mit dem erſten Buchſtaben deſſelben wieder an, ſo lange, bis das ganze Geheimniß eingetragen iſt. Um nun das Geheimniß wieder herauszubringen, oder zu enträthſeln, ſo zähle man die Buchſtaben im Briefe oder Buche bis zum erſten Punkte; da finden ſich deren z. B. hier achtzehn. Man fährt nun mit dem erſten Schlüſſelbuchſtaben, wie hier b war, von oben herunter, bis auf die gezählte Zahl 18. Von dieſer fährt man links auf der Linie hin. Da findet ſich im Seitenalphabete

Alphabet des Geheimniſſes.

	a	b	c	d	e	f	t	u	v	w	x	y	z
a	1	2	3	4	5	6	19	20	21	22	23	24	25
b	2	3	4	5	6	7	20	21	22	23	24	25	1
c	3	4	5	6	7	8	21	22	23	24	25	1	2
d	4	5	6	7	8	9	22	23	24	25	1	2	3
e	5	6	7	8	9	10	23	24	25	1	2	3	4
f	6	7	8	9	10	11	24	25	1	2	3	4	5
g	7	8	9	10	11	12	25	1	2	3	4	5	6
h	8	9	10	11	12	13	1	2	3	4	5	6	7
i	9	10	11	12	13	14	2	3	4	5	6	7	8
k	10	11	12	13	14	15	3	4	5	6	7	8	9
l	11	12	13	14	15	16	4	5	6	7	8	9	10
m	12	13	14	15	16	17	5	6	7	8	9	10	11
n	13	14	15	16	17	18	6	7	8	9	10	11	12
o	14	15	16	17	18	19	7	8	9	10	11	12	13
p	15	16	17	18	19	20	8	9	10	11	12	13	14
q	16	17	18	19	20	21	9	10	11	12	13	14	15
r	17	18	19	20	21	22	10	11	12	13	14	15	16
s	18	19	20	21	22	23	11	12	13	14	15	16	17
t	19	20	21	22	23	24	12	13	14	15	16	17	18
u	20	21	22	23	24	25	13	14	15	16	17	18	19
v	21	22	23	24	25	1	14	15	16	17	18	19	20
w	22	23	24	25	1	2	15	16	17	18	19	20	21
x	23	24	25	1	2	3	16	17	18	19	20	21	22
y	24	25	1	2	3	4	17	18	19	20	21	22	23
z	25	1	2	3	4	5	18	19	20	21	22	23	24

der Buchſtab r. Dieſer wird beſonders abgeſchrieben. Hierauf zählt man im Briefe vom Punkte 18 weiter fort, bis zum zweiten Punkte; da findet ſich denn der Buchſtab s. Man nimmt nun den 2ten Buchſtaben e des Schlüſſels, und fährt von oben herunter, bis auf die gefundene Zahl 5. Von dieſer geht man links fort, und trifft auf den Buchſtaben a im Seitenalphabete. a wird nun neben r geſchrieben, und ſo fährt man fort, bis alle Buchſtaben des Geheimniſſes herausgebracht ſind. Der Prozeß, obgleich mühſam, iſt doch lohnend. Zur Zeit der Franzöſiſchen Revolution war das Geheimſchreiben wieder an die Tagesordnung gekommen, indem man durch Chiffres correſpondirte, wozu ein Dechiffrirſchlüſſel nöthig war. Auf welche Weiſe nun die Geheimſchrift des Herr von Heyden möglich wird, zeigt zu dem eben Angeführten die beiſtehende Tabelle.

Eine andere geheime Schreibart iſt folgende: 1, 2, 3, 4, 5 ſind die fünf Vocale a, e, i, o, u, die übrigen Buchſtaben werden beibehalte, wenn man nun ſchreiben wollte: Ende gut, Alles gut, ſo wird es wie folgt, auf geheime Weiſe geſchrieben: 2nd2 g5t 1ll2s g5t. Wollte man nun einen Brief auf geheime Weiſe ſchreiben, ſo kann man auch die zehn Arabiſchen Zahlen ſtatt der Buchſtaben wählen. Man darf dann nur ein Wort, welches aus zehn Buchſtaben beſteht, annehmen, z. B.:

Kirſchbaum oder Scribendum.
1234567890 1234567890

Nimmt man nun z. B. Kirſchbaum an, ſo ſchreibt man Friederich alſo: F32ede3256, nehme ich den Schlüſſel Scribendum an, ſo ſchreibt man denſelben Namen F34686342h ꝛc. Folgende Schreibart iſt nicht leicht durch Dechiffrirkunſt herauszubringen, die ſchon im letzten Drittel des ver-

wichenen Jahrhunderts ſehr ausgebreitet war, daß es ſchwer war noch eine verborgene Schreibart ſich auszudenken, die nicht aufgelöſet worden wäre. Mit der folgenden wird es aber ſo leicht nicht angehen. Man mache ſich nicht nur ein beliebiges Alphabet, ſondern ſchreibe auch damit in lauter zerriſſenen Sylben, wie etwa Ende gut, Alles gut En degu tal le sg ut. Man kann auch mit Noten einen geheimen Brief ſchreiben, der Schlüſſel hierzu ſ. Fig. 8522. Der Gebrauch wird am leichteſten aus einem Exempel zu erſehen ſeyn, welches hier das Wort Nürnberg iſt; wobei nur zu bemerken, daß jederzeit bei dem Ende eines Wortes, ein Strich, gleich einem Tacktſtriche gemacht werden muß, ſ. Fig. 8523.

Die ganze Geheimſchreibe-Kunſt beſteht alſo nur aus verwechſelten Buchſtaben, oder aus einem ſelbſt erdichteten Alphabete, oder aus gewiſſen Chiffern, Zahlen oder Punkten, denen man die Bedeutung gewiſſer Buchſtaben, Sylben oder ganzer Wörter giebt, die man dann in ein ordentliches Regiſter bringt, und demjenigen davon Abſchrift giebt, der die Schrift verſtehen ſoll, welches Regiſter man den Schlüſſel nennt. Wer nun dieſen Schlüſſel nicht hat, oder wem die Bedeutung nicht eröffnet iſt, noch die Regeln, ſolche zu entdecken an die Hand gegeben worden ſind, der verſteht auch die damit geſchriebene Schrift nicht, es wäre denn, daß einer die Kunſt, verborgene Schreibarten zu eröffnen, beſäße, indeſſen wird ſich wohl Niemand dieſer Kunſt rühmen können, weil man nach Belieben Zeichen wählen kann, die wohl ſchwerlich ohne Schlüſſel verſtanden werden können. Indeſſen, wenn man die oben angeführte Theorie von dem Herrn von Eckartshauſen berückſichtiget, ſo wird es Einem natürlich leichter werden, in die mit Buchſtaben zuſammezge-

ſetzte Geheimſchrift einzudringen. Von der kaufmänniſchen Geheim = Schreibekunſt; ſ. unter Zeichen, in Z.; auch im Art. Nummer, Th. 103, S. 7 u. f. — Von der Schreibekunſt, als eine nöthige Beiwiſſenſchaft eines Kaufmannes, ſ. unter Kaufmann, Th. 36. — Daß man das Linksſchreiben den Kindern billig zur Uebung machen ſollte, ſ. unter Hand, Th. 21, S. 439. — Mehrere in der Schreibekunſt vorkommende Gegenſtände, ſ. auch unter Schrift.

Ueber die Schreibekunſt ſehe man nach:

Gediken's Ariſtoteles und Baſedow. Berlin, 1779, S. 128.

Neue Litt. und Völkerkunde. April, 1790, S. 315.

Goth. Taſchenbuch, 1791, S. 23.

Groſſe, Magazin für die Naturgeſchichte des Menſchen, 3r Bd., 2s St., S. 91.

Trapp, Braunſchweigiſches Journal. Aug., 1789, S. 400.

Heinſius (Joh. Conr.), Anleitung zur Schreibekunſt. Augsburg 1773 und 1790.

Deutſches Muſeum, 5s St., vom J. 1780, S. 441 u. f.

Vollſtändige Anweiſung zur Deutſchen Schreibekunſt, von C. H. Möckel. Altenburg, 1797.

Bergmanns, A, Vorlegeblätter oder methodiſcher Unterricht im Schönſchreiben. 2 Hefte. Leipzig. — Deſſen kleine Franzöſiſche Vorlegeblätter. Ebendaſelbſt, 1807.

Rathgeber in der Schreibeſtunde, oder Aufſätze für Schulmeiſter in Knaben = und Mädchen = Schulen, zum Vor =, Schön =, Recht = und Briefſchreiben. 3te Aufl. Halle, 1808.

Schreibekunſt, (Fern=), Telegraphie, Telegraphia, ſ. Telegraph.

— **(Geheim=)**, Cryptographia, Steganographia, ſ. oben, unter Schreibekunſt.

Schreibekunſt, (Geſchwind-), Tachygraphia, die Kunſt, eine große Menge verſchiedener in Gedanken entworfener Gegenſtände in kurzer Zeit, wo nicht ſchön und zierlich, doch wenigſtens deutlich und ordentlich aufzuzeichnen. Sie iſt in vielen Fällen, und beſonders beim Nachſchreiben in Vorleſungen, in Parlamenten bei Reden, welche gehalten werden, wenn man etwas dictirt erhält ꝛc. unumgänglich nöthig. Wenn dieſe Kunſt ihre Vollkommenheit erhalten ſoll, ſo muß derjenige, welcher ſchreibt, es eben ſo geſchwind thun, als der Redner. Zum Geſchwindſchreiben wird erfordert: a) daß man einer Sprache in der Rechtſchreibekunſt und Wortfügung mächtig ſei; b) eine geläufige Hand; c) lange Uebung; d) daß man unter dem Schreiben den Entwurf deſſen, was die Feder hinſetzen ſoll, im Kopfe mache, und e) daß man ſich der Abkürzungen (Abbreviaturen) befleißige, welches eine vorzügliche Hülfe beim Schnellſchreiben iſt, beſonders, wenn das Geſchriebene nachher kopirt werden ſoll. Vorzüglich wird das Geſchwindſchreiben durch gut geleimtes Papier, fließende Dinte und eine harte, ſcharfe Feder ſehr befördert. Beim Abkürzen der Wörter ſind beſonders die Bindewörter, Vorwörter und Subſtantiven, die ſich auf ung endigen, zu berückſichtigen, z. B. u. und, od. oder, üb. über, Wald. Waldung. Daß heißt, bei den Subſtantiven, die ſich auf ung endigen, wie Waldung, wird das ung nur durch einen Schwanz, den man an das d hängt, angezeigt, und ſo auch bei den übrigen Wörtern. Dieſe Abkürzungen kann nun natürlich nicht der Kaufmann gebrauchen, der Briefe ſchnell zur Poſt ſchikken muß, ſondern ſie ſind nur bei dem von Nutzen, der die Notizen, die er ſich bei öffentlichen Reden, in Vorleſnngen, und bei andern Gelegenheiten macht,

nur für ſich gebrauchen will, oder der das Geſchriebene nachher noch einmal kopirt. Der Kaufmann muß im Geſchindſchreiben dergeſtalt geübt ſeyn, daß er dabei nichts verſieht; iſt dieſes der Fall, ſo hat er ſich von dieſer Geſchicklichkeit bei einem ausgedehnten Briefwechſel, und wenn die Poſten zuweilen ſchnell abgehen, großen Nutzen zu verſprechen; denn es kann dann in einem Poſttage mehr abgethan und die wegeilende Poſt ſchneller abgefertiget werden; ja, er kann dasjenige ſchon an demſelben Tage verrichten, was er ſonſt bis auf künftige Poſttage erſparen müßte. Es wäre ſehr zu rathen, daß Kaufleute, die wichtige Geſchäfte haben, ihre Briefe dictirten und durch zwei Perſonen den Brief zugleich ins Reine und ins Kopirbuch ſchreiben ließen, oder indem ſie ſelbſt ſchreiben, das, was ſie ſchreiben, laut herſagten, damit der Diener oder Lehrling zugleich mit ihnen ſchreiben könnte, indem dann kein Brief, der über lang oder kurz Nachtheil bringen könnte, in das Kopirbuch einzutragen vergeſſen werden würde.

Schreibekunſt, (kaufmänniſche), ſ. unter Kaufmann, Th. 36.

—(Kurz=), Stenographie, Stenographia, ſ. Stenographie.

—, für alle Nationen, Paſigraphie, Pangraphie, Pasigraphia, Pangraphia; ſ. unter Schrift, und Zifferſchrift, in Z.

—(Recht=), Orthographie, Orthographia, ſ. Th. 121, S. 355.

—(Schön=), Kalligraphie, Calligraphia, ſ. oben, Schreibekunſt.

—(Verbindungs=), Stylographie, Stylographia, derjenige Theil der Schreibekunſt, welcher lehrt, etwas zuſammenzuſetzen, zu verbinden, damit es fließend und ſchön geleſen werden kann, alſo

ein fließender, ſchöner Styl; ſ. oben, den Art. **Schreibart**.

Schreibekunſt (**Vervielfältigungs=**), die Kunſt vermittelſt mit einer präparirten ſchwarzen Farbe beſtrichener Papiere, die man zwiſchen weißes Papier legt, und worauf man mit Bleyſtift oder mit einem Griffel, d. h., auf das weiße Papier, ſchreibt, ſich vermöge des gefärbten Papiers die Schrift auf allen übrigen weißen Blättern abgedruckt darſtellt. Es iſt eine Art des Kopirens, daher hat man auch dergleichen Kopirmaſchinen. In London erfand ein Ungenannter im Jahre 1780 eine Maſchine, vermittelſt welcher man von einem beſchriebenen Blatte Papier binnen höchſtens ein Paar Minuten einen ſo genauen Abdruck nehmen konnte, daß die Kopie dem Originale völlig gleich war; nur mußte das Original erſt ſeit einigen Minuten geſchrieben, und weder mit Sand, noch mit Löſchpapier abgetrocknet worden ſeyn. Die Maſchine ſelbſt war ganz einfach und beſtand aus zwei Walzen, und der Abdruck geſchah, damit das Original nicht verkehrt erſchien, nicht auf das Papier, ſondern durch das Papier durch. Der wegen falſcher Banknoten erhängte **Mathiereſon** ſoll ſich dieſer Maſchine zur Verfertigung ſolcher Noten bedient haben. Die **Kopirblätter** werden auf folgende Weiſe bereitet: Man zerlaſſe Hammeltalg und vermiſche es mit zeriebenem Frankfurter Schwarz oder auch mit Ruß. Dieſe Maſſe bringe man nun mit einem Lappen auf feines Poſtpapier und reibe die Maſſe gehörig ein. Von dieſem präparirten Papiere, nachdem es in gehörige Blätter geſchnitten worden, lege man in eine Brieftaſche oder Schreibtafel, in welchem ſich weißes Papier zum Schreiben eingeheftet befindet, zwiſchen die weißen Blätter, und ſchreibe nun mit einem Bleyſtifte oder mit einem andern Griffel,

was man wünſcht, auf das oberſte weiße Papier, ſo wird man das Geſchriebene auch auf allen den weißen Blättern, zwiſchen welchen das präparirte Papier liegt, finden. Ueber die Kopirmaſchiuen ſ. auch den Art. Kopirmaſchine, im Suppl.

Schreibemeiſter, Schreibelehrer, ein Lehrmeiſter, welcher Andere im Schreiben unterrichtet, Schriftzüge machen lehrt.

Schreiben, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, Schriftzüge machen, Worte durch lesbare Zeichen dem Auge ſichtbar darſtellen, ſo daß es zunächſt auf die ſichtbare Zeichen geht. Mit Kreide, mit einem Schieferſtifte, mit Röthel ꝛc. ſchreiben. Auf Papier, Pergament, Ey, Marmor ſchreiben. Mit dem Finger in den Sand ſchreiben. Leſerlich, deutlich, undeutlich ſchreiben; eine gute, eine ſchlechte Hand ſchreiben. Enge, weitläufig ſchreiben. Falſch ſchreiben. Etwas in das Reine ſchreiben. Sich etwas hinter die Ohren ſchreiben, figürlich, es ſich zur künftigen Ahndung oder Wiedervergeltung merken. Das geſchriebene Wort Gottes, zum Unterſchiede von dem geſprochenen. So auch von den Werkzeugen, womit man ſchreibt. Die Kreide ſchreibt nicht, wenn ſie naß iſt. Die Feder ſchreibt ſchlecht, gut, will nicht ſchreiben. Man gebraucht das Wort ſchreiben nur von derjenigen Art der Verfertigung ſichtbarer Zeichen der Worte und Gedanken, welche vermittelſt eines flüſſigen oder abfärbenden Körpers, oder auch durch bloße einfache vertiefte Züge vermittelſt eines ſpitzigen Werkzeuges hervorgebracht werden, um dieſe Verrichtung von dem Schneiden, Stechen, Aetzen, Hauen ꝛc. zu unterſcheiden; ſ. unter Schreibekunſt. — 2. Durch mehrere ſchriftlich ausgedruckte Worte und Gedanken hervorbringen. Eine

Rechnung, ein Urtheil, einen Brief, ein Buch ſchreiben. Eine Sprachlehre, ein Wörterbuch, eine Geſchichte, einen Roman, ein Trauerſpiel, Luſtſpiel ꝛc. ſchreiben. Ein Rezept ſchreiben; die Zeitung ſchreiben. Nicht ſeinen Namen ſchreiben können. Ein Paar Zeilen an Jemanden ſchreiben. Eine Sprache ſchreiben, aber nicht reden können, ſich ſchriftlich, aber nicht mündlich ausdrücken können. Das Buch iſt Lateiniſch, Franzöſiſch, Engliſch geſchrieben. Das Gedicht iſt in Lateiniſcher Sprache geſchrieben. Sich ſchreiben, ſich unterſchreiben, von der Art und Weiſe, wie Jemand ſeinen Namen ausdrückt. Wie ſchreibt er ſich? Auf was für Art pflegt er ſich zu unterſchreiben. Sehr oft wird ſchreiben abſolute von Verfertigung einer Schrift gebraucht. Ueber einen Text ſchreiben. Ueber Jemanden ſchreiben. Beſonders von Verfertigung eines Briefes. Ich will an einen Freund ſchreiben. Nach Paris, London ꝛc. ſchreiben. Er ſchreibt nicht gern, nämlich Briefe. Um eine Sache ſchreiben, über einen Gegenſtand ſchreiben. Figürlich wird es als rückwirkendes Zeitwort gebraucht. Wo ſchreibt ſich die Nachricht her? eigentlich, wer hat ſie geſchrieben? und in weiterer Bedeutung auch, von wem kommt ſie her? wer hat ſie ertheilt? Ja auch von einer jeden andern Sache. Wo ſchreibt ſich das her? wo kommt das her? Zuweilen wird es auch für abſchreiben gebraucht. Sich vom Schreiben nähren, vom Abſchreiben. Akten ſchreiben, abſchreiben. — 3. In Rückſicht auf die ſchriftlich ausgedruckten Worte und Gedanken, wo der Begriff das Schriftzeichen vorſchreibt. Schön,

zierlich, rein, erhaben, niedrig ꝛc. ſchreiben. Das Buch iſt vortrefflich geſchrieben; ſ. oben, unter Schreibekunſt. — Ueber das Schreiben mit den Füßen, ſ. Th. 55, S. 405 und f. — Nach Adelung ſchon im Iſidor und bei dem Kero scriban, bei dem Ottfried screiban; im Niederſächſiſchen ſchriven, im Schwediſchen skrä und skrifwa, welches letztere auch malen bedeutet; im Bretagniſchen skriva, im Irländiſchen schriobbam, im Walliſiſchen ysgrivenny, im Lateiniſchen scribere, im Griechiſchen ohne Ziſchlaut γϱάφειν. Die beiden letzteren ſieht man gemeiniglich als die Stammwörter des Deutſchen an, allein ſie ſind nur Seitenverwandte. Der Grund der Benennung ſoll in der älteſten Art der Verfertigung der Schriftzüge liegen, welche ein Schneiden, Graben, mit Reiben verbundenes Graben ꝛc. war, ſo daß unſer graben, reiben die nächſten Stammwörter ſind, woraus ſchreiben, vermittelſt des oft intenſiven, oft aber auch müßigen Ziſchlautes gebildet worden; ſ. auch Schrift. Da das b am Ende ſehr gelinde lautet, ſo bekommt es in der Zuſammenſetzung, wenn ein Conſonant folgt, gern ein e euphonicum, damit die gelinde Ausſprache nicht verloren gehe, als Schreibebuch, Schreibepult ꝛc. In manchen iſt jedoch die Auslaſſung des e und zugleich die härtere Oberdeutſche Ausſprache des b hergebracht, wie in Schreibfeder, Schreibfehler, Schreibpapier, Schreibſtube ꝛc.

Schreiben, das, die Handlnng des Schreibens, der Infinitiv des vorigen Zeitwortes. 2. Als ein vermittelſt des Suffixi — en gebildetes eigenes Hauptwort, wo es in der edlern und anſtändigeren Schreibart für das gemeinere Brief gebraucht wird, z. B. Ew. Hochwohlgeboren Schreiben ꝛc., wo das Wort Brief nicht gern gebraucht wird, auſſer in der ver-

traulichen Schreibart und an einen Geringern. Auch die offenen Briefe regierender Herren werden lieber Schreiben, als Briefe genannt, daher das Hand=, Send=, Einladungs=, Trauer=, Kreis=, Glückwunsch ꝛc. Schreiben; dagegen muß in denjenigen Zuſammenſetzungen, wo Brief voranſteht, dieſes nicht mit Schreiben verwechſelt werden; daher Briefwechſel, Briefſteller ꝛc. nicht Schreibenwechſel, Schreibenſteller ꝛc.

Schreiben (Anfrags=), Vortragsſchreiben, beim Kaufmann, Schreiben, in welchen wegen einer Handlungsangelegenheit Vorſchläge gethan werden. Man ſetzt in dieſen Briefen den Werth des Handelsartikels ins Licht, zeigt die Vortheile, die dabei zu erhalten ſind, entdeckt die Maaßregeln, die dabei zu nehmen ſind, ladet zur Theilnehmung an der Speculation ein ꝛc. In den Antworten darauf werden dieſe Anträge entweder verworfen oder angenommen. Im erſten Fall ſchreibt man mit ſchonender Höflichkeit die Gründe, welche daran hinderlich ſind. Man könnte dergleichen Briefe Weigerungsbriefe nennen, wozu man alle diejenigen rechnen kann, in welchen irgend ein Anſuchen, von welcher Art es auch ſei, abgeſchlagen wird. Werden die Vorſchläge angenommen, ſo entſtehen die Kommiſſions= oder Einkaufsſchreiben, in welchen der Correſpondent den Auftrag bekommt, den vorgeſchlagenen Handel unter gegebenen Umſtänden und in vorgeſchriebener Art zu ſchließen. Dieſe werden wieder durch Avisbriefe beantwortet, worin angezeigt wird, daß die Waaren eingekauft und abgeſandt ſind.

— (Antwort=), Schreiben auf den Inhalt einer Zuſchrift. Die Antworten müſſen den Inhalt einer Zuſchrift Punkt für Punkt erledigen. Ueberhaupt muß auf jedes Schreiben in allen den Fällen

geantwortet werden, in welchen es unhöflich ſeyn würde, für eine mündlich ertheilte Nachricht oder erwieſene Gefälligkeit nicht zu danken, oder ſich ſo zu bezeigen, als wenn man ſie nicht vernommen hätte oder nicht achtete. Die Pflicht, ungeſäumt, und wo möglich auf der Stelle zu antworten, kann daher nicht genug empfohlen werden. Sind die Hauptſachen beantwortet, ſo läßt man diejenigen Gegenſtände folgen, die zur eigentlichen Antwort nicht gehören. Bei kaufmänniſchen Briefen müſſen die Antworten, beſonders auf Beſtellungsbriefe, Wechſelangelegenheiten ꝛc. mit der größten Pünktlichkeit beſorgt werden, weil davon öfters ſehr viel abhängt; auch müſſen darin diejenigen Punkte genau beſtimmt werden, wovon das Weſentlichſte abhängt.

Schreiben (Aus=), in der Jurisprudenz, ein allgemeiner ſchriftlicher Befehl des Landesherrn, Edictum principis. In der Handlung iſt das Ausſchreiben, wenn ein Lehrling ſeine feſtgeſetzte Zeit, um die Handlung zu erlernen, überſtanden hat, und von der Gilde losgeſprochen wird, wobei er ſeinen Lehrbrief erhält.

— (Beileids=), ſ. Schreiben (Troſt=).

— (Bericht=). Es enthält Anzeigen, Erzählungen, Darſtellungen von geſchehenen Dingen ꝛc. Man befleißige ſich in dieſen Schreiben der Deutlichkeit und Kürze, bringe Nebendinge und Kleinigkeiten nur leichthin, und hebe dagegen die Hauptſachen um ſo mehr heraus. Unangenehme Nachrichten müſſen nicht gleich am Eingange des Briefes erzählt werden. Man ſuche den Leſer mit Klugheit und Behutſamkeit vorzubereiten, um dem heftigen Eindrucke vorzubeugen, oder man beauftrage einen Dritten die Sache mit guter Art beizubringen. In der Handlung können die Berichtſchreiben Folgen von Anfragen oder Aufträgen ſeyn; ſie kön-

nen auch den Anfang einer Handlungskorreſpondenz ausmachen, und Aufträge und Beſtellungen zur Folge haben. Insbeſondere gehören zu den Briefſchreiben auch die Speditions= und Aviſo=Briefe. Erſtere werden nebſt den Frachtbriefen den Fuhrleuten und Schiffern mitgegeben, nämlich auf den Fall, wenn man noch nöthig findet, dem Empfänger wegen der verſandten Waaren beſondere Nachrichten zu geben. Die Aviſo=Briefe werden in allen Handelsgeſchäften geſchrieben, beſonders aber ſind ſie Vorläufer oder Begleiter der Wechſel. Sie werden von dem Traſſenten an den Acceptanten erlaſſen, um ihn theils von der vorhandenen Entnehmung auf ihn vorläufig zu benachrichtigen, andern theils um ihm das Rembourſement der Tratte nachzuweiſen.

Schreiben (Beſtellungs=), ſ. Schreiben (Kommiſſions=).

— (Bewerbungs=), Schreiben, worin man ſich um irgend Etwas bewirbt, ſei es nun bei einem Vornehmen um eine Anſtellung, oder um Zutritt zu irgend einem Inſtitute, welches nicht Jedermann zugänglich iſt, oder im gewöhnlichen Leben die Bewerbung um die Hand einer Tochter bei den Eltern ꝛc. Ein ſolches Schreiben erfordert viel Delikateſſe, darf nicht geziert, nicht ſchwülſtig ſeyn, ſondern die Sache oder der Gegenſtand, warum man ſich bewirbt, muß einfach, mit Rückſicht auf die Perſon, bei der man um Etwas anhält, beſcheiden, jedoch nicht kriechend vorgetragen werden.

— (Bitt=), ſ. oben, unter Schreibart, S. 275.

— (Brief=), das Schreiben in Briefen, zum Unterſchiede von andern ſchriftlichen Aufſätzen, die nicht dieſe Form, dieſe Einkleidung haben; ſ. den Art. Brief, Th. 6, und oben, unter Schreibart, S. 275.

Schreiben (Convenienz=), ſ. oben, unter Schreibart, S. 275.

— (Dankſagungs=). Dergleichen Schreiben erfolgen auf empfangene Wohlthaten, Gefälligkeiten, Höflichkeitsbezeugungen ꝛc., die man zu fordern nicht berechtiget war. Der Dank ſchmeichelt dem edelſten, uneigennützigſten Menſchen, indem er ſich dadurch belohnt fühlt, wenn er gedient oder glücklich gemacht hat, ſo wie derſelbe auch für den erſten Augenblick beweiſet, daß die Wohlthaten an keinen Unwürdigen verſchwendet ſind. Der Charakter dieſer Briefe iſt natürliche Sprache des Herzens, die vom kalten, ſteifen Tone eben ſo weit, als vom übertriebenen Ausdruck des Dankes entfernt iſt; jener gränzt an Dankunfähigkeit, dieſer an Heucheleí. Der Ausdruck des Dankes muß mit der Sache, für die man dankt, im Verhältniß ſtehen. Mit Verſprechungen von Gegendienſten, Vergeltung ꝛc. ſei man behutſam; denn man würde dadurch andeuten, daß man an der Uneigennützigkeit des Gebers zweifle, oder ſich ſcheue, ihm verbindlich zu ſeyn. Dagegen muß der Nutzen, die Vortheile und die Wichtigkeit hervorgehoben werden, die man durch die Wohlthaten erlangt hat; und wenn man wahres Dankgefühl hat reden laſſen, ſo füge man die Verſicherung hinzu, daß man ſich der empfangenen Güte und Gewogenheit würdig bezeigen werde. Iſt es ein Freund, ſo äußere man den Wunſch, die Gefälligkeit durch Gegendienſte erwiedern zu können. Man muß übrigens auf die Denkweiſe, den Charakter, den Ehrgeitz, Stolz und Stand des Briefempfängers achten und einem jeden auf die angenehmſte Art zu ſchmeicheln ſuchen. Man darf den Dank nicht zu lange aufſchieben, noch viel weniger ihn ſchuldig bleiben. Die eingetretenen Zögerungs = Urſachen müſſen unter Ent-

ſchuldigung angezeigt werden. — Sie werden in der Regel nicht beantwortet.

Schreiben (eigenhändiges), welches z. B. regierenden Herren ꝛc. ſelbſt eigenhändig erlaſſen, zum Unterſchiede desjenigen Schreibens, welches von einem Sécrétair, oder einer Kanzellei auf Veranlaſſung des Regierenden erlaſſen wird; ſ. auch Schreiben (Hand-).

— (Empfehlungs-), Schreiben, worin man Jemanden einem Dritten empfiehlt. Unter Freunden und Verwandten ſind die Empfehlungsſchreiben weniger beſchränkt, als wenn ſie an ſolche gerichtet ſind, die es nicht ſind. Verwandtſchaft, Freundſchaft, Würdigkeit des zu Empfehlenden ſind gewöhnlich die Veranlaſſung uns für Jemanden zu verwenden. Man kann nur einen ſolchen empfehlen, den man genau kennt, und von dem man überzeugt iſt, daß er unſerer Empfehlung Ehre machen werde. Eine treue, wahrhafte Schilderung der Umſtände iſt ein Haupterforderniß der Empfehlungen. Wenn es möglich iſt, daß der, an welchen man Jemand empfiehlt, ſich ſelbſt von der Wahrheit überzeugen kann, ſo muß man darauf hinweiſen. Da der Erfolg der Empfehlungsſchreiben größtentheils von der Wichtigkeit des Empfehlenden abhängt, ſo iſt es nicht bloß lächerlich, ſondern höchſt unbeſcheiden, wenn Geringe ſich erdreiſten, Empfehlungsſchreiben an Höhere zu erlaſſen, nur ganz beſondere und ſeltene Fälle können hier eine Ausnahme machen. Die Veranlaſſung, die Verbindlichkeit Jemand zu empfehlen, der Gegenſtand der Bitte, und die Gründe, aus welchen man eine gute Aufnahme der Empfehlung erwartet, machen den Inhalt dergleichen Schreiben aus. Moritz ſagt: „Empfehlungsſchreiben ſind gleichſam ein Tauſch, wo man dem Andern wieder einen ähnlichen

Dienſt erzeigen kann, wenn das nicht iſt, ſo hilft es auch wenig; denn man muß immer rechnen, daß die Empfehlungsſchreiben derjenigen mehr gelten, welche eben die Gegenvergeltung zu leiſten im Stande ſind und gegen die man Verbindlichkeit hat. — Dies iſt das Gewöhnliche. Es giebt nun aber Ausnahmen, wenn man dreiſt Jemanden ſeiner Verdienſte wegen empfehlen und ſicher ſeyn kann, daß ſolche geprüft und erkannt werden, und wo das Empfehlungsſchreiben bloß bewirken ſoll, daß auf den Empfohlenen Rückſicht genommen werde."

Schreiben (Ein=), das Schreiben in irgend ein Buch, beſonders aber in Handelsbücher. Ferner iſt das Einſchreiben, Inſcribiren, auf Univerſitäten, das Eintragen der neu angekommenen Studenten in die Matrikel, wodurch ſie Mitglieder der Univerſität oder Akademiſche Bürger werden, welches ſie ſo lange bleiben, als ſie ſich am Sitze derſelben aufhalten, und keinen beſonderen Stand oder Lebensart, die ſie einer andern Gerichtsbarkeit unterwerfen, ergriffen haben. Nach dem Preußiſchen Landrechte, Th. 2, Tit. 12, § 75 iſt derjenige, welcher ſich Studirenshalber auf eine Univerſität begiebt, ſchuldig, ſich bei dem Vorſteher des Akademiſchen Senats zur Einſchreibung zu melden. Wer dieſes über acht Tage verſchiebt, muß die Gebühren dafür doppelt entrichten; auch ſollen die Vergehungen derer, welche noch nicht eingeſchrieben ſind, eben ſo, wie die der andern Studirenden von den Akademiſchen Gerichten geahndet werden. Auch die Führer und Begleiter der Studirenden, wie auch ihre Bedienten müſſen, als Perſonen, welche unter Akademiſchem Gerichtszwange ſtehen, immatrikulirt werden. Wer von derſelben oder von einer andern Univerſität relegirt worden, kann ohne vorgängige Genehmigung der den Univerſitäten vorgeſetzten Be=

hörde nicht unter die Studierenden aufgenommen werden. Bei fremden Univerſitäten findet bei dem Einſchreiben daſſelbe Statt. In den Statuten der Göttingſchen Univerſität wird, wenn das Eintragen in die Matrikel acht Tage lang unterbleibt, das Doppelte, und über dieſe Zeit hinaus das drei=, oder nach Befinden mehrfache entrichtet, wogegen auch keine vorgebliche Entſchuldigung der Unwiſſenheit zu Statten kommt. Sollte Jemand einer deßhalb Namens des Prorectors an ihn ergangenen Erinnerung nicht an dem nächſten Tage Folge leiſten, oder bei ſeinem Aufſchube, auſſer der bloßen Nachläſſigkeit, noch andere unerlaubte Abſichten bemerken laſſen, ſo wird ihm die Matrikel gänzlich verſagt, und er ſogleich von der Univerſität verwieſen. Wer früher eine Matrikel erhalten hat, als er die Univerſität bezogen, der ſoll bei dem erfolgten wirklichen Anfange ſeines Studirens ſich von neuem bei dem zeitigen Prorector melden, und die vorhin erhaltene Matrikel vorzeigen; auch hat er, ohne deßhalb neue Gebühren entrichten zu dürfen, ſeinen Namen von neuem im Matrikelbuche einzuſchreiben, und darnach ſoll Jahr und Tag ſeiner eigentlich angetretenen Akademiſchen Laufbahn auch auf der vorgezeigten Matrikel angemerkt werden, um in der Folge das verlangte Zeugniß von der Zeit des Aufenthalts auf der Univerſität darauf gründen zu können; ſ. auch den Art. Matrikel, Th. 85, S. 466.

Bei der Handlung geſchieht das Einſchreiben der Lehrlinge auf der Börſe in das Matrikel=Buch oder die Matrikel, wobei ihm ein gedrucktes Exemplar einer Inſtruction übergeben wird, welche die Regeln in kurzen Sätzen enthält, die er während der Lehrjahre zu befolgen hat; ſ. auch unter Kaufmann, Th. 36, und unter Handelsjunge, Th. 21,

S. 742. Das Einſchreiben der Handwerks-lehrlinge, ſ. unter Handwerk, Th. 21.

Schreiben (Einladungs-), Schreiben, worin man Jemand zur Verlobung, Hochzeit, Gevätterſchaft, Leichenbegängniß, zum Gaſtmahl, oder zu andern Feſtlichkeiten und Sehenswürdigkeiten einladet. Ein ſolches Schreiben darf nur in wenigen, jedoch gewählten Worten dasjenige ausdrücken, was man zu ſagen wünſcht, um ſich der Annahme der Einladung zu verſichern.

— (Entſchuldigungs-), Schreiben, in welchen man ſich von irgend einem Vergehen zu reinigen ſucht. Es iſt eine Abbitte, Entſchuldigung oder Rechtfertigung der Sache, die man begangen hat, oder haben ſoll. Man muß in ſolchen Briefen aufrichtig ſeyn, und das Herz ſprechen laſſen; kahle Entſchuldigungen, erdichtete Rechtfertigungen ſind weit ſchlimmer, als offenes Geſtändniß und Abbitte des angethanen Unrechts, jene vermehren nur die üble Meinung, die man ſchon von einem gefaßt hat, dieſe hingegen löſchen oft den üblen Eindruck, den ein uns zugefügtes Unrecht auf uns gemacht, ganz aus.

— (Erinnerungs-). Betreffen dieſe Schreiben die Erinnerung an ein gegebenes Verſprechen, ſo müſſen ſie mit Beſcheidenheit und Höflichkeit abgefaßt werden, hat man aber etwas von Rechts- und Billigkeitswegen zu forden, ſo kann ſolches ſchon mit mehr Dreiſtigkeit geſchehen. Man vergeſſe nicht, daß man durch Güte und Höflichkeit weit eher zum Ziele ſeiner Wünſche gelangt, als durch einen ungeſtümen und beleidigenden Ton. — Bei den Kaufleuten kommen die Erinnerungsſchreiben, Mahnbriefe häufiger vor, als im Privatleben, auſſer dem Geſchäftskreiſe, weil ſie hier eigentlich zu Hauſe gehören. Sie müſſen ebenfalls ſchonend, wenn gleich dreiſter geſchrieben werden, da ein Nachgeben in einem

Mahnbriefe oft den Schuldner zur Nichtbeachtung der Erinnerung veranlaßt.

Schreiben, mit den Füßen, ſ. Th. 55, S. 405 u. f.

— (**Glückwunſch=**), Schreiben, welche bei Geburtstagen, Verheirathungen und Standeserhöhungen am Neujahrstage und bei andern glücklichen Ereigniſſen geſchrieben werden. In denſelben müſſen die Empfindungen des Herzens in einer natürlichen und kunſtloſen Sprache ausgedrückt werden. **Moritz** giebt folgende Regeln um ein Glückwunſchſchreiben gehörig abzufaſſen: 1) Man verſetze ſich in die Stelle desjenigen, an den man ſchreibt, und ſuche dasjenige herauszuheben, was ihm ſelbſt bei ſeiner Glücksveränderung am angenehmſten ſeyn muß. Als z. B., daß er ſein Glück nicht dem Zufall, ſondern ſeiner Rechtſchaffenheit, ſeinem Eifer in ſeinem Berufe, oder ſeiner erworbenen Geſchicklichkeit ꝛc. zu danken habe; hat er es aber dem Zufalle zu danken, daß der Zufall oder das Glück ſelbſt ſeine Verdienſte belohnt hat ꝛc. Man wird auf dieſe Weiſe bei demjenigen, an welchen man ſchreibt, immer mehr Intereſſe für ſeinen Brief erwecken, wenn man die Umſtände vorzüglich ins Licht ſetzt, wodurch das Glück für den, welchem es zu Theil geworden iſt, ſelbſt einen hohen Werth erhält. — 2) Eine beſonders gute Wirkung thut die Darſtellung der Schwierigkeiten, welche mit der Erlangung des Glücks verknüpft waren, und die man zu berühren nicht vergeſſen muß. — 3) Man muß das Glück auch nicht zu ſehr erheben, weil dieſes nur auf Koſten der Perſon geſchehen kann; man muß es gerade ihrem Werthe angemeſſen finden, wenn man mit ſeinem Glückwunſche etwas Angenehmes und Gefallendes ſagen will. Man muß aber die Vorſtellung von dem Glücke auch nicht verringern,

um der Perſon, die es betroffen hat, ihre Freude daran nicht zu verderben.

Dieſes ſind, wie ſich von ſelbſt verſteht, bloße Höflichkeitsregeln, die nur dann anwendbar ſind, wenn es mehr um Worte, als um die Sache zu thun iſt, und der ganze Brief nichts weiter, als ein Kompliment enthalten ſoll. Schreibt dagegen ein Vater an ſeinen Sohn, ein Freund an ſeinen Freund im eigentlichen Sinne des Wortes, ſo ſieht ein jeder leicht ein, daß es bei dem Glückwunſche darauf ankomme, die Sache ſelbſt in ihr gehöriges Licht zu ſtellen, daß man ſeinem Freunde nur in ſo fern ſeine Theilnehmung an ſeinem Glücke bezeigt, in ſo fern man es für ein wahres Glück für ihn hält, und ihm die irrigen und ſchädlichen Vorſtellungen, die er ſelbſt davon haben könnte, benimmt, es mag ihm dieſes auch ſo unangenehm ſeyn, als es wolle. Sobald aber das Unangenehme, was man Jemanden ſagen muß, ohne Nutzen für ihn iſt, und es ihm nur zum Schaden gereicht, ſo ſagt man ihm lieber das Angenehme, jedoch ohne kriechende Schmeichelei, indem man irgend eine Seite herausſucht, wo man ihm mit Wahrheit etwas Angenehmes ſagen kann, und das Unangenehme nur verſchweigen darf. Man kann leicht im bloßen Ausdrucke gegen die Höflichkeit Fehler begehen, wenn man z. B. wünſcht, daß das Glück von langer Dauer ſeyn möge, und daſſelbe von der Art iſt, daß der Beſitzer es bald mit einem andern beſſern Glücke zu vertauſchen wünſchen muß, oder wenn man Jemanden eine noch höhere Ehrenſtelle wünſcht, der ſchon auf derjenigen ſteht, worauf er nur irgend in ſeinem Leben Rechnung machen konnte. Sowohl im erſteren, als im andern Falle würde unſer Glückwunſch eher etwas Beleidigendes, als Schmeichelhaftes haben, und ſeine Wirkung ver=

fehlen; daher muß der Ton des Glückwunſchſchreiben eine frohe und feierliche Theilnahme haben.

Schreiben (Hand=), ſ. Th. 21, S. 455.

— (Kanzelley=), ein Schreiben, welches von einem regierenden Herren oder von einem Miniſter ꝛc. im Namen des Regierenden von der unter im ſtehenden Kanzelley ausgefertiget wird; ſ. auch uuter Handſchreiben, Th. 21, S. 455.

— (Klein=), in China, ein Beweis der Ehrerbietung gegen Perſonen von höherem Range, ſ. Th. 40, S. 491, Anmerk. 44.

— (Kommiſſions=), Beſtellungsſchreiben, Einkaufsſchreiben, bei den Kaufleuten, Schreiben, welche an Geſchäftsverwandte erlaſſen werden, worin verſchiedene Aufträge in Waaren, Wechſel ꝛc. gemacht werden. Sind es bloß Schreiben, worin einem Handelsverwandten Anträge gemacht werden, ſo ſind dergleichen Schreiben ſchon oben, S. 352, abgehandelt worden; allein nicht immer ſind ſie Folgen von Antragsbriefen, ſondern oft der Anfang einer Correſpondenz ſelbſt. Ihr weſentlicher Inhalt beſteht darin, daß man den Einkauf der benannten Waaren entweder unbedingt oder unter gewiſſen Bedingungen für feſtgeſetzte oder für ungemeſſene Preiſe anempfiehlt; über die Art, wie die Verſendung geſchehen ſoll, verfügt, und Nachweiſung giebt, wie die Bezahlung geſchehen ſoll. In den Antworten darauf wird die Beſtellung entweder angenommen oder von der Hand gewieſen. Wird die Beſtellung angenommen, ſo ſind die Antworten entweder die Speditions= oder Verſendungsbriefe ſelbſt, oder man hat noch vorläufig wegen gewiſſer vorwaltender Umſtände von dem Kommittenten nähere Befehle einzuholen, die man erſt erwartet, ehe die Verſendung geſchehen kann. Man kann aber auch ſeinem Correſpondenten Waaren auf Speculation zu-

ſchicken, die er für meine Rechnung verkaufen ſoll. Diejenigen Briefe, die dieſen Auftrag enthalten, gehören ebenfalls zu den Kommiſſionsſchreiben, und könnten, im Gegenſatz der Einkaufsbriefe, Verkaufsbrief genannt werden. Dieſer Verkauf wird entweder unbedingt überlaſſen, oder es wird ein gewiſſer Preis feſtgeſetzt. Die Antworten darauf melden theils die Art, wie die Waaren eingegangen ſind, welche Ausſichten für den Abſatz oder Debit vorhanden ſind, oder wie und auf welche Weiſe der Verkauf geſchehen iſt. Dergleichen Verkaufsbriefe machen auch oft gewiſſe Rückſprachen mit dem Committenten nothwendig, welcher über die vorgelegten Fragepunkte Erläuterungen oder Auskunft giebt. Oft überlaſſen Kaufleute ihren Kommiſſionairen den Einkauf von Waaren für gewiſſe Summen, die ſie dort anweiſen, nach Gutdünken, ohne ihnen über die Auswahl der vorgeſchriebenen Waaren, die ſie verlangen, gemeſſene Aufträge zu geben. Es verſteht ſich hier, daß nur Männer von richtigem Spekulationsgeiſte, welche den kurrenten Werth der Waaren, die zum Einkauf vorhanden ſind, genau kennen, die Veränderungen, die dem Preiſe der Waaren nächſtens bevorſtehen, nach richtigen Anzeigen muthmaßen, und gerade diejenigen herauszufinden wiſſen, bei welchen der Committent den größten Vortheil haben wird. In den Antworten auf ſolche Auftragsbriefe wird der Eingang des Wechſels, für deſſen Betrag der Einkauf geſchehen ſoll, zuerſt gemeldet, von den etwa zum Einkauf vorhanden liegenden Waaren gutachtlich berichtet, und angezeigt, auf welche Art von Waaren man hauptſächlich ſein Augenmerk richten werde, und aus welchen Gründen. Auf ſolche Anzeigen können dann von Seiten des Committenten Erinnerungen erfolgen, welche den projectirten Einkauf näher beſtimmen. Auch werden wohl die Waa-

ren ohne weiteren Bericht nach Gutdünken eingekauft und ſpedirt. Dann giebt der Kommiſſionair in ſeinem Speditionsbriefe Rechenſchaft von den Gründen, nach welchen er bei ſeinem Einkaufe gehandelt hat. Jetzt findet aber bei ausgerichteten Kommiſſionen der doppelte Fall ſtatt, nämlich, daß der Committent damit zufrieden iſt, oder nicht. Im erſten Fall erfolgen Dankſagungs-, im andern Vorwurfsbriefe. Die Kommiſſionsſchreiben der Kaufleute können, auſſer den Waaren, auch andere, den Handel angehende Gegenſtände enthalten, z. B. die Miethung eines Waarenlagers, die Anſchaffung von Handelsgeräthſchaften, die Engagirung eines Handlungsbedienten oder Dieners, oder eines Lehrlings, die Unterſuchung des Zuſtandes eines mißlich ſtehenden Geſchäftsmannes, mit dem man in Verbindung ſteht, Berichte über manche Gegenſtände, die ſo eigentlich nicht zur Handlung gehören. Dergleichen Briefe gehören alle zu den Auftrags- oder Kommiſſionsbriefen. Die Antworten darauf ſind Berichts-, Empfehlungs- und Antragsbriefe.

Schreiben (Kreis-), ſ. Kreisbrief, Th. 48, S. 500.

— (Send-), ſ. dieſen Artikel, und unter Brief, Th. 6, S. 658 und 661.

— (Speditions-), ſ. Schreiben (Kommiſſions-).

— (Trauer-), ſ. Schreiben (Troſt-).

— (Troſt-), Trauerſchreiben, Beileidsſchreiben, Schreiben, welche man zur Beweiſung des Mitgefühls bei der Anzeige von einem traurigen Ereigniſſe, einem Sterbefalle ꝛc. erläßt. Dergleichen Schreiben finden eigentlich nur unter Verwandten und Freunden Statt, und finden dann eine größere Wirkung, wenn die erſte Heftigkeit

des Schmerzes vorüber iſt. Es iſt ausgemacht, daß man, um Jemanden zu tröſten, ſelbſt von einem lebhaften Mitgefühle durchdrungen ſeyn muß, ſonſt würde die Theilnahme nur erkünſtelt erſcheinen, wodurch ſie kalt und unwirkſam wird. Man muß ſich daher das Uebel nach allen den ſchmerzhaften Eindrücken auf den Leidenden lebhaft denken, und ſich einige Augenblicke in die Lage deſſelben verſetzen. Da aber zwiſchen dem, welcher leidet, und dem, welcher ſich das Leiden nur vorſtellt, immer noch ein großer Unterſchied iſt, da dieſer immer noch die Beſonnenheit behält, die jenem gewöhnlich fehlt, ſo wird er auch dieſen ruhigen Gemüthszuſtand dazu nutzen, für den Leidenden zu denken, das heißt, ihm Troſtgründe an die Hand zu geben, die dem Leidenden im Zuſtande des Schmerzes nicht gegenwärtig ſind. Dieſe Troſtgründe müſſen ſich nach der Perſon richten, für die ſie beſtimmt ſind, das heißt, ſie müſſen aus der individuellen Lage des Leidenden und aus ſeiner eigenthümlichen Art zu denken und zu empfinden hergenommen ſeyn. Viele Menſchen wollen durch die Religion getröſtet ſeyn, andere wieder nicht. Hiernach muß man ſich richten, wenn der Troſt wirkſam ſeyn ſoll. Noch andere Menſchen finden Troſt durch ſich ſelbſt, und verlangen daher von uns nur eine kurze Verſicherung unſerer Theilnahme, in ſo fern ſie der Wohlſtand erheiſcht. Dergleichen Briefe ſind daher mehr B e i l e i d s = oder K o n d o l e n z =, als T r o ſt ſ ch r e i b e n. In allen den genannten Fällen muß das Schreiben ernſt und feierlich ſeyn; daher iſt in ihnen die Sprache der Leidenſchaft nicht ausgeſchloſſen. Ueberhaupt iſt bei dergleichen Schreiben beſonders Klugheit zu empfehlen; dann muß man Kenntniß des Herzens desjenigen, an den man ſchreibt, beſitzen, um ſo einzudringen und ihm durch die Theil=

nahme wirklich den Troſt zu gewähren, deſſen er nach dem erlittenen Verluſte bedarf.

Schreiben (vermiſchte), hierzu gehören alle Schreiben, welche ſich nicht unter eine beſtimmte Rubrik bringen laſſen. Dahin gehören Schreiben an Verwandte, Freunde ꝛc., über Vorfälle des gewöhnlichen Lebens, Verſicherungen der Freundſchaft und Liebe, Ermahnungen, Verweiſe, Vorwürfe ꝛc. ꝛc.

— (vertrauliche), ſ. oben, unter Schreibart, S. 274, 275.

Schreiber, Scriptor, Scriba; Fr. Ecrivain, derjenige, deſſen vornehmſte Beſchäftigung im Schreiben beſteht, das iſt, der dasjenige auf = ab = oder niederſchreibt, was ihm von einem Andern dictirt und befohlen wird. Die erſten Schreiber findet man bei den Juden ſchon zu Davids Zeiten, wo ſie Sephorim, Schriftgelehrte, genannt werden. Andere wollen ihren Urſprung von dem Esra herleiten, der ſelbſt ein Schriftgelehrter geweſen. Nach Einigen ſollen ſie bei dieſem Volke eine Sekte ausgemacht haben, nach Andern aber nicht. Es waren Leute, die ſich auf die Feder gelegt hatten und Profeſſion vom Schreiben machten; ſie dienten daher dem Synedrio und auch Andern als Schreiber oder Sekretarien, und da ſie nicht dienſtpflichtig waren oder in irgend einem Dienſte des Staates ſtanden, ſo ſchrieben ſie die Bibliſchen Bücher ab, corrigirten die von Andern abgeſchriebenen, hielten ſolche neben einander, um ſie zu vergleichen, zählten die Wörter darin ꝛc. Da ſie nun durch dergleichen Arbeiten eine beſondere Fertigkeit in der Schrift erhielten, ſo nannte man ſie daher, wie auch ſchon oben erwähnt, Schriftgelehrte, weil ſie die Schrift erklären konnten. Sie theilten ſich in Phariſäer und Sadducäer und widerſetzten ſich beſonders der Lehre Chriſti. Eine andere

Art von Schrift-Gelehrten waren die Νομικοὶ, welche das Geſetz Andere lehrten; dagegen die Scribae, als Rechtsgelehrte, aus dem Geſetze die zweifelhaften Fälle entſchieden.

Bei den Griechen ſtanden die Schreiber, Scribae, Γραμματεῖς, in großem Anſehen, und da ſie nur von den Großen gebraucht wurden, ſo mußten ſie aus gutem Stande, von redlicher Treue ſeyn, und einen ausdauernden Fleiß haben, weil ſie in die Staatsgeſchäfte mit eingeweihet waren. In Athen wurden die Schreiber theils von dem Rathe, theils von dem Volke erwählt. Die Erſteren hatten die Verwahrung der Geſetze über ſich, und unter die Letzteren ſtand die Schatzkammer, daher jene Γραμματεῖς τοῦ δικαστηρίου, dieſe aber Γραμματεῖς τῆς πόλεως hießen. Nach Einigen ſollen es nur geringe Leute geweſen ſeyn. Andere erheben ſie, wie ſchon oben erwähnt, zu den Angeſehenſten. Man muß hier jedoch einen Unterſchied zwiſchen den Scribis publicis und privatis machen, von denen die Letzteren wohl meiſt Knechte oder allenfalls Freigelaſſene waren, die nur in Rückſicht ihres Amtes ſich nach dem Anſehen des Herrn richteten, dem ſie dienten; wie bei den Achäern und Lacedämoniern, beſonders bei den Königen.

Bei den Römern ſtanden die Schreiber, Scribae, anfangs gleichfalls in Anſehen, bis ſie Cato endlich ziemlich unterdrückte. Man hielt ſie ſpäterhin nur für Lohnknechte, Mercenarios, bis ſie ſich ſpäterhin wieder empor hoben, wie Cicero von ihnen ſchreibt: Ordo est honestus, quod eorum hominum fidei Tabulae publicae periculaque Magistratuum committuntur. Ihre Zahl wurde ſpäterhin ſo groß, daß ſie ſich ſelbſt in beſondere Decurien unterſchieden, und wer zu einer derſelben zugelaſſen werden wollte, mußte ein gewiſ-

ſes Geld geben. Es war kein Magiſtrat oder Collegium zu Rom und in den von Rom abhängigen Provinzen, das nicht ſeine Schreiber hatte, die deſſen Rechnung zu Papiere brachten, Akten hielten ꝛc. Beſonders bekannt waren die Scribae quaestorii, aedilitii und praetorii, und wenn ſie gleich ihren Lohn bekamen, woher ſie mercenarii genannt wurden, ſo waren ſie doch auch Freigeborne (homines ingenui), daher konnten ſie auch zu Ehrenämtern gelangen, ſelbſt Prätoren werden. Aber auch bei den Römern muß ein Unterſchied unter den öffentlichen und Privat-Schreibern gemacht werden; denn Letztere waren auch bei ihnen meiſt nur Knechte oder Freigelaſſene. So war auch ein Unterſchied zwiſchen den Schreibern und den Notarien, jene waren oft nur bloße Kopiſten von dieſen; denn was die Notarien in Charaktern und Abbreviaturen verfaßt hatten, daß ſchrieben die Schreiber ab. Späterhin ſollen die Schreiber bei Hofe ſämmtlich Notarien, dann Sécrétarien und zuletzt auch Kanzelliſten genannt worden ſeyn. Bei den Römern hatte man nun folgende Schreiber:

Scribae aedilitii, welche den Aedilen zur Hand waren, von denſelben gewählt wurden, und ſelbſt Aedilen, auch wohl Prätoren werden konnten, weil ſie Freigeborne waren. Sie hießen auch Librarii aedilium, und es ſcheint, daß ſie bei den Aedilen nicht in gleicher Eigenſchaft angeſtellt geweſen; denn man findet eines Scribae aedilitii juri dicundo und dann wieder eines Scribae aedilium curulium armamentarii erwähnt.

Scribae castrenses, Feld-Schreiber, Kriegsſchreiber oder Sécrétarien, welche bei den Feldherrn angeſtellt waren und wahrſcheinlich die Rolle der Soldaten hielten und über die Ausgabe Rechnung führen mußten. Späterhin wurden ſie

Notarien genannt, und gehörten den Kaiſern an. Es waren theils Sklaven, theils Freigelaſſene, auch wohl Freigeborne.

Scribae civitatis, Stadtſchreiber, welche vom Volke erwählt wurden. Man findet ſie zu Athen. Sie mußten unter andern dem Rathe und dem Volke die Briefe vorleſen, welche von den Feldherrn einliefen.

Scribae cubicularii, waren die Geheimſchreiber der Kaiſer und hießen auch Secretorum Notarii. Mnestheus, auf deſſen Anſtiften der Kaiſer Aurelianus ermordet wurde, bekleidete auch einen ſolchen Poſten. Es waren meiſtentheils nur Freigelaſſene.

Scribae epistolares, Scribae ab epistolis, Briefſchreiber. Sie kommen unter den Kaiſern vor, deren Briefe ſie abfaßten.

Scribae libellenses, waren unter den Kaiſern diejenigen Schreiber, welche auf die eingegangenen Klageſchriften antworteten.

Scribae navales, Schiffſchreiber. Sie hatten auf den Schiffen alle geladene Waaren aufzuſchreiben, damit keine Unterſchleife mit dem Zolle vorgehen konnte. Sie waren dieſerhalb beim Publikum nicht gut angeſchrieben, und gehörten zur unterſten Klaſſe ihrer Profeſſions-Verwandten. Es war ſo zu ſagen ein Schimpfname, wenn man Jemanden einen Schiffſchreiber (Scribam navalem) hieß; obgleich Andere die Verachtung derſelben darin ſuchen wollen, daß die Schiffleute in der Regel nicht viel taugen, oder weil ſie leicht ertrinken konnten, welchen Tod man für ſchrecklicher hielt, als wenn Einer zu Lande ums Leben kam.

Scribae pontificii, waren die Schreiber bei den Römiſchen Oberprieſtern, welche von Einigen ſelbſt für die Unterprieſter, Pontifices minores, gehalten

werden, da ſie eigentlich nur Diener derſelben waren, und von dem oberſten Prieſter, Portifice Maximo, abhingen. Einer dieſer Schreiber, der Cantilius wurde in dem Comitio mit Ruthen zu Tode gepeitſcht, weil er ſich mit einer der Veſtaliſchen Jungfrauen, der Feronia, eingelaſſen hatte. Sie hatten übrigens ihren beſondern Vorgeſetzten, deren einer Aurelius Herodes war; und hießen auch Scribae sacri, geheiligte Schreiber.

Scribae praetorii, waren die Schreiber der Römiſchen Prätoren oder Stadtrichter. Unter andern Verrichtungen hatten ſie auch das Vermögen der Unmündigen zu ſchützen und zu Papiere zu bringen. Wenn ſie etwas verſehen oder abſichtlich untergeſchlagen hatten, ſo mußten ſie den Schaden erſetzen. Sie waren übrigens ſehr angeſehen und bekamen den Titel Clarissimi.

Scribae quaestorii, waren die Schreiber der Quäſtoren oder Rentmeiſter. In der Folge der Zeit ſchwangen ſie ſich ſo empor, daß ſie die Verwaltung des öffentlichen Schatzes ſelbſt übernahmen und die Quäſtoren nur noch den Namen von dem Amte führten. Cato Uticensis verminderte ihr Anſehen jedoch wieder anſehnlich. Es gab dieſer Schreiber eine ziemliche Anzahl und ein Quäſtor konnte ſie nicht willkürlich wählen oder abſetzen; und wenn er ja Erſteres thun konnte, ſo war dieſes doch mit Letzterem nicht der Fall. Unter den Kaiſern ſchwangen ſie ſich wieder ſehr empor, ſo daß es als etwas Auſſerordentliches angeſehen wurde, daß Tiberius Einen von ihnen, nebſt einem Rathsherrn unverhört ins Exil ſchickte. Des Kaiſers Veſpaſians Gemahlin war die Tochter eines Schreibers von einem Quäſtor. Sie durften auch wegen ihres Standes keine Handlung treiben, gleich den Rathsherrn, denen es gleichfalls unterſagt war, weil man

damals die Handlung als ein geringes, unanſtändiges Gewerbe anſah, welches jedoch wohl nur von der Krämerey verſtanden werden muß.

Scribae Templi, **Kirchenſchreiber**, waren Schreiber in dem Tempel zu Jeruſalem; ſie mußten vermuthlich die Einkünfte und Ausgaben des Tempels aufſchreiben.

Scribae Tribunicii, waren die Schreiber der Vorſteher (Tribunen) des Volkes. Sie wurden zu den geringſten unter allen **öffentlichen Schreibern** (Scribis publicis) gehalten.

In ſpäterer Zeit, nachdem Griechen und Römer untergegangen, wurden auch die Schreiber bei den Chriſten eingeführt, beſonders bei der päbſtlichen Kanzellei in Rom, welche Scrittori apostolici genannt werden, ſ. unter **Kanzellei**, Th. 34, S. 540. Bei der Ausbreitung des Chriſtenthumes, bei dem Aufkeimen des Mönchsthumes, des Kloſterweſens, beſchäftigten ſich die Mönche beſonders mit dem Schreiben, und wurden dadurch, bei dem Zerſtören alles Wiſſenſchaftlichen, aller Handſchriften durch die Barbaren, die Erhalter der Wiſſenſchaften, indem ſie die geretteten Schätze der alten Zeit hier in ihren Klöſtern vielfach abſchrieben und ſie dadurch der Nachwelt erhielten; ſie waren daher die **Schreiber der Wiſſenſchaften und Künſte**, Scribae scientiarum et artium. Man darf jedoch dieſe wiſſenſchaftlichen Schreiber nicht mit den öffentlichen- und Privatſchreibern in den bürgerlichen und kirchlichen Geſchäften verwechſeln, welche man auch ſchon wieder nach dem Untergange des Weſt- und Oſtrömiſchen Reiches in den Geſchäften antrifft, jedoch iſt uns von ihnen, von ihren eigentlichen Beſchäftigungen nichts beſonderes Merkwürdiges aufgezeichnet worden, welches ſie vor den andern Geſchäftsleuten ausgezeichnet hätte; nur

ſpäterhin kommen ſie in den Collegien oder obrigkeitlichen Aemtern vor, und man nannte alle diejenigen, welche mit der Feder dienten und keine Räthe waren, Schreiber, daher entſtanden denn die verſchiedenen Benennungen, welche ſich an das Amt, welches Jemand verwaltete, knüpften, als: Amtsſchreiber, Gerichtsſchreiber, Poſtſchreiber, Stadtſchreiber, Landſchreiber, Steuerſchreiber, Forſtſchreiber, Kammerſchreiber, Rentſchreiber, Schiffſchreiber, Bergſchreiber, Hüttenſchreiber, Kellerſchreiber ꝛc. ꝛc., ſ. weiter unten. Späterhin oder in neuerer Zeit bekam das Wort Schreiber durch den häufigen Gebrauch, beſonders von geringen Abſchreibern, etwas Verächtliches, daher hat man dafür in manchen Gegenden und Fällen andere Bedeutungen eingeführt. So pflegt man einen Gerichtsſchreiber an vielen Orten lieber einen Actuarium zu nennen, einen Schreiber in einem andern Collegio Secretarium, in manchen Gegenden, z. B. im Preußiſchen, bekommen alle Schreiber dieſen letzteren Namen, ungeachtet er eigentlich einem Geheimſchreiber zukommt. Im Preußiſchen, beſonders in Berlin, iſt der Titel Secrétair ſo allgemein geworden, daß man zu dem Geheimen noch einen Geheimen daran gehängt hat, ſo daß man nicht mehr ſagt Secrétair, ſondern geheimer Secrétair, alſo Geheim-Geheimſchreiber. Ein jeder Schreiber legt ſich jetzt dieſen Titel bei, da er doch eigentlich nur den Kanzelleiſchreibern und Expedienten zukommt; denn nur dieſe ſollen den Titel Secrétarien führen, mit dem Beiſatze, Kanzellei-Secrétair, expedirender Secrétair ꝛc., und mit Schreiber ſollen nur die gewöhnlichen Kopiſten benannt werden; allein obgleich dieſer Unterſchied bei den Behörden Statt

findet, ſo achtet man doch im gewöhnlichen, im Geſellſchafts⸗Leben nicht darauf, und Alles, was ſich mit der Feder beſchäftiget in dieſen Aemtern, wird Secrétair genannt; ſo auch die Privatſchreiber, die nicht im Dienſte der Regierung ſtehen, Privat⸗Secrétair. In der Schweitz heißt noch der Syndikus eines ganzen Cantons Landſchreiber.

In Rückſicht auf die ſchriftlich vorgetragenen Gedanken und Worte iſt Schreiber der Verfaſſer, der Urheber eines ſchriftlichen Aufſatzes oder Werkes; daher der Schreiber eines Briefs, deſſen Verfaſſer, der Komödienſchreiber, Kalenderſchreiber, Bücherſchreiber, Romanſchreiber, Zeitungsſchreiber ꝛc. ꝛc. Um des ſchon vorhin gedachten verächtlichen Nebenbegriffes wegen, wird es auch hier nicht leicht mehr, auſſer im verächtlichen Verſtande, oder von geringen Perſonen gebraucht; nur Geſchichtſchreiber hat ſich noch in ſeiner ganzen Würde erhalten. Für Schriftſteller überhaupt, welchen ſchon Ottfried Scribar nennt, iſt es im Hochdeutſchen veraltet; ſ. auch das folgende Regiſter.

Schreiber (Auf⸗), derjenige, welcher etwas aufſchreibt, was ihm von Andern dictirt worden, wohin denn auch der Notarius, ſ. Th. 102, S. 682, gehört. Auch bei öffentlichen Verſteigerungen derjenige, welcher das Zugeſchlagene aufſchreibt, und in dergleichen Fällen mehr, wo eine Perſon zu irgend einem Zwecke etwas notirt, ſchriftlich aufzeichnet.

— (Amts⸗), ſ. Th. 1, S. 717.

— (Bau⸗), ſ. Th. 3.

— (Berg⸗), ſ. unter Bergamt, im Supplement.

— (Brief⸗), eine Perſon, die ſich mit Briefſchreiben beſchäftiget, für Andere Briefe ſchreibt. Bei der Handlung der Correſpondent; ſ. Th. 8, S. 394.

Schreiber (Bücher=), ſ. Schriftſteller.

— (Conſiſtorial=), Conſiſtorial=Secrétair ein Schreiber, welcher bei dem Conſiſtorium, bei der Kirchen=Verwaltung angeſtellt iſt, ſ. Conſiſtorium, im Supplement. Bei der päbſtlichen Kanzelley in Rom, ſ. unter Kanzelley, Th. 34, S. 540.

— (Forſt=), Forſt=Secrétair, ſ. Th. 14, S. 689.

— (Geheim=), Secrétair, ſ. dieſen Artikel.

— (Gemein=), ſ. Th. 17, S. 136.

— (General=), General=Secrétair, ſ. unter Secrétair.

— (Gerichts=), ſ. Th. 17, S. 387.

— (Gilde=), Gilde=Secrétair, ſ. unter Secrétair.

— (Geſchichts=), ſ. oben, S. 373.

— (Handwerks=), ſ. Th. 21, S. 579.

— (Hütten=), ſ. Th. 27, S. 358.

— (Jagd=), ſ. Th. 28, S. 474.

— (Kalender=), ſ, oben, S. 373, und unter Kalender, Th. 32.

— (Kammer=), ſ. Th. 33.

— (Kanzelley=), Kanzelley=Secrétair, ſ. unter Secrétair.

— (Keller=), ſ. Th. 36.

— (Kohl= oder Kohlen=), ſ. Th. 43, S. 265.

— (Komödien=), ſ. oben, S. 373, und Schauſpieldichter.

— (Korn=), ſ. Th. 46, S. 72.

— (Krahn=), ſ. Th. 46, S. 614.

— (Küchen=), ſ. Th. 54, S. 498.

— (Land=), ſ. oben, S. 373, und Th. 61, S. 624.

— (Poſt=), ſ. Th. 116, S. 244.

— (Privat=), ſ. oben, S. 371, und unter Secrétair.

— (Regiments=), ein Schreiber, der in Regiments=Angelegenheiten zu ſchreiben hat.

— (Rent=), ſ. Th. 122.

— (Schiff=), ſ. Th. 144, S. 360.

Schreiber (Staats-), Staats-Secrétair, ſ. unter Secrétair.

— (Stadt-), ſ. dieſen Artikel.

— (Steuer-), ſ. dieſen Artikel.

—, beim Tabaksbau, ſ. Th. 42, S. 403.

— (Thor-), ſ. unter T.

— (Zeitungs-), ſ. oben, S. 373, und unter Z.

Schreiberbaum, Acer campestre, ſ. Th. 1, S. 240.

Schreiberdienſt, der Dienſt eines Schreibers; ſeine Funktion auf einem Amte, Bûreau, Departement ꝛc.

Schreiberey, Fr. Ecriture. 1 Eine geſchriebene oder aufgeſchriebene Rede, zunächſt in Anſehung der Schriftzüge und der Art und Weiſt derſelben, daher eine ſchlechte Schreiberey, ein ſchlechtes Geſchreibe. In weiterer Bedeutung auch in Abſicht auf die vorgetragenen Worte und Sachen, eine Schrift. In beiden Fällen nur im verächtlichen Verſtande. — 2. Die Geſchicklichkeit und Fertigkeit zu ſchreiben, im gemeinen Leben die Schreibekunſt, ſ. oben, S. 278 u. f. Sich der Schreiberey befleißigen, ſich auf die Schreibekunſt legen. So auch die Beſchäftigung eines Schreibers in der zweiten Bedeutung. Sich der Schreiberey widmen; von der Schreiberey leben ꝛc. Die Schreibereyverwandten, Schreiber, und die zu ihnen gehörigen Perſonen, welche mit der Feder dienen, und geringer, als Räthe ſind,

Schreiberfiſch, ſ. Schneiderfiſch.

Schreibeſchiefer, ſ. Tafelſchiefer.

Schreibeſchilling, in einigen Gegenden, ein Name der kleinen Lehenwahre, welche den Kanzelley- oder Gerichts-Bedienten für die Ausfertigung des Lehenbriefes gegeben wird; bei geringen Lehen auch der Schreibegroſchen, ſ. dieſen Artikel.

Schreibeſchrank, Sekrätair, Fr. Secrétaire, beim Tiſchler, ein Schrank oder Spinde, welches

zum Schreiben eingerichtet iſt. Er beſteht aus drei Theilen, aus der Kommode, dem Pulte und dem Aufſatze. Die älteren Schreibeſchränke hatten 3 Fuß 10 Zoll in der Breite, wenn nämlich in die Schiebekaſten der Kommode Kleider gelegt werden ſollten. Dieſe Breite doppelt genommen, giebt die ganze Höhe des Schrankes. Die Höhe ward wieder in zwei gleiche Theile getheilt, und die Kommode nebſt dem Pulte erhielt die Hälfte zur Höhe und der Aufſatz die andere Hälfte. Die Kommode wurde am erſten verfertiget; ſie war 2 Fuß 1/2 Zoll hoch, und der Fuß derſelben 4 Zoll. Der Fuß erhielt gebrochene Ecken, oder ein Geſimſe von verſchiedenen Kehlungen. Man konnte dieſe gebrochenen Ecken als einen Rahmen betrachten, dem das hintere Stück fehlt. Er war ſo ſtark, daß man oberhalb eine Falze ausarbeiten, und die Kommode einſetzen konnte. War die Kommode nach der Länge und auch zugleich nach der Höhe ausgeſchweift, ſo mußte die Vorderſeite des Fußes auch breit genug ſeyn, damit ſie gehörig ausgeſchweift werden konnte. War die Kommode furnirt, ſo konnte nach der Dicke oder auch in den Biegungen der Schweifung ein Stück angeleimt werden. Dieſes fand aber nicht Statt, wenn ſie aus dem vollen Holze, z. B. Nußbaumholz verfertiget ward; denn in dieſem Falle würde die Zuſammenfügung unſchicklich in die Augen fallen. Nach Anleitung einer Schablone ſchnitt der Tiſchler die Schweifung mit einer Schweifſäge aus, ebnete ſie mit dem Rundhobel oder Hohleiſen, und auf der hohen Kante wurden mit verſchiedenen Kehlhobeln die Verkehlungen ausgeſtoßen. Jeder Beiſtoß oder Pilaſter wurde beſonders ausgearbeitet und an die gebrochenen Ecken angeleimt. Die Seitenwände wurden aus mehreren Stücken zuſammengefugt, wenn es aus vollem

Holze gemacht ward, ſollte aber das Ganze furnirt werden, ſo mußte jedes Seitenbrett aus Füllungen und Rahmſtücken zuſammengeſetzt werden. Jede Seitenwand wurde etwas nach der Länge hinab ausgeſchweift. Die beiden Seitenwände wurden durch den Ober- und Unterboden vereiniget. Jeder Boden hatte die Länge der Kommode und 2 Fuß 1/4 Zoll zur Breite, war aus einigen Stücken zuſammengefugt, und vorne, ſo wie die Kommode ſelbſt, nach einer Schablone ausgeſchweift. Die Boden wurden in den Seitenwänden verzinkt, aber mit einer verſteckten Verzinkung im halben Holze. Der Boden erhielt Zinkzapfen und jede Seitenwand Zinklöcher. Auch die Rückwand wurde aus mehreren Stücken zuſammengeſetzt und mit den beiden Seitenwänden durch Nuth und Federn zuſammengefugt. Die Rückwand erhielt die Federn, die Seitenwände aber und die Boden die Nuthen. — Jetzt zu den Schiebkaſten, deren gemeiniglich drei gemacht wurden. Die ganze Höhe der Kommode ward in drei Theile und davon die Dicke des doppelten Unterſchieds abgezogen, ſo erhielt man die Höhe zu den drei Schiebkaſten. Der unterſte Schiebkaſten ruht auf dem unterſten Boden, die beiden andern aber auf den beiden in dem Kaſten angebrachten Unterſchieden, welche auf dem Grade zwiſchen die beiden Seitenwände eingeſchoben werden. Jeder Schiebkaſten mußte nach der aufgegebenen Zeichnung ausgeſchweift werden. Eine jede Vorderwand eines Kaſtens ward aus ſtarkem Holze mit der Schweifſäge ausgeſchweift, und da die Ausſchweifung an manchen Orten ſehr ſtark war, ſo konnte das Ganze nicht aus einem einzigen Stücke gemacht werden, ſondern es wurden dazu mehrere Stücke ausgeſchweift und nachher zuſammengefugt. Wenn ſolches vermittelſt des Leimes geſchehen, ſo ward

das Ganze mit dem Rundhobel und der Raſpel geebnet. Der ganze Schrank, er mochte aus gutem Holze aus dem vollen gemacht, oder auch nur furnirt werden, ſo wurden die Seitenbretter und Boden der Kaſten faſt jederzeit nur aus Kienenholz verfertiget, weil ſolche nicht in die Augen fielen. Die beiden Seitenſtücken der Kaſten wurden mit dem Vorderſtücke durch verſteckte Zinken, das Hinterſtück aber mit den Seitenſtücken durch gewöhnliche Zinken vereiniget. Mit allen dieſen Stücken ward zuletzt der Boden durch Nuth und Feder vereiniget. Das Pult machte entweder mit der Kommode ein Ganzes aus, und dieß war bei gewöhnlichen oder ſchlechten Schreibeſchränken gebräuchlich, oder es ward auch beſonders gemacht, ſo daß es von der Kommode konnte abgenommen und beſonders aufgeſtellt werden. Ein ſolches Pult war 1 3/4 Fuß hoch und 2 Fuß tief. Auch hier ward zuerſt die untere ſcharfe Ecke verfertiget, welche mit der ſcharfen Ecke der Kommode eine gleiche Ausladung hatte, und eben ſo geſchweifſt, gekehlt, und überhaupt eben ſo verfertiget ward. Die Seitenwände des Pults wurden entweder mit Füllungen gemacht, wenn es furnirte Arbeit war, oder man machte ſie aus vollem Holze. Der Unterboden des Pultes mußte 1 3/4 Zoll dick ſeyn, und die Thür oder Klappe erhielt die nämliche Dicke; da beim Gebrauche die Klappe des vorher erwähnten Bodens auf dem vorſpringenden Theile der Decke der Kommode ruhen mußte, wenn nämlich dieſelbe geöffnet war. Der obere Boden war nur 1 Zoll dick. Beide Boden wurden aus mehreren Stücken zuſammengeſetzt und in den Seitenwänden verzinkt. So ward auch die Rückwand zuſammengeſetzt, und mit Nuth und Feder zwiſchen den gedachten Seitenwänden eingeſetzt. Die Größe der Klappe richtete ſich nach der Oeffnung des Pults. Sie ward

gleichfalls nach der Länge geſchweift, und wie Kommodenſtücke behandelt. Nach ihrem ganzen Umfange ward ſie überfalzt; da mit dem Falzhobel nach dem Innern des Pults zu eine Falze abgeſtoßen ward, und eine gleiche Falze bekamen auch die Seitenwände und der Oberboden. Neben der Falze der Klappe ward zur Verzierung rund um ein Stäbchen und eine Platte abgeſtoßen. Dieſe Platte diente der Falze zu einem Anſchlage, womit ſie, wenn ſie verſchloſſen war, auf dem Pulte ruhete. Sie wurde mit Fächern und Schubladen verſehen, ſ. Schreibepult. Alle dieſe Stücke wurden aber eher eingeſetzt, als das Aeußerliche des Pults zuſammengeſetzt ward, und jeder der kleinen Schubkaſten war aus dem Vorder- und Hinterſtücke, den beiden Seitenwänden und dem Boden ſelbſt zuſammengeſetzt. Vorder-, Hinter- und Seitenſtücke wurden unter einander verzinkt, und auf dieſe wurde der Boden nur aufgeleimt. Der Umfang der Schubladen wurde mit kleinen Karnießleiſten verziert. Jetzt der Bau des Schrankes. Dieſer war, wie oben angegeben worden, 3 Fuß 10 Zoll hoch, und gemeiniglich nur 1 Fuß tief. Die gebrochene oder ſcharfe Ecke macht hier wieder den Anfang, und dieſe ward eben ſo verfertiget, als die gebrochene Ecke des Pultes und der Kommode. Hierauf wurden die Seitenwände verfertiget, die entweder aus dem Ganzen oder aus Rahmſtücken und Füllungen zuſammengeſetzt waren. Jede Seitenwand bekam unterhalb eine Feder, womit ſie in eine Nuthe der gebrochenen Ecke einpaßte. Auf die hohe Kante dieſer beiden Seitenwände ward das Verdachungsbrett oder die Verdachung vorn angeſetzt. Die Verdachung ſchloß den Aufſatz oben an der vordern Seite und diente zugleich den Thüren oben zum Anſchlag. Es ward ſowohl oben, als unten nach den Thüren zu auf der hohen Kante ausge-

ſchweift und mit Schwalbenſchwänzen angeſetzt. Jetzt folgt in der Verfertigung der Boden. Dieſer iſt 1 Zoll dick und ward mit den Seitenwänden verſteckt verzinkt. Das Rahmſtück zu den Thüren ward wie das Ganze ausgeſchweift, und mit verſchiedenen Kehlungsgliedern mit dem Stabhobel verziert. Es beſtand aus dem Vordertheile und den beiden Seitentheilen, und dieſe drei Stücke wurden nach der Gehrung zuſammengeſetzt, welches der Verkehlung wegen geſchah. Das Rahmſtück ward durch Nuth und Feder auf den beiden Seitenwänden befeſtiget. Die Hinterwand und das Oberſtück oder die Decke wurde aus mehreren Stücken zuſammengeſetzt und beide wurden nicht allein untereinander vereiniget, ſondern auch wieder mit den Seitenwänden durch Nuth und Feder. Die beiden Thüren wurden entweder aus dem vollen Holze, oder von Rahmſtücken und Füllungen zum Furniren zuſammengeſetzt, und dann erhielt jede Thür vier Rahmſtücke, welche die Füllung umgaben. Die Rahmſtücke waren die beiden aufrechten Rahmſtücke zur Seite, und das untere Querrahmſtück und das geſchweifte obere Rahmſtück. Die Rahmſtücke, die ungefähr 27/8 Zoll breit und 11/4 Zoll dick waren, wurden durch Zapfen und Löcher mit einander vereiniget; denn jedes Querrahmſtück enthielt an jedem Ende einen Zapfen, und die aufrechten an ihren Enden Löcher. Die Füllung lag gemeinhin tiefer, als die Rahmſtücke, daher ward an dem inneren Umfange der ſämmtlichen Rahmſtücke eine Verkehlung mit den Kehlhobeln ausgeſtoßen. Die Füllung ſelbſt konnte aus einem Stücke oder aus mehrere zuſammengefügt werden. Das Letzte findet bei der Furnirung ſtatt, weil die Zuſammenfügung durch dieſelbe verdeckt wird. Die Füllung ward mit einer Feder, die um den ganzen Umfang deſſelben geſtoßen wurde, in die Nuthe der Rahmſtücke geſetzt,

die auf der hohen Kante derſelben geſtoßen worden. Die Thür zur rechten Hand erhielt überdieß noch einen Beyſtoß. Ehe nun der ganze Schrank zuſammengeſetzt ward, wurden in das Innere deſſelben zwei Fachbretter horizontal eingeſetzt, die auf den Grad eingeſchoben wurden; dann ward der Schrank zuſammengeſetzt und ganz zuletzt ward die Verſchalung der Verdachung aufgeſetzt, welche aus zwei gleichen und geſchweiften Theilen beſtand. Ward der Schrank aus vollem Holze verfertiget, ſo erhält derſelbe keine Füllungen, ſondern Alles wurde aus dem Ganzen bearbeitet. Dieſe Schreibeſchränke hatten wirklich viel Bequemes, worin ihnen die neueren, ſogenannten Secrétaire nicht gleich kommen; nur war ihr Bau, ihre äußere Geſtalt nicht einladend; ſie hatte nichts Gefälliges, dem Auge Schmeichelndes, wie die jetzigen Schreibeſchränke, die zugleich, auſſer ihrem Nutzen, auch ein elegantes Möbel im Zimmer abgeben. Dieſe Schränke, Schreibeſecrétaire, wie man ſie zum Unterſchiede der Kleiderſecrétaire (ganz unpaſſende Benennungen) nennt, beſtehen gleichfalls aus drei Theilen, der Kommode, dem Pulte oder eigentlichen Schreibeſchranke, und dem Auſſatze. Das Ganze iſt aber ſo zuſammengeſetzt, daß es, auſſer dem kleinen Auſſatze, ein ſchönes Ganzes bildet. Der ganze Secrétair iſt 1 1/2 Fuß tief, 3 Fuß breit und mit dem Auſſatze 6 Fuß hoch, jedoch iſt die Höhe, ſo wie die Breite willkührlich, und differirt um einige Zoll mehr oder weniger. Die Kommode beſteht aus zwei Schubkaſten, jeder von 9 Zoll Höhe, 1 Fuß 3 Zoll Tiefe, und 2 Fuß 8 Zoll Breite. Ueber dieſem Schubkaſten iſt der Schreibeſchrank oder das Schreibepult mit einer Klappe, die niedergelaſſen werden kann, und eigentlich zum darauf Schreiben dient; ſie iſt 2 Fuß 9 Zoll breit und 1 Fuß 8 Zoll tief, alſo ein langes

Viereck, und ſchließt zugleich das Pult. In dieſem eigentlichen Schreibeſchranke befinden ſich vier auch drei Schubkaſten, ſind es nur drei, ſo haben die beiden unterſten jeder 3 Zoll Höhe, 1 Fuß 3 Zoll Breite und 1 Fuß 21/2 Zoll Tiefe,. und der Dritte, der durchgeht, 3 Fuß 1 Zoll Breite und 1 Fuß 21/2 Zoll Tiefe. Der Raum über dieſen Schiebkaſten iſt in drei Fächer getheilt, von dem das Mittelſte eine kleine Thür hat, die verſchloſſen werden kann, und worin man Geld, wichtige Papiere ꝛc. aufbewahrt, die obern Fächer, zu beiden Seiten, dienen Papier und dergleichen Materialien zum Schreiben aufzubewahren. Ueber dieſen Fächern iſt in der Breite des oben angeführten dritten Kaſtens ein in Fächer abgetheiltes Behältniß, Briefe aufzubewahren, die nach dem Alphabete gelegt werden können. Dieſes findet man jedoch nicht bei allen Secrétairen; bei einigen findet man dagegen zwiſchen dem Pulte und dem Aufſatze einen Kaſten, der 3 Zoll Höhe, 3 Fuß 2 Zoll Breite und 1 Fuß 21/2 Zoll Tiefe hat. Der Aufſatz, welcher abgenommen werden kann, beſteht in einem beſonderen Behältniß mit einem Abſatze. Dieſes Behältniß dient Gläſer, Taſſen, Kaffee = oder Theemaſchinen, Zuckerdoſen, Leuchter und dergleichen Geräthſchaften aufzubewahren. Dieſer Aufſatz enthält äußerlich mehrere Verzierungen. Von dieſen Secrétairen hat man verſchiedene Formen, die alle mehr oder weniger von einander abweichen, jedoch mit der oben angeführten Form ſo ziemlich überein kommen. Die alten Schreibeſchränke waren von Nußbaum, Eichen = und dergleichen Holz verfertiget, die neueren werden jetzt von Birken = Kaſtanien = Mahagony = ꝛc. Holz verfertiget, das heißt, wenn ſie auch nicht ganz daraus beſtehen, ſo iſt die Furnire doch von dieſem Holze, das heißt,

die Oberfläche, oder die obere ſichtbare Fläche iſt mit einem von dieſen Hölzern belegt und polirt. Man hat auch dergleichen Secrétaire für Damen, oder die hauptſächlich für Damen gebraucht werden, indem ſie nur in ſo fern von den Secrétairen für Herren abweichen, daß ſie mehr Verzierungen, alſo mehr die Damen Anſprechendes beſitzen. Fig. 8524 zeigt einen ſolchen Secrétair, welcher zugleich das Modell des oben beſchriebenen Secrétairs für Herren abgiebt. Dieſer Schreibeſchrank iſt, wie man ſieht, ſehr einfach, alſo nicht koſtſpielig; bloß der Aufſatz giebt ihm etwas Künſtliches in der Anſicht. Die Verzierungen daran ſind entweder von Alabaſter, oder von Bronze, die letztere Art der Verzierung iſt die ſchönſte, oder diejenige, welche ſich am meiſten auszeichnet. Man kann dem Holze auch eine andere Farbe geben, z. B. eine Mahagonyfarbe oder die Farbe eines grünlichen Maſers, ſo wie die Leiſten ſchwarz beitzen. Alles dieſes macht ſich ſehr ſchön, und die erwähnten Verzierungen heben ſich darauf ganz beſonders. Die oben aufgeſtellte Vaſe kann ebenfalls von Holz, oder auch vom Klempner angefertiget werden; auch würde ſie vergoldet und ſchwarz gemiſcht ſehr gut ausſehen. An dem Aufſatze iſt ein Spiegel angebracht, nicht allein des Nutzens, ſondern auch um des guten Anſehens willen; auch ſchließt dieſer Theil noch manche Bequemlichkeiten ein. Es ſind hier z. B. noch manche Fächer angebracht, deren man ſich mit Nutzen bedienen kann, und das Brett, auf welchem der Spiegel haftet, dient dann zugleich als Klappe. Fig. 8525 ſtellt von dieſem Secrétair theilweiſe die innere Einrichtung vor und hier gewahrt man denn auch, wie ſolche ganz oben iſt. Die kleinen Gardinen ſind gleichfalls von Holz, und hochroth oder blau ausgemalt, nicht aber an einander hängend, ſondern ſo, daß ſie

der Länge nach drei Stücke ausmachen, und man jedes dieſer Stücke ohne die beiden andern aufheben und niederlaſſen kann. Dieſe Gardinen bedecken mehrere Fächer zum Briefgebrauche ꝛc. Auch kann der mittlere Theil dieſer Gardinen noch zur Thüre gehören, die, wie hier zu erſehen, ſich über dem mittleren Schubkaſten befindet, und ſie muß dann in der Mitte geſpalten ſeyn. Auſſerdem reicht dieſe Thür nur bis zur Gardine, ſo daß ſie auf- und zugemacht werden kann, ohne von der Gardine gehindert zu werden. Man gewahrt zugleich, Fig. 8525, wie vollſtändiger die Vaſe zu erhalten iſt, die, von einem geſchickten Töpfer bearbeitet, wie z. B. von den Hrn. Feilner, Ungerer ꝛc. in Berlin, zugleich als ein ſchöner Blumentopf ſich nutzen läßt. Der Maaßſtab rechts gehört zu dem Secrétair, der links aber zu der Vaſe, welche, um mehrerer Deutlichkeit willen, weit größer vorgeſtellt iſt. — Einen anderen Secrétair für Damen zeigt Fig. 8526. Dieſer Secrétair iſt ſo vorgeſtellt, wie er, wenn die zum Schreiben dienliche Klappe heruntergelaſſen iſt, ſich mit den kleinen Schubkaſten, welche die Klappe verdeckt, dem Auge darſtellt. Er iſt gegen die gewöhnlichen andern gehalten ziemlich klein, nur 3 Fuß 8 Zoll hoch, und oben über 18 Zoll breit und halb ſo viel tief; allein gerade dieſe geringe Größe macht die Form ſo beſonders gefällig. An der Rückwand unten iſt ein ziemlich großer Spiegel angebracht, welcher hier durch das mittlere Viereck bezeichnet iſt. Bis auf die Schubkaſten, welche vorn hellgelb gemaſert ausſehen, iſt alles Aeußere an dem Holzwerke dunkel (grünlich und braun) gemaſert, die Verzierungen und Figurenſtücke ſind jedoch von Bronze und ſauber geſchnitten. Die Klappe iſt auf der inneren Seite mit rothem Sammete belegt. Man hat auch Secrétaire und Schreibtiſche mit einem Schreckwerke, wodurch

Diebe, die einen ſolchen Secrétair erbrechen wollen, durch den ſchmetternden Ton, den er beim Oeffnen von ſich giebt, leicht abgeſchreckt werden. So hat der Kunſttiſchler Röntgen nach Rußland ein dergleichen Schreibepult geliefert, für welches er 25,000 Rubel erhalten, das aber auch ſehr künſtlich gearbeitet war. Wenn man z. B. eine gewiſſe Feder anrührte, ſo ſprangen mehrere Auszüge heraus, ein Schreibepult ſtellte ſich dar und ſo auch Kaſten für Briefe und Papier. Ein Theil des Maſchinenwerks war ſo aufgeſtellt, daß wenn es Jemand wagen wollte, einen der verborgenen Behälter anzurühren, die zum Gelde oder zu wichtigen Papieren beſtimmt ſind, er von einem rauſchenden Tone überraſcht werden würde, der dem Eigenthümer oder doch Andern gehörig Nachricht gäbe, daß der Secrétair geöffnet wird: Auf die Art, wie Fig. 8524 zeigt, werden jetzt alle Secrétaire angefertiget, nur daß die Form hin und wieder abweicht, weil ſolches theils von dem Geſchmacke des Beſtellers, theils von dem des Verfertigers herrührt, oder abhängt. Die Verfertigung der neueren Secrétaire oder Schreibeſchränke iſt derjenigen der alten gleich, die oben angeführt worden.

An Bequemlichkeit zum Schreiben, haben die oben beſchriebenen älteren Secrétaire bedeutende Vorzüge vor den neuern; denn bei den neueren, iſt das Pult, die Klappe, worauf man ſchreibt, nicht breit genug, und daher äußerſt unbequem, bei den älteren hatte ſie die gehörige Breite, um ſich bequem mit dem Arme im Schreiben aufzulehnen, auch konnte man Akten oder ſonſt Schriften, Bücher ꝛc. die man zum Nachſehen brauchte, bei ſich auf dem Pulte liegen haben, welches bei den neuern nicht angeht. Die neuern Schreibeſchränke haben daher bloß mehr den Namen, als daß ſie wirklich zum Schreiben gebraucht werden, und dienen nur zur Zierde der Zimmer; denn

jeder Geſchäftsmann hat noch einen beſondern Schreibetiſch, worauf er arbeitet, und gebraucht den Secrétair nur, wenn er im Prunkzimmer ſchnell etwas notiren will, um nicht erſt nach ſeinem Geſchäftszimmer zu laufen.

Die älteren Schreibeſchränke beſtanden aus harten inländiſchen Hölzern, wie ſchon oben, S. 382, erwähnt worden und waren gebohnt, das heißt, mit Wachs blank polirt, die neueren und neueſten ſind größtentheils mit ausländiſchen Hölzern furnirt, welche Furnirung man auch bei den älteren findet, jedoch von inländiſchen guten Hölzern, und werden mit ſogenannter Politur, ſ. dieſen Artikel, im Supplem., überzogen oder eigentlich überarbeitet. Das Uebrige bei den neuen, das heißt, die ganze Zuſammenſetzung, Furnirung ꝛc., weicht von der oben bei den ältern angeführten Zuſammenſetzung wenig ab, daher ſie hier, als bekannt, übergangen wird, was davon etwa noch zu wiſſen nöthig iſt, wird unter Tiſchler, in T., vorkommen.

Schreibeſucht, die heftige Begierde zu ſchreiben, das iſt, ſeine Gedanken ſchriftlich bekannt zu machen, zu ſchriftſtellern. Daher ſchreibeſüchtig, mit dieſer Sucht behaftet.

Schreibetafel, Schreibtafel, die Schiefertafeln, Rechentafeln, von Schiefer verfertigte Tafeln, worauf die Kinder Zahlen ſchreiben, rechnen. Uneigentlich die Blätter von Pergament, Elfenbein ꝛc., die man wie ein kleines Buch eingebunden in den Taſchen trägt und worauf mit Bleyſtift geſchrieben wird. Man hat auch größere, mit vielen Tafeln Pergament, die man in Vorleſungen gebraucht, um ſich darauf das Wichtigſte zu notiren, auch wohl die Vorleſung in jeder Stunde nachzuſchreiben, um ſie dann zu Hauſe aus dieſen Tafeln in das Reine zu bringen.

Schreibetafelgriffel, Schreibetafelnadel, ſtarke lange meſſingene Nadeln, mit einer dünnen Spitze und ſehr ſtarkem Kopfe. Die dünnſten werden wie die Stecknadeln mit Knöpfen von einem ſchnekkenförmig geſponnenen Drahte verſehen, welcher aber dicker iſt, als derjenige, der zu den ſtärkſten Nadeln genommen wird. Was die etwas dickeren Stiele derſelben anbetrifft, ſo hat man einige, welche einen runden, und andere, welche einen flachen Kopf haben. Man verfertiget ſie auf folgende Weiſe: Zu den runden Knöpfen nimmt man einen Draht, welcher auf der einen Seite rund, auf der andern platt iſt, und giebt ihm dieſe Geſtalt, indem man das Meſſing durch zwei ausgezackte eiſerne Walzen zieht. Von dieſem Drahte ſchneidet man ab, und rollt es beinahe in einen Zirkel vermittelſt einer kleinen Zange und eines Hammers zuſammen, dann ſteckt man dieſen Ring auf das dicke Ende der Nadel, und ſtämmt es mit der Wippe, deren unterſter und oberſter Stempel und Schwere der Dicke der zu verfertigenden Knöpfe gemäß eingerichtet iſt. Man ſetzt auch zuweilen ſtatt der Knöpfe meſſingene Platten auf die Nadeln. Man nimmt nämlich von dem Ende des Stiels etwas ab, ſteckt das mit einem Loche verſehene Plättchen darauf, vernietet das Ende der Nadel darauf, und verzinnt dieſe Griffel wie die Nadeln, oder man ſiedet ſie in Weinſtein und Salz, oder ſucht ſie ſo goldgelb, als möglich, zu machen. In dieſer Abſicht zieht man den Draht verkehrt durch ein Zieheiſen, um ihn abzukratzen und eine dünne Lage Meſſing hinweg zu nehmen. Mit dieſen Griffeln ſchreibt man auf dem Schreibetafelpergament ſtatt des Bleyſtifts.

Schreibetafelpergament, ſ. unter Pergament, Th. 108, S. 463. Die Alten machten auch Schreibtafeln von dünnen Bretterchen, welche mit

Wachs überzogen waren. Sie ſchrieben darauf mit einem Griffel oder gruben die Buchſtaben ein.

Schreibetag, das Waldgedinge, im Forſtweſen, derjenige Tag, an welchem das Holz von den Forſtbedienten zum Verkaufe geſchrieben und angewieſen wird.

Schreibetiſch, Schreibtiſch, ein kleiner oder großer Tiſch, der öfters mit grünem Tuche oder auch mit grüner Wachsleinwand beſchlagen iſt, auf welchem geſchrieben wird. Dergleichen Tiſche haben verſchiedene Formen oder Geſtalten, je nachdem man damit noch einen andern Zweck vereiniget. So wurde zu Ende des verwichenen Jahrhunderts zu Rouen eine Art Schreibetiſch erfunden, der 6 Fuß lang, 3 Fuß breit und 21/2 Fuß hoch war und den Namen Nécessaire universel führte, weil er alle Bequemlichkeiten in ſich ſchloß. Es war darin ein Bett, ein Kleiderſchrank, ein Schenktiſch, ein Nachttiſch, eine Speiſekammer, ein kleiner Keller, ein Nachtſtuhl, Schubladen zu Früchten, Büchern ꝛc. Ein Menſch von 5 Fuß 9 Zoll konnte darin ganz bequem ſchlafen. Man möchte das Ganze für eine Satyre halten, doch iſt es ernſtlich von Roſenthal in der Fortſetzung des Jakobſchen technologiſchen Wörterbuches, Th. 7, S. 274, angeführt worden; denn bei dem oben angeführten Raume iſt ſchwerlich das Angeführte darin anzutreffen möglich, es müßte denn en miniature ſeyn; auch würde ſich eine Speiſekammer, ſo wie die Fruchtſchubkaſten ſchwerlich mit dem Nachtſtuhle vereinen. Es iſt auch von dieſer Erfindung weiter nichts bekannt geworden, wenigſtes iſt ſie nicht zu uns über den Rhein gekommen. Auf dem Königl. Schloſſe in Berlin befindet ſich in dem Audienzzimmer ein künſtlicher Schreibetiſch, deſſen Mechanismus beim Oeffnen einen ſchmetternden Trompetenton von ſich giebt,

und daher benachrichtiget, daß er geöffnet wird. Ein ſolcher Schreibetiſch, in deſſen Schubkaſten man wichtige Papiere, Dokumente, Geld ꝛc. legt, kann ſo leicht nicht erbrochen werden, und wenn es geſchieht, ſo wird der Dieb davon zurückgeſchreckt, indem er das Geräuſch hört. Die gewöhnlichen Schreibetiſche ſind 31/2 Fuß breit und 21/2 Fuß tief, alſo ein längliches Quadrat. Zu beiden Seiten hat er eine etwas ausgeſchweifte oder verzierte Wand von 6 Zoll Höhe, und die Hinterwand bildet ein Aufſatz von 1 Fuß auch etwas darüber Höhe und der 8 Zoll auf den Tiſch vorſpringt, und Fächer enthält, worein Papier, Briefe ꝛc. gelegt werden können. Vor dieſem Aufſatze, zur rechten Seite, ſind zwei Löcher in dem Tiſche, zum Tinten- und zu dem Sandfaſſe. Ein großer Schubkaſten in dem Tiſche, der beinahe die Breite des Tiſches hat und welcher verſchloſſen werden kann, dient, Sachen von Werthe darin zu verwahren, und dann Siegellack, Federn, Papier, ꝛc. darein zu legen. Man kann ſolchen Schreibetiſch gleich den Möbeln beitzen und poliren laſſen. S. auch den Art. Tiſch, in T.

Schreibezeug, ein Behältniß von Holz, Pappe, Blech ꝛc., welches alle diejenigen Materialien in ſich faßt, die zum Schreiben gehören. Man kann ſie in Büreau- oder Comptoir-, Taſchen- und Schulſchreibezeuge eintheilen. Die Erſteren ſind gewöhnlich aus Blech verfertigte und grün oder roth lackirte Behältniſſe, worein man Tinte- und Sandfaß ſtellen, und Federn, Siegellack, Federmeſſer, Radirmeſſer, Bleiſtift ꝛc. legen kann. Die Taſchenſchreibezeuge ſind ſo eingerichtet, daß man ſie bequem in der Taſche tragen kann, um auf Spaziergängen ſich etwas zu notiren. Sie haben die Form eines Pennals, und beſtehen aus Holz oder auch aus Pappe, welche mit Maroquinleder überzo-

gen worden. Hierin befindet ſich nun ein Tintenfaß, Federmeſſer, Federn ꝛc. Die Letzteren beſtanden ehemals aus einem Käſtchen von Holz, worin Tintenfaß, Streuſandbüchſe, Federn ꝛc. ſich befanden, und dann von Holz, wie ſie die Nürnberger liefern. Jetzt ſind dergleichen Schreibezeuge nicht mehr im Gebrauch, ſondern die Knaben, Schüler ꝛc. bedienen ſich bloß der Pennale von Pappe, mit gefärbtem Maroquinpapier, auch wohl mit gepreßtem Leder überzogen, worin man nur Federn und Federmeſſer aufbewahren kann. England liefert Schreibezeuge von Kompoſitionsſtein, von einer ſehr ſinnreichen Zuſammenſetzung, die ſich ſehr artig ausnehmen. Frankreichs Schreibezeuge von gekochtem Leder (cuir bouilli), die ihrer Güte und Dauerhaftigkeit wegen im Rufe ſind. Karlsbad in Böhmen ſchickt auch ſehr geſchmackvolle Sachen dieſer Art in den Handel, z. B. von Kriſtallglas, Serpentinſtein, Baſalt, Email ꝛc. ꝛc. Nürnberg liefert beinerne oder knöcherne Schreibezeuge mit und ohne Sandbüchſe, hölzerne Stachelſchreibezeuge für die Schüler, ſo auch von Horn mit einem Stachel; runde, welche man zuſammenlegen kann, mit ledernen Brieftaſchen, knöcherne Schreibezeugfäßchen ꝛc. Ferner kommen bei den Galanterie- und Quincaillerie-Händlern noch vor: Schreibzeuge von Silber, Kupfer, Meſſing, Zinn, Bley, Porzellan und andern Materien. Die mit einem Stachel verſehenen Schreibezeuge, die man in einen Tiſch oder ein Stück Holz ſtechen kann, werden Stecher genannt.

Schreibfeder, ſ. oben, unter Schreibekunſt, S. 292. Von dem Gebrauche der Schreibfeder, iſt das älteſte und zuverläſſigſte Zeugniß, welches aufgefunden worden, vom Iſidor, aus dem 7ten Jahrhunderte. Ob übrigens mit dem Gänſekiele

auch unſere Tinte zugleich in Gebrauch gekommen, oder bald nachgefolgt ſei, iſt noch nicht deutlich ausgemacht. Unter den gemeinnützigſten Erfindungen gehört auch die von dem Mechanikus Müller in Berlin erfundene Schreib- und Zeichenfeder. Dieſe Federn beſitzen die weſentlichen Vorzüge, daß ſie immer gleich ſcharf bleiben und ſchreiben, ohne je weich zu werden und corrigirt werden zu müſſen, wie es mit den gewöhnlichen Federn der Fall iſt. Sie halten die Tinte ungewöhnlich an, ſo daß man nicht nöthig hat auszuſpritzen, und gleichwohl laſſen ſie mehr Tinte in den Spalt, als zum Schreiben nöthig iſt. Was ſie aber insbeſondere zum Gebrauche empfiehlt, iſt, daß es nur ganz gewöhnliche Schreibefedern ſind, die aber ſo geſchickt mit einer ſtählernen Zunge verſehen worden, daß man ſchon an dieſer künſtlichen und doch ſo höchſt einfachen Verbindung, abgeſehen von allem Nutzen, den ſie leiſtet, Vergnügen findet; allein man wird ſehr angenehm überraſcht, wenn man mit einer ſolchen Feder zu ſchreiben oder beim Zeichnen mit ihr Konturen zu umziehen ſucht; beſonders da ſie auf lange Zeit gut bleibt, das heißt, keiner Reparatur bedarf oder mit einer neuen Spitze verſehen werden muß. Es verſteht ſich übrigens hier, daß dieſe Art Federn mit der größten Sorgfalt gemacht worden ſind, und es auch ſeyn müſſen, wenn ſie den beabſichtigten Zweck leiſten ſollen; denn werden dergleichen Federn von ungeſchickten Mechanikern nachgemacht, ja nachgeſtümpert, ſo möchte wohl ihr Credit verloren gehen; denn ſie würden dann von dem Beifall, der ihnen ſchon gezollt worden, merklich verlieren, ja wohl ganz auſſer Gebrauch kommen, da das Stück, obgleich wohlfeil, als ein mechaniſches Kunſtprodukt, 6 Gr. Cour. koſtet, und man ſich dann lieber der gewöhnlichen Gänſeſpulen bedienen würde, von denen 25 Stück nur ſo viel koſten, und

die man dann länger haben würde, als dieſe mechaniſche Feder, die man nicht einmal, im Fall ſie ſtumpf wird oder ſonſt einen Mangel äußert, ſich ſelbſt ſchneiden oder verbeſſern kann. Uebrigens kann man dieſe Federn für den oben angezeigten Preis ſowohl zum Schreiben, als zum Zeichnen, zur gewöhnlichen Current- oder Frakturſchrift, zum Planzeichen ꝛc. erhalten. Obgleich dieſe Erfindung gewiß alle Aufmunterung verdient hätte, ſo iſt ſie doch nicht ſo gewürdiget worden; denn dieſe Federn haben nur bei Wenigen Eingang gefunden.

Eine ältere Erfindung iſt die tragbare Schreibfeder mit Tinte, Fig. 8527. Die Kabſel b c e f iſt von Metall; man kann ſolche aber auch von Horn verfertigen, wodurch aber an Dauerhaftigkeit viel verloren geht. Bei der Oeffnung c e f wird eine gewöhnliche darin paſſende Schreibfeder, welche etwas ſtark ſeyn muß, eingeleimt. Man gebraucht und corregirt ſie, wenn es nöthig iſt, wie jeden andern Gänſekiel, und läßt, wenn ſie verbraucht iſt, eine neue hineinleimen. Zwiſchen e f iſt bei l eine kleine Oeffnung der Kapſel; der untere Theil der Kapſel g n k paßt genau über e f, und wird darüber aufgedreht. In dem untern Theile der Kapſel iſt der eiſerne Stift i, welcher genau auf die Oeffnung l paßt, in welche ſie hineingeht. Wenn auf dieſe Art die untere Oeffnung l verſchloſſen iſt, ſo ſchraubt man den obern Theil l b c a d ab. Die obere Oeffnung iſt mit einem kleinen Pfropfen verſchloſſen, welchen man öffnet, und die ganze Kapſel von e f bis a d voll guter ſchwarzer, aber nicht dicker, ſondern recht klarer Tinte gießt, von der nichts auslaufen kann, weil die untere Oeffnung l durch den Stift i geſchloſſen iſt. Nachdem der Pfropfen bei a d wieder feſt aufgedrückt, und die obere Oeffnung wieder zugeſchroben worden, ſo zieht man nun den un-

tern Theil g h k wieder ab. Die in der Kapſel befindliche Tinte wird von der Luft getragen, und kann durch die kleine Oeffnung l nicht auslaufen; wenn man aber die Kapſel etwas bewegt, als ob man ſpritzen wollte, ſo geht die Tinte durch l in die Feder m und fließt immer langſam nach, ſo wie man ſchreibt. Wenn die Feder neu und daher fett, und wenn ſie lange nicht gebraucht und alſo trocken iſt, ſo läßt man von m bis l etwas Waſſer einlaufen und gießt es nach einer halben Minute wieder heraus, ſo wird nach einer kleinen Bewegung der Kapſel die Tinte ſanft nachfließen. Sollte die Tinte bei l etwas Dickes abſetzen, welches die Oeffnung verſtopft, ſo iſt es am beſten, mit einer auseinander gebogenen Haarnadel von m aus, wofern die Nadel nichts von Pomade, überhaupt Fettiges an ſich hat, durch die verſtopfte Oeffnung l zu fahren, ſo öffnet ſie ſich von neuem wieder. Wenn der untere Theil g h k über e f feſt aufgedrehet iſt, ſo kann man dieſe Taſchenſchreibefeder ohne Bedenken beſtändig in der Taſche tragen; es iſt aber wegen der körperlichen Wärme und der Erſchütterung beim Tragen in der Rocktaſche zu befürchten, daß ſie ſich nach einiger Zeit verdunkelt, denn die kleine Oeffnung wird durch den Stift i ſo genau geſchloſſen, daß keine Tinte herausfließen und die Kleider beſchmutzen kann. Iſt die Kapſel von Metall, ſo pflegt man in die Platte b c ein Pettſchaft ſtechen zu laſſen.

Um mit einer Schreibfeder ganze Monate lang zu ſchreiben, ohne daß man nöthig hat, ſie zu corrigiren oder ihr nachzuhelfen, iſt Folgendes zu empfehlen. Man gewöhne ſich zum Schreiben eine leichte Hand; denn der ſtarke Druck ſtumpft die Spitze ab und vergrößert die Spaltung, und man muß immer das Federmeſſer anſetzen. Wenn man zu ſchreiben aufhört, halte man die geſchwärzte Feder-

ſpitze in eine Taſſe Waſſer und bewege ſie darin, damit der Vitriol und die Schwärze aufgelöſet werde und ſich abſpüle; man trockne ſie dann mit weiches Druckpapier und wickle ſie in ein ſolches Papierchen mit zuſammengedrehter Spitze. Auf dieſe Weiſe vermeidet man die ſchwarze Salzrinde, die ſich verhärtet, die Feder zernagt und die Spalte auseinander treibt; nach Monaten wird die Feder neu erſcheinen und ihre Dienſte leiſten. Dieſe einfache Methode iſt beſonders wichtig für im Amte ſtehende Männer, z. B. Kanzelleibeamte, welche den ganzen Tag hindurch ſchreiben, daher das Jahr hindurch viele Bunde Federn brauchen; ferner für Gelehrte, Schriftſteller rc.; auch wird das Federmeſſer auf dem Wetzſteine nicht ſo abgenutzt.

Schreibfederfabrik, uneigentlich der Ort, die Werkſtatt, wo nur die Federn zum Schreiben zugerichtet werden, das heißt, die rohen Gänſe-, Schwanen- rc. Spulen gezogen, Viertelhundertweiſe gebunden und ſo zum Verkauf gebracht werden. Wie nun das Ziehen geſchieht; ſ. oben, unter Schreibekunſt.

Schreibfehler, 1. ein im Schreiben gemachter Fehler, der entweder ausgeſtrichen oder wegradirt werden muß; ſ. oben Radiren, unter Schreibekunſt. 2. Ein Fehler des Schreibenden, zum Unterſchiede von einem Fehler, den ein Setzer im Setzen macht, und der von dem Verfaſſer des Geſchriebenen oder vom Corrector corrigirt wird; ſ. unter Schrift.

Schreibkabinett, ſ. Schreibſtube.

Schreib-Kalender, ſ. Th. 32, S. 604.

Schreibkreide, ſ. Schreibekreide.

Schreibmalerei, die Malerei der Buchſtaben mit der Feder; ſ. unter Schrift.

Schreibmaterialien, alle zum Schreiben nöthigen Sachen, als Federn, Tinte, Papier, Streuſand, Siegellack, Federmeſſer, Radirmeſſer rc. rc.

Schreibmeſſer, uneigentlich, ein Meſſer, welches man gebraucht die zum Schreiben nöthigen Geräthſchaften, als Federn, Griffel, Bleyſtifte ꝛc zu ſpitzen.

Schreibpapier, Schreibepapier, geleimtes Papier, worauf man ſchreiben kann, zum Unterſchiede von dem Druckpapiere, Löſchpapiere; ſ. unter Papier, Th. 105, S. 890.

Schreibpfennig, Stammgeld, im Forſtweſen, diejenigen Gebühren, welche den Forſtknechten für Auszeichnung und Anweiſung der in der Waldmiethe verlaſſenen Stämme oder Bäume zu entrichten ſind.

Schreibpult, Schreibepult, ein Pult, ſ. Th. 118, S. 645, an und vor demſelben zu ſchreiben, zum Unterſchiede von einem Leſepulte, Nähepulte, Notenpulte ꝛc. Ein ſolches Pult iſt nun ein ſchräger Kaſten mit einem Deckel, der gemeiniglich mit grünem Tuche oder auch mit Leder überzogen iſt, oder ein bloßes auf Leiſten geſtütztes Brett, welches man auf jeden beliebigen Tiſch ſetzen kann. Bei einem Kaſten ſind inwendig deſſelben verſchiedene Schubladen und über dem Boden deſſelben iſt ein Schieber angebracht, der den ganzen mittleren Raum des Kaſtens einſchließt, um in demſelben allerlei Schriften aufzubewahren und durch den Schieber einzuſchließen. In den Seitenfächern und Schubladen werden Tinte, Federn und andere Schreibmaterialien aufbewahrt. Einige kleine offene Fächer an dieſen Seiten, dienen zu Briefen und andern kleinen Schriften. Der Deckel des Schreibepultes wird beim Aufmachen in die Höhe gehoben, ſtatt daß bei einem Pulte eines Secrétairs der Deckel niedergeſchlagen wird, worauf man ſchreiben kann. Oben auf dem Schreibepulte ſind an beiden Ecken an der Zarge, wo der Deckel mit ſeinen Beſchlägen

angebracht iſt, Löcher eingeſchnitten, worin das Tinten- und Sandfaß ſteht.

Schreibſchrank, ſ. Schreibeſchrank.

Schreibſchule, eine Schule, in welcher bloß Unterricht im Schreiben gegeben wird. In neueſter Zeit ſind dergleichen Schulen von mehreren ausgezeichneten Schreiblehrern eingerichtet worden. Nach Markwordt's Plane und Einrichtung beſtehen die Schulzimmer in einem Lehr- und in einem Verſammlungszimmer. Das Lehrzimmer iſt für neun jedesmal aufzunehmende Schüler eingerichtet, worin jeder zu ſeinem Gebrauche einen Tiſch nebſt Drehſeſſel erhält. „Aus Gründen, ſagt Herr Markwordt, hab' ich für gut gefunden, mich auf obige Anzahl zu beſchränken und über ſie nicht hinaus zu gehen. Der Gewinn, der daraus meinen Schülern entſpringt, iſt zu ſichtbar, als daß es hier noch einer weitern Erörterung bedürfte.“ Das Verſammlungszimmer iſt mit paſſenden und zweckmäßigen Gegenſtänden aus der Bild- und Schreibekunſt geziert, und ſeine Beſtimmung iſt diejenige, den Geiſt des Schülers bei ſeinem Eintritt in daſſelbe, auf eine angenehme, lehrreiche und unterhaltende Weiſe zu beſchäftigen, und denſelben auf- und anzuregen. Von Zeit zu Zeit werden ſolche mit andern paſſenden Gegenſtänden gewechſelt, um die Aufmerkſamkeit des Schülers immer rege zu erhalten. Die in der Schule verfertigten ſchriftlichen Arbeiten verbleiben, vom Anfange bis zu Ende eines Lehrtheils, derſelben zur Aufbewahrung überlaſſen. Damit ferner eine Uebereinſtimmung in den Büchern ſämmtlicher Schüler Statt finde, ſo müſſen ſolche von der Schule beſorgt und entnommen werden. Daſſelbe iſt auch mit den Geräthſchaften zum Schreiben der Fall, welche möglichſt vollkommen ſeyn müſſen, wenn der Zweck, gut zu ſchreiben, erreicht werden ſoll. Jeder Schüler

muß wenigſtens zehn Minuten vor Anfange des Unterrichts im Verſammlungszimmer der Schule ſich einfinden, damit die zu den Uebungen erforderliche Ruhe bei ihm vorhanden ſei. Späteres Kommen, und zwar, wenn der Unterricht ſchon angehoben, würde jedesmal den Verluſt dieſer Unterweiſung für ihn zur Folge haben. Es wird eine beſondere Stille im Lehrzimmer gefordert, und keiner darf während des Unterrichts laut ſprechen, nur dem Lehrer iſt es erlaubt, in Sachen, welche ſämmtliche Schüler betreffen, laut zu reden. Der Beſuch der Schreibſchule von Eltern, Freunden und Angehörigen der Schüler während der Lehrzeit, findet nur in der erſten Woche eines jeden Monats Statt, wozu jedoch auch der Lehrer zuvor ſchon unterrichtet ſeyn muß. Fremde Beſuchende machen hiervon jedoch eine Ausnahme. Während des Untrrichts iſt der Lehrer nur in den dringendſten Fällen auſſer dem Lehrzimmer zu ſprechen. Der Unterricht wird den männlichen Schülern Montags, Mittwochs und Freitags, und den weiblichen Dienſtags, Donnerſtags und Sonnabends ertheilt. In den vier Tagen: Montag, Dienſtag, Donnerſtag und Freitag des Nachmittags von 1 — 4 in drei einzelnen Unterweiſungen. Am Mittwoch und Sonnabend ſind dazu die Frühſtunden von 8 — 10 und von 11 — 1, und Nachmittags von 2 — 4 beſtimmt. Für diejenigen jungen Leute, deren anderweitiger Schulunterricht und bürgerlichen Verhältniſſe es nicht zulaſſen, die oben angeführten Stunden zu dieſem Zwecke anwenden zu können, wird in den Abendſtunden Unterricht ertheilt. Für den Unterricht im Schreiben wird für monatlich acht Unterweiſungen 1 Thlr., und für Bedienung, Heitzung im Winter, Federn ꝛc. 3 Groſchen für den nächſten Monat vorausbezahlt. Herr Markwordt ſagt nun ferner über

die Hülfsmittel, die er anwendet, um den Kindern Liebe zu dieſer Beſchäftigung beizubringen:

Das Weſen des Kindes iſt von der Art, daß durch ſinnliche Anregung daſſelbe leichter dem beabſichtigten Zwecke entgegen zu führen iſt, als ſolches durch die reine Anforderung an ſein Pflichtgefühl möglich zu machen wäre. So lange der Reiz der Neuheit eine Sache noch begeiſtert, da vermögen wir Alles mit ihnen zu unternehmen, und es iſt unglaublich, wie viel da ein jedes leiſten kann; aber leider muß dieſer nur allzubald der lähmenden Gleichgültigkeit ſeinen Platz einräumen, und wer da, ihr kräftig entgegen zu wirken, nicht Mittel genug beſitzt, wird mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Mein Hauptanregungsmittel beſteht in der, jeder vollführten Arbeit des Schülers, von mir unterſchriebenen Zahl, womit ich deren Kunſtwerth genauer und ſchärfer zu beſtimmen vermag, als durch die unbeſtimmten und bei weitem weniger leiſtenden Wörter: gut, mittelmäßig, ſchlecht ꝛc. Dieſe Zahl hebt von 1 an und ſteigt bis zu 99 hinauf, nach welcher, als das Zeichen der Vollkommenheit, der Schüler ſein Augenmerk richten muß. Die Summe der in einer gewiſſen Zeit enthaltenen Zahlen, beſtimmt nun auch zugleich den Platz deſſelben in der Schule. Auf das Ehrgefühl des Schülers begründet, wird dies Verfahren eins der beſten und wirkſamſten Reizmittel durch ſich ſelbſt. Eben dieſe Zahlhöhe iſt in der Haltung des Körpers, der Feder, des Fleißes, der Aufmerkſamkeit und der Reinlichkeit von ihm zu erſtreben. In einem Buche, das jeder Schüler beim Eintritt in die Schule erhält, wird am Ende der Unterweiſung von einem jeden mein Urtheil ſchnell und ſicher auf dieſe Art ausgeſprochen. Der Schüler wird durch dieſes Verfahren ſehr bald mit der zu löſenden Aufgabe bekannt, und betrachtet ſolche nun ſelbſt als einen Gegenſtand fortwährender, immer höherer Ausbildung. Der Stand, auf welchem er ſich dermalen mit ſeiner bis dahin erworbenen Kunſt befindet, wird ihm hierdurch weit klarer und deutlicher gezeigt, als es in jedem andern,

noch ſo ſehr umſchreibenden Wortbilde je geſchehen kann. Eben ſo werden Aeltern ꝛc. aus dieſem Urtheile die beſte Nachricht von der jedesmaligen Bemühung des Kindes in der Schule erhalten, und zugleich mit mir vereint um ſo wohlthätiger und nützlicher auf daſſelbe einwirken können. Halbjährig wird dann auch noch auſſerdem, in einem, jedem Schüler beſonders geeigneten Buche, mein Geſammturtheil über das Beſtreben und die Entfaltung deſſelben während der verfloſſenen ſechs Monate ausgeſprochen werden. Durch dieſe getroffene Verkehrungen hoff' ich es möglich machen zu können, mit der Zeit nicht in die üble Nothwendigkeit zu gerathen, ſtrengere Maaßregeln ergreifen zu müſſen. Mit dem unverdorbenen Sinn und dem heitern ſchuldloſen Gemüth des Kindes iſt alles zu bewirken; und wenn Aeltern und Erzieher ſich einander treu und redlich zu dem höchſten aller Zwecke vereinen, des Kindes künftiges Heil zu erſtreben! eine Pflicht, von welcher uns alle insgeſammt nichts in der Welt entbinden kann, ſo wird es um das Glück und die Wohlfahrt vieler Menſchen einſt beſſer ſtehen. Und ſo viel wäre die Darſtellung meiner Lehrart und meiner Schuleinrichtung, im ſicheren Vertrauen auf die huldvolle Nachſicht meiner verehrten Leſer hiermit beendet. Mögen alle darin die reine Abſicht, Menſchenwohl zu befördern, nicht verkannt haben.

Aehnliche Schreibſchulen haben ſich bald nach dieſer, welche im Jahre 1817 in Berlin entſtand, in Berlin, Wien ꝛc. gebildet; allein in Berlin haben ſie als bloße Schreibeſchulen keinen Fortgang gehabt, ein Beweis, daß ſich dieſe Kunſt von den übrigen Schulwiſſenſchaften und Künſten nicht gut trennen läßt, wenigſtens wird es noch lange dauern, ehe man dahin kommt, Schreib-Akademien, wie Zeichen-Akademien zu beſitzen, weil man immer in dem Wahne ſteht, daß man in den Elementarſchulen ſchon ſo viel von der edlen Schreibekunſt erlernt, als man zu ſeinem künftigen Be-

darf im Geſchäfts=Leben nöthig hat, oder wohl gar erſt die Ausbildung der Hand im praktiſchen Leben erlerne; allein man irrt ſich hier ſehr, die Hand gewinnt allerdings im Geſchäftsleben an Feſtigkeit, aber keinesweges an edler, ſchöner Form die Buchſtaben, im Gegentheile geht dieſe oft wohl noch ganz verloren, und eine unleſerliche, nicht geſchriebene, ſondern gekritzelte Schrift tritt an die Stelle einer ſchön geformten; und dann iſt es auch bekannt, wie wenig zum Theil in den Elementar=Schulen, als auch auf den Gymnaſien Sorge für einen guten Schreib=Unterricht getragen wird, und geſchieht dieſes auch, ſo läßt es die Ueberfüllung an Theilnehmenden nicht zu, weil, um ſchön ſchreiben zu lernen, ein jeder Schüler gehörig Platz haben muß, und nicht im Schreiben geſtört werden darf; allein wo oft an dreißig Schüler, und wohl noch darüber an einem Tiſche bei dieſem Unterrichte ſitzen, wie kann man da wohl etwas Gutes in dieſer Kunſt erwarten. Die wenigen Schüler, die ſich mit einer guten Handſchrift auszeichnen, haben gewöhnlich eine beſondere Liebe für dieſe Kunſt; allein ſie bei flüchtigen Knaben zu erwecken, dieſe aufzumuntern, ſie an dieſe Kunſt zu feſſeln, dazu ſind die Schreibeanſtalten in den Schulen nicht geeignet, und daher ſind beſondere Schreibeſchulen, die man ſehr leicht mit Zeichenſchulen verbinden könnte, wie auch der oben angeführte Herr Markwordt gethan, gewiß ſehr nützliche Inſtitute für den Staat.

Schreib = Secrétair, ſ. oben, S. 381.

Schreibſtoff, Schreibeſtoffe, die verſchiedenen Stoffe, worauf ſeit der Erfindung der Schreibekunſt geſchrieben worden. Vor der Erfindung der Schreibekunſt bediente man ſich wahrſcheinlich in den älteſten Zeiten verſchiedener Zeichen und Figuren, die man äußern ſichtbaren Gegenſtänden nachbildete, und wovon uns noch jetzt die Hieroglyphen

der Griechen und anderer Völker des Orients Beweiſe liefern. So ſchnitt man z. B. einen groben Umriß von dem Thurme zu Babel in eine glatte Baumrinde, die mit dem Baume ſelbſt von Geſchlecht zu Geſchlechte immer größer wuchs; allein die mündliche Tradition oder das Deklamiren des Familien-Aelteſten vertrat lange Zeit, wenn man dieſes Denkmal erklärte, die Stelle der Buchſtabenſchrift, ſo wie das Pantomimenſpiel des Redners, mit Kopfnicken und den bewegenden Händen; oder man errichtete Steinhaufen, verſammelte die Geſchlechter dabei, und dieſe ſangen die Geſchichte in Liedern ab, wobei blaſende Inſtrumente die Stimme des Haufens begleiteten. Nachdem nun die Schreibekunſt bekannt zu werden anfing, ſchrieb man Begebenheiten von Werth, um ſie den Nachkommen aufzubewahren, zum öffentlichen Denkmale in Felſen, große Steinmaſſen, Metalle und Holz, zum häuslichen Gebrauche aber in die äußeren und inneren Rinden der Bäume ein. Als ein Mittelweſen hat man die in der heiligen oder Bilderſprache von Thaout oder dem erſten Merkur der Aegyptier in den Schneckenhöhlen bei Theben aufgeſtellten Steinſchriften, nämlich zum geheimen Gebrauche des Prieſternoviciats, anzuſehen. Die Aufſchriften auf den Weltſäulen bei Kadix ſind von Erſteren ein Beiſpiel, welche Atlas dem Herkul übergab und erklärte. So bediente ſich Hipparch, Sohn des Piſiſtrats gewiſſer Säulen auf dem Markte zu Athen, in welche er Denkſprüche für die Bürger und Bauern, wenn dieſe nach Athen zu Markte kamen, einhauen ließ, um das Volk Moral zu lehren. Man nannte dieſe Steine oder Bauerfiebel, Hermen, vom Merkur. Dergleichen 40 Fuß hohe Steinmaſſen mit der Landesſchrift dienten den Völkern des Nordens zur Kronik oder öffentlichen Volksurkunde, zum Geſetzbuche, und zu ihren Ver-

tragen mit ihren Nachbaren. Den Athenienſern dienten die Scherben und Auſterſchalen im Oſtracismus oder Scherbengerichte ſtatt des Papiers oder der Kugeln im Ballottiren, oder der geheimen Stimmenmehrheit. Die zehn Gebote Moſes waren eine Steinſchrift; ſo ſtudirten die Aegyptier ihre Hieroglyphen an den ſteinernen Obelisken als Myſterien der Natur. Die Großherzogliche Gallerie zu Florenz beſaß noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts eine Menge alter Steinaufſchriften auf Platten, Urnen, Aſchentöpfen ꝛc. Späterhin gebrauchte man ſtatt der Steine metallene Tafeln, beſonders Bleyplatten, welche man nach der Gravirung zu Cylindern aufrollte oder zu Blättern zerſchnitt, die am Rücken, Ringe, durch welche ein Bleyſtab geſteckt war, zuſammenhielten. Man grub daher alle Denkwürdigkeiten, Erfindungen ꝛc. in eherne Tafeln ein. Die Prieſter waren gewöhnlich die Archivare aller Tafeln, welche die Erfinder und die Geneſeten den Göttern aus Dankbarkeit in die Tempel hingen. Hierdurch wurden die Prieſter die Dollmetſcher der Götter. Die Fremden ließen ſich von ihnen in den Tempeln die Tafeln erklären und honorirten ſie dafür. Die Griechen und Römer bedienten ſich zum häuslichen Gebrauche der hölzernen Tafeln, die auch mit Wachs überzogen waren. Geheimniſſe einem Andern mitzutheilen, ſchnitt man das Mitzutheilende in Holz und überzog es mit Wachs. Nach dem Livius ſoll ſich Asdrubal dieſer Liſt bedient haben; und Jedermann hielt dieſe überzogene Tafeln für neue, nicht beſchriebene. Die mit Wachs überzogene hölzerne Tafeln hießen pugillares cerei, die rohen nicht mit Wachs überzogenen dagegen schedulae. Man findet dergleichen Wachstafeln noch in einigen Bibliotheken. Zu Halle an der Saale werden die Namen der Salzjunker in dergleichen ſchwarze Wachs-

tafeln noch jetzt mit einem Griffel eingeſchrieben oder ausgelöſcht. Standesperſonen bedienten ſich der elfenbeinernen Täfelchen, welche libri eborei, von der ehemaligen Baumrinde, liber, hießen, und beſchrieben ſie mit ſchwarzer Farbe. Man gab den wächſernen Tafeln allerlei Formate und die Kritiker klebten an eine kritiſche Stelle ein Klümpchen rothes Wachs zur Beſchämung. Dergleichen Tafeln dienten gemeiniglich zu einem flüchtigen Brouillon, worin man ſeine Gedanken ſchnell hinwarf, dann ausſtrich, verbeſſerte und das Verbeſſerte auf Aegyptiſches Papier und Pergament ins Reine abſchrieb. Man ſchrieb auch auf Palmenblätter. Auf der Rathsbibliothek zu Stralſund befindet ſich noch ein Buch von Palmenblättern. Die Malabaren ritzen ihre Fuß lange Buchſtaben mit einem Griffel in die Blätter der Palme, beſtreichen die Züge mit Oel, wodurch ſie ſchwarz erſcheinen. Dieſe Schrift rollen ſie zuſammen, und die aus dergleichen Blättern beſtehende Bücher heften ſie mit einer Schnur an einander zwiſchen zweien Brettdeckeln. Die Univerſität zu Göttingen beſitzt eine dergleichen Bibel von 5376 Blättern, ſo auch das Waiſenhaus zu Halle. Auf der Inſel Java in Aſien beſchreibt man noch jetzt die Blätter des Lantorbaumes, welche glatt und mehr als 5 Fuß lang ſind. Oſtindien bringt mehrere Arten von ſolchen langen, zum Schreiben tauglichen Schilfblättern hervor. Die Griffel dazu ſind von Eiſen. Der Schreiber ſchreibt nach dem Gefühle der Finger und ſchont die Augen, ſo wie Blindgeborne durch das Gefühl von eingegrabenen Wachsbuchſtaben zu ſchreiben lernen. Die innere Rinde der Linde, auch einiger andern Bäume, war wegen ihrer Glätte, Feinheit und Weiße einer der erſten und beſten Schreibſtoffe. Dieſer Lindenbaſt gab den Lateiniſchen Namen liber für die Bücher an. Man rollte ihn auf, oder er rollte

ſich auch wohl von ſelbſt durch die Zeit auf, und dieſe Rolle hieß volumen. Die äußere Rinde oder Decke, cortex, gab den Deckel. Die Schnur veranlaßte die Benennung Band, z. B. erſten, zweiten Band oder Umwicklung, und caudex, das iſt, Baumſtamm, die aus demſelben geſchnittenen Späne, ein ganzes Werk oder den Namen Codex ſ. auch unter Papier, Th. 105, S. 513 u. f. Man verfälſchte oder verbeſſerte Aktenſtücke, wenn man die Holzſchrift oder Baſtſchrift beſchabte. Die Bibliothek des Vatikans enthält eine Menge ſolcher Handſchriften in verſchiedenen Sprachen auf Wachstafeln, Baumblättern, Baſt und Holzrinde. Die Römer malten ſpäterhin auf Leinwand, z. B. die Weiſſagungen der Sibillen; dann auf Thierhäute, z. B. von Schafen, Ziegen ꝛc., die man auf beiden Seiten gerbte. Der Name Papier kommt von der in Aegypten an den ſumpfigten Stellen des Nils wachſenden Papierpflanze her; ſ. unter Papier, Th. 105, S. 491 u. f. Aller Vermuthung nach ſchrieb ſchon Moſes ſeine Bücher auf Aegyptiſches Papier, und die große Bibliothek des Ptolomäus Philadelphus zu Alexandrien ſoll aus 700,000 Bänden, meiſt Aegyptiſchen Papiers, beſtanden haben. — Das Baumwollen-Papier ſoll ſchon vor Chriſti Geburt in China bekannt geweſen ſeyn; die Araber lernten es erſt auf ihren Kriegeszügen in der Bucharei kennen, und brachten es mit nach Hauſe. Sie machten daraus für die Fremden ein Geheimniß. Späterhin brachten ſie es durch die Mauren nach Spanien. Die Griechen ſollen wegen ihres Handels auf dem ſchwarzen Meere, mit den Tartaren der Bucharei dieſes Manufakt aber weit früher, als die Araber, gekannt haben. Unter den Griechiſchen Kaiſerinnen erwähnte die Kaiſerinn Irene

etwa ums Jahr 1100 des Kattunpapiers zum erſten Male. Späterhin hatte Venedig und Genua ſeine Faktors auf der Halbinſel Krimm, um den Europären das Kattunpapier zuzuführen. Die Bereitungsart dieſes Papiers; ſ. unter Papier in dem ſchon oben erwähnten Theile, S. 517 u. f. Die Araber machten ihr Kattunpapier von roher Baumwolle und Guetard's Probe mit roher Baumwolle, indem er ſie zu einem Brei ſtampfen ließ, und ein glattes und weißes Papier herausbrachte, beweiſen die Möglichkeit davon. Die Türken und Araber behelfen ſich noch ſtatt der Papiermühlen bloß mit Mörſern und Hand- oder Thiermühlen. Die Bogen waren aus Mangel der Drahtformen pappenartig und dick, welche man glätten mußte. Dieſe Gewöhnung an Glanzpapier veranlaßt noch jetzt die Aſiatiſchen Nationen, alles Italieniſche und Franzöſiſche Papier, welches ſie kommen laſſen, vor dem Gebrauche wie unſere Glanzleinwand zu glätten; daher nannten die alten Spanier ihr geglättetes Schreibpapier, papel brunnido, Glanzbogen. — Alles Kattunpapier iſt gelblich, zerbrechlich und daher übel zu falten. Nach der Vertreibung der Mauren aus Spanien benutzte Valenzia den Gebrauch der Mühlen und der abgetragenen Kattunlumpen; ſie brachte dabei Stampfen an, die Lumpen zu zermalmen. Man miſchte vielleicht auch Leinenlumpen unter die Baumwolle, und ſo verbeſſerte ſich die Weiße und Gleichförmigkeit der Schreibſtoffe. Noch im 17ten Jahrhunderte machten die Griechen, nach dem Berichte Allatius, bloß von Baumwolle und Kattunlappen Papier, obgleich ſie altes Linnen genug hatten, und auch die Anwendung deſſelben zu Papier kannten; auch Leinenpapier aus Europo verſchrieben und dann glätteten. — Das Pergament wurde zu Pergamo, ungefähr

300 Jahre vor Chriſti Geburt, erfunden, welches an Geſchmeidigkeit, Glätte und Dauer das Aegyptiſche Papier übertraf, und welche Erfindung nur durch den Ausfuhrverbot des Aegyptiſchen Papiers ins Leben getreten iſt. Die weitere Geſchichte dieſer Erfindung, ſo wie die Zubereitung des Pergaments, ſ. Th. 108, S. 446 u. f. Was die Geſchichte und Zubereitung des Leinenpapiers anbetrifft, ſ. den Art. Papier, Th. 105. Welche ungeheure Laſten Papier werden in jetziger Zeit, bei der unglaublichen Schreibewuth unter den Europäern, beſonders unter den Engländern, Franzoſen und Deutſchen, nicht täglich verbraucht. Man denke nur die übergroße Anzahl der Kanzelleyen, Büreaus, Comptoire ꝛc., alſo die Millionen Schreibepulte, auf denen täglich wohl manches Dutzend Bogen zur Hälfte beſchrieben wird; nun die Univerſitäten, Gymnaſien und Schulen, in welchen gleichfalls täglich viel Papier verbraucht wird. Was verbrauchen nun nicht Gelehrte, Schriftſteller, Privatſchreiber aller Art. Was die Künſtler, als Maler, Zeichner, Kupferſtecher; die Handwerker, und welche ungeheure Laſt wird nun nicht gedruckt. Ich weiß nicht mehr welcher Schriftſteller das gegenwärtige Jahrhundert ironiſch das Papierne nannte; hat er wohl unrecht? Im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, im Jahre 1785, hatten die Preußiſchen Staaten 800 Papierfabrikanten, die zwei Tonnen Goldes erwarben. Man denke ſich nun dagegen das gegenwärtige Jahrhundert! und man wird ſtaunen, welches Geld allein der Schreibeſtoff, unſer gegenwärtiges Papier, in Umlauf bringt. Holland kauft den Deutſchen ihre Leinenlumpen den Centner mit 6 Rthln. ab, und verkauft das daraus verfertigte Papier um 60 Rthlr. den Deutſchen zurück. Noch zu Ende des verwichenen

Jahrhunderts ſchütteten Kölln und Hamburg anſehnliche Lumpenhaufen in Magazinen für Holland aufeinander; da die zwei Papiermühlen in Hamburg nur allein jährlich 6000 Ctr. Lumpen verarbeiteten. Die Klagen, ſowohl der Deutſchen, als auch der ausländiſchen Papierfabrikanten über den allgemeinen Lumpenmangel, ward beſonders zu Ende des verwichenen Jahrhunderts und am Anfange des gegenwärtigen ſehr gefühlt. Halle ſagt darüber ein ſehr beherzenswerthes Wort: „Was iſt am nächſten Schuld daran? Der unzeitige Modenſtolz, welcher die Flachsſpinnerey, als entehrend anſieht, da indeſſen der Aermſte vom Baumwollenſpinnen mehr Vortheil zieht. Dagegen war das Flachsrädchen ehemals die Zierde und das Vergnügen der Fürſtinnen, und Leinwand war allgemein im Gebrauche, ſtatt daß jetzt nur Baumwollenwaaren die Hauptſache ſind." Der oben genannte Schriftſteller ſagt ferner: „Mehrentheils iſt ſchon das Deutſche Phlegma mit der Lieferung der geringen Sorten von Papier, des Druck- Concept- und Schreibpapiers zufrieden, noch mehr, es iſt jetzt wirklich noch ſchlechter, als im Jahrhunderte der Druckerfindung. Die anwachſenden Bataillonen der Muſen ämſigen jährlich mehr Buchdruckerpreſſen, und um dieſen Arbeit zu geben, ſo verdünnen die Papiermacher die Maſſe zum Probleme eines Spinnengewebes, und es ſeufzen Drucker und Leſer über die Schaumgelehrſamkeit der Buchladen. Die meiſten Deutſchen Papiermühlen ſtehen, wegen der Wäſſrigkeit ihres Papierſtoffes, dem die Weiße und der kubiſche Inhalt mangelt, im üblen Ruf, und kaum erhält Preuſſen, Böhmen, Bayern und Würtemberg den Deutſchen Papiercredit in etwas aufrecht; denn die Holländiſchen, Franzöſiſchen und Schweizerpapiere übertreffen immer noch an Güte die Deutſchen, welches

vielleicht daran liegt, daß die Deutſchen nicht genug Aufmerkſamkeit auf die Sortirung der Lumpen verwenden." — Man hat nun noch Papier aus Stroh, Heu, Diſteln, Säge- und Hobelſpänen, Flachsſcheven und Matten, ſ. unter Papier, Th. 105, S. 755. — Das Chineſiſche Papier iſt erſt 150 Jahre vor Chriſti Geburt aus Baumwolle verfertiget worden, ſ. den eben erwähnten Theil, S. 857; denn vor dieſer Zeit bediente ſich dieſes Volk der Bleiplatten, Steintafeln, der dünnen Haut, welche unter der äußern Rinde einiger Bäume durch das Abſchälen erhalten wird, und noch ſpäter druckte man in Holz geſchnittene Lettern auf feuchtem Leder ab. Man grub auch die Buchſtaben vermittelſt einer Art von Meißel oder Griffel in kleine, von Bambusrohr verfertigte Blätter, welche man am Feuer trocknete, ſorgfältig glättete, und dieſe Bambusblätterſchrift übertraf noch die Dauer unſeres Pergaments. Sie malten oder ſchrieben auch auf große, nach dem Schriftinhalt zugeſchnittene Seidenzeuge oder Leinwand. Ueber das Seidenpapier der Chineſen, und über ihre verſilberte Papiere, ſ. den oben angeführten Theil der Encyklopädie. — Das Japaniſche, Perſiſche, Tibetaniſche und Hindoſtaniſche Papier, ſ. den oben erwähnten Theil, S. 869 u. f.

Man hat auch Verſuche gemacht mit Papier aus Gartenpappeln, deren Stängel und Stamm mit Leinlumpen weißes und feines Papier liefert. Die große Brenneſſel giebt Papier aus der Rinde und dem Holze. Das Wollengras, linagrostis, auf magern Wieſen; die große Diſtel, deren Stängel gebraucht werden können, ſo wie die Diſtelwolle unter Lumpen; die Eſelsmilch, apocynum majus Syriac. erectum, vermittelſt eines Leimwaſſers; der grüne

Waſſerſchleim, conferva, mit Lumpen gemiſcht; die Fruchthülſen des Türkiſchen Weizens; die Spåne der Weißbůche geben ohne allen Zuſatz durch die Stampfe ein ziemlich weißes Papier, ſo wie die Såge- und Hobelſpåne der andern Båume, mit Lumpen verſetzt, beſonders die Hobelſpåne der Weiden und Eſpen, und die Birkenrinde. Die Fichtenſpåne liefern ein ſchönes Schreibpapier. Die Weinreben, der weiße Maulbeerbaum, deſſen Rinde einen ſchönen Flachs giebt ꝛc. ꝛc.

Schreibſtube, Bůreau, Comptoir, eine Stube oder ein Zimmer, in welchem geſchrieben wird, oder welches beſonders zum Schreiben beſtimmt worden. In den Departements der Regierung ſind es diejenigen Zimmer, in welchen die Expedition, Kanzelley, Regiſtratur ꝛc. iſt. Bei Kaufleuten, wird dieſes Zimmer, in welchem die Rechnungen und Handelsbriefe geſchrieben und die Handelsbůcher geführt werden, Comptoir genannt. Ueberhaupt nennt man alle diejenigen Gemåcher Schreibſtuben, die beſonders dem Schreiben gewidmet ſind; alſo auch die Schreibekabinette, Bůreaus ꝛc. Was alſo beim Handwerker die Werkſtatt iſt, das iſt bei den Regierungsbeamten, Kaufleuten, überhaupt bei den Geſchåftsmånnern, die mit der Feder zu thun haben, die Schreibſtube, Geſchåftsſtube, worin Akten verfaßt oder abgeſchrieben, Ausfertigungen gemacht, Briefe und Rechnnngen geſchrieben werden, ꝛc. ꝛc.

Schreibtafel, ſ. Schreibetafel.

Schreibtinte, ſ. unter Tinte, in T.

Schreibtiſch, ſ. Schreibetiſch.

Schreibzeug, ſ. Schreibezeug.

Schreibzeugfåßchen, ſ. unter Schreibezeug.

Schrein, Schreinchen, Schreinlein, ein im Hochdeutſchen ungewöhnliches, nur noch in einigen

Provinzen, ſowohl Ober- als Niederdeutſchlands übliches Wort, welches einen Kaſten, eine Kiſte, eine Lade, aber auch einen Schrank oder ein Spinde bedeutet; daher hat man daſelbſt Geldſchreine, Bücherſchreine, Kleiderſchreine, Aktenſchreine oder Schriftſcheine, zur Bewahrung der Schriften und Akten, daher nannte man ehemals einen Archivar Schreinhalter; Speiſeſchreine, Silberſchreine, Juwelenſchreinchen, ein Käſtchen, worin die Juwelen, überhaupt der Schmuck, alle Kleinodien der Damen verwahrt werden, als Ringe, Hals- und Armbänder, Diademe ꝛc., ſ. auch Schrank, oben S. 152. Nach Adelung wurde dieſes Wort ehemals von den Behältniſſen der Reliquien und Heiligthümer, von einem Reliquien-Kaſten gebraucht, wovon auch Friſch Beiſpiele anführt; ſonſt kommt es auch von einem jeden Behältniſſe vor.

Nach Adelung im Osnabrück'ſchen Schreen, im Angelſächſiſchen Scrin, im Engliſchen Scrine, im Schwediſchen Skrin, im Jßländiſchen Skrijn, im Bretagniſchen Scrin, im Walliſiſchen Ysgrin, im Lettiſchen Skryne, im mittlern Latein Screona, Escrinium, und ohne Ziſchlaut Crineum, im Franzöſiſchen Escrin, im Italieniſchen Scrinio, Scrigno, Ciscranno, alle dieſe Anführungen in der Bedeutung eines Kaſtens oder Schrankes, aus welchem Umfange erhellt, daß dieſes Wort nicht von dem Lateiniſchen Scrinium abſtammt, jedoch ein Seitenverwandter deſſelben iſt. Uebrigens ſtammt dieſes Wort mit Schrank aus einer und eben derſelben Quelle.

Schreiner, ſ. Tiſchler. Die Benennung Schreiner iſt im Oberdeutſchen für Tiſchler ſehr gangbar, welche Benennung von den Schreinen daſelbſt, ſ. oben Schrein, herkommt, welche dieſer Handwerker verfertiget, und die ehemals eine Haupt-

beſchäftigung deſſelben waren. Auch im Hochdeutſchen kommt dieſes Wort zuweilen in Schriften vor.

Schreiten, ein unregelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung. 1. Die Füße zum Gehen auseinander thun, einen Schritt machen; daher enge ſchreiten, weit ſchreiten, das heißt, enge, weite Schritte machen. Nicht ſo weit ſchreiten können. Ueber die Schwelle, über einen Graben ſchreiten. Er ſoll mir nicht mehr über die Schwelle ſchreiten, nicht mehr in mein Haus kommen. In den Zuſammenſetzungen abſchreiten und überſchreiten wird es auch thätig gebraucht. — 2. Mit feſten, abgemeſſenen Schritten gehen. Im eiſernen Getöſe von Waffen ſchreitet er durch rauchende Ruinen. Er ſchreitet daher, wie ein Froſch im Mondſcheine, ſagt man in Niederſachſen von Jemanden, welcher mit einem lächerlichen ernſthaften Stolze einhergeht. — 3. Figürlich, ſich bedächtlich zur Vollziehung einer Handlung begeben. Zum Werke ſchreiten. Zur Sache, zum Urtheil, zur zweiten Ehe ſchreiten. Laſſen ſie uns nun zu den Heirathspunkten ſchreiten. Gellert.

Hagedorn ſagt:

Iſt eure Sache gut, ſo ſchreitet zum Vergleich,
Und iſt ſie ſchlimm, ſo rechtet, Hagedorn.

Zuweilen wird es auch für, ſich begeben, gebraucht. Mit ſeinen Gedanken über die dumme Alltäglichkeit hinweg ſchreiten, Zimmermann.

Nach Adelung iſt das Niederſächſiſche ſtriden, Engl. stride, Schwediſch strida, ſchreiten, nur im Präfixo verſchieden. In den alten Fragmenten auf Karl den Großen bei dem Schilter schraiten, im Niederſächſiſchen ſchriden, im Angelſächſiſchen

scrithan, welches auch hin und hergehen bedeutet, im Schwediſchen skrida, und im Lateiniſchen ohne Ziſchlaut gradi, womit auch das in den gemeinen Sprecharten übliche gräten, grätſchen verwandt iſt.

Schrembspapier, im Oeſterreichiſchen, das Fließpapier, Löſchpapier.

Schrenken, ſ. Schränken, oben, S. 155. Bei dem Glasmacher iſt das Schrenken, Schränken eine Arbeit des Vorbläſers, wenn er den Stiel eines Perlenkelchs verfertigen will, um denſelben mit dem Kelche zu vereinigen. Der Vorbläſer arbeitet das zum Stiele abgeſchlagene Glasgemenge erſt langrund, dann ſchneidet er am Ende ein Knöpfchen ein, ſchiebt das Glas wieder zurück und dreht daraus einen Herzknopf. Während dieſer Zeit hat der Ballot wieder ein Stück Glas mit der Pfeife aus dem Hafen geholt, eine Kugel aufgeblaſen, eingeſchnitten, und ein wenig geſchwenkt. Dieſe Kugel bringt er dem Vorbläſer, damit derſelbe ſolche ſeitwärts gegen den Kelch hält. Dieſer ergreift nun mit dem Zwackeiſen die Pfeife, ſtößt die Kugel an das Knöpfchen, daß ſie ſich mit einander vereinigen, ſtreicht mit dem kalten Zwackeiſen in den von dem Ballot gemachten Abſchnitt, welcher ſcharfe Stiche verurſacht, ſo, daß das Glas plaßt. Er klopft oder drückt nun ein wenig an die Pfeife des Ballots, ſo fährt es von einander, woraus dann ſpäterhin der Fertigmacher den Boden des Fußes bildet, indem derſelbe denſelben ſo lange wärmt, bis er die gehörige Weiche zum Verarbeiten wieder erhalten hat, um ſolchen mit dem Bogen der Scheere ausbilden zu können.

Schrenkfaſchine, Schränkfaſchine, ſ. unter Schrenkzaun.

Schrenkklinge, ſ. Schränkklinge.

Schrenkſeide, ſ. Schwenkſeide.

Schrenkwand, ſ. Schränkwand.

Schrenkwerk, Schränkwerk, im Waſſerbau, bei hohen Ufern oder Deichen die Felsſtücke oder Feldſteine in hölzernen Rahmen, womit dieſelben eingefaßt werden, um ſie wieder die Heftigkeit eines gewaltſamen Stromes zu ſchützen. Da aber das Holz vergänglich iſt, und die Steine, ſobald der Rahmen loßläßt, nachſchießen, ſo iſt es wohl am beſten, eine ſolche ſteinerne Bekleidung ſo flach anzulegen, daß die Steine ohnehin in ihrer Lage bleiben müſſen; es ſei denn da, wo Eis und plötzlich hohe Fluthen zu heftig wüthen, und eine um ſo flächere, ſteinerne Anlage zu koſtbar fallen würde. Andere nennen eine ähnliche Verrichtung ein Bockwerk, wobei jedoch der Unterſchied iſt, daß ein ſolches Werk hinten keine hohen Erdufer noch Deiche hat, ſondern daß das Werk ſelbſt die Stelle derſelben auf einem niedrigen Ufer vertritt, und zu dem Ende mit Streben, und einer ſteilen Holzung verſehen wird, wobei auch die Wand im Grunde wegfällt und zwiſchen der oben erwähnten Holzung und dem Rahmenwerke alles mit Erde und Steinen ausgefüllt wird. Man gewahrt leicht hieraus, daß ein ſolches Werk kaum für ſich ſelbſt beſtehen kann; ſ. auch den folgenden Artikel.

Schrenkzaun, Schränkzäune, kleine niedrige Zäune, von zähem, grünem Weidenbuſch, um lange 14 bis 16 füßige Pfähle, welche auf Reiß- oder Packwerke aus der Urſache gezogen werden, damit alle Buſchlagen mit einander verbunden und gleichſam eine Maſſe werden. Dieſe Schrenkzäune werden hin und wieder ſo ins Gevierte gezogen, als es die Umſtände und das Packwerk verſtatten. Man ſucht dieſe Verbindung und Verankerung der Buſchlagen auch bloß mit Faſchinen, Waſeken oder Würſten zu erreichen, welche auf dieſelbe Art dar-

über geſchlagen werden; man hat daher auch Schrenkfaſchinen.

Schrepfen, ſ. Schräpfen und Schröpfen.

Schrepfer, ſ. Schräpfer und Schröpfer.

Schretz, eine Benennung des Alps. Da der Alp, Th. 1 übergangen worden, weil es zu der Zeit noch nicht in dem Plane des damaligen Herausgebers der Encyklopädie lag, auch dergleichen Artikel aufzunehmen, ſo will ich hier nur kurz dasjenige berühren, was man ſich unter dieſem Worte denkt; das Ausführlichere darüber verweiſe ich auf den Art. Alp, im Supplement. Bei dem großen Haufen iſt der Alp ein bösartiger Geiſt, dem man den Krampf im Zwergfelle zuſchreibt, welcher ſich zuweilen bei Schlafenden einfindet, und mit einem Magendrucken verbunden iſt; daher die Ausdrücke: von dem Alpe gedrückt oder geritten werden, das iſt, mit dieſem Krampfe behaftet ſeyn. Dieſes Alpdrücken rührt gewöhnlich von einer Ueberfüllung des Blutes, oder vielmehr von einem dicken Blute her, welches nicht ſo ſchnell im Körper zirkulirt, und welches dann oft im Schlafe beim Liegen auf dem Rücken ein ſolches Preſſen oder Drücken auf die Bruſt verurſacht, als wenn Jemand auf Einem läge, und man unter dieſer Bürde erdrückt zu werden glaubt. Gewöhnlich ſind mit dieſem Preſſen und Drücken ſchwere Träume vergeſellſchaftet. — Im Oberdeutſchen heißt der Alp das Schröterlein, der Schrötle, Schretzel, Schretz, Scherzel; ferner: das Nachtmännlein, der Wichtle, Druden, Nachtdruden; auch das Alpendrücken, Druddrücken. In Niederſachſen iſt dieſer Geiſt und die Beſchwerde, welche derſelbe verurſacht, auch unter dem Namen der Maare bekannt, ſ. Mahr, Th. 82, S. 790.

Schrey, der, die ſchnelle und heftige Erhebung der Stimme, das Ausſtoßen derſelben mit Heftigkeit; daher ein heller, ein lauter Schrey. Einen Schrey thun, Zwei laute Schreye thun. Dieſes Wort kommt im Oberdeutſchen häufiger vor, als im Hochdeutſchen.

Schreyen, ein unregelmäßiges Zeitwort, welches ſowohl als ein Zeitwort der Mittelgattung, als auch als ein thätiges gebraucht wird, wo es dann im erſten Falle das Hülfswort haben bekommt, und bedeutet: ſich mit heftiger Stimme hören laſſen. 1. Eigentlich, wo es auch von einigen Thieren gebraucht wird, wenn ſie ihre Stimme mit heftiger Anſtrengung hören laſſen. Die Jäger brauchen es in dieſem Verſtande von dem Hirſche, dem Haſen, dem Feldhuhne, der Eule und dem Kautze. Es ſind jedoch von den meiſten Thieren einige Zeitwörter gangbar, welche die Art ihres Geſchreies näher nachahmen. In der Bibel kommt von den oben angeführten Thieren vor, bei welchen das Schreyen üblich iſt: Wie der Hirſch ſchreiet nach friſchem Waſſer, Pſ. 42, 2. Das Wild ſchreyet nicht, wenn es Gras hat, Hiob 6, 15. — Beſonders von der heftigen Anſtrengung der menſchlichen Stimme, wenn ſie mit voller Kraft fortgeſtoßen wird, in vernämlichen Lauten oder nicht. Aus vollem Halſe ſchreyen, aus aller Macht ſchreyen. Hinter Jemanden her ſchreyen. Jemanden ſchreyen hören. Wie man in das Holz, in den Wald ſchreyt, ſo ſchallt es wieder heraus. Einem etwas in die Ohren ſchreyen, wenn er nämlich taub iſt. Ein Vivat ſchreyen, wofür indeſſen im Hochdeutſchen rufen üblicher iſt. Der Schornſteinfeger ſchreyt, wenn er aus dem Schornſteine oben herauskommt, und dadurch anzeigt,

daß er ſeine Arbeit vollendet hat; ſ. oben, unter Schornſteinfeger. Beſonders kommt das Zeitwort ſchreyen bei der Wirkung heftiger Schmerzen oder dem Ausbruche des höchſten Grades der Traurigkeit vor, z. B. Vor Schmerz ſchreyen. Um Gnade, um Hülfe, um Brod, um Rache ſchreyen. Ueber etwas ſchreyen, ſich mit lautem Geſchrey über etwas beklagen, zu Gott ſchreyen, ihn um Hülfe anrufen. — 2. Figürlich. (1) Mit unangenehmer lauter Stimme reden. (2) Mit lauter Stimme weinen. Das Kind ſchreyt. Heulen und ſchreyen. (3) Mit lauter Stimme zanken, ſchmälen, eine nur im gemeinen Leben einiger Oberdeutſchen Gegenden übliche Bedeutung. (4) Eine öffentliche Ahndung erfordern. Schreyende, Himmelſchreyende Sünden, welche wegen ihrer Unleugbarkeit und großen Strafbarkeit eine öffentliche Ahndung erfordern. Eine ſchreyende Ungerechtigkeit; ſchreyende Grobheit.

Das Schreyen iſt eine beſonders wohlthätige Erſchütterung des Körpers kleiner Kinder, beſonders der Säuglinge, nämlich, ſo lange es nicht ſo heftig wird, daß Zerſprengung der Gefäße zu befürchten iſt. Die Natur ſcheint es abſichtlich ſo veranſtaltet zu haben, daß, da der Gebrauch der Gliedmaſſen noch wegen Schwäche nicht Statt findet, dieſe Uebung der Bruſt, nämlich Athemholen und Schreyen, mit dem erſten Augenblick des jungen Lebens anfangen ſollten. Durch das Schreyen wird die Bruſt ausgedehnt; die Luft dringt in alle Gefäße hinein. Das Zwergfell, mithin die unter demſelben liegenden Eingeweide der Bauchhöhle werden in lebhafte Erſchütterung geſetzt, der Umlauf des Bluts beſchleuniget. Hieraus iſt klar, daß es zur Geſundheit des Kindes und zur Entwickelung

ſeiner Theile ſehr zuträglich ſeyn müſſe, und daß man ſehr übel thut, wenn man bei jedem Geſchrey der Kinder ſogleich alle Mittel anwendet, um ſie zum Schweigen zu bringen. Tiſſot ſagt in ſeiner mediziniſchen und chirurgiſchen Gymnaſtik, S. 73: „Man kann das Schreyen der Kinder, als ein nur kleines Mittel betrachten, deſſen ſich die Natur bedient, um die nährenden Säfte bis in die entfernteſten Gefäße eindringen zu machen, wodurch die Theile genöthiget werden, ſich um ſo beſſer zu entwickeln.“ Je mehr daher ein Kind in dem erſten Vierteljahre ſeines Lebens ſchreyt, um ſo blühender wird deſſen Geſundheit für die Folge. Eine gewiſſe Nation in Nordamerika macht es gerade umgekehrt. Die Mütter peitſchen die Kinder mit Brennneſſeln, um ſie zum Schreyen zu zwingen, weil ſie ſolches für nothwendig zum Wachsthume und zur Stärke des Körpers halten. — Auch bei Gelehrten, die viel Sitzen, iſt das Schreyen aus vollem Halſe oft ſehr dienlich, um das Blut in Bewegung zu bringen; denn Reden und Singen thun ſchwächere Wirkungen, und daher iſt das Schreyen vorzuziehen. Daher befinden ſich auch diejenigen Leute ſehr wohl, die in großen Städten auf den Straßen herumgehen, und Sachen zum Verkauf ausſchreyen, wie die Höker mit Fiſchen, Obſt und andern Gartenfrüchten ꝛc. ꝛc.

Nach Adelung bei dem Ottfried skreian, scrivan; bei dem Notker scriian, im Niederſächſiſchen ſchrauen und ſchrijen, im Holländiſchen schreeuwen, im Engliſchen screech, screek und shrike, im Schwediſchen skria, wohin ohne Ziſchlaut auch unſer krähen, das Niederſächſiſche kreien, ſchreyen, kreiſchen, Notker's chraden, das Italieniſche gridare, das Franzöſiſche crier, das mittlere Lateiniſche chriare. Die Griechiſchen

κηρυειν und κραζειν und ohne Gaumenlaut Ottfried's riuuuon wehklagen, und unſer auch nicht ganz veraltetes reihen, ſ. 1 Reihen, gehören. Es iſt mit allen ſeinen Verwandten eine unmittelbare Nachahmung des Lautes.

Schreyer, eine Perſon, welche ſchreyt; auch figürlich im verächtlichen Verſtande, eine Perſon, welche mit Ungeſtüm viele Worte macht.

— (Aus-), diejenige Perſon, die etwas öffentlich ausſchreyt, als bei Auktionen, auf den Märkten und in den Straßen großer Städte zum Verkauf, in der Türkei, wenn etwas geſtohlen, oder verloren, oder gefunden worden, oder Verordnungen ꝛc. der Regierung bekannt gemacht werden ſollen. Im Hochdeutſchen iſt dafür Ausrufer gebräuchlicher.

— (Markt-), ſ. dieſen Artikel.

—, in der Naturgeſchichte, eine Art Regenpfeifer, Charadrius vociferus; eine Art Adler, Falco naevius Linn.; ſ. unter Adler, im Supplement. — Auch eine Art Bockkäfer, Cerambix aedilis, führt dieſen Namen.

Schreyeri, ſ. den folgenden Artikel.

Schreyerpfeife, Schreyeri, beim Muſiker, eine Pfeife, die einen ſtarken, helltönenden Laut von ſich giebt. Man kann dieſe Pfeifen ſowohl allein, als auch zu andern Inſtrumenten gebrauchen; ſie haben ſowohl hinten, als vorne Löcher, ſind von der Größe der Kornemuſe, nur daß ſie einfach, unten offen und daher ſtark an Reſonanz ſind. Der Diskant iſt zwar unten zugedeckt, hat aber viele kleine Nebenlöcher, wo der Ton heraus kann. Sie ſind oben etwas weiter, als unten, wegen der Kapſel, die über das Rohr gemacht iſt, ſo daß das Rohr nicht in den Mund kommt, wie bei den Schallmeyen; daher kann man auch nicht den Ton herabſtimmen, oder moderiren, ſondern man muß ſie ſchreyen laſſen. Man hat da-

von ganze Stimmwerke, als: Diskant, Alt, Tenor und Baß.

Schrey=Frauen, ſ. Schrey=Männer.

Schreyhals, im gemeinen Leben, ein Kind, welches viel und heftig ſchreyt, nicht leicht beruhiget werden kann, im Niederſächſiſchen Schrauhals, Schrauke, Schrauwauke.

Schreykibitz, ſ. unter Kibitz, Th. 37, S. 220.

Schrey=Männer, und Schrey=Frauen, Schreyweiber, bei Leichenbegängniſſen, ſ. Klage=Frau, Th. 39, S. 313.

Schreyvogel, ſ. unter Vogel, in V.

Schreyweiber, ſ. Schrey=Männer.

Schreyweihe, ſ. unter Weihe, in W.

Schrick, ſ. Schreck und Schrecken, oben, S. 206 und 207.

Schricke, bei den Holzflößen auf der Elbe, Stücken Holz von 5 bis 6 Ellen ſchwachen Buchen, den ſtarken Vermachſtangen am Stammende gleich.

Schrickſtangen, ſ. Staaken.

Schrift, Scriptura, Scriptum; Fr. Écriture, Écrit, von dem Zeitworte ſchreiben. 1. Geſchriebene Zeichen der Gedanken, welches Wort Adelung wieder verſchiedenen Bedeutungen unterwirft. (1) Geſchriebene Zeichen der Worte und Gedanken überhaupt, in welcher Bedeutung es jedoch wenig mehr gangbar iſt. Druck, aber nicht Schrift leſen können. Zu lernen Chaldäiſche Schrift und Sprache. Dan. 1, 4. Gott hat ſelbſt die Schrift in die Tafeln gegraben. 2 Moſ. 32, 16. In weiterer Bedeutung verſteht man darunter auch wohl die gedruckten Zeichen der Worte und Gedanken; daher man in Niederdeutſchland die geſchriebene Schrift von der gedruckten Schrift unterſcheidet. (2) Die Art und Weiſe dieſer geſchriebenen Zeichen in Anſehung ih-

rer Züge; daher ſagt man: eine gute, eine ſchlechte Schrift ſchreiben, für Hand; eine nur im gemeinen Leben übliche Bedeutung. Geheime Schriften, den meiſten unbekannte Arten zu ſchreiben, oder Zeichen der Worte und Gedanken. Am üblichſten iſt es noch in den Zuſammenſetzungen Kanzelleyſchrift, Mönchsſchrift, Frakturſchrift, Currentſchrift ꝛc. ꝛc.

2. Die gegoſſenen Buchſtaben werden in den Buchdruckereyen Schriften oder Lettern genannt. Neue Schriften zu einem Werke gießen laſſen. Man gebraucht es auch in der Einheit von den zuſammengehörigen Schriften oder Buchſtaben einer Art; daher die Griechiſche Schrift, die Verſalſchrift, die Schwabacher Schrift, die Curſivſchrift ꝛc. ꝛc. Wird bei dieſen Ausdrücken bloß auf die Geſtalt und Züge der Zeichen geſehen, ſo gehören ſie zur vorigen Bedeutung; ſ. auch weiter unten.

3. Geſchriebene Worte oder Gedanken. (1) Ueberhaupt. Eine Schrift leſen; in der Bibel: welcher Menſch dieſe Schrift lieſet, Dan. 5, 7. Wo es jedoch nur in den Zuſammenſetzungen Aufſchrift, Unterſchrift, Umſchrift, Inſchrift ꝛc. ꝛc. am üblichſten iſt. Zuweilen verſteht man darunter auch den beſchriebenen oder bedruckten Theil eines Buches, Blattes ꝛc.; daher die Redensart: der Buchbinder hat in die Schrift geſchnitten, beim Beſchneiden der Bücher. — (2) Ein geſchriebener Aufſatz, er ſei von welcher Art er wolle. Daher die Redensarten: Etwas unter Jemandes Schriften finden, unter den beſchriebenen Papieren; auch Akten, Dokumente ꝛc, werden ſehr häufig Schriften genannt, Schriftenwechſel, vor Gericht. Eine Schrift aufſetzen, eingeben, überreichen,

mit einer Schrift beim Miniſterium, beim Könige einkommen. Daher auch Abſchrift, Bittſchrift, Zueignungsſchrift ꝛc. ꝛc. — (3) Oft wird ein Buch, eine geſchriebene oder gedruckte Rede eine Schrift genannt. Daher Luther's Schriften, Alles, was dieſer Reformator geſchrieben hat, ſeine Werke. Eine Schrift drucken laſſen, beurtheilen. Sich durch Schriften berühmt machen. Die Wochen-Schrift, Monats-Schrift, Quartalſchrift, Schriften, welche alle Woche, alle Monate und alle Vierteljahr herauskommen, periodiſche Schriften. Man braucht es hier gewöhnlich von kleinen gedruckten Aufſätzen, Broſchüren, welche noch nicht Bücher genannt werden können; im Diminutivum Schriftchen. (4) Im engeren Verſtande verſteht man unter Schrift oder heilige Schrift das geſchriebene Wort Gottes, die Bibel, wo es collective und in der Einheit von dem ganzen Umfange der göttlichen Schriften allein gebraucht wird; daher ſagt Gellert: Die Schrift gebeut, die Wohlthäter insbeſondere zu lieben.

Geſchichtlich iſt die erſte Schrift, deren ſich die Völker im Alterthume bedient haben, nicht zu beſtimmen, aller Wahrſcheinlichkeit nach waren es Hieroglyphen, denen ähnlich, welche man noch bei verſchiedenen Völkern des Orients findet, z. B. bei den Chineſen; denn gewiß iſt es, daß der Menſch, als er darauf verfiel, ſich ſchriftlich auszudrücken, er die bildlichen Gegenſtände ſeiner Umgebungen dazu gebrauchte, und alſo war dieſe Schrift mehr eine Art Malerei, als ein Schreiben zu nennen; die ſchon oben erwähnten Hieroglyphen, die Zeichen in der Aſtronomie, die Runenſchrift, ſ. dieſe, Th. 128, S. 695 ꝛc. ſind Beweiſe dafür; ſ. auch unter Schreibſtoff,

oben, S. 400. Die älteſten uns bekannten Schriften oder Schreibweiſen ſind: Die Tapökon=, Kiomödon= oder Säulenſchrift, wo Buchſtabe unter Buchſtabe, und Wort unter Wort geſetzt wird; die Buſterophädon oder Furchen=, auch Pflugſchrift, von der Linken gegen die Rechte, und von der Rechten gegen die Linke. Die Plinthedon= oder Ziegelſchrift, in Form eines Ziegels, und die Sphäreidon= oder Kreisſchrift; ſ. auch oben, unter Schreibekunſt, S. 278 u. f. Die erſte Buchſtabenſchrift, obgleich unvollkommen, beweiſet daher ſchon die erſten Fortſchritte in der Kultur der älteſten Völker, bei denen ſie aufkam; denn ohne eine höhere Ausbildung des Geiſtes war dieſe ſinnreiche Erfindung nicht möglich. Die Lateiniſchen Buchſtaben waren die erſten ausgebildeten; ihnen folgten die Deutſchen oder die Deutſche Schrift, deren Urſchrift Bilderſchrift, die ſchon oben erwähnte Runenſchrift war. Die Deutſche Schrift ſoll zuerſt im 13ten Jahrhunderte, unter der Regierung Kaiſer Friedrichs des Zweiten in Aufnahme gekommen ſeyn; nach Andern ſoll dieſer Zeitpunkt ſpäter hinausgeſtellt werden müſſen. Auch mit dieſer Schrift fing man, beſonders im Mittelalter, an zu künſteln; daher entſtand die Fraktur mit den verſchiedentlichſten Schnörkeln und Zügen, und die Kleinſchrift oder Kleinſchreiberey, die kaum dem unbewaffneten Auge ſichtbar war. Dieſes Künſteln der Buchſtaben nannte man Schreib= oder Schriftmalerei, ſ. auch oben, S. 394. In Nürnberg gab es eine beſondere Klaſſe dieſer Schriftmaler, die man Modiſten nannte. Dieſe ſuchten nicht allein ſchön zu ſchreiben, und waren eigentliche Calligraphiſten, ſondern ſie ſuchten ihre Schrift durch jede nur mögliche Verzierung am

Anfange oder Ende zu heben. Beſonders blühete dieſe Malerei in dem neuern Zeitabſchnitte, im 16ten, 17ten und zu Anfange des 18ten Jahrhunderts. Vorzüglich blühete die Kleinſchreiberey im 17ten Jahrhunderte, in welcher man Gemälde und Portraits mit Einfaſſungen darſtellte, dergleichen man noch in öffentlichen Bibliotheken und Bilderkabinetten findet. Die Einfaſſungen enthielten die Biographien der Abgebildeten, oder eine Lobſchrift, oder Bibliſche Sprüche ꝛc. Meuſel giebt davon in ſeinen Miſcellanien, 20 Hft., S. 107, und 28 Hft., S. 215, Nachricht. Wie weit man es im Kleinſchreiben gebracht hatte, beweiſet, daß man in den Raum eines kleinen Silberpfennigs das ganze Vater unſer und die zehn Gebote ſchrieb, wobei ſich der Leſer des Vergrößerungsglaſes bedienen mußte. S. auch Th. 55, S. 405. Dieſe mühſame Kunſt, ſo wie die ganze Kunſt der Schriftmalerei, iſt zu Ende des 18ten und in dieſem gegenwärtigen Jahrhunderte ganz in Vergeſſenheit gerathen. Die Schreibmeiſter des gegenwärtigen 19ten Jahrhunderts liefern uns in der Frakturſchrift auf den Kunſtausſtellungen in großen Städten, Reſidenzen, noch Beweiſe, daß dieſe Kunſt bei ihnen nicht erſtorben iſt, beſonders haben Markwordt, Hennig und Andere auf den Berliner Kunſtausſtellungen in der Frakturſchrift mit ſchönen Verzierungen und in verſchiedenen Farben uns die Schreibmalerei der vergangenen Jahrhunderte wieder vorgeführt und anſchaulich gemacht. Und es wäre auch ſehr zu wünſchen, daß ſie, ſo viel, als möglich, der Vergeſſenheit wieder ganz entriſſen würde, um ſo mehr, da ſie eine Deutſche Erfindung zu ſeyn ſcheint. So viel über die Schrift und Schriftmalerei. Man ſehe hierüber auch die Artikel Schreibekunſt, Schreiben, und Schreibeſtoff nach.

Eine verblichene Schrift in alten Urkunden und Archiven wieder herzuſtellen und leſerlich zu machen. Wie bekannt, iſt die Zeit, die Tödterin von Allem, und ſo löſcht ſie auch die ſchwärzeſte Tinte und Farbe auf den Papieren und Pergamenten der Akten, Diplomen und der alten gedruckten Bücher, und oft thut es ſchon die Näſſe oder Feuchtigkeit in den Gemächern, worin dergleichen Schriften aufbewahrt werden, noch weit früher; denn man findet ſehr oft wichtige Stellen in alten Handſchriften ganz verloſchen, ſo daß man ihren Sinn nicht zu entziffern im Stande iſt. Um nun eine ſolche Schrift wieder leſerlich zu machen, muß man zerſtoßene Galläpfel in Weineſſig abkochen, das Abgekochte durchſeihen, und die verblichene Schrift vermittelſt eines Schwammes mit dieſer Abkochung beſtreichen, ſo werden die Buchſtaben wieder ſchwarz werden. — Ein Benediktiner, der alte Urkunden zu unterſuchen und wieder in Ordnung zu bringen hatte, bediente ſich mit Nutzen folgender Abkochung. Er kochte in einem neuen, glaſurten, irdenen Topfe von drei Chopinen Inhalte, drei kleine, mit einer Menge weißer Zwiebeln zerſtoßene, Galläpfel in drei Viertheil Waſſer. Die Zwiebeln werden vorher gehäutet, abgeſchält, und in dünne Scheiben geſchnitten. Das Kochen erfordert anderthalb Stunden und ein gelindes Feuer. Nachher ſeihe man die Flüſſigkeit durch einen feinen Leinenlappen, wobei man die Zwiebeln ausdrückt. Wenn die Flüſſigkeit klar zu werden anfängt, ſo koche man ſie nochmals, werfe Alaun, von der Größe einer Haſelnuß, hinzu, und ſchöpfe im Aufwallen allen Schaum ab. Nach einigen Aufwallungen ſeiht man ſie durch einen dichtern Lappen, läßt ſie kalt werden, und verwahrt ſie verſtopft in einem Glaſe. Vor dem Gebrauche muß dieſes Waſſer, welches leicht dick werden würde

wenn man es oft erwärmt, auf folgende Art erwärmt, und da es kalt, gallertartig iſt, wieder durch Wärme flüſſig und dünn gemacht werden. Man gieße etwas davon in einen ſilbernen Löffel, den man über die Flamme eines Wachslichtes hält, ſo lange, bis die Flüſſigkeit aufwallt. Man tauche nun einen weißen Leinenlappen langſam in das heiße Waſſer, um ſolchen über die erloſchene Schrift zu ſtreichen, welche man hierauf gegen ein Feuer hält; oder man trocknet ſie, indem man in einer Entfernung von zwei Linien ein heißes Eiſen vor ihr hin und her bewegt, damit der Anſtrich tiefer in die beſchriebene Stelle des Papiers eindringe, und den Körper des Buchſtaben mit dem flüchtigen Zwiebelſafte und den Galläpfeltheilen belebe. Man hat auf dieſe Art die älteſten und ganz erſtorbenen Dokumente ſo vortheilhaft wieder aufgefriſcht, daß ſie wie neu geſchrieben und vollkommen ſchwarz erſchienen. Der Nutzen von dieſer Arbeit kommt den Perſonen zu Statten, welche in Archiven arbeiten, und alte Handſchriften und halbvermoderte Papiere, Prozeßakten, Regiſtraturſchriften, und alte verblichene Aufſätze aller Art oder vermoderte gedruckte Bücher zu unterſuchen den Auftrag haben, ſo wie oft Schriften von Seewaſſer, Staub und Näſſe oder vor Alter zu verſchwinden pflegen. — Ein ſehr einfaches Mittel iſt auch jede verblichene Schrift mit einer halben friſchen in Eſſig getauchten weißen Zwiebel gelinde zu reiben. Man kann auch zu dem erſten Rezepte mit den weißen Zwiebeln, wenn der Liquor in ſtarkem Sieden begriffen iſt, einer Haſelnuß groß reinen Alaun hinzuwerfen, und bei dem Aufwallen ſorgfältig den Schaum abnehmen. Nachdem der Liquor einige Male aufgekocht worden, ſo nimmt man ihn vom Feuer, und läßt ihn durch einen noch dichteren Lappen, als bei dem erſteren Durchſeihen,

hindurchlaufen. Dann läßt man ihn kalt werden, gießt ihn in ein gläſernes Geſchirr und hebt ihn zum Gebrauch auf. Beim Gebrauche darf man nur etwas von dieſem Liquor in einen ſilbernen Löffel gießen, dieſen über die Flammen eines Lichtes oder eines Wachsſtockes halten, und ihn warm werden laſſen; ſobald er ſo warm geworden iſt, daß er zu kochen beginnt, ſo darf man nur einen Lappen in dieſes Waſſer tauchen, ihn recht durchziehn laſſen, und damit die Schrift gelinde überſtrichen, deren Buchſtaben man leſerlich zu machen wünſcht, oder über die einzelnen Wörter, welche man nicht zu leſen vermag; hierauf hält man die Schrift an den Ofen oder über Feuer, oder man fährt mit einem heißen Eiſen in einer Entfernung von 2 Linien darüber weg, ſo wird der eindringende Liquor der Schrift wieder Leben geben. — Man darf auch nur 1/2 Quart weißen, aber guten Wein mit 4 Loth gepulverten Galläpfeln miſchen, und dazu 1/2 Loth Citronenſpiritus in einer gläſernen Flaſche ſetzen, dieſe alle zwei Stunden einen Tag hindurch mit Nachdruck ſchütteln; dann jedesmal eine Viertelſtunde umgeſchüttelt, mit dieſer klar abgegoſſenen Flüſſigkeit etwas Baumwolle angefeuchtet und damit über die veraltete Schrift gefahren, und ſie dann von ſelbſt trocken werden laſſen.

Das Papier ſo zuzubereiten, damit die mit ſchwarzer Tinte darauf geſchriebene Schrift nicht verbleiche. Wie bekannt, bereiten die Färber ihre Tücher, welche eine dauerhafte ſchwarze Farbe erhalten ſollen, durch das Kochen mit Galläpfel vor, damit ſie von den adſtringirenden Theilen der Galläpfel durchdrungen werden, ehe der Vitriol oder das ſchwefelſaure Eiſen dazu kommt, ſo daß dieſer, wo er nur immer eindringen mag, adſtringirende Materie antreffe, womit er ſich ver-

einigen und eine ſchwarze Farbe hervorbringen kann. Man hat die Erfahrung gemacht, daß Schriften zuerſt auf der untern Seite des Papiers blaß zu werden anfangen, oder ihre Farbe verändern, wo nämlich die ſtarken Federzüge durchs Papier durchgeſchlagen ſind, oder durch daſſelbe ſichtbar werden, gleich als ob ein Theil von der eiſenartigen Materie des ſchwefelſauren Eiſens ſich in einem vollkommenern aufgelöſeten Zuſtande befände, als das übrige, und tiefer in das Papier hinabgeſunken wäre, weil ſie von der Säure nicht vollkommen losgewikkelt oder mit der adſtringirenden Materie der Gallåpfel nicht hinlänglich vereiniget geweſen. Hieraus läßt ſich ſchließen, daß wenn man das Papier im voraus mit adſtringirender Materie tränkt, die Farbe der Tinte dauerhafter werde; und es kann auf dieſe Weiſe ein, mit dem Verfahren der Färber übereinkommender Handgriff in dem Gewerbe des Papiermachens einen ſchätzbaren Zuſatz abgeben. Ob das Geſagte auch in der Praktik ſeine Anwendung finde, kann man auf folgende Art erfahren. Man tauche etwas Papier in eine Gallåpfelinfuſion, und wenn daſſelbe trocken geworden, ſo wiederhole man das Eintauchen zum zweiten und dritten Male. Auf ein dergleichen zubereitetes Papier, und auf ein anderes, welches nicht zubereitet worden, ſchreibe man mit verſchiedenen Tinten, unter welchen einige eine überflüſſige Beimiſchung von Vitriol oder ſchwefelſaurem Eiſen enthalten, damit die Wirkung ſich um ſo auffallender zeige. Dieſe Schriften ſetze man nun der Luft ſo lange aus, bis daß auf dem vorbereiteten Papiere die beſten Tinten blaß und an der Farbe verändert worden ſind; und man wird finden, daß die Tinten unterdeſſen auf dem zubereiteten Papiere alle ihre Farbe oder Schwärze behalten haben. Es wäre daher wohl

der Mühe werth, daß die Papiermacher zu ſolchen Abſichten, wo die langjährige Erhaltung der Tinte eine Sache von Wichtigkeit iſt, eine eigene Sorte Papier verfertigten, welches bei einer derjenigen Operationen, welche es vor dem Glätten auszuſtehen hat, entweder mit Galläpfeln, oder andern adſtringirenden Sachen getränkt werden müßte. Es müßte z. B. eine adſtringirende Infuſion ſtatt des bloßen Waſſers bei der letzten Operation, da man die Papiermaterie, um ſolche zu Blättern zu formen, erſt in einen Teig verwandeln muß, genommen werden. Die bräunliche Farbe, welche das Papier von einer Galläpfel-Infuſion annimmt, würde für den Gebrauch deſſelben vielleicht kein großes Hinderniß werden, und allenfalls, wenn man dieſen Vorſchlag für wichtig genug anſieht, um darnach zu arbeiten, ſo könnten weitere Unterſuchungen leicht Mittel finden, dieſer Unvollkommenheit vorzubeugen, um dem Papiere eine adſtringirende Kraft ohne Farbe mitzutheilen. Einer ſolchen adſtringirenden Materie könnte man ſich auch eben ſo gut bei dem Schreibepergamente bedienen. Pergament mit etwas Eichenrinde drei bis vier Tage lang in Waſſer eingeweicht, und hernach glatt gepreßt und getrocknet, wird mit derjenigen Materie, welche die Tinte dauerhaft macht, ſo vollkommen durchdrungen, als das Papier in dem vorhin angeführten Experimente. Wenn auch gleich die Oberfläche des Pergaments weggeſchabt wird, und man hernach auf dem inneren Flächentheil ſchreibt, ſo behalten die Schriftzüge eine gute Flächenſchwärze, dahingegen das mit der nämlichen Tinte auf zubereitetes Pergament Geſchriebene eine gelblichbraune Farbe annimmt.

Eine Schrift vom Papiere zu bringen, als wenn nie eine darauf geſchrieben geweſen wäre. Man nehme den Saft von einer

Citrone oder auch von einem ſauren Apfel, und befeuchte damit die Buchſtaben, reibe ſie ſanft nach ein Paar Stunden mit einem wollenen Läppchen, ſo verſchwinden alle Buchſtaben. — Man nehme Scheidewaſſer und halb ſo viel Regenwaſſer, und miſche es unter einander, befeuchte damit einen Schwamm und drücke ihn ſanft auf die Buchſtaben, ſo werden ſie gleichfalls verſchwinden. — Man nehme Alaun und ſtoße ihn mit dem Safte von bittern Pomeranzen; dann an der Sonne getrocknet und mit dem Pulver die Schrift gerieben, ſo wird ſie ohne Schaden des Papiers verſchwinden. — Man nehme Salpeter und Schwefelſäure, von jedem 1 Pfund, diſtillire es mit einander, tauche in dieſes Waſſer einen Schwamm, reibe und befeuchte damit die Buchſtaben, ſo werden ſie verſchwinden.

Eine ſchwarze Schrift zu machen, welche ausſieht, als wenn ſie mit Tinte geſchrieben wäre. Man nehme eine Speckſchwarte reibe damit ein reines weißes Papier auf einer Seite, ſtreue Kienruß, oder zart geriebenes Frankfurter Schwarz darauf, reibe oder überreibe es dann wieder mit einer Speckſchwarte, ſo daß es ganz ſchwarz wird; hierauf lege man es mit der ſchwarzen Seite auf weißes Papier, und ſchreibe mit einem Griffel, oder ſonſt einem etwas ſpitzen Inſtrumente darauf, ſo ſieht es aus, als wäre es mit Tinte geſchrieben. Dieſe Methode iſt ſehr gut, allerhand Zeichnungen und Kupferſtiche zu übertragen; ſ. auch oben, S. 348.

Eine Schrift oder Buchſtaben, welche man nicht ausradiren kann. Man nehme ungelöſchten Kalk und Knabenharn oder Urin, miſche es untereinander, und gebrauche es als Tinte. Eine mit dieſer Mixtur geſchriebene Schrift läßt ſich nicht wieder auslöſchen.

Ohne Tinte eine ſchwarze Schrift zu ſchreiben, die erſt beim Ziehen durch Waſſer ſichtbar wird. Man laſſe 1 Loth Ungariſches Kupferwaſſer in einem reinen Glaſe mit klarem Waſſer zergehen; dann nehme man eine neugeſchnittene Feder und ſchreibe mit dem Waſſer auf reines Papier oder Pergament, laſſe es gut trocknen, ſo wird man nichts von einer Schrift gewahren. Wenn man nun Jemanden die Schrift auf dem Papiere zeigen will, ſo thue man 1 Loth zartgepülverten Gallus in ein Viertelmaaß Waſſer, miſche es gut durcheinander, laſſe es vier und zwanzig Stunden lang in gelinder Wärme ſtehen; dann laſſe man dieſes Waſſer durch reines Fließpapier laufen, ſo wird es hell und klar, wie anderes Brunnenwaſſer. Man thue es hierauf in ein reines Geſchirr, und ziehe das mit Vitriolwaſſer geſchriebene Papier durch, ſo wird die Schrift wie mit Tinte geſchrieben erſcheinen.

Eine ganz weiße Schrift, die man nicht anders leſen kann, als wenn man ſie ans Feuer oder über ein brennendes Licht hält. Man laſſe Alaun in reinem Waſſer zergehen, ſchreibe mit dieſem Waſſer mit einer neugeſchnittenen Feder, und laſſe es trocknen. Wenn man nun das Geſchriebene leſen will, ſo halte man es ans Licht, ſo erſcheint die Schrift ganz ſchwarzbraun, und ſo klar, daß man ſie wie eine andere mit Tinte geſchriebene Schrift leſen kann. Oder man tauche eine neue Feder in ausgepreßten Zwiebelſaft, ſchreibe damit auf reines Papier, und laſſe es gut trocknen. Wenn man es leſen will, ſo halte man es über Feuer, ſo wird die Schrift röthlich oder bräunlich erſcheinen.

Eine gleiche Schrift, wie die vorhergehende, die man durch reines Waſſer ziehen muß, um ſie zu leſen. Man nehme ſchönen ſaubern Alaun, zerſtoße denſelben, und ſtäube das

Pulver durch ein feines Sieb, daß es ganz klar werde. Hierauf thue man es in ein reines leinenes Säckchen und ganz friſches Waſſer darauf, jedoch muß es nicht zu dünn gemacht werden. Man nehme nun eine neugeſchnittene Feder und ſchreibe mit dieſem Waſſer und laſſe es trocken werden. Wenn nun der Brief oder die Schrift geleſen werden ſoll, ſo lege man das Papier in ein breites Becken mit friſchem Waſſer und laſſe es darin liegen. In einer Viertelſtunde wird dann die Schrift in dem Waſſer ſichtbar werden, ſo daß ſie ein jeder leſen kann. Auch eine mit zerklopften Eyweiß geſchriebene Schrift muß durchs Waſſer gezogen werden, wenn man ſie leſen will.

Einen ſchwarzen Brief mit weißer Schrift zu ſchreiben. Man nehme friſches reines Brunnenwaſſer, thue darunter das Gelbe von einem friſch gelegten Eye, miſche es wohl durcheinander, und ſo, daß man damit ſchreiben kann; dann nehme man eine neugeſchnittene Feder, ſchreibe damit auf Papier, und laſſe es gut trocknen. Hierauf nehme man einen guten Pinſel und ſtreiche mit demſelben das Geſchriebene über und über mit Tinte an, daß beides, das Papier und die Schrift, ſchwarz wird, ſo daß es Niemand leſen kann, dann laſſe man den Brief trocknen. Will man nun das Geſchriebene leſen, ſo lege man die Schrift auf den Tiſch und ſchabe mit einem ſcharfen Meſſer die Subſtanz der Schrift darüber, ſo wird es ſchön werden.

Eine Schrift, die nicht anders, als durch den Schein geleſen werden kann. Man nehme gutes Bleyweiß und vermiſchet es mit dem Schleime von Gummi Tragant, und ſchreibe damit auf Papier, ſo kann man die geſchriebenen Buchſtaben nicht eher leſen, als bis man die Schrift gegen das Licht hält.

Eine ſchwarze Schrift auf einem glatten ſilbernen Blättchen erſcheinen machen, ſo oft man will.

Man nehme Silber, das im Feuer nicht ausläuft, und laße durch einen Goldſchmid ein Silberloth zubereiten, welches dem Silber an der Farbe gleich kommt, aber im Feuer anläuft und ſchwarz wird. Von dem Silber läßt man runde Blättchen, wie Groſchen oder auch noch größer, ausſchneiden, und mit dem Lothe gewiſſe Buchſtaben oder Worte einlothen. Weil nun das Silber und das Loth gleiche Farben haben, ſo kann man die Schrift nicht ſehen, weil der Groſchen überall weiß und ungeprägt ausſieht, ſobald man ihn aber auf glühende Kohlen legt, ſo läuft das Loth ſchwarz an, und das Silber bleibt weiß; daher kommt eine ſchwarze Schrift zum Vorſchein, die um ſo viel ſchwärzer wird, je länger man ſie auf der Glut läßt. Dieſe darf jedoch nicht zu heftig ſeyn, damit das Loth nicht fließt. Will man dieſe Schwärze vom Silber wieder fortbringen, ſo muß deſſen Fläche, wo die Schrift zu ſehen iſt, mit ein wenig Zinnaſche gerieben werden, oder man nimmt geſchabten Tripel und Speichel. Man kann hierauf die Probe damit oft wiederholen.

Gold- und Silberſchrift. Man nehme 1 Loth Gummi Ammoniakum, zerreibe es auf einem Steine, thue guten Eſſig darauf, dann 2 Tropfen Honig, und reibe es, bis der Gummi weich geworden; ſollte er ſich im Reiben blättern, ſo thue man ihn in ein Gefäß, ſetze ihn an glühende Kohlen oder auf den Ofen, laſſe ihn zergehen, aber nicht heiß werden. Wenn er kalt geworden, ſchreibe man damit auf Pergament oder auf Papier, laſſe die Schrift trocken werden, hauche hernach darauf, und lege das Gold oder Silber darauf und fahre dann

mit einem Haſenfuße darüber; ſ. auch unter Gold, Th. 19, S. 443. — Um mit Gold oder Silber zu ſchreiben, nehme man Salz und drücke es in einen neuen Topf oder Schmelztiegel feſt, ſetze es in eine Glut, daß beides ganz glühend werde, nehme es dann aus dem Feuer und laſſe es kalt werden. Dieſes Salz iſt nun ſcharf genug, um alle Metalle damit reiben zu können. Von dieſem Salze nehme man nun einer Haſelnuß groß oder mehr auf einen Reibeſtein, gieße Gummiwaſſer darauf und reibe es unter einander; dann lege man zwölf oder vierzehn Blatt Gold oder Silber darein. Wenn nun dieſes zerrieben iſt, ſo thue man es vom Steine in eine Muſchel und gieße warmes Waſſer darauf, rühre es ſanft mit der Feder um, ſo zerſchmelzt das Salz und das Gold oder Silber fällt zu Boden. Hierauf gieße man das Salzwaſſer rein vom Golde oder Silber ab, und wieder friſches Waſſer darauf, rühre es abermals um, und laſſe das Gold oder Silber ſich wieder auf den Grund ſetzen. Dieſes thue man nun vier bis fünf Mal, überhaupt ſo lange, bis das Waſſer rein und hell auf dem Golde und Silber ſteht, mache es dann mit dünnem Gummiwaſſer an, rühre es um, und ſchreibe damit; wenn es trocken geworden, polire man es bei der Wärme mit einem Zahne. — Mit Gold und Silber aus der Feder auf eine andere Weiſe zu ſchreiben. Man nehme 1 Loth, auch mehr, Arabiſches Gummi, laſſe es zergehen und ein wenig dick werden; dann nehme man einer Welſchen Nuß groß Gummi auf einen Reibeſtein, lege das Gold und Silber, immer ein Blättchen nach dem andern, darauf, und reibe es gut durcheinander. Will man viel machen, ſo muß man mehr Gummi nehmen. Hat man Alles zerrieben, ſo nehme man zwei Muſcheln oder Porzellan-

gefäße, thue das geriebene Gold oder Silber hinein, und laſſe es ſich ſetzen. Man thue dies ſo lange, bis das Gold oder Silber auf dem Boden ganz rein wird; dann mache man es mit Gummiwaſſer nicht zu ſtark an, und ſchreibe damit, laſſe es trocken werden, und mit einem Zahne polirt. — Noch auf eine andere Art. Man ſtoße reines Gummi ſo klar wie Staub, thue ſolches in ſtarken Branntwein und laſſe es zergehen; dann gieße man ſo viel Waſſer darauf, daß es ganz dünn und fließend wird. Will man nun die vorher mit Tinte geſchriebenen Buchſtaben mit Gold ſchattiren oder überziehen, ſo kaufe man Metallgold-Muſcheln, ſchabe das Gold aus zweien oder mehreren in eine Muſchel zuſammen, mache es mit dieſem Gummiwaſſer Tages zuvor an, reibe das Gold mit dem Pinſel oder kleinem Finger ganz klein, und laſſe es eine Nacht über ſtehen, damit ſich das Gold auflöſen und ausquellen kann. Sollte es eingetrocknet ſeyn, ſo thue man wieder etwas von dem oben erwähnten Waſſer, nebſt ein wenig zerſtoßenem Safran dazu, miſche es ſo lange zuſammen, bis es ſo flüſſig wird, daß man aus einer Feder damit ſchreiben kann, und polire es, wenn es trocken iſt, mit einem Wolfszahne. — Eine unächte Gold- und Silberſchrift, welche beiden Metallen aber ſehr ähnlich iſt. Man nehme zart gepulvertes Auripigment, welches aber ſchön gelb ſeyn muß, und thue eben ſo viel zart gepulverten Kryſtallſtein dazu, reibe beides gut untereinander, mache es mit Eyerklar an, und ſchreibe damit, ſo werden die Buchſtaben wie Gold ausſehen. Statt des Silbers nehme man 2 Loth feines Engliſches Zinn und 4 Loth unverfälſchtes Queckſilber; mache davon ein Amalgama, und miſche und reibe es mit Waſſer ſo oft und viel ab, bis das darauf gegoſſene Waſſer ganz ſchön

und lauter bleibt; dann reibe man das Silberpulver mit gutem Gummiwaſſer ab, und ſchreibe damit, ſo wird die Schrift wie mit Silber geſchrieben ausſehen.

Eine Goldſchrift auf Tuch oder Leinwand. Man nehme Gummi Serapin, ferner Arabiſches und Gummi Ammoniakum, von einem ſo viel, als von dem andern, mache es mit Eſſig an; auch kann man ihm eine Bleyweiß oder andere Farbe geben, damit es nicht ſo durchſichtig iſt. Dann auf einem Steine gerieben, damit geſchrieben, und das Geſchriebene mit Goldblättchen belegt. Hierauf trocken werden laſſen und das übrige Gold mit Baumwolle oder einem Haſenfuße abgerieben.

Metallſchrift auf Holz. Die Metalle werden, wie oben angeführt worden, bereitet und angemacht. Das Gummiwaſſer muß aber ſtark ſeyn, dieſerhalb thue man 1/2 Loth Gummi Tragant hinein, ſo wird es am Holze feſt halten; hernach mit einem Zahne polirt.

Steinſchrift. Man nehme Galle von einem Bock und ſchreibe damit auf Stein, lege nachher denſelben in Eſſig, ſo wird die Schrift eingegraben erſcheinen.

Eine Fruchtſchrift. Man bindet, wenn die Früchte noch klein ſind, Gips oder einen hölzernen Teller darauf, worein die Buchſtaben geſchnitten ſind; mit dem Wachsthume der Frucht erheben ſich dann auch die Buchſtaben. Am beſten wird die Schrift auf Kürbiſſen, weil ſie eine glatte Schale haben.

Mit Metallen zu ſchreiben oder Metallſchrift. Man nehme von dem oben beim Golde erwähnten Salze einer Haſelnuß groß, thue die Metalle dazu auf einen Reibeſtein, und reibe ſie mit Gummiwaſſer und einem oder drei Tropfen Jungfern-

honig ſo fein, als möglich; hierauf thue man ſie in eine Muſchel und läutere ſie mit warmen Waſſer ein ≈ oder mehrere Male in eine andere Muſchel, damit das Salzwaſſer rein abgehe. Hierauf nehme man reines Brunnenwaſſer, und läutere die Metalle ſo lange, bis ſie ganz rein am Boden liegen, auch das Schwarze ganz weg, und das Waſſer lauter auf den Metallen iſt; dann gieße man das Waſſer von den Metallen ab, und temperire ſie mit dünnem, nicht zu ſtarkem Gummiwaſſer, ſchreibe damit, laſſe die Schrift gehörig trocken werden, und polire es mit einem Zahne in der Wärme, des Sommers in der Sonne, ſo wird die Schrift ſchön und glänzend. Mit Meſſing zu ſchreiben. Man ſiebe das Meſſing durch ein Haartuch oder durch ein Haarſieb; dann nehme man das Klare und thue es auf einen harten Reibeſtein, mit dem oben angeführten Salzwaſſer vermiſcht, gieße Gummiwaſſer dazu, und reibe es ſo lange, bis es klein genug iſt. Hierauf in eine Muſchel gethan und das Salzwaſſer mit warmen Waſſer rein abgeſchwemmt; dann mit Brunnenwaſſer, wie oben angezeigt worden, bis das Metall ganz rein am Boden liegt; zuletzt gieße man das Waſſer ab, mache das Metall mit Gummiwaſſer an, ſchreibe damit, laſſen es trocken werden, und polire es, wie oben angeführt worden.

Kupfer ≈ Zinn ≈ Stahl ≈ und Eiſenſchrift. Man nehme eines dieſer Metalle, feile es mit einer kleinen Feile aufs Feinſte, und ſiebe es durch ein Haarſieb. Dann nehme man das Klare mit dem oben beſchriebenen Salze, thue beides auf einen Reibeſtein mit Gummiwaſſer, miſche es dann gehörig darauf, ſchreibe damit aus einer neuen Feder, laſſe es trocken werden, und polire es. Bei den Zubereitungen des Metalls muß noch erinnert werden, daß wenn die Metalle mit Salz gerieben werden, man

ſie nicht über Nacht ſtehen laſſen darf, weil das Salz macht, daß ſie verroſten und verderben.

Eine Schrift auf einer zinnernen Schüſſel. Man beſchmiere ein Papier mit Unſchlitt, lege es auf die Schüſſel, ſchreibe mit einem ſtumpfen Holzſtifte darauf, ſo wird ſich die Schrift auf dem Zinne abdrucken. Streut man nun ein wenig pulveriſirte Kohlen darauf, ſo kann man alle Buchſtaben leicht erkennen. Man kann auch ein geöltes und mit Röthel oder Waſſerbley geriebenes Papier nehmen, und mit einem zugeſpitzten elfenbeinernen Griffel darauf zeichnen.

Mit Gold oder Silber auf Glas oder Harniſch zu ſchreiben. Man nehme Gold oder Silber, wie es ſchon oben zu bereiten gelehrt worden, gieße aber kein Gummiwaſſer darauf, ſondern man nehme 1/2 Loth Scheidewaſſer und 1/2 Loth Kirſch-Saft, gieße beides zuſammen, mache damit das Gold oder Silber an, male oder ſchreibe damit auf Glas oder Harniſch, und laſſe es trocken werden.

Auf Glas zu ſchreiben und es zu unterlegen. Man nehme ſchwarz gebranntes Elfenbein, reibe es mit Eſſig ganz fein, und beſtreiche damit das Glas. Man kann auch Kugellack, Berggrün oder andere Farben nehmen und ſie reiben. Hernach lege man eine Schrift darauf, die auf der linken Seite mit Bleyweiß gemacht worden, zeichne ſie mit einem Griffel nach, kratze nun mit einer ſtumpfen Feder die Farbe aus, beſtreiche den Grund mit Spieköl, und lege ein Blatt Gold darauf.

Durch die Schale eines Eyes zu ſchreiben. Man reibe Alaun mit Eſſig fein ab, ſchreibe damit auswendig auf die Schale eines Eyes, laſſe es an der Sonne trocknen, lege es drei bis vier Tage in ſcharfen Eſſig, laſſe es dann wieder trocknen, koche das Ey und löſe die Schale davon ab,

ſo werden die Buchſtaben auf dem harten Weißen zu ſehen ſeyn. Auch auf folgende Weiſe kann man dieſe Schrift bereiten. Man ſtoße Alaun und Gallåpfel, vermiſche ſolche mit ſcharfem Eſſig, damit es eine Tinte werde. Mit dieſer Tinte ſchreibe man auf die Schale des Eyes, und laſſe es trocken werden; hernach in Salzwaſſer oder auch in ſcharfen Eſſig gelegt, laſſe es darin vier Tage liegen, dann trocken werden, ſo wird man darauf nichts ſehen. Wer dieſe Schrift leſen will, der lege ſolche ans Feuer, wenn es gebraten und die Schale abgeſchålet worden, ſo wird die Schrift auf dem Eye erſcheinen. Oder: man überſtreiche das ganze Ey mit Wachs, und ſchreibe mit einem eiſernen Griffel in das Wachs bis auf die Schale, fülle dann die Buchſtaben mit Eſſig, in welchem Gallåpfel gelegen, aus, nud laſſe das ganze Ey einen Tag lang in Eſſig liegen; hierauf mache man das Wachs wieder herunter. Wer es leſen will, muß das Ey hart ſieden und abſchålen, ſo wird ſich dann die Schrift inwendig auf dem Weißen zeigen.

Eine Schrift ohne Licht bei Nacht zu leſen. Mit einem Hohlſpiegel kann man dieſes bewirken. Man kann durch denſelben die kleinſte Schrift leſen und erkennen, man darf nur den Brennpunkt von einer Linie auf die andere führen, oder vielmehr dieſe in jenen bringen.

Eine Schrift in die Ferne zu weiſen. Man muß die Bnchſtaben rückwårts oder von der Rechten zur Linken auf einen Spiegel ſchreiben. Iſt der flache Spiegel auf dieſe Weiſe überſchrieben, ſo neige man ihn ſo lange, bis der Wiederſchein an den begehrten Ort fållt. Dann nehme man ein großes Linſenglas, und richte es dergeſtalt, daß die ganze Wiederſtrahlung von demſelben begriffen und eingefangen wird, ſo kann man die Schrift über

eine Gaſſe oder Straße, und auch noch weiter durch das Fenſter in ein Zimmer hineinblenden, daß ſie deutlich an der Wand zu ſehen iſt; dieſe Buchſtaben erſcheinen auch größer und bunt. Ein Gleiches kann auch mit einem Gemälde auf dem Spiegel geſchehen, welches nach dem Durchſchnitte gezeichnet und in die Ferne geblendet wird. Der Herr von Eckhartshauſen macht dabei die Bemerkung: daß dieſes zur Vorſtellung der Gaſterey des Babiloniſchen Königs Belſazars, da eine Hand des Mene Teckel Vpharsen ꝛc. angeſchrieben, mit Verwunderung gebraucht werden kann.

Eine Schrift zu verbrennen, daß ſie auf der Hand wieder zum Vorſcheine komme. Mit dieſem Kunſtſtücke kann man Unwiſſende in die größte Verlegenheit und Verwunderung ſetzen, ſo daß ſie ſichs nicht aus dem Kopfe bringen laſſen, daß es damit nicht natürlich zugehe. Die ganze Kunſt beſteht darin: daß man vermittelſt ſeines eigenen Urins mit einer neugeſchnittenen Feder auſſen auf die Hand, was man wünſcht, niederſchreibt, wobei man ſich aber vorſehen muß, daß dasjenige, was man ſchreibt, ordentlich und deutlich geſchehe. Man nehme daher eine Feder, die gut geſchnitten worden, und woraus die Tinte gut fließt; dann nehme man ſich auch in Acht, daß die Hand nicht ſchwitze, und daß man das Geſchriebene nicht wieder auslöſche. Wenn man dieſes Alles beobachtet hat, ſo laſſe man das Geſchriebene trocken werden. Man ſchreibe nun mit einer gewöhnlichen Feder und gewöhnlicher Tinte dasjenige, was man auf die Hand mit Urin geſchrieben, auf Papier, und ſolches, ſo viel, als möglich, in eben der Größe und in eben den Zügen. Zünde hierauf das Papier, nachdem vorher die Schrift darauf trocken geworden, an, und verbrenne es zu Aſche. Mit

dieſer Aſche beſtreiche man den Ort der Hand, wo man vorher mit dem Urine hingeſchrieben hat, ſo wird kohlenſchwarz wieder auf der Hand erſcheinen, was auf dem Papiere geſchrieben geſtanden, und verbrannt worden. Spricht man nun das gewöhnliche Hocus Pocus ꝛc. dabei, ſo werden dadurch diejenigen Perſonen, die keine Einblicke in dergleichen Geheimniſſe haben, in ſolche Verwunderung geſetzt werden, daß ſie glauben, es könne nur durch Hexerey geſchehen.

Die poſitive und negative elektriſche Schrift. Wenn man mit dem Knopfe einer poſitiv geladenen Flaſche auf den Harzkuchen des Elektrophors ſchreibt, und gewöhnlichen Haarpuder (gepulverte Stärke), oder Semen Licopodii, gepulverten Samen des Bärlapps, über dieſe Stelle pulvert, ſo bildet ſich die Schrift nach den gemachten Zügen, und zwar nach der Form der jungen Fichtenbäume hingezeichnet auf den Elektrophor. Die Urſache davon iſt folgende: Hat man eine kläne Flaſche poſitiv geladen, ſo ſtelle man ſie zum Gebrauch in ein trocknes Kelchglas, und benehme dem Elektrophor ſeine vorige Elektricität dadurch, daß man über der Harzfläche einige Male Sackleinwand hinwegzieht. Man berührt nun mit dem Knopfe des innern Belegs die Harzfläche, als ob man einen unſichtbaren Punkt darauf machen wollte. Man ſetze nun die Flaſche wieder in das Kelchglas, und pudre mit feinem trocknen Haarpuder auf den berührten Ort, ſo erſcheint im erſtern Punkte, den der Flaſchenknopf gab, ein ſchöner Stern, alſo bildet der Knopf einen. Fährt man nun mit dem Knopfe nochmals fort, ſo iſt ſchon die vorige Elektricität im Quartiere, als Stern, und die zweite Elektricität, das iſt, der zweite Stern, kann ſich nur halb eindrängen, wo noch keine Elektricität iſt. — Auf dieſe Art ſetzen ſich mehrer

Halbſterne aneinander, und ſo bilden ſich die Fichtenzeichnungen in der poſitiven Schrift. Aus derſelben Urſache entſtehen auch die Eiszweige an gefrornen Fenſterſcheiben. Die negative Schrift entſteht, wenn man den vorhergehenden Verſuch, ſtatt der poſitiven Ladung, mit einer negativ geladenen Flaſche macht, welche auch dadurch entſteht, daß man die Flaſche am Knopfe hält, und auf ihr auswendiges Belege Funken ſchlagen läßt, die Flaſche auf eine Glasſcheibe oder in ein Kelchglas ſtellt, und ſie bei dem äußeren Belege angreift; dann iſt ſie inwendig negativ. Schreibt man nun mit ihrem Knopfe auf eine nicht elektriſche Harzfläche, und pudert dieſe Stelle, ſo bildet das elektriſche Kügelchen bloß hintereinander liegende, abgebrochene Punkte, wie der Schachtelhalm der Tiſchler iſt; folglich entdeckt jede Fichtenſchrift den poſitiven, und die geſchachte Punktirſchrift den negativen Griffel oder Styl. Macht man mit dem Pudern des Hexenmehls den Anfang, und endiget man die Schrift mit der Elektricität, ſo bilden ſich dieſelben Figuren, nur mit dem Unterſchiede, daß das, was in den erſten Verſuchen erhaben erſchien, in dieſen vertieft, oder wie gravirt zu ſehen iſt, und die Vertiefungen der erſtern ſtellen ſich hier erhaben dar. So kann man mit dem Flaſchenknopfe ſolche Züge traktiren, welche Fichtenzweige und Fenſtereis vorſtellen.

Eine Schrift auf eine entfernte dunkle Wand zu werfen. Man ſchreibe mit gemeiner Tinte die Buchſtaben auf einen Planſpiegel verkehrt, und wenn dieſes geſchehen iſt, ſo wende man den Planſpiegel ſo lange, bis er ſein Reflectionslicht auf die dunkle Diſtanz wirft. Hierauf ſtellt man ein Converglas in gerader Linie zwiſchen den Spiegel und die dunkle Wand, ſo, daß alles Spiegellicht das Converglas bedeckt, und dieſes rückt man dem Spie-

gel näher oder davon weg, nachdem es die Diſtanz verlangt, bis das Bild im dunklen gegenüberliegenden Zimmer deutlich erſcheint und anderthalb Fuß lange Buchſtaben darin zeichnet, welche auch mit allen Farben erſcheinen, wenn man ſie auf den Spiegel gemalt hat. Spiegel und Linſe werden durch ein bewegliches Fußgelenke gerichtet. Klebt man nun von durchſichtig gemaltem Papiere, deſſen Umriß ausgeſchnitten, aufgeklebt, und durch angebrachte Hände und Füße beweglich gemacht iſt, ſo man durch Fäden zieht, auf den Spiegel auf, ſo wird die Täuſchung noch lebhafter, und es erſcheinen in dem Zimmer gegenüber große fortſchreitende natürliche Fliegen, wenn man an dem Spiegelrande Honig oder hinter dem Spiegel einen Magnet, und an der Fliege einen eiſernen Draht anbringt, den ein Haar ſchwebend erhält. So entſteht an der dunklen Wand eines gegenüber liegenden Zimmers eine Sonnenuhr, wenn man eine ſolche auf den Spiegel verkehrt zeichnet, und ſtatt des Zeigers, eine aus Papier geſchnittene Fliege aufſtellt, welche die wahre Stunde andeutet. Man kann auch des Abends eine Schrift oder ein Bild weit an eine Wand auf eine leichte oder beſſere Art, als mit dem Hohlſpiegel, werfen, wenn man die Schrift oder das Bild von auſſen auf eine Glaskugel durchſichtig malt, eine Lampe hinter die Kugel ſtellt, und das Licht durch ein Converglas auf die Wand oder das Fenſter hinleitet.

Eine Schrift vermittelſt der elektriſchen Entladung abzudrucken. Man ſchneide aus einem Kalender ein Wort von fünf bis ſechs Buchſtaben, unter welchen wenigſtens Einer, beſſer alle, roth ſeyn muß. Man feuchte das Papier ein wenig an, lege es auf eine feine, vier bis ſechsfach zuſammengelegte Leinwand dergeſtalt auf, daß die Buchſtaben die Leinwand berühren. Man lege nun

an beide Papierenden, auf welchen die Druckſchrift iſt, Metallſtreifen, und über dieſe und das Papierchen eine reine Karte; man bringe dieſe Anrichtung unter eine Preſſe, ſo daß die beiden leitenden Metallſtreifchen die Preſſe genau berühren, und laſſe von mehreren Flaſchen einen äußerſt ſtarken Schlag durch das Wort gehen, ſo wird man es auf der Leinwand abgedruckt finden, von den rothen Buchſtaben aber keine Spur.

Auf Glas mit Farben zu marmoriren, und darein goldene und ſilberne Schrift zu ſchreiben; ſ. Th. 84, S. 782. — Eine Schrift auf unplanirtem Papiere feſtſtehend zu machen. Da Tinte durchſchlägt und das Bleyſtift ſchmutzt und ſich auslöſcht, ſo ſchreibe man mit feinem Bleyſtifte auf dergleichen Druckpapier, ziehe es durch Waſſer und laſſe es trocknen, ſo findet man nichts Durchgeſchlagenes, nichts Schmutzendes, ſondern die Schrift oder Zeichnung iſt beſtändig. Dieſes gilt auch vom Rothſteine.

Eine Schrift in eine Tabaksdoſe einzuſchließen, und ohne die Doſe zu berühren, ſie wieder an einer Wachskerze erſcheinen zu laſſen. Der Künſtler macht dieſes Kunſtſtück auf folgende Weiſe: Er erbittet ſich aus der Geſellſchaft eine Tabaksdoſe, aus welcher man den Tabak herausſchüttet. Eine andere Perſon wird erſucht etwas nach Belieben auf ein kleines Papier zu ſchreiben. Das Geſchriebene legt nun der Schreiber in die Doſe. Bald darauf läßt der Künſtler das Zettelchen von einer andern Perſon herausnehmen, und verbrennt es zu Aſche. Man entdeckt dann das Zettelchen wieder in einer Wachskerze, deren etliche den Zuſchauern vorgezeigt werden. Die Auflöſung dieſes Kunſtſtücks iſt wie folgt: Die Tabaksdoſe, welche man entlehnt, muß weder von Gold, noch von

Silber ſeyn, und muß kein Charnier haben; es kann bloß ein runde Doſe von Papiermache, inwendig ſchwarz lackirt ſeyn, welcher man den Deckel abnehmen kann. Während der Zeit, als der Zuſchauer, was man verlangt, ſchreibt, trägt man mit einer Miene, als ob es aus Zerſtreuung geſchehe, den Deckel fort, legt denſelben mit Behendigkeit auf ein Blatt Büchſenbley, welches man mit der Scheere nach der Größe des Deckels zuſchneidet, um daraus einen doppelten Boden zu machen. Dieſen Boden legt man in den Deckel mit einem viereckigten zuſammengeſetzten Papiere, welches darunter verborgen wird. Man läßt nun das beſchriebene Papier eben ſo zuſammenlegen, wie jenes, das man in den Deckel verſteckt hat. Man erſucht nun den Zuſchauer ſeine Schrift in die Doſe zu legen, macht ſie zu, und der im Deckel befindliche Boden, welcher doppelt iſt, fällt in die Büchſe und verſteckt die Schrift, damit nichts, als das andere unbeſchriebene Papier zum Vorſchein kommt. Wenn nun der Zuſchauer dieſes nimmt und es verbrennt, ſo iſt er hintergangen worden; denn ſeine Schrift iſt in der Doſe zurückgeblieben. Man erſucht ihn nachher das falſche Papier in eine Tüte zu ſtecken, es an die Lichtflamme zu halten, und zu verbrennen, oder es vorher in einer gewiſſen Entfernung daran zu halten, um ſolches langſam zu erwärmen. Dieſer letztere Umſtand iſt ein bloßer Vorwand, damit der Künſtler dadurch Zeit gewinnt; denn während dieſer Zeit ſucht derſelbe die Doſe mit der Schrift hervor, nimmt eine zubereitete Wachskerze, deren Ende, wie bei den Kirchenlichtern gewöhnlich iſt, mit einem Eiſen von koniſcher Figur durchſtochen iſt. In dieſen hohlen Wachskegel ſteckt er die Schrift, welche jetzt wieder zum Vorſchein kommen ſoll; verſtopft die Oeffnung mit einem dazu paſſenden Kegel von Wachs, welchen

er ein wenig erwärmt, damit er deſto beſſer paſſe, und nicht erwärmt werden möge, indem er dann mit der Kerze ein unzertrenntes Ganze ausmacht. Dieſe Kerze miſcht er unter mehrere Kerzen und läßt ſie, indem er ſich derſelben Liſt bedient, von den übrigen allen durch eine Perſon herausnehmen. — Auf gleiche Weiſe kann man, faſt mit eben dieſen Handgriffen, die Schrift in einer Pomeranze finden laſſen. Damit dieſes Stück, welches die Zuſchauer gewiß beluſtiget, noch wunderbarer und auffallender werde, ſo muß man es doppelt machen, das iſt, man muß zu gleicher Zeit zwei Doſen und zwei beſchriebene Zettelchen nehmen, deren eins von einer Perſon hergegeben wird, mit welcher man einverſtanden iſt. Nachdem dieſe Perſon den Künſtler ſchon im voraus mit fünf oder ſechs gleich beſchriebenen Zettelchen verſehen hat, ſo kann man ſich auch mit eben ſo vielen Wachskerzen verſehen, und dann die Wahl der Geſellſchaft mit aller Zuverläſſigkeit überlaſſen. Dieſer Umſtand macht das Stück auch dem ſcharfſinnigſten Zuſchauer, dem ſchlaueſten Horcher zu einem wahren Wunderwerke, welches er anſtaunt. Sollte Jemand ein verabretetes Geſtändniß dabei argwöhnen, ſo beweiſet man ihm das Gegentheil dadurch, daß man ſich erklärt, man habe das Stück mit der Doſe einer Perſon gemacht, welche man gar nicht kenne, und daß man die nämliche Ausführung mit jeder andern Perſon vornehmen könne. Sollte auch Jemand Verdacht haben, es ſei, während der Zeit, daß der Künſtler den Doſendeckel auf die Seite ſchafft, ein doppelter Boden gemacht worden, ſo antwortet man, man habe das Stück auch mit einem andern Deckel gemacht, der nicht vom Tiſche genommen worden. Durch dieſes Ineinandeweben der Handlungen kann man auch den achtſamſten Forſcher verwirren.

Eine Schrift ohne Feder und Griffel zu ſchreiben. Man nehme ein gedrucktes Buch, ſuche in demſelben, an den Seiten der Blätter, wie man einige Worte zuſammenbringen kann, die einen vollkommenen Verſtand geben. Man macht von der rechten Hand den Anfang, und geht von da zur linken; bei jedem Buchſtaben oder Worte, das man nutzen will, macht man ein Pünktchen, und fährt ſo fort, bis man ſeine ganze Meinung entdeckt hat. Hierauf überſendet man dieſes Buch dem guten Freunde, dem das Kunſtſtück zuvor bekannt gemacht worden. Dem Ueberbringer kann man ein anderes höfliches Kompliment auftragen, etwa ſagen, daß man für das geliehene Buch ſeinen Dank erſtatte ꝛc.

Die ohne Stab nicht zuleſenden Schrift. Man nehme einen viereckigten Stab, wickle darum weißes Schreibpapier und ſchreibe darauf, was man wünſcht, daß ſein Freund erfahren ſoll, und nehme dann das Papier wieder herunter, ſo kann es nur derjenige leſen, der mit eben einem ſolchen Stabe verſehen iſt, oder mit dem man auf dieſe Weiſe geheim correſpondiren will. Dergleichen geheime Schreibarten waren bey den Alten ſehr im Schwange; ſie nannten dergleichen Stäbe Scytales; ſ. auch dieſen Artikel.

Eine Schrift mit vier Buchſtaben zu ſchreiben. Dieſe Kunſt gehört auch zu den geheimen Schreibekunſtſtücken; ſ. oben, unter Schreibekunſt, S. 328. Man wähle ſich hierzu nach Belieben vier Buchſtaben aus dem gewöhnlichen Alphabete, und mit dieſen mache man ſich nun ein Alphabet, mit dem man Alles ſchreiben kann. Man wählt ſich z. B. die Buchſtaben a, b, c, d, ſo kann man aus dieſen vier Buchſtaben folgendes Alphabet verfertigen:

A E I O V B C D F G H K
c d b a cd dd bd ad dc db da cb
L M N P Q R S T W X Y Z.
ca bc ba cc ab ac bb aa ccc ddd bbb aaa.

Wollte man nun vermittelſt dieſes Alphabetes z. B. die Worte ſchreiben: Wir haben kein Proviant mehr in der Stadt; ſo müßte es auf folgende Weiſe geſchrieben werden: ccc b a, da c dd d ba, cb c d b ba, cc ac a ed b c ba aa, bc d da ac, b ba, ad d ac, bb aa c ad aa. Es gehört zu dieſer Art zu ſchreiben nur Uebung, mit dieſer bringt man es bald ſo weit, daß man ſich vermittelſt eines Alphabets bald fertig ausdrücken kann, wenigſtens wird es nicht ſchwer halten, alles dergeſtalt zu leſen und zu ſchreiben, wenn man das Alphabet beſtändig vor Augen hat.

Zur Nachtzeit ganz gerade zu ſchreiben. Man darf nur das Papier, worauf man ſchreiben will Reihenweiſe falzen oder biegen, und mit der Hand dieſen Falzen nachfolgen.

Geſchriebene Schrift abzudrucken, eine Erfindung von dem Engländer Bolton, die er am 1ſten May 1780 der Königlichen Societät zu London vorgelegt hat. Das Papier, worauf ein ſolcher Abdruck gemacht werden ſoll, darf nicht geleimt ſeyn, und wird vorher mit Gallusdekoct eingetränkt, wieder abgetrocknet und aufbewahrt. Ehe man es aber zu dem erwähnten Gebrauche anwenden will, wird es bloß mit gemeinem Waſſer angefeuchtet, und die überflüſſige Näſſe mit Löſchpapier weggenommen; dann legt man es auf das Manuſcript, welches abgedruckt werden ſoll, bedeckt es mit geöltem Papiere, Pappdeckel und Flanell, und zieht es ſo durch eine gemeine Kupferpreſſe. Der in der Tinte befindliche Eiſenvitriol zieht durch Hülfe der Feuchtigkeit ſich aus den geſchriebenen Buchſtaben

in das dünne gallirte Papier, und bildet darin gleichſam eine neue Tinte, die aber das aufgelegte Papier eben ſo durchdringt, als es von der Feuchtigkeit durchdrungen war. Dieſe Tinte ſchlägt alſo durch, und daher iſt die Schrift auch nur auf der hintern Seite ordentlich zu leſen, die dem Originale nicht zugekehrt war.

Ueber die Schreibekunſt und die Schrift ſehe man, auſſer den oben, S. 345, ſchon angeführten Schriften, noch nach:

Journal der Moden. März, 1792, S. XLIII.
Fiſcher, Anweiſungen für Landſchullehrer, 1r Th., S. 112.
Vorſchlag zur Verbeſſerung des Unterrichts bei kalligraphiſchen Uebungen in Dorfſchulen; im Journal für Prediger. 9. Bd., 1. St., S. 47 — 50.
Schleswig = Holſteiniſche Provinzialberichte, 1791, S. 144.
Annalen des Königreichs Preuſſen, 1793, 1s St., S. 20.
Roßberg's Anweiſung zum Schön = und Geſchwindſchreiben, 1r Th., 1 — 3 Abth. Dresden, 1793.
Ueber die hieroglyphiſche Schrift, Meiners und Spittlers Göttingiſches hiſtoriſches Magazin, 3r Bd., 3s St., S. 456.
Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften ꝛc. 30, 33.
Geſchichte der alphabetiſchen Schrift; Meiners und Spittlers Götting. hiſtor. Magazin, 4, 720.
Wakefield, Urſprung der Buchſtabenſchrift; Abhandlungen der Geſellſchaft zu Mancheſter, 2, 161.
Huys Erfindung der Buchſtabenſchrift. Ulm, 1801.

Schriften, verblichene, wieder leſerlich zu machen.

Goth. gemeinnützl. Wochenblatt, 1780, S. 188. — Nachrichten für den Nahrungsſtand, 1783, S. 99. — Crell's chemiſche Annalen, 1786, 12s St., S. 545 u. f. — Blagden, Braunſchweig. Magazin, 1788, Col. 569. — Halle, fortgeſetzte Magie oder

die Zauberkünſte der Natur, 2r Bd., S. 398; 10r Bd., S. 76.

Verſchiedene Schriften darzuſtellen und Kunſtſtücke mit der Schrift:

Onomatologia curiota, artificiosa et magica oder ganz natürliches Zauberlexicon ꝛc. Nürnberg, 1764, S. 1365 u. f.

Verſchiedenes zum Unterrichte und zur Unterhaltung für Liebhaber der Gaukeltaſche. Geſammelt und herausgegeben von dem Hofrath von Eckartshauſen. München. 1791, S. 229 u. f.

Halle, fortgeſetzte Magie ꝛc., 3r Bd., S. 446. — 4r Bd., S. 343, 359. — 5r Bd., S. 126, 325, 327. — 6r Bd., S. 34. — 8r Bd., S. 473, 555. — 10r Bd., S. 74, 76, 78.

Geheimniſſe, alle Arten von Tinten zu machen, und mit Gold, Silber und Metall aus der Feder zu ſchreiben .c. Leipzig, 1811, S. 53 u. f.

Schrift im Räderwerke, beim Maſchinenbau, die Theilung bei dem Theilungsriß zu den Zähnen eines Rades oder der Treibſtöcke, die in gerader Linie nach der Sehne gemeſſen werden. Wenn die Triebſtöcke oder Zähne zu klein ſind, ſo wird es die junge Schrift genannt oder die Schrift ſei zu klein, dagegen nennt man es große Schrift, oder grobe Schrift, wenn die Zähne oder Triebſtöcke zu ſtark ausfallen.

Schrift auf den Glocken, beim Glockengießer, die Buchſtaben, womit die Glocken bei dem Guß derſelben bezeichnet werden, z. B. der Name des Gießers, die Zeit ꝛc. ꝛc. Die Gießer haben ſtarke Bretter, worein die Formenſchneider Buchſtaben von allerlei Größe eingeſchnitten haben, und können auch die Buchſtaben im Augenblick darin bleiben. Sie machen die Vertiefung naß,

drücken Wachs hinein, nehmen das Ueberflüſſige ab und ſtechen mit einem Stifte den geformten Buchſtaben aus der Vertiefung heraus; damit nun die Buchſtaben auf der Form der Dicke gerade aufgeſetzt werden können, ſo werden in die Schablone kleine Einſchnitte nach der Länge der Buchſtaben gemacht. Dieſes geſchieht, ehe das warme Talg auf die Geſtalt der Form aufgetragen wird; daher entſtehen auf dem Talge durch die kleinen Einſchnitte der Schablone, wenn dieſes herumgeführt wird, Linien, die dem Gießer wie Linien auf dem Papiere zum Schreiben, und zur Richtſchnur bei dem Aufſetzen des Buchſtabens dienen. Sowohl die Buchſtaben, als auch die Figuren, die auf die Glocke kommen, werden an ihrem Orte mit Terpentin aufgeklebt. Wenn nachher der Mantel aufgebracht und die Dicke aus der Form ausgeſchmolzen iſt, ſo haben ſich die Buchſtaben und Figuren in dem Mantel abgedruckt, und prägen ſich bei dem Guß der Glocke aus.

Schrift, Typi, Caracteres; Fr. Caractères, bei dem Buchdrucker und Schriftgießer, die aus Metall gegoſſenen Typen, Lettern oder Buchſtaben, welche zum Druck gebraucht, Centnerweiſe verkauft, und nachher in Käſten in den Buchdruckereyen vertheilt werden. Sie werden ſowohl nach der Größe, als auch nach der Lage der Buchſtaben unterſchieden. Die Sprache macht aber dabei keinen Unterſchied. Was die verſchiedenen Namen betrifft, ſo werden ſie der Form oder Geſtalt nach 1) in Deutſche, und dieſe wieder in Fraktur und Schwabacher; 2) in Lateiniſche (wozu auch die mit ihnen übereinkommenden Franzöſiſchen, Engliſchen und Italieniſchen gehören), und dieſe wieder in Antiqua und Curſiv; 3) Griechiſche; 4) Hebräiſche; 5) Sy-

riſche; 6) Arabiſche ꝛc. eingetheilt. Hierauf werden alle dieſe Gattungen nach ihrer verſchiedenen Größe auch verſchieden benannt. Die erſte und größte Gattung, welche zu Titeln und zu Anfange eines Buches, Kapitels oder einer Rede gebraucht wird, nennt man 1) Kapitalſchrift oder Kapitalia; dieſer folgt 2) die Miſſal-Fractur und die kleine Miſſal, welche von Einigen die große Sabon genannt zu werden pflegt; die Lateiniſche wird in die große und kleine Miſſalantiqua unterſchieden; 3) die große oder grobe und kleine Canon; im Lateiniſchen Canon de Garamond, Petit Canon, Antiqua de Garamond und Petit Canon Curſiv; 4) neue Roman, Theuerdankfraktur, welche Einige Pabſttext nennen; im Lateiniſchen Romanantiqua und Curſiv; 5) krauſe und neue Textfraktur; im Lateiniſchen Textantiqua und Curſiv; 6) Bibelfractur; im Lateiniſchen Parangon-Antiqua de Garamond, Parangon-Curſiv de Grandion; 7) neue und gebrochene Tertiafractur, auch Tertia-Schwabacher; im Lateiniſchen Tertia-Antiqua und Curſiv, von Einigen Tertia-Antiqua de Garamond, auch Tertia-Curſiv de Grandion genannt; 8) grobe und kleine Mittelfractur, mittelrheinländiſche und krauſe Fractur; im Lateiniſchen Media-Antiqua und Curſiv, von Einigen Media-Antiqua de Garamond, Media-Curſiv de Grandion genannt; 9) grobe und kleine Cicero-Fractur, auch Cicero-Schwabacher; im Lateiniſchen Cicero-Antiqua und Curſiv, von Einigen Cicero-Antiqua de Garamond und Cicero-Curſiv de Grandion genannt; 10) Corpus-Fractur und Schwabacher; im

Lateiniſchen Corpus - Antiqua und Curſiv, von Einigen Garamond - Antiqua de Garamond, und Garamond - Curſiv de Garamond genannt; 11) grobe und kleine Petit-Fractur; im Lateiniſchen Petit - Antiqua und Curſiv, von Einigen Petit - Antiqua de Garamond, Petit - Curſiv de Grandion genannt; 12) Mignon - Antiqua und Curſiv, von Einigen Jungfernſchrift genannt; 13) Nonpareilfractur und Schwabacher; im Lateiniſchen Nonpareil - Antiqua und Curſiv; 14) Rubinfractur und Schwabacher, von Andern Colonel genannt; im Lateiniſchen Perlantiqua und Curſiv, die kleinſte Schrift, welche ſelten vorkommt. Dieſe hier angeführten Benennungen ſind größtentheils veraltet, obgleich ſie immer noch zur Bezeichnung der verſchiedenen Schriften einen Theil ihrer Benennung hergegeben haben, nur bleiben jetzt die Nebenbenennungen weg, ſie müßten denn die Schrift ganz beſonders bezeichnen. Der Urſprung der oben angeführten Namen iſt mehrentheils unbekannt; einige derſelben, als Miſſal, Brevier, Cicero, Corpus, Bibel, Theuerdank, ſollen ihren Urſprung daher haben, daß die beſagten Bücher zuerſt mit dieſen Schriften gedruckt worden ſind; Garamond und Grandion aber von ihren Erfindern und Schriftgießern; die Schwabacherſchrift hat ihre Benennung nicht der Stadt Schwabach, ſondern ihrem Erfinder dieſes Namens zu danken. Die Nonpareil oder Unvergleichliche, die ihres Gleichen nicht hat, Petit oder die kleine, und Mignon oder Minion, Jungfernſchrift, ſcheinen aus Frankreich herzuſtammen. In den gegenwärtigen Buchdruckereyen ſind die gewöhnlichen Namen der Buchſtaben in aufſteigender Linie, von den Kleinſten

an: Perl - Colonel, Nonpareil, Petit, Bourgeois, Garamond oder Corpus, kleine Cicero, grobe Cicero, kleine Mittel, grobe Mittel, Tertia, Text, Doppelmittel, kleine Canon, grobe Canon, kleine Miſſal, kleine Sabon, grobe Sabon ꝛc. In abſteigender Linie findet man ſie auch auf folgende Weiſe in manchen Buchdruckereyen geordnet, als: Text-Fractur, Tertia-Fractur, grobe Mittel-Fractur, kleine Mittel-Fractur, grobe Cicero - Fractur, kleine Cicero-Fractur, Corpus-Fractur, Bourgeois-Fractur, hohe Bourgeois-Fractur, lange Petit-Fractur, runde Petit - Fractur, Colonel-Fractur, Nonpareil-Fractur, grobe Cicero-Schwabacher, kleine Cicero-Schwabacher, Corpus-Schwabacher, Petit - Schwabacher, Tertiaſchreibſchrift. Dieſe Schrift, welche wie geſchrieben ausſieht, und zur Deutſchen Kanzellei- oder Currentſchrift gehört, iſt in neuerer Zeit ganz aus den Druckereyen verdrängt worden; nur in neueſter Zeit haben einige Schriftſteller, z. B. Karl Förſter, dieſer Schrift wieder Eingang verſchaffen wollen, allein ohne Erfolg; des Letzteren Werk Geographie oder Erdbeſchreibung ꝛc. mit Deutſcher Schreibſchrift (Steindruck) gedruckt, hat bloß, dieſer Schrift wegen, keinen beſondern Eingang beim Publikum gefunden. Von Lateiniſcher Schrift von oben herab oder in abſteigender Linie: Text-Antiqua, Tertia-Antiqua, Mittel - Antiqua, Cicero-Antiqua, Corpus-Antiqua, Bourgeois-Antiqua, Petit-Antiqua, Colonel-Antiqua, Text-Curſiv, Tertia-Curſiv, Mittel-Curſiv, Cicero-Curſiv, Corpus-Curſiv, Bourgeois-Curſiv, Petit-Cur-

ſiv, Colonel=Curſiv ꝛc. ꝛc. Bei der Griechiſchen fängt man von unten herauf an mit Perl=Griechiſch ꝛc. ꝛc. und ſo auch mit den Schriften der übrigen hier nicht angeführten Sprachen. In Anſehung der Lage der Schriften unterſcheidet man die geradeſtehende Schrift von der Curſivſchrift. Die Schwabacher Schrift iſt eine nach Altgothiſcher Art gebildete Frakturſchrift. Ueber die älteren Schriften ꝛc. ſ. das Nürnberger Formatbuch und Geßners Buchdruckerkunſt. — Ueber das Weitere dieſer Schriften in den Schriftgießereyen, ſ. den Art. Schriftgießkunſt.

Schrift (Ab=), Kopie, Copie, ſ. Th. 8, S. 376. In der Diplomatik heißt die Abſchrift eine Original=Urkunde. Dieſe Abſchriften werden wieder eingetheilt in cuthentiſche, archivaliſche und in bloße Privatabſchriften. Die erſte Art hat vor den andern einen großen Vorzug. Schon das Anſehen, welches ſie dadurch erhalten, in den Archiven aufbewahrt zu werden, iſt nicht geringe; denn ſchon hieraus ſteht zu vermuthen, daß ein Kunſtverſtändiger, ein Archivar, ſie treu von der Urſchrift genommen hat. Dergleichen archivaliſche Abſchriften verdienen daher vielen Glauben, obgleich ſie zum Beweiſe den Werth des Originals nicht haben, jedoch iſt der Grad der Glaubwürdigkeit weit größer, als bei einer Privat=Abſchrift, wenn ſie vor Gericht gebraucht werden ſoll. Es giebt aber auch uralte auf Pergament geſchriebene archivaliſche Abſchriften, die zu gleicher Zeit von demſelben Notare geſchrieben worden, der das Original ausgefertiget hat, und die gleichfalls in dem Archive niedergelegt worden. Da nun dieſe jenen in allen Stücken völlig gleich ſind, nur daß ihnen das Siegel fehlt, ſo müſſen ſie aus andern Urſachen einen gegründeten Verdacht mit ſich führen, wenn man ihnen vor

Gericht den Beweis verſagen wollte, da man eine neue von dem Archivar oder wohl gar von einem Notar vidimirte Abſchrift, als gültig annimmt. Es iſt immer bedenklich, wenn ein jetziger Notar eine Abſchrift von einer alten Urkunde des 15ten und 16ten Jahrhunderts macht, wo die Schriftart voller Abkürzungen oder Abbreviaturen, alſo die allerſchlechteſte iſt, die ſchon einem geübten Diplomaten Mühe koſtet zu enthüllen; und dennoch gilt ſie vor Gericht. — Es giebt noch eine andere Art von authentiſchen Abſchriften, die man wenigſtens dazu rechnet, nämlich alle Schenkungs- und Freiheitsbriefe ꝛc., ſo durch Krieg oder Brand verloren gegangen, und von den damals lebenden Fürſten ꝛc. durch neue wieder erſetzt worden. Dieſe erneuerten Schenkungsbriefe ſollte man eigentlich nicht unter die Abſchriften rechnen; denn die alten Originale, welche durch das Alterthum, durch feuchte Gewölber, öfters auch durch Ungeziefer gänzlich verdorben und zerſtört worden, ſind mit größeren Feierlichkeiten ausgefertiget worden, und eigentlich jenen alten Urſchriften in derſelben Eigenſchaft ſurrogirt. Dergleichen von neuem authentiſirten und transſumirten Schriften oder dergleichen Transſummte von Urſchriften findet man häufig, und weil ſie größtentheils von Biſchöfen, Aebten, und andern vornehmen Geiſtlichen, ſo allen Glauben verdienten, transſumiret ſind, ſo muß man ſie jenen erſten Urſchriften auch gleich halten; wenigſtens erhalten ſie in der Geſchichte allen Glauben; auch dienen ſie zum Beweiſe ſo gut, als jene. Man könnte hier allerdings anführen, daß ſie leicht untergeſchoben werden können, allein dieſe Beſorgniß iſt zu weit getrieben, weil ſolches auch bei dem Originale möglich und vielfach geſchehen iſt. Es müſſen alſo hinreichende Data vorhanden ſeyn, wenn die Suppoſition zu beſorgen, und

findet man ſie bei dem Originale, ſo hat auch dieſes nichts voraus, mithin ſind jene dieſen aus der Urſache im geringſten nicht nachzuſetzen. Alle dieſe genannte, alle archivaliſche Abſchriften haben daher einen großen Glauben, und ihr Beweis iſt in der Geſchichte ſo gůltig, als wenn er durch eine Urſchrift geführt iſt. Eine ganz andere Bewandtniß hat es mit den Privatabſchriften; denn bei dieſen hat man Urſache beſorgt und im hôchſten Grade mißtrauiſch zu ſeyn. Ein Kenner, der ſie zu beurtheilen weiß, wird es denſelben beim erſten Anblick anſehen, in wie weit ihnen zu trauen iſt. Rührt ſie von einem Manne her, der durch die Uebung richtig zu leſen gelernt hat, und dabei nur einige diplomatiſche Kenntniß beſitzt, ſo iſt ſie gewiß brauchbar. Man wird gleich die Data darin finden, die ſie legitimiren, Styl, Formeln und ſelbſt das ſchlechte Latein ꝛc., Alles wird in die Augen fallen. Sobald aber ein Fuſcher, der mehr gerathen, als geleſen hat, dem die Formeln unbekannt, der die ſchlechten Lateiniſchen Wörter, als Schreibfehler angeſehen und verbeſſert, mit einem Worte das ganze Original verſtellt und nach ſeiner eigenen Idee faſt umgearbeitet hat, die Abſchrift von dem Originale genommen, ſo iſt ſie allerdings ſehr unſicher, wo nicht vôllig unbrauchbar. Wie behutſam alſo der Herausgeber von Urkunden-Sammlungen verfahren muß, wenn er Abſchriften inſerirt, wird ein jeder ſelbſt einſehen. Dieſe Gattung iſt aber noch nicht die ſchlechteſte; es giebt in weit grôßerer Anzahl Abſchriften, ja ganze Sammlungen derſelben, die eine von der andern, und wohl zehnmal und darůber abgeſchrieben ſind. Je ôfter alſo die Abſchrift wiederholt worden, je weiter hat ſie ſich von der Urſchrift entfernt, daher ſind Fehler auf Fehler gehâuft, ſo daß zuletzt von jener nichts übrig bleibt. Dieſe Gattung, welche man zum Schaden

der Geſchichte ꝛc. in großer Menge findet, iſt die gefährlichſte, für welche ſich ein jeder, der ſie brauchen will, hüten muß. Es curſiren dergleichen Abſchriften, worüber Kenner erſtaunen. So iſt die bekannte Gundlingiſche Sammlung Brandenburgiſcher Urkunden in Berlin wohl zehnmal eine von der andern abgeſchrieben worden; dabei aber ſo verdorben, daß ſie kaum mehr kenntbar iſt. Bei dem allen hat man eine ungeheure Anzahl von ſolchen ſchlechten Privatabſchriften gewöhnlich genommen, aller Orten drucken laſſen. Sie werden auch gebraucht; allein der Schaden, den ſie ſtiften, iſt größer, als der Nutzen. Der Grundſatz ſteht hierbei feſt, daß ſchlechte durch ganz Unerfahrene gemachte Abſchriften, und beſonders diejenigen, die vielmals von einander abgeſchrieben worden, verdächtig und mit der größten Behutſamkeit zu gebrauchen ſind.

Der Vikar M. Camerar aus Düßlingen hat mehrere polygraphiſche Verſuche gemacht, und ſolche zu Ende des verwichenen Jahrhunderts der Akademie der Wiſſenſchaften zu Erfurt eingeſchickt, welche damals die Aufmerkſamkeit auf ſich zogen; allein ſpäterhin wieder ganz auſſer Acht gekommen ſind. Die Vervielfältigung einer Abſchrift iſt beſonders bei Kanzleien, Kaufleuten und in allen den Fällen, wo ſichs der Mühe nicht lohnt, etwas drucken zu laſſen, oder auch, wo man ſeine Nachrichten nicht gern abdrucken laſſen will, von großer Wichtigkeit. Die Probe des oben genannten Erfinders der Vervielfältigungsſchrift, ward achtzigmal vervielfältiget, und alle Abdrücke waren ſehr leſerlich. Das Verfahren ſelbſt beruht in folgendem Geſchäfte. Man ſchreibt mit einer Dinte, welche das Papier zernagt, z. B. mit Schwefelſäure, worin Gummi aufgelöſet worden. Man hält nun das angenagte Papier an eine heiße Ofenplatte, ſo daß die Buchſtaben ausgebrannt wer=

den, welche man auf jeden Fall noch mit einer Nadel ſäubert. Das Papier, in welchen die Buchſtaben ſämmtlich hohl oder, wie man ſagt, durchſicheig ſind, lege man auf ein mit Buchdruckerfarbe überzogenes Brett, und drucke ſo die durchgehende Schrift auf andere Blätter ab, ſo viel man will. Das Papier, welches das Modell enthält, muß von einem feſten und dichten Körper ſeyn. So nahm der Erfinder Velinpapier zum Modell, welches ſich ſelbſt nach achtzigmaliger Vervielfältigung nach ſo gut erhalten hat, daß er es noch weiter auflegen konnte. Bei gedachten achtzig Abdrücken legte derſelbe nur fünfmal friſche Farbe auf. Das Modell muß aber jedesmal abgenommen oder fortgerückt werden. Trüge man die Buchdruckerſchwärze auf eine Kupferplatte, die man erwärmt, ſo würde die Behandlung noch dadurch gewinnen, ſo wie ſich nach den Aeußerungen des Erfinders die Sache noch in mancher Hinſicht verbeſſern läßt. Da bei dem Verfahren des Durchnagens diejenige Buchſtaben, welche eine geſchloſſene Figur haben, wie a e und o, den eingeſchloſſenen weißen Papierraum verlieren, ſo hat der Erfinder ſtatt derſelben, z. B. ſtatt des o ! angewandt. Dieſe Erfindung verdient des Nutzens wegen, ſo wie in Rückſicht auf Zeit und Gelderſparung vervollkommnet zu werden; aber Anwendungen von Wichtigkeit werden ſich ſchwerlich von dieſer Schriftdruckerey erwarten laſſen.

Bei der Handlung macht man Abſchriften von Briefen, Wechſeln ꝛc. Bei denjenigen Kaufleuten, welche ein ausgedehntes Handelsgeſchäft beſitzen, und daher einen ſtarken Briefwechſel führen, iſt das Abſchreiben der Briefe von der größten Wichtigkeit, um ſtets nachſehen zu können, wenn und was man an ſeinen Freund geſchrieben hat. Eben ſo müſſen

auch mit großer Vorſicht von Wechſeln, Anweiſungen &c. Abſchriften genommen werden.

Schrift (Antiqua=), die Lateiniſche Schrift in den Buchdruckereyen; man hat deren von der Perl=Antiqua bis zur Text=Antiqua; ſ. auch oben, unter Schrift, S. 450.

— (Arabiſche), ſ. oben, S. 451. Die Arabiſche, Türkiſche und die Perſiſche Schrift ſind aus einem Stamme, nur die Buchſtaben weichen hin und wieder in der Bedeutung von einander ab. So haben einige Perſiſche Buchſtaben etwas Eigenthümliches, was die Türkiſchen von gleicher Bedeutung nicht haben &c. Die Arabiſche Schrift iſt eine der älteſten noch lebenden im Oriente, die auch über einen großen Theil von Afrika mit der Religion des Mohamedaniſchen Arabers durch ſeine Siege ſich verbreitet hat; auch in Europa eingedrungen iſt.

— (Auf=), Inſchrift, ſ. Th. 30, S. 138. Zur Ergänzung dieſes Artikels noch Folgendes: In den ſchönen Wiſſenſchaften, eine kurze ſinnreiche Schrift auf einem der Oeffentlichkeit gewidmeten Denkmale, Gebäude &c. Schöne Aufſchriften dieſer Art findet man in Lateiniſcher Sprache an mehreren unter Friedrich dem Großen und unter Friedrich Wilhelm dem Dritten aufgeführten öffentlichen Gebäuden in Berlin und Potsdam. So lautet die Inſchrift oder Aufſchrift an dem Invalidenhauſe bei Berlin vom Marquis d'Argens: Laeso et invicto Militi (dem verwundeten und nicht überwundenen Soldaten); an dem Opernhauſe von Ramler: Fridericus Rex Apollini et Musis (der König Friedrich dem Apoll und den Muſen); an dem Kadettenhauſe: Martis et Minaervae Alumnis (den Zöglingen des Mars und der Minerva); an dem Münzgebäude: Fride-

ricus Guilielmus III Rex rei monetariae, mineralogicae et architectonicae MDCCC. (der König Friedrich Wilhelm der Dritte der Beſchäftigung in den Münzen, Mineralien und der Baukunſt); an dem Univerſitäts = Gebäude: Universitati Litterariae. Fridericus Guilelmus III A. CIↃIↃCCCVIIII (Friedrich Wilhelm der Dritte im Jahre 1809 der literariſchen Hochſchule); am Schauſpielhauſe: Fridericus Guilelmus III Theatrum et Odeum incendio consumta majore culta restituit MDCCCXXI (Friedrich Wilhelm der Dritte hat das durch Feuer verzehrte Schauſpielhaus und den Muſikſaal nach einem größeren Style wieder aufbauen laſſen, 1821.). Auf dem großen Armenhauſe zu Potsdam ſteht: Fridericus Rex. Civibus egenis MDCCLXXIV (Der König Friedrich. Den dürftigen Einwohnern, 1774). Man gewahrt übrigens ſehr leicht, daß man dieſe Inſchriften eben ſo gut und kurz in Deutſcher Sprache geben könnte, und es iſt unverantwortlich, daß man in Deutſchen Staaten Lateiniſche Inſchriften findet. Eine Inſchrift iſt ein öffentliches Denkmal; ſie ſoll nicht nur dem Gelehrteu, ſondern dem ganzen Volke verſtändlich ſeyn; iſt dieſes nun der Fall bei dieſen Inſchriften? Eine ferne, vielleicht ganz fremde Generation, würde ſich in Römer Städte verſetzt glauben. So wenig achtet der Deutſche auf ſeine Nationalität! — Man hat zwar in der neueſten Zeit angefangen hin und wieder den Denkmälern Deutſche Aufſchriften zu geben, ſo z. B. führen die Bildſäulen von Scharnhorſt und von Bülow von Dennewitz in Berlin Deutſche Aufſchriften; allein an den neueſten Gebäuden, z. B. an dem Muſeum fängt man wieder mit Lateiniſchen Inſchriften an, und ſo wird dieſe Sucht, nur das Fremde nachzuahmen, noch lange unter uns bleiben.

Im 17ten Jahrhunderte war der Geſchmack der Inſchriften ſehr verdorben; denn man ſuchte das Sinnreiche und Scharfſinnige auf Koſten des Natürlichen auszudrücken. In keiner Zeile durfte ein ſpitziger Gedanke fehlen; Wortſpiele mußten häufig die Stelle des wahren Witzes vertreten. Reime, Jahrzahlen, Anagrammate und dergleichen Sachen wurden mit vielem Gepränge ausgekramt. Hier einige Beiſpiele: Ueber einen Brunnen: bibe, dum fluo, mox refluam, sic eunt omnia. (Trinke, ſo lange ich fließe; bald möchte ich zurückfließen, denn auf dieſe Weiſe geht es Allen). Auf das Grab einer frommen Wittwe: viva mortuae, mortua vivae similis, sexum virtute, votus coelum vicit. (Lebet, ihr Todten; die Todte lebte euch ähnlich, die Tugend eures Geſchlechtes, das durch ſein Gelübde den Himmel gewonnen). Hier eine gelungene unter einer Anzahl von gezwungener und ſchlechter Aufſchriften über eine Sonnenuhr: me sol, vos umbra regit. (Ich Sonne, regiere euren Schatten.)

Diejenigen Schriftſteller, welche ſich beſonders Mühe gegeben, die alten Griechiſchen und Lateiniſchen Aufſchriften aufzuſuchen und in großen Sammlungen herauszugeben, ſind: Gruter, Reineſius, Fabretti, Feretti, Spon, Tomaſini, Malvaſia, Vignole, Maffei, Muratori und Andere. Der Nutzen dieſer Aufſchriften, als hiſtoriſche Denkmäler betrachtet, iſt ſehr groß; denn nur auf ihnen ruht mit die Glaubwürdigkeit der Geſchichte. Die meiſten ſind im Namen des Staates, alſo der ganzen Nation aufgerichtet worden, und wenn dieſes auch nur in einem Theile deſſelben geſchehen, ſo ſind ſie doch unverwerfliche Zeugen für die Wahrheit der Sache ſelbſt. Die Zeit kann ſie zwar vernichten, aber nicht verfälſchen.

Eine Begebenheit, die durch eine alte Aufſchrift beſtätiget wird, iſt weit gewiſſer, als diejenige, die in Büchern erzählt wird. Auch für die Kritik werden ſie wichtig. Viele ortographiſche Streitigkeiten können dadurch entſchieden werden. Man muß ſie aber mit Sorgfalt gebrauchen. Erſtlich muß man die Zeit berückſichtigen, in welcher ſie verfertiget worden ſind, und dann auch, ob ſie auf öffentliche Autorität oder in Privatnamen errichtet worden ſind. Jene verdienen einen größeren Glauben, als dieſe. Sie zeigen auch ferner den herrſchenden Geſchmack, und die Denkungsart, die zu den Zeiten, da ſie aufgeſtellt worden, geweſen iſt. Sobald demnach die ſchönen Wiſſenſchaften nach den barbariſchen Zeiten zu blühen anfingen, ſo wendete man eine nicht geringe Mühe an, dieſe Denkmäler der Geſchichte und des Geſchmackes früherer Jahrhunderte aufzuſuchen. Der Pabſt Nicolaus der Fünfte ſchickte den Cyriakus Aeconitanus in verſchiedenen Ländern umher, um die alten Steine aufzuſuchen und die Aufſchriften auf denſelben abzuzeichnen. Mit ihm arbeitete Marcanova, ein Arzt von Padua, in gleicher Abſicht, und dieſer hatte wieder den Andreas Mantinea, einen Maler, zum Gehülfen. Auf dieſes Zeichen folgten noch mehrere Gelehrte und Künſtler in Italien, und im Jahre 1521 gab Mazochi die erſte Sammlung alter Aufſchriften heraus. Der Eifer, Alterthümer aufzuſuchen, blieb nicht allein in Italien, ſondern auch die Deutſchen gaben ſich viel Mühe es den Italienern gleich zu thun Fugger, Pirkheimer, Peutinger, Choler machten ſich beſonders um dieſes Studium verdient und eine Sammlung ihrer Entdeckungen erſchien im Jahre 1544. Auf Befehl der Generalſtaaten von Holland gab Janus Douza im Jahre 1588 eine große Sammlung ſolcher

Aufſchriften heraus, welche Smetius auf ſeiner ſechsjährigen Reiſe in Italien geſammelt hatte. Bei den Engländern machte ſich der Graf Arundel durch die Sammlung ſeiner von ihm benannten Tafeln; bei den Franzoſen Spon; bei den neuern Italienern die oben ſchon angeführten Männer um die Aufſchriften verdient. Gruter, Gudius, Grävius trugen die geſammelten Schätze in eins zuſammen, und was nach ihren Zeiten entdeckt worden, liefert Muratori beide in koſtbaren prächtigen Werken. Hierdurch ſind in der Geſchichte viele Irrthümer entdeckt worden, die aus Mangel glaubwürdiger Denkmäler immer Einer dem Andern nachgebetet hat. Hierdurch iſt auch der verdorbene Geſchmack, der ſich in den neueren Aufſchriften gezeigt hatte, gereiniget worden, und man ſucht überall die alte Einfachheit wieder herzuſtellen. Dieſes war auch eine der Abſichten des Königs Ludwigs des Vierzehnten, indem er die Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften ſtiftete.

In der Archeologie iſt das Erklären der Aufſchriften von beſonderer Wichtigkeit, vorzüglich wichtig iſt, die ächten Aufſchriften von den unächten zu unterſcheiden. Man findet ſie auf allen Arten von Alterthümern, auf Tempeln, Kapellen, Mauren, Thoren, Thürmen, Theatern, Bildſäulen, Meilenmeſſern, Bädern, Hallen, Waſſerleitungen, Triumphbogen, Obelisken, Grabmälern, Pyramiden, Gränzſteinen, Urnen, Särgen, Altären, Fußgeſtellen, Friſen, Architraven ꝛc. Man gewahrt ſie auch auf allerlei Gefäßen, Hausrath und Waffenmünzen, auch geſchnittenen Steinen. Dieſe Aufſchriften ſind in der Geſchichte oft merkwürdigere und gewiſſere Zeugniſſe einer Begebenheit, als die Nachrichten, die wir davon bei den alten Schrift-

ſtellern aufgezeichnet finden. Sie ſind entweder Monumenta publica oder privata. Auf diejenigen, die auf Koſten und Befehl des Senats geſetzt wurden, wurde mehr Sorgfalt und Fleiß verwandt, als auf jene, welche ſich Privatleute ſetzen ließen; allein aus dem Beiſpiele des Pompejus, wie man beim Gallius gewahrt, iſt abzunehmen, wie wichtig ein ſolches Geſchäft von den Alten betrieben wurde; denn er hatte dreißig bis vierzig Gelehrte in ſeinem Hauſe verſammelt, die lange nicht einig werden konnten, ob ſie auf ſein erbautes Theater tertio oder tertium Consul ſetzen ſollten. Die Aufſchriften aus den neuern Zeiten kommen wegen ihrer Schönheit in keine Betrachtung, weil es ihnen meiſtens an Simplicität, Kürze und Nachdruck fehlt. Die Aufſchriften aus den älteſten Zeiten verdienen die Aufmerkſamkeit eines jeden Kunſtkenners; denn ſie ſind mit der nützlichſten Deutlichkeit und Kürze, mit den eigentlichen Worten und mit Beobachtungen der merkwürdigſten Umſtände jeder Begebenheiten abgefaßt. Selbſt die größten Thaten ſind mit einer anſtändigen Einfalt und Beſcheidenheit erzählt. Die Schrift iſt jederzeit deutlich, natürlich, leſerlich und ſchön. Die Buchſtaben ſind in einer nach der Ferne abgemeſſenen Stärke und Größe gezeichnet, und ſo tief eingegraben, daß ſie leicht in die Augen fallen. Keiner iſt größer, als der andere, und keiner mit dem andern zuſammengehängt. Sie ſind, ihrer Zeichnung nach, in ein Viereck, das gleiche Seiten und Winkel hat, eingeſetzt, und geriſſen worden, und davon, oder auch weil ſie mit Zuziehung des Zirkels, Richtſcheids und Winkelhakens eingehauen zu werden pflegten, hießen ſie Quadratſchrift, ſie hießen auch Unziales, von Uncia, dem zwölften Theil des Römiſchen Fußes, weil das Viereck der kleinen und ordentlichen Buch-

ſtaben auf den gemeinen Aufſchriften zum öfteren und ungefähr einen Quadratzoll betrug. Auf Marmortafeln war die Schrift kleiner, auf Erz und Pergament aber groß; und weil anfangs die Unziallettern eine beſtimmte Größe hatten, ſo wurden die größern auch nach dem Maaße der Höhe: trientales semissales, pedales, sesquipedales und cubitales genannt. Man trifft an großen Denkmalen dergleichen Schriften an, deren Buchſtaben 1/2 Fuß, 1 Fuß und darüber ins Quadrat haben. Alle Buchſtaben ſind an Höhe und Stärke einander gleich, wenigſtens diejenigen, ſo auf einer Zeile ſtehen. Die Enge des Platzes veranlaßt zuweilen einen Theil der Aufſchrift mit kleineren Buchſtaben abzuſetzen. Die Aufſchriften haben keine Anfangsbuchſtaben oder ſogenannte Verſalien. Nur zuweilen wurde das S und I etwas größer gemacht, wenn es ein Doppeltes bedeuten ſollte. Die Alten wußten nichts von Interpunktion, nur die einzelnen Worte ſind, der größeren Deutlichkeit wegen, und damit ſie nicht vermiſcht werden ſollten, mit Punkten bezeichnet; ſie wiſſen auch nichts von größeren und kleineren Zeilen, wie die Neuern auf ihren Inſchriften. Am Ende ſteht niemals ein Punkt, und zwiſchen den Worten iſt ſelten ein Raum gelaſſen. Die Zeilen laufen meiſt horizontal von der linken zur rechten Hand; in wenigen ſind ſie Säulenförmig oder perpendikular geſtellt. Bei den alten Griechen war eine Art gebräuchlich, in welcher die Zeilen ſo liefen und ſich wendeten, wie die Furchen im Pflügen gezogen werden; ſ. oben, S. 280. Die zwei älteſten furchenartigen Inſchriften ſind: die Sigeiſche und Amykleiſche. Die alten Aufſchriften haben das I mit einem Punkte, das J. V. U. nicht; auch fehlen auf den ganz alten das G, Q, X, Y im Unterſchied gegen C und V, wie auch das Z gänzlich; nimmt man nun

vollends das F und H als Aſpirationszeichen weg, ſo hatte ihr Alphabet nur ſechzehn nothwendige Buchſtaben. Der Kaiſer Claudius I. fügte noch einen Buchſtaben hinzu, der dieſe Ⅎ Geſtalt hatte, und das V, wenn es einen Conſonanten bedeutet, von dem Vocal V unterſcheiden ſollte, z. B. D I Ⅎ A E findet man auf Inſchriften, die zwei andern, die er nach Sueton's und Tacitus Bericht auch erfunden haben ſoll, haben keine gewiſſe Bedeutung; daher findet man ſie nirgends auf Monumenten. Die Alten führten auch Abkürzungen in ihren Aufſchriften ein; 1) einzelne Buchſtaben, welche Siglae, Sigla oder Sigilla genannt werden; z. B. A, i. e. Aulus. C. Cajus, S. P. D. salutem plurimam dico etc. 2) Die Anfangsbuchſtaben z. B. C N. das iſt, Cneius, TI Tiberius COS. Consul. 3) Die Monogrammata, indem man ſolche Buchſtaben in einen einzigen zuſammenzieht. So erſchien die Æ æ als Diphthongus in den älteſten Zeiten. Die erſte Figur dieſer Art gewahrt man auf den alten Conſulariſchen Münzen und den Kaiſerlichen. Man findet ſie in den Aufſchriften zu den Zeiten des Kaiſers Claudius, und unter dem vierten Conſulat des Gratians; auf den Münzen einiger Griechiſcher Städte von den Zeiten Philipps und Alexanders des Großen an. Anfangs zog man nur zwei oder drei Buchſtaben zuſammen, um den Raum zu erſparen, ſpäterhin mehrere.

In der Diplomatik iſt die Inſchriftenkunde auch von einer nicht geringen Wichtigkeit, da man daraus die verſchiedenen Arten der Aufſchriften in öffentlichen Briefen und Urkunden aus den früheſten Jahrhunderten kennen lernt. Der Römer dunkle Geſchichte und ihre damaligen Gebräuche, lernt man aus den Aufſchriften auf Römiſchen Steinen und andern Monumenten, die man in Italien, auch in Deutſch-

land und anderwärts häufig findet, kennen; weil ſie aber öfters nur einzelne Buchſtaben, auch wohl beſondere Figuren von gewiſſer Bedeutung, und eigne Formeln vorzeigen, ſo wird ſchon ein großer Alterthumskenner in dieſem Fache erfordert, der ſie richtig auslegen kann; denn mit wenigen Worten iſt auf den Steinſchriften öfters viel geſagt. So zeichneten z. B. die Römer auf den Stein, der einen Soldaten betraf, den Namen des Verſtorbenen, ſein Geſchlecht, Vaterland, die Legion, worunter er diente, die Veränderung ſeiner Dienſte, die Dienſtjahre ꝛc., und wer ihm den Stein ſetzen laſſen. Die Legionen hatten ihre gewiſſe Zahl, und weil z. B. von der Legion I. mehrere waren, ſo hatten ſie Beinamen, als Legio I. Parthica, Legio I. Adjutrix, Legio I. Italica. Dieſe Data geben oft in der Geſchichte viel Licht. Man lernt daraus wo und zu welcher Zeit die Legion an dem Orte geſtanden, wohin ſie weiter verlegt worden ꝛc. Die Buchſtaben ſind auf den Inſchriften verſchiedentlich gebraucht, ein S ſtatt C, ein E ſtatt I ꝛc., öfters ſind ſie zuſammengezogen; einzelne Buchſtaben bedeuten ganze Wörter, beſonders am Ende der Aufſchrift, z. B. V. S. L. L. M. heißt Votum Soluit Lubens Laetus Merito; oder H. S. E. heißt Hic Situs Est. Ueberhaupt haben ſie ſich beim Schluſſe der Aufſchrift gewiſſer Formeln bedient, deren man kundig ſeyn muß. Sie haben ſich auch gewiſſer Figuren und Zeichen bedient; ſo bedeutete z. B. das Zeichen † eine Centuriam, Compagnie, oder auch einen Hauptmann und das Zeichen 7 gleichfalls daſſelbe. Man findet auch ausgekratzte Namen in den Inſchriften der Römer. So war auf einem ſchönen Altarſteine der Name des Kaiſers Commodus deutlich ausgekratzt; denn weil er ſeine Regierung mit vielen Schandthaten befleckt hatte, ſo verordnete der Römiſche Senat, daß ſein Name in allen

öffentlichen Denkmälern durch das ganze Reich ausgelöſcht werden ſollte. Was nun die Aufſchriften auf Briefen und Urkunden anbetrifft, ſo gebrauchte der Kaiſer Juſtinian in dem Beſtätigungsbriefe über ſeine Inſtitutionen nach vorhergeſetztem Titel die Aufſchrift: Cupidae Laegum inventuti salutem dicit. Der König Theodobert von Auſtraſien giebt ſeinem Schreiben von den gedachten Juſtinian die Aufſchrift: Domino illustri inclito ac Triumphatori semper Augusto Justiniano Imperatori Theodebertus Rex. Chlotar I., König der Franken, ſetzte einer Urkunde, die er im Jahre 516 der Abtey zu Moutier gegeben, die Aufſchrift vor: Chlotarius Rex Francorum vir illustris omnibus Episcopis Abbatibus et illustribus viris magnificis Ducibus etc. Der Deutſche König Wilhelm giebt einer Urkunde, die er im Jahre 1249 der Abtey Hohenburg im Elſaß ertheilt hat, die Aufſchrift: Wilhelmus D. G. Rex Romanorum semper Augustus dilecte principisse sue Elisabeth Abbatisse et Conventui in Hohenburg gratiam suam et omne bonum. Die Päbſte gebrauchen gewöhnlich die Aufſchriftsformel z. B. Lucius Episcopus servus servor. Dei delectis filiis . . . . . in perpetuum. Von den Fürſten gebraucht z. B. der Markgraf Otto zu Brandenburg in einem Schreiben an die Stadt Stendal vom Jahre 1369 die Aufſchrift: Prudentibus et discretis viris Consulibus. Vnionum Magistris et omnibus civitatis nostre Steindal fidelibus nostris dilectis. Dieſe Aufſchrift iſt ſchon deutlich genug. Hierher gehören auch die Auf= und Umſchriften auf den Siegeln, auf denen ſich die Lateiniſche Capitalſchrift ſehr lange erhalten hat, die im 15ten Jahrhunderte ins Gothiſche auszuarten anfing. Sie haben nur, auſſer derjenigen, ſo mit einem

Rückſiegel, Contrasigillo, verſehen ſind, auf einer Seite Aufſchriften. Faſt alle Siegel der Urkunden der mittleren Zeit fangen mit einem † an, ſo daher ſeinen Urſprung hat, weil man in den Urkunden der Unterſchrift damals ein Kreuz vorgeſetzt hat. In dem 16ten Jahrhunderte gebrauchte man zuweilen Sterne, Röschen ꝛc. Im 11ten Jahrhunderte fing man an nach dem † Sigillum voranzuſetzen, und zwar größtentheils mit einem S oder auch abgekürzt Sig. und Sigill., jedoch nicht auf Kaiſerlichen, ſondern auf Biſchöflichen, Fürſtlichen und Gräflichen Siegeln. Die Kaiſerlichen Siegel fangen nach dem Kreuze gleich mit dem Namen an. Der Römiſche König Wilhelm hat aber das S auch auf ſeinem Siegel, ſonſt iſt es ſelten von ihnen gebraucht worden. Die Frankiſchen Siegel haben die Aufſchrift: Christe protege ..... Regem, auch wohl, wie bei Karl dem Großen Carolum Regem Francorum. Nach ſeiner Kaiſer⸗Krönung ſteht auf dem Siegel: Christe protege Carolum Imperatorem; öfters ſteht aber nur ſchlechtweg darauf: † Carolus gratia Dei Rex oder Imperator. Ludwig der Fromme, Karl der Kahle, Lotharius haben ſchon vielerlei Veränderungen auf ihren Siegeln in der Umſchrift gebraucht; doch noch ſehr oft die Formel Christe protege etc. Die erſten Deutſchen Könige Konrad und Heinrich haben die einfache Aufſchrift: Conradus Rex, Henricus Rex. Die Ottones gebrauchten ſchon Dei gratia, und auch Imperator Augustus. Heinrich der Zweite iſt der Erſte, der Romanorum Imperator hinzuſetzte, und Otto der Vierte, hat das Beiwort Semper Augustus darauf gebracht. Heinrich der Sechſte und Friedrich der Zweite haben zuerſt angefangen auch von andern Ländern den Titel hinzuzufügen, nämlich von Jeruſalem und Sicilien, und Karl der

Vierte und Sigismund haben faſt alle ihre Erbländer in der Aufſchrift angebracht. Zuweilen haben auch die Kaiſer, wie z. B. Heinrich der Dritte und Heinrich der Vierte, die Zahl dem Namen beigeſetzt, als Henricus III. und Henricus IV. Auf den Rückſiegeln hat Kaiſer Ludwig von Bayern und Karl der Vierte einen Adler gebraucht, mit der Aufſchrift Iuste judicate filii hominum, die Sigismund noch weitläuftiger verändert hat. — Die Herzoge, Fürſten und Grafen ꝛc. haben gleichfalls ein Kreuz, und entweder ſchlecht weg den Namen und ihre Würde auf das Siegel geſetzt, oder auch ein S, auch ſehr oft Sig. Sigill. Secret. vorangeſetzt, z. B. † Sigillum Guilielmi Comitis Flandrie. S. Woldemari Dei gratia March. Brandeburgensis etc. — Die Päbſtlichen Bullen haben auf beiden Seiten ihre Aufſchrift. Auf der rechten ſind gemeiniglich zwei alte Köpfe, wobei ſteht: SPA. SPA., oder auch S. Petrus, S. Paulus, auf der Rückſeite aber der Name des Pabſtes Urbanus II PP. Die Biſchöfe ſchreiben ſich mehrentheils auf ihren Siegeln Dei gratia, auch wohl Apostolice sedis gratia etc.

1. Was nun die Aufſchriften auf Münzen betrifft, ſo haben die Römiſchen hierin unter den Alten den Vorzug; auch ſind ſie am häufigſten vorhanden. Man findet unter denſelben viele mit ſinnreichen, aber auch mit prahleriſchen Aufſchriften. Sie ſind zuweilen nur mit Buchſtaben, aber größtentheils mit abgebrochenen Worten darauf geprägt worden. Die Kaiſer Hadrianus, Antonius Pius, Commodus, Severus ꝛc. haben auf ihre Münzen ſetzen laſſen Romae aetern. i. e. Romae aeternae; der Letzte hat auch gebraucht Aeternit. Imperi, i. e. Aeternitas Imperii. Commodus hat auf ſeine Münzen prägen laſſen: Felici-

tas Augusti. Der Kaiſer Veſpaſianus gebraucht auf Münzen die Aufſchrift: Pac. orb. terr. Aug. i. e. Paci orbis terrarum Augusti. Ein Mehreres ſowohl über die alten, als neueren Aufſchriften auf Münzen, ſ. auch unter Münze und Münzwiſſenſchaft, Th. 97. Die neuen Preußiſchen Thaler, welche nach dem Befreiungskriege geſchlagen wurden, führen die Aufſchrift auf dem Rande oder die Randſchrift: Gott mit uns mit Lateiniſchen Capitalbuchſtaben, und zwiſchen jedem Worte befindet ſich ein Kreuz zur Erinnerung an den von Friedrich Wilhelm dem Dritten, unſerm jetzigen Könige, geſtifteten Orden des eiſernen Kreuzes für ausgezeichnete tapfere Krieger im Befreiungskriege. Ueber die Auf= und Inſchriften des Alterthumes in Schön=Wiſſenſchaftlicher, Archäologiſcher und Diplomatiſcher Hinſicht ſehe man, auſſer den ſchon oben, S. 461, erwähnten Schriftſtellern, noch die Schriften von Mabillon, Vandelot, Spanheim, Fuchs, Hirt, Böttcher und Dorow nach. Mehrere angeführte Schriften dieſer Art findet man auch unter Münze und Münzwiſſenſchaft, Th. 97.

Die Aufſchriften auf Briefen, ſind Anzeigen der Perſonen, an welche ſolche gerichtet ſind; ſ. unter Brief, Th. 6, S. 689 u. f. Noch bis zum letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts wurden die Aufſchriften auf Briefen in Franzöſiſcher Sprache gemacht. Dieſe Gewohnheit will man daher leiten, weil die Poſten eher in Frankreich, als in Deutſchland im Gange waren, und die Vorfahren des jetzigen Fürſtlichen Hauſes Taxis, denen, wie bekannt, die Deutſchen Poſten zuerſt ihren Urſprung verdanken, mehr Franzoſen, als Deutſche zu Poſtbedienten in ihren Poſtbüreaus angeſtellt hatten, weil dieſe von jenen erſt das ganze Poſtweſen lernen

mußten; alſo die erſte Einrichtung ganz nach Franzöſiſchem Fuße war, und man daher auch die Aufſchriften, um die Briefe richtig durch die Hände der Poſtbedienten an ihren Ort gelangen zu laſſen, Franzöſiſch machte. Es wurde zwar im Jahre 1690 von Reichswegen verordnet, daß künftig in den Ländern und Gebieten, wo Kaiſerliche Poſten vorhanden wären, nur Perſonen, welche Reichsunterthanen wären, angeſtellt werden ſollten; allein die einmal ſich feſtgeſetzte Gewohnheit behauptete ihr Recht, und die Aufſchriften blieben nach wie vor Franzöſiſch, obgleich Briefträger und Boten Deutſche waren. Nur erſt im letzten Drittel des verwichenen, beſonders aber im gegenwärtigen Jahrhunderte haben die Deutſchen Aufſchriften bei uns Deutſchen Eingang gefunden. Es iſt auch möglich, daß die weitläuftigen, und oft vielen Schwierigkeiten unterworfenen Deutſchen Titulaturen die Franzöſiſchen Aufſchriften begünſtiget haben; indem das Franzöſiſche Monsieur oft vielen Schwierigkeiten und Weitläuftigkeiten abhilft, und anſtatt Hochwohlgeboren, Wohlgeboren, Hochedelgeboren, Hochwürden ꝛc. gebraucht wird; denn, wie bekannt, ſchweift keine Nation in Hinſicht der Titulaturen ſo aus, wie die Deutſche. Es iſt eine ordentliche Sucht, Alles, was man nur einer Perſon in Rückſicht ihrer Stellung, ihres Amtes im bürgerlichen Leben, beilegen kann, in der Aufſchrift anzubringen. Es ſind von mehreren Deutſchen Sprachmännern ſchon Vorſchläge zu einer vernünftigen, dem Zeitgeiſte gemäßen Titular gemacht worden, z. B. von dem Dr. Schwabe, der auf dem Couverte, ſo wie im Innern des Briefes alle Titulaturen verband wiſſen will; allein ohne Erfolg, und es wird noch lange dauern, ehe wir dieſe Mode ablegen, und uns auf den Weg begeben, den uns die

alten Römer ſo muſterhaft in ihren Briefen vorgezeichnet haben. Der oben erwähnte Dr. Schwabe hat nämlich folgenden Vorſchlag gethan:

1) Man laſſe auf dem Couvert und im Innern alle Titulaturen, von denen ohnehin keine einzige etwas Vernünftiges denken läßt, ganz weg; ſchreibe z. B. von auſſen gerade zu:

2) An Herrn Hofrath Schulz zu Potsdam, und von innen ſtatt Ew Wohlgeboren ſchreibe man: Sie. Der Gebrauch der Wörter: dieſelbe, Dero, denenſelben, wird Niemand, der auf Geſchmack nur einigen Anſpruch machen kann, ſchön finden.

3) Man fange den Brief mit einer Höflichkeitsbezeugung an, der man ſogleich ſeinen Namen beifügt. Man bediene ſich, nach Verſchiedenheit der Stände und Verhältniſſe, folgender Formen:

a) Ehrfurcht und Hochachtung
b) Hochachtung und Ergebenheit
c) Achtung und Freundſchaft
d) Freundſchaft und Liebe
} von N. N.

4) Dann laſſe man die Orts = und Zeitbeſtimmung folgen und endlich

5) am Schluſſe endige man den Brief mit einem: Ich empfehle mich Ihnen, oder: Leben Sie wohl. Die leeren Dienſtverſicherungen ſind eine Lächerlichkeit, und das Erſterben und Verharren bis zum Tode war wohl noch Niemandes Ernſt. ꝛc.

Nach dieſem Vorſchlage, der übrigens nicht neu iſt, ſondern ſchon zu Ende des verwichenen Jahrhunderts von Mehreren vorgebracht worden, hat man daher hin und wieder den Namen und Charakter der Perſon, wenn man ihnen im bürgerlichen Leben oder Umgange keinen Titel zu geben pflegt,

ſolchen auch auf Briefen weggelaſſen, und man ſchreibt daher an den Herrn Pfarrer, Amtmann, Förſter N. N. zu N. N., oder: wenn an Perſonen geſchrieben wird, denen im bürgerlichen Umgange der Excellenzen-Titel zukommt, ſo wird geſchrieben: Seiner Excellenz, dem Herrn Geheimenrath, Staatsminiſter ꝛc. von N. N., und eben ſo ſoll man auch an gekrönte Häupter und Standesperſonen ſchreiben, z. B. Sr. Majeſtät dem Kaiſer von Oeſtreich, Sr. Majeſtät dem Könige von Preuſſen, Sr. Königl. Hoheit dem Großherzoge von Baden ꝛc. ꝛc. So fängt man auch an die Aufſchriften an ganze Collegien, Corporationen ꝛc. nur ganz einfach zu machen, z. B. An ein Hochlöbliches Kammergericht zu Berlin. An ein Wohllöbliches Stadtgericht daſelbſt. An die Königl. Bauakademie. An das Servis- und Einquartierungs-Büreau ꝛc. ꝛc. Unter Privatperſonen iſt dieſe neuere Art der Aufſchriften weniger Bedenklichkeiten unterworfen.

Schrift (Bilder-), Hieroglyphen-Schrift. Wie dieſe Schrift zuerſt entſtanden, iſt ſchon oben, unter Schreibekunſt, S. 278, unter Schreibſtoff, S. 400, und unter Schrift, S. 421, angeführt worden. Nach dem die erſten rohen Anfänge der Bilderſchrift nicht mehr genügten, verfiel man auf mehrere andere Mittel. Man gebrauchte gewiſſe Schnüre, in welchen eine Anzahl von Knoten war, wodurch man die Jahre oder andere Zahlen zu behalteu ſuchte. Die Chineſen hatten dergleichen in dem entfernteſten Alterthume, und als man in den neuern Zeiten die Peruvianer kennen lernte, ſo fand man bei ihnen Schnüre von verſchiedenen Farben, mit einer bald größern, bald kleineren Anzahl Knoten verſehen, und auf verſchie-

dene Art zuſammengeſetzt, welche bei ihnen Regiſter vorſtellten, und die Jahrbücher des Reiches, den Zuſtand der öffentlichen Einkünfte, der Auflagen, Waarenpreiſe ꝛc. enthielten, und Quipos genannt wurden. Dieſer Schnüre bedienten ſich auch einige Neger; ſie können aber ohne mündliche Erklärung nicht völlig verſtanden werden, und dienen bloß zur Erleichterung des Gedächtniſſes. Eine andere Art, dem Gedächtniſſe zu Hülfe zu kommen, war nun die ſchon ausgebildetere Bilderſchrift. Man zeichnete nämlich die Sachen ab, die den Nachkommen, als Denkmal verbleiben ſollten. Hatte z. B. ein Menſch einen Löwen erlegt, oder ein Stifter einer Nation, oder Anführer einer Kolonie eine ganze Gegend von Löwen gereiniget, ſo zeichnete man einen zu Boden liegenden Löwen, und einen Menſchen, der dabei ſtand, entweder nur ſchlechthin aufgerichtet, oder mit einem Gewehre verſehen, oder auch in einer ſolchen Stellung, wie derſelbe den Löwen wirklich erlegt haben mochte oder erlegen konnte, in welchen Zeichnungen man, nachdem einmal die Bahn gebrochen worden, Stufenweiſe fortſchritt. Es iſt nicht genau zu beſtimmen, welches Volk zuerſt auf den Gedanken gerathen, Bilder zu zeichnen, oder die Begebenheiten durch Bilder fortzupflanzen. Es iſt wahrſcheinlich, daß man an mehr, als einem Orte auf dieſen Einfall gekommen, der ſich ſo zu ſagen von ſelbſt darbot, ſo wie man auch andere Künſte, als Sternkunde, Rechenkunſt ꝛc. an mehreren Orten zugleich erfand. Unter den Alten ſind die Aegyptier beſonders bekannt, daß ſie ſich dieſes Mittels bedient haben; aber auch andere Völker in allen Welttheilen kannte es, z. B. die Indianer, Aethiopier, Phönicier, Etrurier, Chineſer ꝛc; es iſt ſehr möglich, daß die Ueberlieferung von einem Volke zum andern geſchehen. Selbſt die Mexicaner

kannten die Bilderſchrift, oder vielmehr das Uebertragen der natürlichen Gegenſtände durch Zeichnung; denn als die Spanier in Mexico landeten, fanden ſich gleich Eingeborne, die ihre Kanonen, Gewehre, Pferde und Schiffe auf Leinwand zeichneten, und ſolches dem Könige überbrachten, und das, was noch dabei dunkel war, mundlich erklärten. Die Vermuthung Einiger, daß die Bilderſchrift ſchon vor der Sündfluth geweſen, iſt ſchon oben, unter Schreibekunſt, S. 278, angeführt worden. Dieſer Vermuthung gehen aber alle hiſtoriſche Beweiſe ab; denn was man von den Säulen Seths ꝛc. erzählt, gehört unter die Fabeln. Dieſe Bilderſchrift reichte aber nicht aus, ſeine Gedanken gehörig zu offenbaren und fortzupflanzen, erſtlich war es ſehr mühſam und langweilig, und dann konnte man doch nicht Alles, was man wollte, dadurch ausdrücken. Dem Erſten ſuchte man zwar dadurch abzuhelfen, daß man weniger Zeichen machte, die aber eben dadurch zweideutig wurden, oder die Zeichen abkürzte. Man malte eine Leiter, um die Belagerung einer Stadt, und zwei Hände, von denen die eine einen Schild, die andere einen Bogen hielt, um eine Schlacht anzuzeigen; dem Andern wollte man dadurch abhelfen, daß man mehrere Zeichen in eins zuſammenſetzte. So malte man nun um die wichtige Begebebenheit vorzuſtellen, daß Menſchen wilde Pferde zu ihrem Gebrauche gebändiget hatten, einen Menſchen, der aber zur Hälfte Pferd war, welche ſinnliche Abbildung daher entſtand, weil in der Ferne Reiter und Pferd geſehen, nur eins ausmachen. Der Vordertheil des Reiters, oder vielmehr die zum Theil halbe Geſtalt deſſelben, ragte über das Pferd empor, und daher entſtand die Abbildung der Ceutauren, die halb Menſch, halb Pferd ſind, oder von denen die vordere Hälfte den

Menſchen, und die hintere das Pferd zeigen. Man wollte nun aber auch Dinge ausdrücken, die nicht in die Sinne fallen, dazu bediente man ſich ebenfalls der Verbindung mehrerer Zeichen. Wenn z. B. ein Menſch eine wichtige Begebenheit mit vieler Klugheit, Tapferkeit und Geſchwindigkeit ausgeführt hatte, ſo malte man den Kopf eines Menſchen, weil der Verſtand in demſelben ſeinen Sitz hat. Man gab ihm auch wohl noch Hände dazu, um anzuzeigen, daß der Menſch die Handlung verrichtet habe. Um nun die Tapferkeit und Geſchwindigkeit auszudrücken, erwählte man gewiſſe Thiere, die Sinnbilder hierzu abgeben konnten. So konnte ein jeder Vogel zur Erinnerung der Geſchwindigkeit dienen, wenn man ihn ſelbſt oder ſeine Flügel abbildete. Unter den Thieren bezeichnete der Löwe Tapferkeit und Stärke, weil er, als dieſe Eigenſchaft beſitzend, bekannt war. Man ſetzte daher zu jenem angefangenen Bilde noch einen Löwen hinzu, dem man aber den Kopf nahm und ihn dagegen mit Flügeln verſah. Hieraus entſtand die Figur, welche man Sphinx nennt, die jedoch nicht immer auf einerlei Art vorkommt, oder abgebildet wird. So weicht die Aegyptiſche von der Griechiſchen ab. So bildet die Sphinx den Hintertheil eines Löwen, und der Kopf gehört dem weiblichen Geſchlechte des Menſchen an; ſ. unter Sphinx.

Man ging noch weiter und wählte Zeichen, die man wegen ihrer geringen Aehnlichkeit nicht als natürliche, ſondern als willkührliche Zeichen anſah. Um die Ewigkeit anzuzeigen, malte man eine Schlange, die ſich in den Schwanz beißt, und um die Seele des Menſchen abzubilden, wählte man einen Schmetterling, welcher aber noch andere Dinge anzeigen konnte, die leicht und flüchtig waren, wobei aber die mündliche Erklärung wieder das Beſte thun mußte. Da uns

nun der Schlüſſel zu dieſer Bilderſchrift jetzt fehlt, ſo iſt begreiflich, warum die Ueberbleibſel der noch vorhandenen Aegyptiſchen Bilderſchriften ſchwer zu erklären ſind. Die Prieſter machten beſonders von dieſer Bilderſchrift in den Tempeln Gebrauch, ob ſie aber Erfinder derſelben ſind, iſt ungewiß. Die große Menge von Schriftzeichen der Chineſer oder Sineſer ſind auch nur als Bilderſchrift zu betrachten. Nachdem die Buchſtabenſchrift aufgekommen, behielten die Aegyptiſchen Prieſter ihre Bilderſchrift bei, die ihnen als geheime Schrift diente, wozu ſie allein den Schlüſſel in Händen hatten. Man zählt vier Arten von Hieroglyphiſchen Schriften; die erſte nennt man überhaupt Hieroglyphen, und theilt ſie ein in kyriologiſche oder die neue, und in tropicaliſche oder gekünſtelte; die zweite iſt ſymboliſch-hieroglyphiſch; die dritte epiſtoliſch, die man zu bürgerlichen Sachen brauchte; und die vierte hierogrammatiſch, die man zu Religionsſachen brauchte, die beiden erſten beſtanden aus Bildern, die beiden letzten aus einer alphabetiſchen Schrift. Nach dem Porphyrus giebt es nur drei Arten: die epiſtoliſche, welche in Buchſtaben beſtand, die hieroglyphiſche, wo die Bilder durch eine Nachahmung und Gemälde bezeichnet wurden; die ſymboliſche, wo die Dinge durch allegoriſche Räthſel vorgeſtellt wurden. Clemens von Alexandrien ſetzt, auſſer der gemeinen Schrift, auch drei Arten von Hieroglyphen feſt, nämlich die ſymboliſchen, tropiſchen und die allegoriſchen. Eigentlich gab es nur zwei Arten von Hieroglyphen, die älteren, welche nichts Heiliges, ſondern unter Bildern gewiſſe, Jedermann erkennbare Dinge enthielten, und dann die neuere, welche von Prieſtern erfunden und auch dieſen nur allein bekannt blieben, und alſo eine Geheimſchrift, eine Gelehrtenſprache waren. Herodot ſchrieb ſie den Aegyptiern zu. Nach dem Clemens von Alex-

andrien ſollen die Aegyptier 42 Bücher von Hermes haben, worunter er zehn βιβλια ιερατικα, prieſterliche Bücher nennt, die in beſondern Charakteren geſchrieben wären, wohingegen die übrigen in alphabetiſchen Buchſtaben geſchrieben ſeyen; er nennt ſie ιερογραφικα und ſchreibt ihre Erlernung einer gewiſſen Gattung von Prieſtern zu. Dieſe Bücher ſollen nur gemeine körperliche Sachen enthalten z. B. Erdbeſchreibung, Sternkunde, Beſchreibung von Aegypten, vom Nil ꝛc. Ein Mehreres hinüber, ſ. unter Hieroglyphe, im Supplement.

Schrift (Bitt-), Memorial, Supplik, ſ. auch oben Schreiben (Bitt-). Es ſind hier in dem Sinne, wie ſie hier genommen werden ſollen, ſchriftliche Aufſätze, worin man einen Obern um etwas bittet. Nache Verſchiedenheit des Gegenſtandes ſind ſie zweierlei. Man bittet nämlich um Gerechtigkeit oder um eine Gnade. Die Bittſchriften, worin man um Gerechtigkeit bittet, ſind wieder ſehr mannigfaltig; denn hierher gehören: die Klagelibelle, Exceptionsſchriften, Repliken, Dupliken, Bittſchriften um ein Mandat, um Wiederherſtellung in vorigen Stand, Appellations-Reviſionslibelle ꝛc. Eine ausführliche Abhandlung dieſer verſchiedenen Bittſchriften gehört nicht hierher; daher ſollen hier nur einige allgemeine Regeln, den ganzen Gegenſtand betreffend, gegeben werden. Die Bittſchriften müſſen 1) leſerlich und nicht zu weitläuftig geſchrieben werden. — 2) Muß man die gewöhnliche Titulatur gebrauchen; denn es giebt Beiſpiele, wo Bittſchriften wegen nicht richtiger Titulatur zurückgegeben worden ſind. — 3) Muß zwiſchen der Anrede und dem Vortrage einiger Raum gelaſſen werden; auch muß der Rand einige Finger breit weiß bleiben. — 4) Iſt es gut, die Bittſchrift zu paginiren oder zu foliiren. In

dem Concept ſetzt man dieſelbe Seiten- oder Blätterzahlen bei, welche die rein abgeſchriebene und übergebene Schrift hat. Es trägt auch zur Deutlichkeit viel bei, wenn man die Schrift in Paragraphen abtheilt, und den Inhalt eines jeden am Rande bemerkt. Zuweilen iſt dieſes auch vorgeſchrieben, wie z. B. ehemals bei Appellationen an das mit dem Aufhören des Deutſchen Kaiſerreichs auch aufgehörte Reichskammergericht. — 5) Die Bitte wird eingerückt, damit ſie beſſer in die Augen fällt; auch die Worte einer Urkunde und die Allegaten rückt man in gleicher Abſicht etwas ein. — 6) Wenn man eine Urkunde beilegt, und ſich in der Schrift darauf bezieht, ſo ſetzt man gewöhnlich an den Rand einen ſchiefen Strich. — 7) Von auſſen bekommt die Bittſchrift eine Aufſchrift. Dieſe enthält in Prozeßſachen den Namen der gerichtlichen Handlung z. B. Klageſchrift ꝛc. und den Namen der Partheyen; zuweilen ſetzt man auch das Object des Prozeſſes bei z. B. puncto hereditatis petitionis. In Gnadenſachen begreift die Aufſchrift den Namen des Supplikanten und eine kurze Bezeichnung ſeines Geſuchs z. B. N. N. bittet um gnädigſte Ertheilung eines privilegii impressorii. Hat eine Bittſchrift Anlagen, ſo bemerkt man auch dieſes in der Aufſchrift: z. B. hat Anlagen sub Lit. A. B. C. ꝛc. — 8) An vielen Orten muß ein ordentlicher öffentlicher Anwald die Schriften unterſchreiben, an andern iſt dies nicht nöthig. An einigen muß auch der Concipient die Taxe darauf ſetzen.

Bei dergleichen Bittſchriften muß man die Regeln einer guten Schreibart beobachten. Setzt ein Anwald die Schrift auf und übergiebt ſie, ſo muß er auch im Namen des Prinzipals, dem er den Prozeß ꝛc. führt, reden, welches freilich oft ſeltſame Contraſte veranlaßt. So führt ein Schriftſteller folgende

Stelle als Beweis an: bitte alſo mich, als eine des Rechtes ganz unkundigen Bauersfrau ex clauſula praetoris generali in integrum zu reſtituiren. Niedrige und pöbelhafte Ausdrücke können zuweilen nicht vermieden werden, z. B. in Injurienſachen; doch ſetzen die Advokaten noch hin und wieder aus Höflichkeit ihr s. v. vor, oder kürzen das anſtößige Wort ab, z. B. Beklagter hat den Kläger einen s. v. Hundsf. geheißen ꝛc. Gegenwärtig wird es in vielen Gerichten darin nicht mehr ſo ſtrenge genommen und dergleichen Wörter ausgeſchrieben; nur ganz ehrenrügige gemeine Schimpfwörter allenfalls nur durch Abkürzung angedeutet. In Anſehung der Sachen ſelbſt iſt zu bemerken: 1) daß man keine unrichtigen oder unnöthigen Allegaten mache. — 2) Nicht den Gegentheil ſchimpflich behandle, noch weniger die richterliche Verfügung unbeſcheiden tadele. — 3) Nichts behaupte, was man erforderlichen Falls nicht beweiſen kann. In verſchiedenen Fällen wird man wegen boshaften Leugnens beſtraft. Aber in den meiſten Fällen geſchieht dieſes nicht, und viele Sachwalter halten daher den ſchönen Wahlſpruch: si fecisti nega. — 4) Viele Klauſeln, Floskeln, Proteſtationen ꝛc. ſind in Bittſchriften zwar gewöhnlich, allein ohne Nutzen, z. B. Anwald reſerviret alle ſeinem Clienten zuſtändige Befugniſſe; ſetzt dem Gegner generalia juris et facta entgegen, contradiciret allen contrariis, facendo nichts einräumende ꝛc. Hierher gehört auch die ſogenannte Clausula salutaris.

Schrift (Blumen=), ſ. unter Sprache.

— (Buchſtaben=), die Schrift mit Buchſtaben, zum Unterſchiede von der Bilderſchrift alter Völker. Wer dieſe Schrift erfunden und zu welcher Zeit ſie erfunden worden, iſt ungewiß, wie auch ſchon

oben, unter Schreibekunſt, S. 278, und unter Schrift, S. 421, angeführt worden. Den Streit zwiſchen den Aegyptiern und Phöniciern, wegen Erfindung der Buchſtabenſchrift, wollen Einige dahin ausgleichen, daß entweder Taout und ſein Vater Miſor noch in Phönicien waren, als dieſe Erfindung gemacht wurde, und daß ſie erſt nachher nach Aegypten gezogen ſind, oder umgekehrt: Thaout iſt in Aegypten geboren und nachher in Phönicien erzogen worden; ſeine Erfindung hat er daher ſchon in Aegypten gemacht, und vorzüglich in Phönicien ausgebreitet, oder er iſt erſt in dem letzten Lande darauf gefallen. Es legen Einige dieſe Erfindung den Aſſyriern bei, welcher Meinung auch Plinius iſt. Man ſucht nun dieſe Meinungen ſo zu vereinigen, daß man vorgiebt, das Wort Aſſyrier werde ſo weitläuftig genommen, daß es auch die Syrier, und folglich auch die Phönicier mit unter ſich begreift. Obgleich dieſes nicht ungewöhnlich iſt, ſo unterſcheidet doch Plinius alle dieſe Völker ſehr genau. Plinius ſagt: „Ich glaube, daß die Buchſtaben Aſſyriſch ſind; Andere wollen, daß ſie bei den Aegyptiern, noch Andere, daß ſie bei den Syriern erfunden worden. Ich halte dafür, daß Cadmus die Buchſtaben allerdings aus Phönicien gebracht habe, und zwar ſechzehn an der Zahl. Hernach hat Palamedes, zur Zeit des Troganiſchen Krieges vier, nämlich Θ Ξ Φ Χ, und nach ihm Simonides noch vier, nämlich Ζ Η Ψ Ω hinzugethan.“ Die Meinung des Plinius ſuchen Einige dadurch zu beſtätigen, daß ſie die Aſſyriſche oder Chaldäiſche Schrift, oder die ſogenannte Quadratſchrift, mit welchem Namen man die Hebräiſche Schrift zu belegen pflegt, viel natürlicher und ungekünſtelter finden, als das Phöniciſche oder Samaritaniſche Alphabet, welches ſie für einerlei

halten, und daher dieſes wahrſcheinlich erſt nach dieſem entſtanden iſt. Dieſer Grund würde allerdings ein Gewicht haben, wenn dargethan werden könnte, daß die erwähnte Quadratſchrift von den Aſſyriern erfunden worden; denn daß ſie ſich derſelben bedient haben, beweiſet nichts gegen dieſe Erfindung, und es iſt auch nicht ausgemacht, daß die Samaritaniſche Schrift die älteſte Phöniciſche ſei, und die Hebräer die Quadratſchrift erſt während der Babyloniſchen Gefangenſchaft von den Chaldäern oder Aſſyriern erlernt haben. Da der Name und die Zeit des Erfinders ungewiß iſt, ſo ſind Einige dadurch veranlaßt worden, die ganze Erzählung von dem Taout in Zweifel zu ziehen. Sie meinen, Taout bedeute ſo viel, als der menſchliche Verſtand. Man habe daher dieſen abſtracten Begriff, wie öfter geſchehen, in eine Perſon verwandelt, und nun dieſes Wort ſtatt einer wirklichen Perſon gebraucht, um jene Unwiſſenheit in Abſicht auf den Namen des Erfinders zu verbergen. Dieſes ſei auch noch daher wahrſcheinlich, weil man den erſten Taout für einen Abkömmling der Götter, oder für einen der Cabiren, den andern aber für einen Sohn des Agathodämon, das iſt, eines guten Gottes, oder Geiſtes gehalten habe, welches aber alles fabelhaft iſt, nach welcher Fabel man die meiſten Erfindungen den Göttern beilegt. Dieſes Alles würde demnach nichts anders heißen, als der Menſch hat die Schreibekunſt vermittelſt ſeines Verſtandes erfunden, und dieſen Verſtand hat er von Gott erhalten. Andere Alterthumsforſcher geben zwar zu, daß ein gewiſſer ſinnreicher Mann in Aegypten gelebt und ſeine Kenntniſſe auf Säulen eingegraben habe, die hernach wieder hervorgeſucht worden; allein weder derjenige, ſo dieſe Erfindung gemacht, noch derjenige, welcher ſie wieder hergeſtellt, habe den Namen

Taout geführt; ſondern Thuothi bedeute im Aegyptiſchen oder Koptiſchen eine Säule, woraus man nachher Perſonen gemacht habe. Dieſes Alles, ſo ſehr es auch den Schein des Abentheuerlichen trägt, beweiſet dennoch, da es uns von den Alten zugekommen, daß die Phönicier oder Aegyptier im Beſitz dieſer Erfindung geweſen. Bis jetzt ſind dieſe Gründe, die ſich jedem Forſcher aufdrängen, noch nicht umgeſtoßen worden. Nur die Frage entſteht hierbei: welches das älteſte Alphabet geweſen? Man wird hier zwar gleich antworten, das Phöniciſche; allein es hält ſchwer, zu beſtimmen, welches dieſes urſprüngliche Alphabet ſei. Alle Nachrichten, die man beſitzt, alle Inſchriften, die man entdeckt hat, gehen nicht weit genug hinauf, daß man mit Gewißheit behaupten könnte, daß ſie die erſten urſprünglichen Buchſtaben enthalten; denn in der Zwiſchenzeit, nämlich worin die Geſchichte eine Lücke läßt, können wohl manche Veränderungen mit den Zügen vorgegangen ſeyn, wie die Erfahrung der folgenden Zeiten hinlänglich gelehrt hat. Man hält gewöhnlich das ſogenannte Samaritaniſche Alphabet dafür; allein beim Anblicke deſſelben überzeugt man ſich leicht, daß ſchon manche Verzierungen und Künſteleien faſt bei allen Buchſtaben angebracht worden, welches dem höchſten Alterthume und dem erſten Urſprunge nicht gemäß iſt, wo dieſe Züge nur ſehr einfach geweſen ſeyn können; man kann daher die ſogenannte Quadratſchrift für die allerälteſte Schrift halten, welches ſich jedoch nicht allein auf die Hebräiſche bezieht, weil ſchon in dieſer Züge angetroffen werden, welche von der erſten natürlichen Einfalt der Buchſtaben abweichen; denn in der erſten Zeit, oder bei dem Urſprunge der Buchſtaben, können dieſe nur aus einzelnen Strichen beſtanden haben. Das Hebräiſche

Alphabet kommt nun zwar dieſen einfachen Zügen ſehr nahe; allein man gewahrt doch ſchon einzelne kunſtvolle Züge, wie z. B. bei dem א a, ץ z welche beweiſen, daß es nicht das urſprüngliche Alphabet ſeyn kann; ſelbſt die Accente ſind neuern Urſprungs und vertragen ſich nicht mit einer Schrift in ihrer natürlichen Kunſtloſigkeit. Es muß daher ein früheres Alphabet allen den uns bekannten vorhergegangen ſeyn, welches aber bei dem öftern Zuſtande oder Wechſel der Nationen untergegangen oder ſo verändert worden iſt, daß uns nur die noch jetzt bekannten urſprünglichen Buchſtaben übrig geblieben ſind. Dieſes iſt auch ſehr erklärlich; denn noch gegenwärtig wird ſelten Jemand gefunden, der die Hand eines Andern ganz genau nachſchreiben kann. Hierdurch ſind nun in dem Alphabete der früheren Völker manche Abänderungen, Abweichungen entſtanden; auch hat man in ſpäterer Zeit neue Zeichen erfunden, weil man ſie entweder für bequemer gehalten hat, oder auch um Laute auszudrücken, für welche man in dem vorliegenden Alphabete keine ſchicklichen Zeichen fand; ſo kann denn aus der Quadratſchrift frühzeitig die Samaritaniſche, die Hebräiſche, die Griechiſche, und nachher die gewöhnliche Syriſche und Arabiſche entſtanden ſeyn. Als nun die Griechen die Buchſtaben durch den Cadmus erhielten, mögen die Phönicier ſolche ſchon über 500 Jahr gehabt haben, in welchem Zeitraume ſie wohl manche Veränderungen erhalten haben können. Uebrigens iſt die Aehnlichkeit der Buchſtaben der Griechen, ſowohl mit der Hebräiſchen, als Samaritaniſchen ſehr auffallend, beſonders wenn man ſich vorſtellt, daß die Griechen die Buchſtaben nicht bloß von der rechten zur linken, ſondern auch von der linken zur rechten Hand ſtellten, welche letztere Art die gewöhnlichere wurde; ſ. oben, unter Schreibekunſt, und unter Schrift. Wer die

Buchſtaben unter eine andere Nation brachte, hielt ſich eben nicht ſklaviſch an das Alphabet, das ihm bekannt war; er ließ einige Züge weg, ſetzte andere dafür hin, gab ihnen eine andere Stellung und Bedeutung, wie man leicht gewahrt, wenn man das Lateiniſche Alphabet mit dem Griechiſchen, und dieſes mit dem Hebräiſchen und Samaritaniſchen, und auch das Ruſſiſche mit dem Griechiſchen vergleicht. Waren ihm ſchon mehrere Alphabete bekannt, ſo wählte er auch wohl aus mehreren. Unter einer und der nämlichen Nation ſchrieb man auch nicht einen jeden Buchſtaben auf einerlei Art, man bediente ſich dabei zuweilen mancher Nebenzüge und Zeichen, und dieſe wurden mit der Zeit fortgepflanzt. Die ſogenannte Mönchsſchrift giebt davon Beweiſe; denn man gewahrt an derſelben, wie die Lateiniſchen Buchſtaben nach und nach abgeändert worden, ſo daß daraus endlich unſere Deutſche Schrift, wie ſie gedruckt wird, entſtanden iſt, welche man dem erſten Anſcheine nach für Lateiniſch halten ſollte. Dieſes zeigt zur Genüge, wie ſo mancherlei Schriften ſehr weit von der erſten Schrift, Urſchrift, abweichen, und doch aus derſelben entſtanden ſind. Man findet daher in allen Alphabeten einige Aehnlichkeit mit einander, und verfolgt man dieſe vorgezeichnete Spur, ſo kommt man bis zur älteſten Griechiſchen Schrift, welche uns zur Quadratſchrift führt.

Wir erfahren nicht von den Alten, wie man in der Zeit der Erfindung der Buchſtaben auf den Gedanken gekommen, die einzelnen Sylben und Laute der Wörter von einander zu unterſcheiden, ſie alle, oder doch die vornehmſten derſelben, ausfindig zu machen, und für einen jeden einen ſchicklichen Zug zu ererfinden; und doch war nichts ſchwereres, als Sachen, die bloß auf das Gehör wirken ſollen, auch vor das Geſicht zu bringen. Es war zuerſt nöthig, die

Sylben, und die einzelnen Buchſtaben und Laute der Wörter von einander zu unterſcheiden. Die Selbſtlauter (Vocale), machten nicht ſo viel Schwierigkeiten, als die Mitlauter (Conſonanten), da man in allen Sprachen Wörter hat, die nur aus einem einzelnen Selbſtlauter beſtehen, wie z. B. die meiſten ſogenannten Interjectionen ſind. Aller Wahrſcheinlichkeit nach, führte der Geſang, welcher dem Menſchen natürlich iſt, auf die Spur; denn in demſelben wird oft eine Sylbe eine Zeitlang gedehnt, wodurch man alſo auf die Entdeckung der Beſtandtheile einer Sylbe oder der verſchiedenen Laute derſelben gelangen konnte; auch ein gedehntes Rufen konnte auf dieſe Entdeckung führen; daher iſt die Sprache Muſik, und man fühlt leicht die Mißtöne im Sprechen, wenn ein rauhes Sprachorgan ſie abſtößt. — Die Geſchichte bezeugt, daß man bei einigen Alphabeten, z. B. beim Griechiſchen, nach und nach Zuſätze gemacht hat, weil die bereits bekannten Buchſtaben noch nicht alle Laute ausdrückten. Und auch noch gegenwärtig lehrt uns die Erfahrung, daß in allen Sprachen noch Laute übrig ſind, welche entweder gar nicht durch Buchſtaben ausgedrückt worden, wie in der Ausſprache des gemeinen Mannes, oder zu welchen ganz willkührlich gewiſſe Zeichen gewählt worden, womit andere Nationen ganz andere Laute ausdrücken. So z. B. hat eu eine ganz andere Ausſprache im Deutſchen, als im Franzöſiſchen, und wieder eine andere im Engliſchen. Der erſte Erfinder der Schrift hat ſich wohl nur damit begnügt, die allervornehmſten und gewöhnlichſten Laute auszudrücken; und um nur dieſe zu bemerken, wurde ſchon ein ſehr ſcharfſinniger Kopf und vielleicht auch ein ſehr lange angeſtelltes Nachdenken erfordert. Dieſes iſt wohl auch die Urſache, daß ſowohl in der Hebräiſchen, als in den andern Orientaliſchen Schriften

die Vocale nicht durch beſondere Zeichen ausgedrückt, ſondern unter den Conſonanten mitbegriffen worden ſind. Dieſes hat Einige veranlaßt, dieſe Art der Schrift eine Sylbenſchrift zu nennen; allein es war doch nur eigentlich eine Buchſtabenſchrift; denn die Vocale wurden theils durch die Matres Lectionis erſetzt; theils iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß man noch einige andere Vocalzeichen, ſelbſt im Hebräiſchen, eben ſo wie im Syriſchen und Arabiſchen gehabt habe, wenn es gleich die Vokalpunkte nicht ſind, welche gegenwärtig in dem Hebräiſchen gefunden und von Vielen als eine neuere Erfindung angeſehen werden, die nicht von dem erſten Urheber herrührt; denn wenn es gleich Fälle genug giebt, wo man beſonderer Vocalzeichen überhoben ſeyn kann, ſo giebt es doch auch andere, wo eine geſchriebene Rede ſehr zweideutig und unverſtändlich iſt, wenn die Vocale mangeln.

Forſcht man genau nach dem Urſprunge der Buchſtabenſchrift, ſo kommt man darauf, daß die Zahlen wohl vor den Buchſtaben erfunden worden, indem man ſolche durch mehrere neben einander ſtehende Perpendikularſtriche ausgedrückt hat. Da man nun bald gewahrte, daß es zu weitläuftig ſei, ſo viele Striche zu machen, als man Einheiten ausdrücken wollte, ſo fiel man daher auf einen doppelten Ausweg. Man nahm andere Arten von Linien zu Hülfe. Auf den Aegyptiſchen Obelisken trifft man viele Perpendikular-Linien, und über denſelben manchmal Horizontallinien an, wobei man Grund zu vermuthen hat, daß ſolches Zahlenzeichen ſeyn ſollen. In den Römiſchen Zahlen hat man ſowohl Horizontal- als Diagonallinien zu Hülfe genommen; z. B. V 5 X 10 L 50 C oder wie es urſprünglich geſchrieben wurde = 100; oder man bediente ſich dann hinterher der bereits erfundenen Buchſtaben, um die Verwirrung zu

vermeiden, wie ſolches die Morgenländer und die Griechen gethan haben. Es iſt aber der Natur gemäß, daß man anfangs nur geringe Zahlen durch bloße ſenkrechte Striche ausgedrückt habe. Selbſt unſere jetzigen ſogenannten Arabiſchen Ziffern ſcheinen aus der Verbindung von ſenkrechten und andern Strichen entſtanden zu ſeyn, wenn man die Zwiſchenzüge, Zierrathen oder Verlängerungen ausnimmt. Z. B. I iſt eins, = iſt zwei, ≡ iſt drei; brachte man hernach zur Verbindung einige Zwiſchenzüge an, ſo entſtand das □ als vier, welches man hernach durch die Verlängerung □|, und endlich 4 geſchrieben hat. Es gehören zwar dieſe Zeichen nicht in das höchſte Alterthum, ſondern ſie ſind erſt nach Chriſti Geburt von den Arabern erfunden worden; allein ſie machen wahrſcheinlich, daß man den nämlichen Weg noch einmal gegangen iſt, den man bei der Erfindung der Buchſtaben eingeſchlagen hat, wiewohl Andere dieſe Ziffern lieber von der Geſtalt der Griechiſchen Buchſtaben herleiten, wovon unter Ziffer, in Z, mehr vorkommen wird. Da man nun einmal gewiſſe Begriffe, als Eins, Zwei, Drei, durch bloße Striche ausdrückte, ſo konnte man endlich auch auf den Gedanken kommen, die einzelnen Laute, woraus Silben und Wörter beſtehen, durch Striche auszudrücken. Der erſte Erfinder iſt gewiß dabei nicht ganz methodiſch zu Werke gegangen, und hat alle mögliche Fälle, wie ſich die dreierlei Arten von Strichen zu einer Figur von zwei oder drei Strichen zuſammenſetzen laſſen, gehörig überdacht, welches auch nicht nöthig war, indem er ſolche nicht alle brauchte. Er nahm daher diejenigen heraus, die ihm gefielen und bequem ſchienen. Andere, die nun nach ihm ihr Alphabet erfanden, geriethen durch ihr auf die Spur, wie es zugegangen war, und erwählten zuweilen einige

andere Zeichen, die ſie für ſchicklicher hielten. Alles dieſes wird durch den Augenſchein beſtätiget, wenn man nur von den zufälligen Zügen und Verzierungen der Buchſtaben abſtrahirt, und die krummen Linien, die ſich mit der Zeit um mehrerer Geſchwindigkeit willen eingeſchlichen, ſich als gerade Linien vorſtellt. In der allererſten Schrift ſind die krummen Linien wohl nicht geweſen, theils weil es die Natur der Sache mit ſich brachte, von den geraden Linien anzufangen, theils weil die Buchſtaben auf den älteſten Denkmälern ſehr wenig Verzierungen durch krumme Linien enthalten. Hieraus ergiebt ſich leicht, daß weder die jetzige Hebräiſche, noch auch die Griechiſche Schrift, wie ſie nach großen Buchſtaben gedruckt iſt (denn die kleineren Buchſtaben ſind erſt mit der Zeit aus den größeren entſtanden) als die alleralteſte angeſehen werden kann, ob ſie gleich beide derſelben ſehr nahe kommen; denn ſie enthalten ſchon zu viel Zierrathen und Krümmungen, da die älteſte Schrift eine Quadratſchrift war, und aus geraden Linien beſtand. Es muß alſo noch ein älteres Alphabet vorhanden geweſen ſeyn, woraus beide geſchöpft worden ſind, und welches man das Phöniciſche, und wohl beſſer das Aegyptiſche nennen kann. Und aller Vermuthung nach, hat es diejenigen Buchſtaben enthalten, die ſich ſowohl im Hebräiſchen, als Griechiſchen befinden, bei welchem letztern man nicht vergeſſen muß, daß die Griechen in den älteſten Zeiten, ſowohl von der Rechten zur Linken, als umgekehrt geſchrieben haben; dergleichen ſind z. B. ד ב und einige andere. Was aber das Uebrige betrifft, worin dieſe beiden Schriftarten von einander abgehen, ſo läßt ſich nicht mit Gewißheit beſtimmen, welche von ihnen ſchon in dem erſteren, urſprünglichen Alphabete vorhanden geweſen ſind, indem es möglich iſt, daß der-

jenige, der die Buchſtaben unter die Griechen gebracht hat, einen oder den andern von ſeiner Erfindung zugeſetzt habe, welches auf dieſelbe Art von demjenigen gilt, der die Hebräiſchen Buchſtaben gebildet hat; er mag Manches aus dem urſprünglichen Alphabete entlehnt, auch Manches ſelbſt zugeſetzt haben.

Schrift (Capital=), Kapitalſchrift, Majuskel= und Unzialſchrift. Einige halten dieſe drei Schriftarten für einerlei; allein es iſt ein Unterſchied unter den Buchſtaben. Durch die Majuskel verſteht man gemeiniglich diejenige Schrift, deren Buchſtaben ſowohl Kapital, als auch runde oder viereckige Unzial von verſchiedener Größe ſind. Die Benennungen Majuskel und Kapital nimmt man zwar als gleichbedeutend an; allein ſie ſind es nicht. Die Majuskel hat entweder gar keine Grundſtriche und Gipfel, oder die Verlängerung iſt unterwärts und hernach wieder aufwärts mehr oder weniger gebogen; die Kapital unterſcheidet ſich darin, daß die Grundſtriche und Gipfel mit der Hauptfigur nicht zuſammen hängen, ſondern gemeiniglich aus geraden und horizontalen Linien beſtehen. Man muß alſo die Majuskel als eine Hauptart anſehen, ſo die Kapital, Unzial und Halbunzial gewiſſermaßen unter ſich als Gattungen begreift. — Die Kapitalſchrift, die von Einigen auch die viereckigte Majuskel genannt wird, hat ihren Namen daher, weil ſie von den Alten zu den Anfangsbuchſtaben der Kapital genommen wurde, daher ſie zuweilen auch die Benennung Capitulares erhält. Sie iſt eigentlich die Majuskel, die man noch jetzt auf dem Titel der Bücher findet. Man theilt ſie in die viereckige, runde, cubital und noch mehrere andere Arten. Die viereckige iſt die älteſte, die man beſonders auf Münzen, Mar=

mor und Steinen, zuweilen auch in uralten Handſchriften findet. Die runde hat ihre Benennung von den krummen Zügen, welche die Buchſtaben unten und oben zugleich zugerundet haben. Die Cubital beſteht aus länglichen Buchſtaben von übermäßiger Höhe, wie man die Anfangsbuchſtaben in einigen Handſchriften gewahrt. Die Neugothiſche Kapital hat man ſehr häufig auf Steinen und Metall gebraucht. — Die Unzialſchrift iſt die Majuskel in einer runden Geſtalt, und hat ihren Namen, weil ſie im ſtrengen Verſtande einen Zoll hoch ſeyn ſoll; allein man nimmt es nicht ſo genau, ſondern nennt faſt alle alte, etwas große Buchſtaben, viereckig oder rund, Unziale. Auch dieſe Gattung hat noch verſchiedene Unterarten nach ihren ſchmalen Zügen. Man hat ſie auf Steinen und Metallen gebraucht und in Handſchriften des 7ten, 8ten und 9ten Jahrhunderts, wo die Barbarey herrſchte, indem dieſe Gattung Buchſtaben nicht ſo viel Geſchicklichkeit, als die Curſiv erforderte.

Von der Kapitalſchrift in Handſchriften findet man 1) von der Römiſchen acht Gattungen, davon wieder jede verſchiedene Arten hat. Die erſte Gattung kommt der Kapital in unſern Buchdruckereyen gleich. Ihre Grundlinie und Gipfel ſind einfach, und faſt angereiht; die zweite iſt eine Römiſch-bäuriſche enge zuſammengedrückte Kapital; die dritte iſt eine zierliche Kapital mit einfachen Grundlinien und Gipfeln, welche völlig wagerecht ſind. Sie hat vier Arten. Die vierte Gattung hat faſt gar keine geraden Linien, noch Gipfel, und iſt verſchiedentlich gekrümmt. Sie hat drei Arten. Die fünfte Gattung iſt eine ſehr ſtarke Kapitalſchrift, deren Grundlinien und Gipfel vergrößert ſind, mit wagerechten und ſchiefen Durchſchnitten.

Sie hat vier Arten. Die ſechſte Gattung hat wagerechte und ſchräge Grundlinien, Querſtriche und Gipfel, die aber nur wenig ausgedehnt ſind. Sie hat drei ſchöne Arten. Die ſiebente Gattung hat fehlerhafte Querſtriche und iſt eine unregelmäßige Kapitalſchrift. Sie hat zwei Arten. Die achte Gattung iſt eine nachläßige und bäuriſche Kapital, welche der runden Unzialſchrift gerade entgegen iſt. Sie hat drei Arten. Alle dieſe Gattungen mit ihren Arten findet man in den Handſchriften Italiens, Frankreichs, Deutſchlands, Englands und Spaniens. — 2. Die Longobardiſche Kapitalſchrift hat ſechs Gattungen und jede derſelben wieder mehrere Arten. Dieſe Schrift iſt eigentlich die Römiſche, nur ein wenig verändert, welches den Nationalgeſchmack zu erkennen giebt. Sie ſtellt öfters ſehr ſtarke Buchſtaben auf, welche ſich an den äußerſten Enden von einander thun, und in der Mitte ſehr mager ſind. Eine andere Gattung iſt ſehr ſtark, hat dicke Züge, und iſt oft mit Farben überzogen. Sie unterſcheidet ſich auch noch dadurch, daß ſie öfters mit Unzialbuchſtaben vermiſcht, auch zuweilen halb Kapital und halb Unzial zu gleicher Zeit iſt. — 3. Die Weſtgothiſche und Angelſächſiſche Kapital. Die erſte begreift Spanien und das mittägige Frankreich. Ihre Buchſtaben ſind oft eingeſchoben, hoch und ein wenig ſtark, zuweilen ſind ſie auch gekrümmt und mit Buckeln verſehen, und mit Unzial, auch wohl mit Minuskeln untermengt. Beſonders kenntbar machen ſie hohe Buchſtaben mit Schneckenlinien und Blumenzierrathen; ſie iſt auch mit Griechiſchen Buchſtaben vermiſcht. Die zweite begreift die Handſchriften von England und Frankreich. Die grobe Kapital der Angelſachſen iſt viereckig, proportionirt und regulär, ſehr oft mit Unzial und Minuskel vermiſcht. Sie iſt öfters

ſehr zierlich, mit Perlen ausgeziert, und die Buchſtaben ſind ſchwarz, durchſchnitten, auch wohl auf einem Farbengrunde. — 4. Die Merovingiſche Kapitalſchrift hat fünf Gattungen, jede von mehreren Arten. Sie unterſcheidet ſich beſonders durch ihre Schönheit und Zierlichkeit. Es giebt darunter Anfangsbuchſtaben, ſo die Figur vierfüßiger Thiere, Fiſche, Blumen ꝛc. zeigen. Zuweilen iſt dieſe Kapitalſchrift mit Unzial und Minuskel vermiſcht. — 5. Die Deutſche Kapitalſchrift. Hiervon giebt es zwei Gattungen, wovon die erſte der Angelſächſiſchen und die zweite der Römiſch-Fränkiſchen Kapitalſchrift gleicht. — 6. Die Karolingiſche oder Fränkiſche Kapitalſchrift, welche man vorzüglich in den Handſchriften des 8ten und 9ten Jahrhunderts auf dem erſten Blatte und bei den Titeln gebrauchte. Sie hat fünf Arten. — 7. Die Capetingiſche Kapitalſchrift, eine ſeit dem zehnten Jahrhunderte ausgeartete Karolingiſche Schrift, die um die Zeit des Hugo Capetus eine neue Geſtalt angenommen, wovon ſie den Namen hat. Die Buchſtaben ſind häufig mit Unzial- und Minuskelbuchſtaben vermiſcht. — 8. Die Neugothiſche Kapitalſchrift, die man ſelten in den Handſchriften findet, aber dagegen auf Steinen und Metallen. Nach dem 10ten Jahrhunderte fing ſie an durch beſondere Züge auszuarten, die ſich durch beſtändige Vermiſchung von andern Buchſtaben nach und nach in die Barbariſche Schrift ſeit dem 12ten Jahrhunderte gebildet, die wir die Gothiſche nennen, und die jetzt, da ſie noch in Deutſchland gebraucht wird, mit Unrecht die Deutſche Schrift heißt. Sie iſt nicht groß, mit Minuskel vermiſcht, und die Buchſtaben ſind mit Zügen und Punkten überladen.

Die Unzialſchrift hat zugerundete Buchſtaben und unterſcheidet ſich dadurch von der Kapital-

ſchrift, welche viereckige hat. Der Unterſchied beider fällt ſo ſtark in die Augen, daß es nicht gut möglich iſt, ſie zu verwechſeln, wie dieſes von mehreren Gelehrten geſchehen iſt. Je ſeltener die Handſchriften mit Kapitalbuchſtaben geſchrieben ſind, deſto häufiger findet man diejenigen mit Unzialbuchſtaben in Bibliotheken, weil dieſe Schrift bei allen Nationen in Gebrauch geweſen. 1. Die Römiſche Unzialſchrift iſt eine von den zierlichſten, welche in ſieben Gattungen getheilt wird. — 2. Die Gallicaniſche Unzialſchrift; ſie iſt älter, als die Merovingiſche, und hat ſechs Gattungen. Einige Buchſtaben ſind mit Perlen geziert. Dieſe Handſchriften ſind aus dem 4ten, 5ten und 6ten Jahrhunderte. Sie unterſcheiden ſich von der Römiſchen dadurch, daß die Worte nicht getrennt, obgleich ſie zuweilen durch Striche oder Punkte unterſchieden ſind. — 3. Die Merovingiſche Unzial, welche in ſechs Gattungen getheilt wird. Sie gleicht der vorhergehenden Gallicaniſchen, wovon ſie auch abſtammt, nur ſind die Buchſtaben größtentheils deutlicher und die Handſchriften ſehr gut zu leſen. — 4. Die Longobardiſche Unzialſchrift, welche nicht ſo deutlich, als die Merovingiſche iſt; ſie hat zwei Gattungen und ihre Buchſtaben ſind dadurch kenntlich, daß ſie geſchnitten, rund und regulär ſind. — 5. Die Weſtgothiſche Unzial, welche hoch, buntſchäckig, mit Kapitalſchrift vermiſcht iſt. — 6. Die Angelſächſiſche Unzialſchrift iſt von der Karolingiſch-Fränkiſchen wenig verſchieden. — Die Karolingiſch-Fränkiſche Unzialſchrift zeichnet ſich bei den mehrſten Handſchriften durch ihre Zierlichkeit und Proportion aus, beſonders diejenigen, ſo zu den Zeiten Karls des Großen, Ludwigs des Frommen, und Karls des Kahlen geſchrieben ſind. Man theilt ſie in vier Gattungen, unter wel-

chen, auſſer dem zierlichen, eine ſtarke mit dicken Zügen ſehr deutliche, und eine kleine, mit ſchwachen Zügen befindlich iſt. — 8. Die Neugothiſche Unzialſchrift, welche ſeit dem Ende des 12ten Jahrhunderts aufgekommen. Sie iſt übermäßig rund, und gewöhnlich mit vielen ſonderbaren und ſchlechten Zierrathen verſehen, und ſo ſtark, daß man kaum den Buchſtaben erkennen kann. Vom 5ten bis zum 9ten Jahrhunderte ſind die Unzialbuchſtaben vieler namhafter Nationen beſonders gebraucht worden. Die Halbunzialbuchſtaben ſind zwar auch in den vorgedachten Jahrhunderten gebraucht worden; allein ſie reichen kaum über das 8te Jahrhundert hinaus. Unter Halbunzial vrrſteht man einen Buchſtaben, der einen halben Zoll hoch ſeyn ſoll; jedoch hat man das Maaß nicht immer gleich genommen, ſondern ſie unterſcheidet ſich vielmehr von der Unzial durch gewiſſe Buchſtaben, die ihr eigen ſind, z. B. die b d n r und überhaupt hat ſie nur ſieben Buchſtaben von der Unzial. Es giebt verſchiedene Halbunzialſchriftarten; einige ſo breiter, als hoch ſind, einige, ſo der Unzial faſt gleich kommen, andere ſo faſt Minuskel werden. Einige haben ſtarke Züge, wie die Merovingiſche, andere nähern ſich der Curſiv, und ſo ſind auch ihre Züge beſchaffen, die ſehr oft der Minuskel und Curſiv gleich kommen. Man findet indeſſen dieſe Schriftart in den Handſchriften aller oben erwähnten Nationen, ſo wohl wie die Unzial, und man kann ſie mit Recht die vermiſchte nennen. Die Vermiſchung aller Schriftarten findet man in den älteſten Handſchriften, nämlich die Untereinandermengung der Kapital, Unzial, Minuskel und Curſivbuchſtaben in einer und derſelben Handſchrift. Man findet davon in den Handſchriften aller oben erwähnten Nationen Beiſpiele.

Die Minuskel in den Handſchriften iſt aus der Majuskel entſtanden, indem die Römer ihre Majuskel kleiner machten, um ſie zum allgemeinen Gebrauche bequemer einzurichten, und daher iſt dieſe Schriftart entſtanden, welche die älteſten Handſchriften vorzeigen. Diejenigen, welche dieſe Schrift Karln dem Großen zuſchreiben wollen, irren hier; denn ſie bekam nur von der Zeit an eine etwas veränderte Geſtalt und ward mehr gebraucht. Es iſt gewiß, daß die Handſchriften des fünften und ſechsten Jahrhunderts ſie deutlich vorlegen. Aber auch dieſe Schriftart iſt auf gleiche Weiſe oft wie die beiden vorhergehenden mit Kapital, Unzial und Curſiv gemengt, und zuweilen nähert ſie ſich ganz der Curſiv. Es iſt ſchwer das Alterthum der Handſchriften in Minuskelſchrift von dem 9ten bis 12ten Jahrhunderte zu unterſcheiden. 2) Die Longobardiſche Minuskel iſt nur die kleine, ein wenig geänderte Römiſche Minuskel. Als die Longobarden im 6ten Jahrhunderte in Italien ſich feſtſetzten, ſo nahmen ſie die Römiſchen Künſte, Sitten und auch ihre Buchſtaben nach und nach an, woher denn auch ihre Minuskel kommt. Man theilt ſie in die Minuskel der erſten und zweiten Form, und beide in fünf Gattungen von verſchiedenen Arten, worunter die ſpitzige, die gebrochene und die der Curſiv gleichende, drei beſondere Gattungen ausmachen. Die Minuskel der zweiten Form iſt abgeſetzt und kommt der Merovingiſchen ſehr gleich. 3) Die Gallikaniſche Minuskel iſt Römiſchen Urſprungs, wie andere, weil aber die Gallikaniſchen Handſchriften ſelten ſind, ſo hat man nur drei Gattungen entdeckt, nämlich mit Unzial untermengte, der Curſiv gleichende, und breite ſtarke Gallikaniſche Minuskel. 4) Die Merovingiſche Minuskel, welche aus der vorhergehenden Gallikaniſchen entſtanden iſt, nur

hat der Nationalgeſchmack einige zufällige Züge hinzu gethan. Sie hat vier Gattungen und jede verſchiedene Arten, eine ordentliche der Longobardiſchen gleichende, eine der Curſiv gleichende, eine zierliche, mit Unzial untermengte Minuskel. Die mehrſten Handſchriften in Minuskel ſind mit Curſiv-Buchſtaben vermiſcht und die Wörter ſind größtentheils abgeſondert, ſo daß ſie beſſer, wie die Unzial zu leſen ſind. 5) Die Weſtgothiſche Minuskel, worunter man nicht die Gothiſche Schrift des Ulphilas in dem bekannten Evangelienbuche mit ſilbernen Buchſtaben verſteht. In den Franzöſiſchen Handſchriften iſt ſie klein, ſtark mit Unzial und Curſiv untermengt; in den Spaniſchen iſt ſie ſchön, zierlich und hoch, aber mit Curſiv und gebundenen Buchſtaben vermiſcht. 6) Die Karolingiſche Fränkiſche Minuskel iſt nach ihrem erſten Urſprunge die kleine Römiſche Schriftart, die, weil ſie beſonders in dem 7ten Jahrhunderte durch Untermiſchung der Curſiv verdorben, unter Karls des Großen Regierung wieder verbeſſert worden iſt. In Deutſchland iſt ſie durch die Fränkiſche Regierung überall daſelbſt, ſowohl in den Handſchriften, als Urkunden ſtark gebraucht worden. Seit Karls des Großen und der Regierung ſeiner Nachfolger iſt ſie zierlich, deutlich und regulär geworden, nachher kleiner, ſpitzig und der Curſiv gleichend. Sie wird in acht Gattungen getheilt, und jede noch in einige Arten. 7) Die Deutſche Minuskel trifft man in einigen Handſchriften der Domkirche zu Würzburg an, die älter, als die Fränkiſche Regierung in Deutſchland ſind, ſie zeigt aber dennoch ihren Römiſchen Urſprung, und diejenige, die bei der gedachten Regierung im Schwange war, iſt die Karolingiſche Minuskel, obgleich die Buchſtaben zum Theil veränderte Züge haben. Man hat von dieſer Minuskel, nämlich von der Deutſchen und

Angelſächſiſchen, ſechs Gattungen und viele Arten geſammelt. Viele Arten ſind von der Curſiv kaum zu unterſcheiden, und andere mit Kapital und Unzialbuchſtaben vermengt. Die ſchon oben erwähnte Domkirche hat noch viele Angelſächſiſche Handſchriften aufbewahrt, woraus der Römiſche Urſprung der Angelſächſiſchen Schriften nicht geleugnet werden kann; auch beweiſen alle Handſchriften in England, Frankreich und Deutſchland die gebundene und nicht gebundene, die ſpitzige und die runde Sächſiſche Minuskelſchrift. 8) Die Capetingiſche und neue Gothiſche Minuskel. Die erſte iſt auf die Karolingiſche ſeit dem 10ten Jahrhunderte gefolgt. Sie iſt anfangs verbeſſert worden, nach und nach bekam ſie aber eingebogene, lange und geblümte Züge; erhielt ſich aber zierlich bis in das 12te Jahrhundert, wo ſie unanſehnlich und winklicht ward, bis ſie in dem 13ten Jahrhunderte in das neu Gothiſche ausartete. Man hat von dieſer Schrift vier Gattungen geſammelt, von denen die zweite, die Neugothiſche, die unanſehnlichſte Schriftart unter allen iſt. Man darf nicht glauben, daß das Gothiſche eine eigene Schriftart einer Nation geweſen, ſondern ſie war ſeit dem 13ten Jahrhunderte die Schriftart von ganz Europa, die man nur wegen ihrer grotesken und unförmlichen Züge die Gothiſche nannte. Sie iſt enge zuſammengerückt, die Wörter und Buchſtaben in einander geſchlungen, rauh von Ecken, Spitzen und Haken, die unförmlich und unnütz ſind, ſo daß ſie, mit Inbegriff der Abkürzungen, überall ſchwer zu leſen iſt, beſonders wenn ſie in das 14te und 15te Jahrhundert geht. S. auch den Art. Manuſcript, Th. 84, S. 259 u. f.

Schrift (Chiffer=), ſ. oben, unter Schreibekunſt, S. 329.

Schrift (Chineſiſche). Dieſe Schrift, welche in China oder Sina in Gebrauch iſt, beſteht nicht in der Zuſammenſetzung gewiſſer Buchſtaben, ſondern es ſind Charaktere, wodurch ganze Begriffe ausgedrückt werden. Die Bedeutung der Chineſiſchen Worte hängt häufig von dem Accente ab, mit welchem ſie ausgeſprochen werden, da ſie nun die Mannigfaltigkeit dieſer Accente nicht auf dem Papiere abbilden können, ſo haben ſie ſo viele Bilder und Charaktere dafür, wodurch ſie ihre Gedanken bezeichnen; ſie haben ſelbſt gewiſſe zuſammengeſetzte Charaktere, mit welchen ſie zwei bis drei Worte auf einmal anzeigen können. Wenn ſie z. B. die einfache Anrede: guten Morgen ausdrücken wollen, ſo brauchen ſie dazu nicht einzelne Zeichen, um erſt dieſe Worte zuſammenzuſetzen, ſondern ſie haben einen Charakter, der dieſes alles zugleich bedeutet. Dieſe Charakter ſind übrigens ſo allgemein, daß ſich derſelben auch die Einwohner von Japan, Cochinchina, Tunking und Corea bedienen, und obgleich die Sprachen aller dieſer Völker ſo verſchieden ſind, daß ſie ſich im Sprechen einander nicht verſtehen, ſo bezeichnen ſie doch eine und eben dieſelbe Sache mit einerlei Charaktere, ſo, daß wenn ſie ein Chineſe lieſet, ſo lieſet er ſie Chineſiſch oder auf ſeine Sprachweiſe, der Japaner dagegen Japaniſch oder auf ſeine Art ſich auszudrücken. Wenn man ſich daher die Bedeutung dieſer Charaktere aus den Wörterbüchern bekannt macht, ſo könnte man eine Chineſiſche Schrift in allen Sprachen leſen. Sie würde daher ſehr gut geeignet ſeyn zu einer Univerſalſchrift. Der Urſprung der Chineſiſchen Charaktere iſt ſchwer zu beſtimmen; man glaubt, daß ſie mit den Hieroglyphen einerlei ſei. Ihre erſte Schrift war eine reine Bilderſchrift, allein ſpäterhin warfen ſie die Bilder weg, und behielten bloß die zuſammengezogenen Striche, welche

ſie auch auf eine auſſerordentliche Weiſe erweiterten. Ein jeder Gedanke bekam ſein eigenes Zeichen, welche Zeichen ſie bald auf eine willkührliche, bald auf ſinnreiche Art zuſammenſetzten. Die Sonne wurde von ihnen ehemals auf folgende Weiſe ⊙ abgebildet, und ſie nannten dieſelbe Ge, jetzt haben ſie daſſelbe Bild, nur verändert 日, und nennen es gleichfalls Ge. In dieſen Gedankenzeichen liegt häufige Allegorie verborgen, welche uns dunkel vorkommen muß, weil wir zu wenig mit ihrer Ausdrucksweiſe bekannt ſind. Die Chineſen geben ſich viel Mühe, dieſe Charaktere ſchön zu malen, ſo wie ſich unſere Schreibmeiſter Mühe geben, die Gothiſche Fraktur mit ihren Schnörkeleien nachzumachen und zu ſchmücken. Durch dieſe Geſchicklichkeit erlangen die Chineſen zu großen Ehrenämtern. Auch halten ſie ihre Schrift ſehr in Ehren, ſo, daß ſie ein jedes Blatt, wenn es auf die Erde fallen ſollte, mit großer Ehrerbietung aufheben, und es würde nach ihren Sitten eine große Unhöflichkeit ſeyn, wenn man von einem beſchriebenen Blatte einen unanſtändigen Gebrauch machen wollte. Bei ihnen ſind gegenwärtig noch gewiſſe alte Charaktere in Gebrauch, deren ſie ſich bei Titeln, Aufſchriften, Deviſen ꝛc. bedienen, auch haben ſie beſondere Charaktere, deren ſie ſich im gemeinen Leben bedienen, und dann auch ſolche, die ſie nur in wichtigen Angelegenheiten brauchen. Man kann ihre Charaktere mit unſern Arabiſchen Zahlen vergleichen, denen man zwar in allen Sprachen verſchiedene Namen giebt, die aber immer nur einerlei Begriff anzeigen. Die Chineſiſchen Charaktere werden daher von Einigen mit den notis der Römer verglichen, deren ſich Tiro und andere Geſchwindſchreiber der Römer bedient haben, nur mit dem Unterſchiede, daß die ſogenannten notae der Römer bloß willkührliche Zeichen ganzer Worte, ohne eine gewiſſe

Verbindung unter einander zu haben, waren; die Chineſiſchen dagegen aus gewiſſen Radicalzügen, die nach der Analogie mit einander verbunden werden, beſtehen. Hieraus geht hervor, daß der erſte Urſprung der Chineſiſchen Charaktere nur ganz einfach geweſen iſt. Zu ihren Stamm- und Wurzelwörtern haben ſie die Charaktere, welche weniger zuſammengeſetzt ſind; iſt nun ein Gedankenzeichen nicht hinreichend, die Idee, die ſie ausdrücken wollen, zu bezeichnen, ſo nehmen ſie den Hauptcharakter, welcher gleichſam den Hauptbegriff anzeigt, zum Grund, und ſetzen hernach ſo viele Nebencharaktere hinzu, daß der zuſammengeſetzte Charakter gleichſam eine Definition von der Sache ausdrückt. Dieſe Züge ſollen nach gewiſſen Regeln zuſammengeſetzt werden; allein ſie ſind dem Ausländer unbekannt, und werden auch von den Chineſen nicht genau erklärt. Es haben daher Einige nicht für ganz unmöglich gehalten, daß man durch Vergleichung dieſer Charaktere vielleicht allgemeine Sätze herausbringen könnte, welche die Regeln anzeigten, nach welchen die Grundſtriche mit einander verbunden ſind. Wäre die Zuſammenſetzung bloß willkührlich, ſo würde das Alter eines Menſchen bei weitem nicht zureichen, eine ſo ungeheure Menge Schriftzeichen mit dem Gedächtniſſe zu faſſen, beſonders da das unterſcheidende Merkmal oft nur eine geringe Kleinigkeit iſt. Die Chineſen haben verſchiedene Wörterbücher, in welchen dieſe Charaktere in verſchiedene Klaſſen getheilt und erklärt worden ſind. Sie haben darin die Methode angenommen, daß alle Zeichen, die auf einen gewiſſen Hauptbegriff ihre Beziehung haben, auch unter denſelben gebracht worden ſind, z. B. Alles, was ſich auf Himmel, Erde, Pferd ꝛc. bezieht, muß unter dieſem Hauptcharakter geſucht werden. Außer den eigentlichen Chineſiſchen Wörterbüchern von den

Gelehrten dieſer Nation ſelbſt angefertiget, haben auch einige Miſſionarien, die dieſes Land beſuchten, Chineſiſche Wörterbücher zum Gebrauch der Europäer verfertiget. Die Methode, welche ſie ſich zur Anfertigung dergleichen Wörterbücher oder vielmehr Zeichenbücher bedienen, iſt folgende. Zuerſt ſetzen ſie die einzelnen Striche, ſodann die Zeichen, die aus zwei Zügen beſtehen, wie ſie entweder neben einander oder untereinander oder durch einander geſetzt werden; darauf gehen ſie nach eben der Art der Zuſammenſetzung auf die andere fort. Um nun die Bedeutung eines ſolchen Charakters oder ſeine Ausſprache in der Chineſiſchen Sprache anzudeuten, gehen ſie auf folgende Weiſe zu Werke. Sie ſetzen entweder einen Charakter, deſſen ähnliche Ausſprache ſchon anderwärts bekannt iſt, dazu, oder ſie verrichten es auf folgende künſtliche Art: Sie wollen z. B. die Ausſprache des Charakters, welcher Tan ausgeſprochen werden ſoll, und welcher ſo viel als einfach bedeutet, anzeigen, ſo ſetzen ſie die drei Charaktere, welche Ta, nan, çie heißen, daneben, welche ſo viel bedeuten, als: theile ta und nan, ſo daß von dem erſten, t, und von dem andern an genommen werde, welches zuſammen tan ausgeſprochen wird. Ein zweites Beiſpiel: Chu heißt der Grund, neben demſelben ſtehen die Charaktere, welche folgende Worte bedeuten: chi yu çia yn chiu, das iſt, theile chi und yu, ſo entſteht daraus der Ton Chu; denn wenn man von chi, den erſten Theil ch, und von yu den zweiten Theil nimmt unb beides zuſammen in einen Ton, welches durch das Wort yn angedeutet wird, zuſammen nimmt, ſo entſteht daraus derjenige Ton, mit welchem der Charakter chu ausgeſprochen werden ſoll. Hieraus gewahrt man die großen Schwierigkeiten dieſer Sprache, und die weit vortheilhaftere der Buchſtabenſprachen oder der Sprachen mit al-

phabetiſchen Zeichen, wenn gleich dieſe Zeichen nur auf eine jede Sprache beſonders eingeſchränkt ſind.

Schrift (Current=), ſ. oben, unter Schreibekunſt, S. 282 u. f.

— (Curſiv=), in den Buchdruckereyen, eine Art von Typen, deren Erfindung man einem Italiener, dem Aldus Manutius zuſchreibt, der daher von den Venetianern ein Privilegium erhalten hat, daß Niemand innerhalb zehn Jahren damit drucken durfte, woher dieſe Schrift auch von Einigen die Venetianiſche oder Italieniſche genannt wird.

In der Schreibekunſt nennt man die geläufige Schrift der Alten, die wir jetzt die Currentſchrift, fließende Schrift nennen, Curſivſchrift. Die Verbindung der Buchſtaben oder der Züge, womit ſie zuſammengehängt ſind, hat ihr auch den Namen der gebundenen Schrift zugezogen, wodurch ſie ſich beſonders von der Minuskel unterſcheidet, deren Buchſtaben ordentlich von einander abgeſondert, und ſeltener zuſammenhängend ſind. In den Handſchriften vor der Karolingiſchen Zeit findet man ſchon die Curſivbuchſtaben zuſammenhängend und verbunden, welches das Leſen ſchwer macht, indem man die Buchſtaben einzeln nicht gut unterſcheiden kann. Dieſe Schriftart hat bei den Gelehrten den meiſten Streit verurſacht, und ſelbſt große Gelehrte haben ihr Daſeyn bei den Römern geleugnet, obgleich es ohne Zweifel iſt, daß ſie die Schrift nicht allein zu Inſchriften auf Steinen und Metall, ſondern auch in Handſchriften gebraucht haben. Selbſt die Tyroniſche Zeichen geben davon einen hinlänglichen Beweis. Die Römiſche Curſiv iſt 1) in vier Geſchlechter vertheilt, in eine breite, engere, große mit langen Zügen, und in die kleine reine Curſiv, davon die zwei erſten häufig mit Unzial= und Minuskelbuchſtaben vermiſcht ſind. — 2) Die Gallikaniſche

oder Merovingiſche, welche von jener abſtammt. Man ſieht daher völlig bei denſelben die Römiſche Grundlage, wodurch das Alterthum dieſer Schrift ſich am beſten zeigt. Die erſte iſt der Römiſchen am ähnlichſten, ſehr untermiſcht, ſpitzig und ſchwer zu leſen. Die andere hat eine etwas veränderte Form und veränderte Züge. Es giebt davon vier Gattungen: eine reine ohne Vermiſchung, eine gebrochene winklichte, eine mit Minuskel vermengt, und eine ſo der Curſiv in Urkunden gleicht. Sie zeichnet ſich auch wegen ihrer auſſerordentlichen Form, ſchlechten Ortographie und noch ſchlechteren Schreibart voller Sprachfehler aus. — 3) Die Longobardiſche, welche drei Gattungen hat, davon die erſte ſich der Gallikaniſchen nähert, die andere iſt ſehr enge zuſammengedrückt und undeutlich, und die dritte mit Minuskel vermengt. — 4) Die Karolingiſche, welche gleichfalls drei Gattungen hat. Sie kam anfangs der Merovingiſchen gleich, nachher unter dem Kaiſer Ludwig dem Frommen ward ſie länger, dünner und zierlicher, in der Folge, beſonders in ihren ſehr lang gezogenen Buchſtaben zitternd. Im 10ten Jahrhunderte war ſie kraus und kleckigt. Man findet darunter eine ſo lang gedehnte rieſenmäßige Curſiv, und die Buchſtaben ſo enge zuſammengeſetzt, daß ſie kaum zu unterſcheiden und zu leſen ſind. 5) Die Sächſiſche hat auch drei Gattungen, und zeichnet ſich durch ihre dreieckigte und zum Theil ſpitzige Form aus, wovon beſonders das Chronic. Gotwic. Proben giebt, man lieſet ſie aber deutlicher, weil ſie nicht ſo verwickelt zuſammengeſchrieben iſt, wie die Römiſche und Fränkiſche. — 6) Die Weſtgothiſche, welche nur eine Gattung und drei Arten hat. Ihre Züge ſind zum Theil lang, bald rechts und links gekehrt, bald ſenkrecht, zum Theil ſpitzig, auch wohl eckig, und gleicht der Mero-

vingiſchen Curſiv. — 7) Die Capetingiſche oder neuere Franzöſiſche Curſiv aus dem 12ten, 13ten und 14ten Jahrhunderte. Dieſe Curſiv gleicht anfangs der Karolingiſchen, und nimmt in den folgenden Jahrhunderten ſehr die Gothiſche Geſtalt an. Man findet ſie größtentheils ſehr undeutlich und voll von Abkürzungen. — 8) Die Neugothiſche, welches eine gebundene Curſiv iſt, die beſonders im 13ten Jahrhunderte aufgekommen. Sie iſt voller Abkürzungen und nach und nach ſehr unleſerlich und häßlich geworden. Es giebt davon zwei Gattungen von vielerlei Arten. Die erſte macht ſich durch ſpitzige, abgekürzte und undeutliche Minuskel Curſivbuchſtaben kenntlich. In einer Handſchrift vor dem Schluſſe des 13ten Jahrhunderts ſind ſchon Arabiſche Ziffern zur Anzeige des 1292ſten Jahres gebraucht worden. Die zweite Gattung iſt noch mehr abgekürzt, mit vielen überflüſſigen Zügen und vermengten Buchſtaben verſehen, und daher ſehr ſchwer zu leſen. Die mehrſten Handſchriften des 14ten und 15ten Jahrhunderts ſind ſehr ſchlecht. Die Schrift iſt enge in einander geſchrieben, und die Buchſtaben ſind zuſammengeſchlungen, rauh von Ecken und Seiten, und mit unnützen Spitzen und Haken verſehen.

Schrift (Druck-), darunter verſteht man die Typen in den Buchdruckereyen; ſ. oben, unter Schrift, S. 450. Auch verſteht man hierunter die abgedruckte Schrift, zum Unterſchiede der geſchriebenen. Wie die verſchiedenen gedruckten Schriften, oder vielmehr die Druckſchrift von ihrer Erfindung an abweicht, bis ſie zu der jetzigen Vollendung gediehen, gehört nicht hierher, ſondern unter Buchdruckerkunſt, ſ. daher dieſen Artikel, Th. 7, und im Supplement.

Schrift (elektriſche), poſitive elektriſche Schrift, ſ. unter Schrift, oben, S. 440.

— (Fern=), ſ. unter Telegraph, in T. Eine Schrift in der Ferne zu zeigen, ſ. oben, unter Schrift, S. 438.

— (Fraktur=), ſ. oben, unter Schreibekunſt. In den Buchdruckereyen nennt man ſo die gewöhnliche Geſtalt der gedruckten Deutſchen Buchſtaben, weil ſie gebrochen oder eckig ſind. Man ſetzt ſie der runden oder Schwabacher Schrift entgegen. Man hat davon mehrere Gattungen, als Sabon=Fraktur; grobe Miſſal=Fraktur; kleine Miſſal=Fraktur; grobe Kanon=Fraktur; kleine Kanon=Fraktur ꝛc. ꝛc.; ſ. oben, unter Schrift, S. 450.

— (Frucht=), ſ. oben, S. 435.

— (Furchen=), ſ. oben, unter Schrift, S. 280, 422.

— (gedruckte), ſ. Schrift (Druck=).

— (Geheim=), ſ. oben, unter Schreibekunſt, S. 328 u. f.

— (geſchriebene), zum Unterſchiede der gedruckten, eine Schrift, die mit der Feder auf dem Papiere gemacht wird. In den Buchdruckereyen und Steindruckereyen eine Schrift, welche gleich der mit der Feder geſchriebenen von dem Bleye auf das Papier gedruckt, oder auf Stein gezeichnet worden zum Abdruck.

— (Geſchwind=), ſ. oben, Schreibekunſt (Geſchwind=).

—, auf den Glocken, ſ. oben, unter Schrift, S. 449.

— (Gold=), Chryſographie, Chrysographia, ſ. oben, unter Schreibekunſt, S. 281. Man hatte in den älteren Zeiten beſondere Schönſchreiber, welche ſich mit der Goldſchrift beſchäftigten. Man belegte nämlich nicht nur einzelne große Buchſtaben, nachdem ſie mit großer Kunſt ausgemalt worden, mit dünnen Goldblättern, ſondern man ſchrieb auch

einzelne Wörter, Namen und Titel mit goldenen und ſilbernen Buchſtaben; ja ganze Codices waren vom Anfange bis zu Ende mit dieſer koſtbaren Pracht verfertiget, welche um ſo mehr in die Augen fiel, je mehr der Glanz des Goldes und des Silbers durch das rothe Pergament, worauf man ſie ſchrieb, erhoben wurde. Man findet vergoldete Buchſtaben noch jetzt in alten Handſchriften, die nach ſo vielen Jahrhunderten ihren vollen Glanz behalten haben. Ob dieſe Pracht der eigentlichen Schreibmalerei ſchon bei den Libraries und Bücherabſchreibern der älteren Griechen und Römer üblich geweſen, iſt wegen Mangel ſo weit hinaufſteigender Handſchriften und Nachrichten von dieſem Gegenſtande ungewiß, jedoch nicht unwahrſcheinlich, beſonders da uns Nepos, Plinius und Seneca berichten, daß manche Bücher der Alten mit Gemälden und Vignetten geſchmückt geweſen; auch Plutarch in ſeinem Gaſtmahle eines goldenen Buches, und Aelian, der bis zum Erſtaunen die kleine goldene Schrift des Myrmecides erwähnt. Hieronymus redet ſchon von purpurnen mit Gold und Silber beſchriebenen Membranen, und Joſephus erzählt, daß die Juden ihre Thora mit goldenen Buchſtaben auf das prachtvollſte haben abſchreiben laſſen. In dem mittlern Zeitalter war aber dieſe Kunſt beſonders im Schwunge, indem ſich damit einige Schönſchreiber abgaben, die man Chryſographiſten, Chrysographi, nannte. Man findet ſogar beſondere Bücher, die über dieſe Kunſt, die auch Chryſogramma genannt wurde, geſchrieben worden. Was die Gold=Tinten anbetrifft, womit man dieſe Schrift verfertigte, ſo ſind uns davon wohl verſchiedene Nachrichten zugekommen, wie man ſie verfertiget hat; allein ſie ſind alle nicht deutlich genug, um ſie darnach anfertigen zu können. Montfaucon giebt in ſeiner Palaeo-

graph. graec. die Verfertigung einer ſolchen Tinte an. Er ſagt: die Griechen pulveriſirten das Gold, vermiſchten es mit Silber, brachten es ans Feuer und verſetzten es mit Schwefel. Sie rieben es darauf auf einem Marmorſteine zu Staub zuſammen, thaten es in ein irdenes Gefäß, und ſetzten es an ein gelindes Feuer, bis die Maſſe eine rothe Farbe bekam. Sobald es kalt geworden, brachten ſie es wieder auf den Marmor, klopften es mit vielem Waſſer, ſammelten die Materie in ein reines Gefäß und ließen ſie ſich ſetzen. Hierauf ward ſie wieder rein gewaſchen und den Tag vorher, wenn ſie ſich derſelben bedienen wollten, warfen ſie Gummi ins Waſſer, ließen es mit dem zubereiteten Golde warm werden und ſchrieben dann damit. Dieſe Schrift wurde nun mittelſt eines Pinſels mit einer aus Arabiſchen Gummi und Zinnober verfertigten flüſſigen Materie bedeckt. Eine andere Zubereitungsart bei den Lateinern beſchreibt ein alter Schriftſteller Palladius. Man feilte das Gold mit einem Probierſteine, wuſch dieſen Staub mit vielem Waſſer, vermiſchte denſelben mit einem ſehr dünnen Pergament und ſchrieb damit. Nach den hier angeführten Rezepten wird man wohl ſchwerlich eine Goldtinte verfertigen können. — Wenn man in einem alten Codice goldene und ſilberne Buchſtaben zugleich antrifft, ſo wird man finden, daß ſie nicht von einer und derſelben Hand herrühren, ſondern von zwei verſchiedenen Schreibern gemacht worden. Es ging damit, wie mit den gemalten Buchſtaben zu. Dieſe machte nicht der Schreiber des Codicis, ſondern ein anderer, der dieſe Kunſt gelernt hatte, und weil dieſer zuweilen fehlte, ſo blieb die Stelle, wo der gemalte Buchſtaben ſtehen ſollte, leer, wie man ſolches in alten Handſchriften häufig findet.

Schrift (Gothiſche), ſ. oben, unter Schreibekunſt, S. 292 und die Artikel, Schrift (Capital-), Schrift (Curſiv-). Die Gothiſche Schrift wird in die Alt- und Neu-Gothiſche eingetheilt. Unter der erſteren verſteht der Diplomatiker diejenige alte Schrift, welche die Weſtgothen in ihren alten Handſchriften gebraucht haben. In dem neuern diplomatiſchen Lehrgebäude nimmt man das Syſtem an, daß die alten berühmten Deutſchen Völker, die Gothen, Longobarden und Angelſachſen die Römiſchen Buchſtaben einigermaßen anders gebildet und geſchrieben hätten, ſo daß jede dieſer Nationen in ihrer Schriftart und ihren alten Handſchriften unterſchieden und kenntbar ſei. Einige wollen zwar dieſes leugnen, indem ſie behaupten, daß die Völker keine beſonderen Schriftarten erfunden, und daher auch keine Nationalſchriften vorhanden wären; allein ſie müſſen doch zugeben, daß, ungeachtet dieſe Völker die Lateiniſche Schriftarten, nämlich die Capital, Unzial, Minuskel und Curſiv, nicht erfunden haben, ſie doch die urſprüngliche erſte Grundlage und Figur der Römiſchen einigermaßen verändert und den Buchſtaben öfters eine etwas andere Bildung gegeben haben, wodurch ſie an Form und Zügen kenntbar geworden, wodurch ſie alſo wohl den Namen von ihrer Nation, in der die Verbeſſerung geſchehen, und die ſie gebraucht und geſchrieben, zu führen verdient. Die Veränderung beſteht bloß in der Bildung einiger Buchſtaben, die jeder Nation eigen geweſen, daher ſoll man auch ſehr gut einen Codex in Altgothiſcher Schriftart, von einem Longobardiſchen und Angelſächſiſchen unterſcheiden können. — Die Altgothiſche Schriftart hat nach den vier Haupteintheilungen der Buchſtaben, als Capital, Unzial, Minuskel und Curſiv folgendes Charakteriſtiſche. Die Weſtgothiſche

Kapital in Spaniſchen und Franzöſiſchen Hand-ſchriften hat eigene Schriftzeichen, wodurch ſie ſich unterſcheidet. Ihre Buchſtabenzüge ſind größtentheils ſtark, hoch und öfters eingeſchoben. Einige Buchſtaben haben Grundlinien und Spitzen, die ſich in Schneckenlinien endigen, woran zuweilen ſogar Blumenzierrathe angebracht ſind. — Die Unzialbuchſtaben ſind zum Theil groß und buntſcheckig, von einer ausgezeichneten ſonderbaren Figur, zum Theil ſind ſie klein und regelmäßig. — Die Weſtgothiſche Minuskel, die man in Handſchriften der Bibliotheken in Frankreich und Spanien findet, iſt größtentheils mit vielen Unzial- und Curſivbuchſtaben vermiſcht und hat größtentheils dicke Züge. — Die Weſtgothiſche Curſiv iſt ſehr deutlich und regelmäßig und kömmt der Römiſchen Curſiv ziemlich gleich. Dieſes wäre Alles, was ſich von der unterſchiedenen Form der Altgothiſchen Schrift ſagen ließe. — Die ſogenannte Neugothiſche Schriftart iſt idealiſcher. So ſind die Neugothiſchen Unzialbuchſtaben mit vielen Zierrathen geſchmückt und ſo verſchieden, wie ſie jeder Mönch mit ſeiner Phantaſie gebildet hat. Die Minuskel iſt eben ſo verſchieden und mannigfaltig geſchmückt, daß man gar nichts beſtimmtes davon angeben kann. Sie iſt zum Theil ſo enge von Buchſtaben und Wörtern zuſammengeſchrieben, und die Buchſtaben in einander geſchlungen, wie ehemals die Merovingiſche, daß es ſchwer hält, ſie zu leſen; zum Theil iſt ſie aber auch wieder deutlich und abgeſondert genug, nur hat ſie ihre eigene viereckige Form und Geſtalt, welche etwas widrig iſt, auch ſtarke Abkürzungen. Die Neugothiſche Curſiv iſt eben ſo beſchaffen, ſie hat größtentheils irreguläre Züge und iſt wegen der vielen in einander gezogenen Buchſtaben und häufigen Abkürzungen ſchwer zu leſen, wozu noch kommt,

daß die Schrift ſehr klein iſt, und die Augen angreift. Dieſe Art iſt im 15ten Jahrhunderte erſt recht im Gange gekommen. S. auch Th. 19, S. 592.

Dieſe Minuskel= und Curſivſchrift wird gewöhnlich Mönchsſchrift genannt, welche Benennung aber eben ſo unſchicklich iſt, wie Neugothiſch, und noch weit unſchicklicher; denn die Mönche haben dieſe Schrift ja nicht für ſich allein gebraucht oder ſie eingeführt; die ſchönen Handſchriften vor dem 13ten Jahrhunderte rühren auch von Mönchen her, und dennoch will man ſie zu keiner Mönchsſchrift machen, weil man einmal den armen Mönchen nur alles Schlechte, alles Verſchrobene aufbürdet, ohne zu bedenken, daß ſie die Erhalter der Künſte und Wiſſenſchaften in der barbariſchen Zeit waren. Die Merovingiſche und Karolingiſche Minuskel und Curſiv iſt eben ſo ſchwer zu leſen, und wegen der noch mehr zuſammengezogenen Buchſtaben und Wörter noch undeutlicher, und doch nennt man dieſe nicht Mönchsſchrift, obgleich die Mönche in allen Jahrhunderten die Codices geſchrieben haben.

Schrift (Grab=), ſ. Th. 19, S. 605.

Schrift (große), im Schreiben, die Frakturſchrift, zum Unterſchiede der kleinen oder Currentſchrift. Im Räderwerke, ſ. oben, S. 449.

— (Hand=), Manuſcript, Manuscriptum, ſ. Manuſcript, Th. 84, S. 228.

— (Hebräiſche, ſ. oben, unter Schrift (Buchſtaben=). Sie wird von der Rechten zur Linken geſchrieben und auch ſo geleſen.

— (heilige), die Bibel, ſ. oben, unter Schrift, S. 421.

— (Hieroglyphiſche), ſ. Schrift (Bilder=).

— (In=), ſ. Schrift (Auf=).

— (Jungfern=), ſ. oben, S. 452.

— (junge, ſ. oben, S. 449.

Schrift (Kanzelley=), wird die Schreibart mit großer Schrift genannt, ſ. oben, S. 282, 285.
— (Klage=), ſ. Th. 39, S. 322.
— (Klein=), ſ. oben, unter Schrift, S. 422.
— (Knoten=), ſ. unter Schrift (Bilder=).
— (Kreis=), ſ. oben, unter Schrift, S. 422.
— (Kurz=), ſ. Geſchwindſchreiben, oder Schreiben (Geſchwind=).
— (Leder=), ſ. Th. 68, S. 783.
— (Lob=), Th. 80, S. 34.
— (magiſche), Schriften, welche auf dem Papiere erſcheinen und wieder verſchwinden, ſ. oben, unter Schrift, S. 430 u. f.
— (Majuskel=), ſ. Schrift (Kapital=).
—, im Maſchinenbau, ſ. ob., unter Schrift, S. 449.
— (Metall=), ſ. oben, unter Schrift, S. 435.
— (Monats=), eine Schrift, welche alle Monate erſcheint und ausgegeben wird; ſ. Th. 93, S. 205.
— (Mönchs=), ſ. unter Schrift (Gothiſche); und Th. 93, S. 215.
— (Nach=), Poſtſcript, Postscriptum, in einem Briefe, wenn man etwas vergeſſen hat, oder etwas Wichtiges noch beſonderes anmerken will, damit es im Briefe nicht übergangen werde, ſo ſchreibt man es unten am Schluß des Briefes an die rechte Seite mit den Buchſtaben P. S. oder N. S., das iſt, Post Scriptum oder Nach=Schrift. In Briefen an Perſonen, denen man Ehrfurcht ſchuldig iſt, überhaupt an Perſonen höheren Ranges oder Standes muß man dieſes unterlaſſen, weil es unſchicklich iſt, und nur eine Nachläßigkeit von Seiten des Schreibers anzeigt; denn wenn man eine Stelle im Briefe herauszuheben willens iſt, ſo kann dieſes durch Einrückung derſelben geſchehen, aber nicht auf dieſe Weiſe. Dieſe Freiheit kann man ſich nur erlauben in Briefen an vertraute Freunde oder auch wohl in Geſchäfts=

Briefen unter Perſonen von gleichem Range; denn in dergleichen Briefen überläßt man ſich ganz ſeinen Einfällen und dem zufälligen Gange der Ideen; es kann ſich alſo leicht fügen, daß einem, wenn der Brief ſchon geſchloſſen iſt, noch etwas beifällt, was man noch hinzuzufügen wünſcht oder was nicht unangemerkt gelaſſen werden kann, und da kann es geſchehen; ein vertrauter Freund wird ſolches nicht übel deuten. Auch in Geſchäftsbriefen, beſonders in kaufmänniſchen, ſind öfters noch Umſtände flüchtig zu berühren, die erſt mit dem Schluſſe des Briefes eintraten, und dieſes kann nun nicht anders geſchehen, als durch eine Nachſchrift. Bei jedem Andern aber, mit dem man nicht in näherer Bekanntſchaft oder in Geſchäfts-Verbindungen ſteht, muß man es unterlaſſen, und die Sache, welche man ſchreiben will, gehörig erſt überdenken. Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß Höhere an Niedere oder Vorgeſetzte an Untergebene ſich ſchon mehr Freiheit herausnehmen können, deſſen ungeachtet iſt es aber um der Sache ſelbſt willen ſehr gut, wenn man ſich gewöhnt, Alles, was man ſchreibt, mit Nachdenken und Ueberlegung niederzuſchreiben, wodurch man die Nachſchrift erſparen kann. S. auch Th. 100, S. 17.

Schrift (negativ elektriſche), ſ. oben, unter Schrift, S. 440.

— (periodiſche), ſ. Schrift (Zeit-).

— (Pflug-), ſ. unter Schrift, oben, S. 422.

— (Phöniciſche), ſ. oben, unter Schrift (Bilder-) und Schrift (Buchſtaben-).

— (Privatab-), ſ. oben, S. 454.

— (Punktir-), ſ. unter Punctieren, Th. 118, S. 721.

— (Quadrat-), ſ. oben, Schrift (Buchſtaben-), und unter Schrift (Auf-), S. 464.

— (Quartal-), eine Schrift, welche alle Viertel-

jahre heraus kommt, eine Broſchüre verſchiedenen Inhalts, nach der Einrichtung, welche der Herausgeber derſelben gegeben.

Schrift (Rand=), eine Schrift auf dem Rande der Münzen, Medaillen ꝛc.; ſ. unter Münze und Münzwiſſenſchaft, Th. 97.

— (Real=), ſ. oben, S. 516.

— (Runen=), ſ. Th. 128, S. 695.

— (Säulen=), ſ. oben, S. 422.

— (Schein=), ſ. oben, unter Schrift, S. 431.

— (Schreib=), ſ. oben, S. 282 u. f. und 453.

— (Schwabacher=), ſ. oben, unter Schrift, S. 451. Sie wird von der Fraktur unterſchieden.

— (ſchwarze), ſ. oben, unter Schrift, S. 432.

— (Silber=), ſ. oben, unter Schrift, S. 432. Die Silberſchrift findet man zwar auch häufig in den alten Handſchriften, jedoch nicht ſo häufig, als die Goldſchrift, wahrſcheinlich machte ſie nicht den Effekt auf ſchwarz, roth, grün, als das Gold, ſ. unter Manuſcript, Th. 84, S. 253, und oben, unter Schrift, S. 432.

— (Stab=), ſ. oben, unter Schrift, S. 446.

— (Stein=), ſ. oben, S. 435. Auch eine Schrift, die auf Stein zum Abdruck geſchrieben worden.

— (Sylben=), ſ. oben, S. 488 und unter Sylbe.

— (Syriſche), ſ. oben, S. 482.

— (Ueber=), eine kurze Schrift, welche über einen Gegenſtand geſetzt wird, z. B. über das Bild einer Münze, Medaille, über ein Grabmal, über ein Haus oder über das Gewölbe eines Kaufmanns; über das Kapitel eines Buches, wodurch ſie ſich von der Auf=, Bei=, In= und Unterſchrift unterſcheidet. Man ſagt auch wohl die Ueberſchrift eines Briefes, wofür man jedoch beſſer Aufſchrift gebraucht. Auch ein Epigramm wird von einigen Deutſchen eine Ueberſchrift genannt.

Schrift (Um=), eine Schrift um den Rand einer Medaille, Münze ꝛc., dieſe Benennung iſt alſo mit Randſchrift gleichbedeutend.

— (Univerſal=), Realſchrift; Schrift, Schreibekunſt für alle Nationen, Paſigraphie, Pangraphie, ſ. auch oben, S. 347, die Erfindung einer Univerſalſchriſt, ein Verſuch, den man in neuerer Zeit gemacht hat. Der Engländer Joh. Wilke, Biſchof von Cheſter, hat ſich beſonders Mühe gegeben, eine Schrift zu erfinden, die von allen Nationen geleſen und verſtanden werden könne, und darüber ein Werk in Folio unter dem Titel: Essai towards a real character — Verſuch einer Realſchrift — herausgegeben, die aber ſehr ſchwer zu erlernen befunden worden, und nur der unermüdete Boyle hat damit einen Verſuch gemacht, ob er ſie aber erlernt hat, iſt nicht bekannt geworden. Nach ihm hat ein Privatgelehrter Namens Rödicke in Berlin zu Anfange des 18ten Jahrhunderts Proben einer ſolchen Erfindung gegeben, die von der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften daſelbſt unterſucht, und als Verſuche der Beachtung werth gefunden worden ſind, nur iſt dabei bemerkt worden, daß noch manche Schwierigkeiten, ſowohl bei der Einführung und Anwendung, als auch bei der Ausbreitung Statt finden würden, welche Schwierigkeiten jedoch der Erfinder zu heben verſprochen, nur der Tod hinderte ihn an ſeinem Vorhaben, und ſeine Erfindung ſank mit ihm in die Gruft, da er den Schlüſſel dazu Niemanden darüber mitgetheilt. Im Jahre 1732 geſchah von einem Ungenannten ein neuer Vorſchlag zu einer Univerſalſchrift, wobei er bemerkte, daß wenn eine Schrift dieſen Namen behaupten wolle, ſo müſſe ihre vornehmſte und nöthigſte Eigenſchaft ſeyn, daß ſich bei der Erlernung derſelben gar keine Schwierigkeiten finden und ſie recht leicht geſchrieben, geleſen und verſtanden werden könne. Dieſerhalb

mußten die bei den bisher üblichen Sprachen nöthigen Deklinationen und Conjugationen bei der Univerſalſprache ganz wegfallen. Den Grund zu ſeiner Univerſalſprache nahm er aus der Lateiniſchen Sprache. Sie ſollte nur ſechzehn Buchſtaben haben, nämlich a b c d e f g h i k l m n o r s u, wobei kein anderer Unterſchied Statt finden ſollte, als daß die Anfangsbuchſtaben noch einmal ſo groß, als gewöhnlich, ausgedrückt werden, z. B. bono ꝛc. Wie die Beiwörter, Hauptwörter und Zeitwörter gebildet werden ſollen, muß hier übergangen werden. Eine andere Erfindung iſt Solbrig's Scriptura oeconomica mit Zahlen, ſ. unter Ziffer, und unter Zahl, in Z. In der Mitte des vorigen, 18ten, Jahrhunderts hat Heumann eine Abhandlung über eine allgemeine Sprachkunſt bekannt gemacht, die ſich nur auf Zeichen bezieht, und alſo mehr eine Bilder-Schrift iſt. Denn dieſe Zeichen ſollen ganze Begriffe und Worte andeuten; ſie ſollen eine Sprache gar nicht ſchwer machen, weil man ſie weit beſſer als Buchſtaben und Sylben behalten kann. Uebrigens ſind für die meiſten Dinge ſchon Zeichen erfunden, z. B. wie die Zeichen in der Medizin, Chemie und Pharmacie. Dieſe Univerſalſchrift oder philoſophiſche Sprache, wie ſie der Erfinder nennt, hat nur drei Redetheile, nämlich Hauptwörter, Zeitwörter und Partikel. Der Artikel fällt, wie im Lateiniſchen, weg. Die Geſchlechter der Wörter ſind gleichfalls unnütz, wie bei den Chineſen. Sie hat nur eine Abwandlung oder Deklination und darin iſt nur ein Fall oder Caſus rectus und ein obliquus, z. B. ⊖ bedeutet Gold, da könnte CIↃ des Goldes, dem Golde und vom Golde anzeigen. Wollte man nun aus dieſem Nennworte ⊖ ein Zeitwort machen, ſo könnte ⊖. vergolden, $\overline{\ominus}$ einer, der vergoldet, ein Vergolder, und $\underline{\ominus}$ einer oder etwas, das vergoldet iſt,

bedeuten. Was die Zeitwörter und deren Abwandlung anbetrifft, ſo iſt nur eine einzige Conjugation, auch nur ein einziges thätiges Zeitwort (Activum) nöthig, indem die Deutſchen und Engländer das Paſſivum umſchreiben können. Zeiten braucht man nur drei, die gegenwärtige, die vergangene und die zukünftige. Die Zeiten der Perſonen könnten ſeyn: a ich, b du, c er, aa wir, bb ihr, cc ſie. Man nehme z. B. an das Zeichen R bedeute die Bewegung, und mache ein Zeitwort daraus R·, welches bewegen andeute, ſo hieße a R· ich bewege, b R· du bewegeſt, c R· er beweget; aa R· wir bewegen, bb R· ihr beweget, cc R ſie bewegen; $\overline{R}$, ein Beweger, bewegend, $\underline{R}$ einer, der da bewegt iſt. R! cc bewege ſie. Die vergangene Zeit könnte alſo bemerkt werden, a < R· ich habe bewegt, b < R· du haſt bewegt ꝛc., und die zukünftige; a > R· ich werde bewegen, b R· du wirſt bewegen ꝛc. Da nun eine Rede aus ganzen Sätzen beſteht, und ein jeder Satz drei Stücke begreift, nämlich das Vorderglied, das Hinterglied und das Bindewörtchen; ſo könnte nun zum Zeichen des Bindewörtchens, wenn es bejahet = gebraucht werden, wenn es aber verneint = — z. B. ☉ = $\overline{R}$, welches ſo viel heißen würde, als: das Gold iſt viel vermögend, hingegen ☉ = — $\overline{R}$, würde das Gegentheil andeuten ꝛc. ꝛc. Auch im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts hat man wieder Verſuche gemacht, eine ſolche Schrift zu erfinden; auch Saul Aſcher theilt darüber im Berliner Archiv der Zeit, Jul. 1796, S. 42, ſeine Gedanken mit. Ein Mehreres hierüber wird unter Zifferſchrift, in Z. vorkommen. S. auch den Art. Paſigraphie, Th. 107, S. 671 u. f.

Schrift (unſichtbare), ſ. oben, unter Schrift, S. 430 u. f.

— (Unter⸗), die unter einem Gegenſtande befindliche Schrift, im Gegenſatz der Ueberſchrift. Die Unterſchrift

unter einem Gemälde, einem Kupferſtiche, einem Sinnbilde. In engerer Bedeutung der unter eine Schrift geſetzte Name; daher die Unterſchrift eines Briefes, eines Befehles, einer Verordnung ꝛc.

Schrift (Unzial=), ſ. oben, Schrift (Capital=).

— (Ur=), ſ. die Artikel, Schreibekunſt, Schreibſtoff, Schrift, u. Schrift (Buchſtaben=).

— (verblichene), um ſie wieder leſerlich zu machen, ſ. oben, unter Schrift, S. 424.

— (Verſal=), ſ. oben, S. 291, 420.

— (Vor=), eine Schrift, die Jemanden vorgelegt wird, um ſie nachzuſchreiben, um das Schreiben darnach zu lernen. Man hat beſonders gedruckte oder in Kupfer geſtochene, oder in Stein geätzte Vorſchriften, die als Muſter dienen, um darnach ſchreiben zu lernen. Dergleichen Vorſchriften haben Bergmann, Fleckenſtein, Moßner, Möckel, Markword, Hennig und Andere ſowohl in Deutſcher, als Lateiniſcher Schrift herausgegeben. — Im figürlichen Verſtande eine verbindliche Regel des Verhaltens, ſie werde nun ſchriftlich, oder mündlich ertheilt. Sich nach ſeiner Vorſchrift richten, nach der Vorſchrift, die man erhalten hat. — Von einer ungewöhnlichen Bedeutung des Zeitworts vorſchreiben, iſt die Vorſchrift bei Einigen, eine ſchriftliche Empfehlung eines Andern, in welchem Falle es eigentlich Fürſchrift geſchrieben werden ſollte.

— (weiße), ſ. oben, unter Schrift, S. 430.

— (Wochen=), eine Schrift, welche wöchentlich erſcheint, und entweder äſthetiſchen, philoſophiſchen, religiöſen, oder technologiſchen Inhaltes iſt.

— (Zeit=), ſ. dieſen Artikel, in Z.

— (Ziegel=), ſ. oben, unter Schrift, S. 422.

— (Ziffer=), ſ. Zifferſchrift, in Z.

— (Zu=), nach Adelung iſt Zuſchrift, von zuſchrei-

ben, ein Brief, in der feierlichen Schreibart; daher ſagt man in einem Briefe: Ihre eigene Zuſchrift habe ich wohl erhalten ꝛc. Auch verſteht man darunter eine Dedication, Zueignungsſchrift, welches die Schrift vor einem Werke iſt, worin man einem hohen Gönner, Beſchützer, Freund ꝛc. daſſelbe zueignet. Dergleichen Schriften müſſen nach dem Verhältniß des Verfaſſers zu der Perſon, welcher man das Werk widmet, mit Anſtand und Würde, nicht kriechend, aber doch ſehr verbindend abgefaßt werden. Eine gute Zueignungsſchrift, beſonders an einen großen Beſchützer, Gönner, die ohne niedrige Schmeicheleien, doch mit Wärme das dankbare Gefühl des Zueigners ausdrückt, iſt ein wahres Meiſterſtück.

Schriftfehler, Fehler, welche im Schreiben gemacht werden, vom Papiere wegzubringen, ſ. unter Radiren, Th. 120, S. 385.

Sriftgelehrter, ein nur in der deutſchen Bibel und der bibliſchen Schreibart vorkommendes Wort, einen Theologen oder Gottesgelahrten zu bezeichnen.

Schriftgewölbe, Archiv, in Regierungsgebäuden, Rathhäuſern, ein Gewölbe, worin Schriften, das iſt, Urkunden, Dokumente ꝛc. verwahrt werden. Wie dergleichen Gewölbe angelegt werden müſſen, ſ. unter Archiv, im Supplement, weil nur dieſer Name der gebräuchlichſte iſt.

Schriftgießer, ein Künſtler, welcher die metallenen Buchſtaben, Lettern oder Typen für die Buchdruckereyen gießt; ſ. den folgenden Artikel.

Schriftgießerey, die Lettern oder Typen zu den Schriften in der Form von Metall gießen. Der Anfang wird damit gemacht, daß man ſich von gutem feinkörnigen Stahle runde, fingerlange, federdicke Griffel ſchmiedet, die von verſchiedener Dicke nach der Art oder Gattung der Schrift gemacht werden. Dieſe Griffel werden in glühenden Kohlen mit hei-

ßer Aſche bedeckt, ausgeglühet, und man läßt ſie darin endlich kalt werden. Andere beſchlagen ſie mit einer Maſſe von Lehm, Kalk und trocknem Rinderblute, geben ein Holzfeuer, und erweichen ſie dadurch ebenfalls. Man befeilt nun die Spitze des dünnen Endes im Schraubſtocke glatt, putzt ſie mit der Schlichtfeile, und macht ſie mit Baumöl glänzend, beſtreicht dann dieſes Feld mit ſcharfem Eſſig, um den Glanz wieder matt zu machen; und wenn man gewärmten Terpentin dünn aufgeſtrichen, und dieſer angetrocknet, ſo wird die Figur der Buchſtaben mit Tuſche links aufgezeichnet, und mit einem ſpitzen Grabſtichel ausgeſchnitten. Das Schneiden ſelbſt geſchieht, indem man die kleinen Stahlgriffel in die ausgehauene Mitte eines viereckigen Würfels von Eiſen, worin acht Schrauben angebracht ſind, feſt ſchraubt, ſo daß ſie nur um eine Linie hervorragen. Man ſchleift dann einen Griffel nach dem andern auf dem im Tiſche feſten Oelſteine am Kopfe gerade. Die darauf gemachte Zeichnung wird nun mit dem Grabſtichel oder mit Bunzen und Engliſchen Feilen erhaben geſchnitten. Die leeren Stellen im Buchſtaben ſchlägt man mit Contrabunzen und dem Hammer nieder. Zuletzt härtet man die Patrice, in dem man den Fuß erhitzt, und die rechte Farbe gegen den geſchnittenen Buchſtaben zu laufen läßt. Dieſer Griffel, den man die Patrice, Schriftbunze nennt, wird geglühet, in kaltem Waſſer abgelöſcht, in mäßiger Hitze angelaſſen, mitten auf ein viereckiges Kupfer von der Länge des kleinen Fingers, ſo man Matrice nennt, aufgeſetzt, mit dem Hammer in das Kupfer ein wenig hineingeſchlagen, und man bekommt jetzt den Buchſtaben im Kupfer rechts zu ſehen, um denſelben in dieſer Mutterform etliche tauſendmal abzugießen, nachdem man die Fläche der Matrice mit der Feile und nach dem Winkelmaaße

reicht horizontal juſtirt. Ein Paar Kerben an dieſem viereckigen Kupfer dienen für die Feder und Feſtigkeit im Gießinſtrumente. Dieſes Inſtrument, Fig. 8528, beſteht aus zwei genau zuſammenpaſſenden Hälften von etlichen dicken Stücken gegoſſenen Meſſings, die in ein hölzernes Futteral paſſen und ſtecken, damit man ſich die Finger nicht verbrenne. Funfzehn Schrauben halten die Stücke und die Matrice in dieſem Inſtrumente feſt. Die Theile ſind ein drähterner Haken, den abgegoſſenen Buchſtaben herauszuwerfen, der Kern, die Wände, die Böcke, die Drahtfeder, der Sattel, auf dem die Matrice ruht. Größere Schriften erfordern größere Matricen und Inſtrumente. Das Eingießen geſchieht mit kleinen runden Löffeln. Man ſchüttelt das Inſtrument, nimmt die zwei Hälften von einander, hakt den gegoſſenen Buchſtaben mit dem Haken aus der Matrice, läßt ihn auf den Tiſch fallen, bricht den Gußzapfen ab, und findet den gegoſſenen Buchſtaben links auf der Spitze eines bleyernen Stöckchens, und erhaben. — Das Wichtigſte bei der Schriftgießerey iſt alſo die Patrice, Matrice und das Gießinſtrument. Wie ſchon oben bemerkt, muß der Stempel oder die Patrice (Archetypus) von ſehr gutem Stahle und der Buchſtab auf das ſchärfſte und ſauberſte darin geſchnitten ſeyn, damit er beim Einſenken und Abſchlagen in Kupfer den Buchſtaben gut abdrückt. Die großen Buchſtaben-Stempel werden auch von Meſſing gemacht und nur in Bley abgeſchlagen. Dieſer Abſchlag, welches die oben angeführte Matrice iſt, muß in das meſſingene Inſtrument, welches auf das Accurateſte verfertiget ſeyn muß, genau eingeſetzt und feſt geſchraubt werden, damit jeder Buchſtab ſeinen gehörigen Kegel, das iſt, Breite und Höhe bekommt,

weil er ſonſt ausgeſchoſſen oder in das Zeug geworfen werden muß.

Der Schriftgießerzeug wird aus Spießglas, Eiſen, Kupfer, Bley und Meſſing im Schmelztiegel zuſammengeſchmelzt. Das Bley macht den größten Beſtandtheil aus. Ein Theil davon oder ein Haufen alter, abgenutzter Schriften wird in der Schmelzpfanne des Ofens, der auf dem Tiſche der Werkſtube angebracht iſt, flüſſig erhalten. Wenn der eine Buchſtab ſo viele hundert Male abgegoſſen worden, als der Gießzettel vorſchreibt (dieſer ſchreibt nämlich dem Gießer vor, wie viel hundert A z. B. auf 1, 2 oder mehr Centner von 110 Pfunden gehen ſollen), ſo nimmt man die Matrice heraus, und ſetzt eine neue mit dem Buchſtaben B rc. ein. Zuletzt ſchleift man die rauhen Lettern oder Buchſtaben, auf einem Sandſteine ab, legt ſie nebeneinander in den Winkelhaken, und ſchabet ſie mit einem ſtumpfen Meſſer gerade. Die kleine Bleyſtange eines Buchſtaben, woran die Figur ſitzt, heißt Kopf; die Stange ſelbſt Fuß, die Kerbe Signatur. Zuletzt ſetzt man ſie Reihenweiſe in das Schiff, bis eine Columne oder Seite, z. B. von lauter A, beiſammen iſt, ſo alle gleiche Höhe und rechte Winkel haben, und nun packt man ſie als ein Buch in Papier, um ſie an die Buchdruckereyen zu verſenden.

Beim Gießen ſelbſt iſt das m die Letter, welche jederzeit zuerſt gegoſſen wird; hierauf folgen diejenigen Lettern, deren Züge über und unter dem m vorſpringen, z. B. das h, und endlich diejenigen, die mit dem m in gerader Linie fortlaufen. Wenn man annimmt, daß ein Buchdrucker einen Centner Schrift, die man kleine Cicero nennt, braucht, ſo überſchickt er dem Gießer einige Lettern dieſer Schrift, wornach dieſer die Länge, den Kegel, und die Linie der neuen Lettern abmeſſen muß. Von dieſen Probeſchriften

wird nun das m genommen, und man wählt aus einer großen Anzahl Formen diejenige Form, deren Bodenſtücke gerade ſo breit, und deren Kegel gerade ſo dick, als der Kegel der Letter hoch iſt. Um nun gewiß zu ſeyn, ſo ſetzt der Schriftgießer die Matrice des m an ihren Ort verloren in die Form ein, und gießt zwei Lettern dieſer Art, wobei er die Kegel beider Hälften der Form ohngefähr ſo weit von einander entfernt hat, als das m dick zu ſeyn pflegt. Der erſte und zweite Guß iſt gemeiniglich unbrauchbar; denn bald iſt die Letter zu ſchmal, bald ſteht der eigentliche Buchſtab nicht gehörig auf der Letter. Iſt die gegoſſene Letter nicht dick genug, ſo wird gegen den Kegel der Form ein hölzerner Keil geſetzt, und jener zurückgetrieben, wodurch der Raum des Guſſes erfüllt wird. Iſt die Letter dagegen zu dick, ſo wird der Kegel der Form nach der entgegengeſetzten Seite getrieben und der Raum verengert. Zuweilen darf nur ein Kegel der Form, oft aber auch beide Kegel verſchoben werden, nachdem es der gegoſſene Buchſtab verlangt. Steht der Buchſtab nicht vollſtändig auf der gegoſſenen Letter, ſo füllt der Buchſtab der Matrice die Oeffnung nicht gehörig aus, die durch den Abſtand der Kegel bei einer zuſammengeſetzten Form entſteht, der Gießer muß daher, nach der Beſchaffenheit der Umſtände an einem Ende etwas abſchleifen, oder auch die Matrice mit dem Hammer ausdehnen, bis ſie gehörig paßt. Iſt nun der Guß zum Verſuch mit zwei m Lettern geſchehen, und ſind ſolche vollſtändig, ſo wird der Abbruch, der bei dem Guß an dem einen Ende der Letter entſteht, abgebrochen, und man beſchneidet an dieſem Ende die Letter genau mit einem kleinen Unterſchneidemeſſer. Der Abbruch iſt etwas ſchmäler, als der Kegel der Letter, daher bemerkt man leicht, wie viel man abſchneiden muß. Die beiden gegoſſenen Lettern ſtellt man nun

neben die Probelettern in das Juſtorium, in welchem ſie auf dem Bodenbleche ſo ſtehen, daß das Ende, worauf der eigentliche Buchſtaben ſteht, oben iſt, und lehnen ſich gegen die Wand, worin ſie dann juſtiret werden. In dem Juſtorium muß die Letter, nachdem ſie juſtirt worden, auch mit dem Beſeher unterſucht werden, ob ſie ſowohl unten, als oben, gegen alle Buchſtaben der Lettern, die in dem Juſtorium ſtehen, gleich ſei. Schließt ſich der Beſeher nicht oben und unten gleich an alle Buchſtaben an, und ſpringen die neuen vor den alten Probelettern hervor, oder umgekehrt, ſo haben ſie noch nicht die erforderliche Linie, die Matrice hat nicht die gehörige Lage in der Form, und daß eine Ende derſelben muß etwas abgeſchliffen oder mit dem Hammer ausgedehnt werden. Iſt endlich die Länge und Linie der Letter getroffen, ſo wird der Kegel unterſucht. Man ſtellt nämlich die alten und neuen Lettern auf einen eiſernen vierkantigen Kloẓ, deſſen Fläche auf das Genaueſte winkelrecht und eben ſind, dergeſtalt, daß ſich die Lettern auf dem Kegel berühren; dann werden ſie abermals mit dem Beſeher geprüft. Stimmen die neuen Lettern in Abſicht des Kegels nicht überein, ſo iſt kein anderer Rath, als eine andere Form zu wählen, und die nämlichen Verſuche anzuſtellen. Hat man aber Länge, Linie und den Kegel gehörig gefunden, ſo muß auch der Abſtand der eigentlichen Buchſtaben auf den Lettern in Betrachtung gezogen werden; denn das Metallſtück des Kegels der Letter ſpringt auf allen Seiten vor den eigentlichen Buchſtaben vor. Alle Buchſtaben müſſen genau einerlei Abſtand von einander haben, wie man ſolches an einer gedruckten Schrift gewahrt. Daher muß das vierkantige Metallſtück auf derjenigen Seite, wo ſich die Lettern beim Setzen in der Druckerey berühren, bei allen Lettern einer Schrift gleich viel vor

dem eigentlichen Buchſtaben vorſpringen. Dieſerhalb legt der Gießer die Lettern, wie der Setzer in den Druckereyen, erſt auf der einen und dann auf der andern Seite des Kegels zuſammen. Findet er nun, daß auf einer oder der andern Seite die Buchſtaben beider Lettern zu weit von einander entfernt ſind, oder ſich zu ſtark nähern, ſo haben die Lettern noch nicht die gehörige Dicke, und die Kegel der Form müſſen von neuem verſchoben werden. Die gegoſſenen Lettern zeigen ſchon an, ob man nur einen oder beide Kegel der Form verſchieben muß. Dieſer Verſuch muß ſo lange fortgeſetzt, und ſo oft zwei Probelettern gegoſſen werden, bis man den richtigen Abſtand der Buchſtaben gefunden hat. Das geübte Augenmaaß des Gießers leitet ihn bloß in dieſer Sache. Jetzt kann der Buchſtabe m gegoſſen werden; denn die Form iſt nunmehr eingerichtet, die Matrice wird darin befeſtiget; denn in die in der Matrice angebrachte Kerbe wird ein kleiner Riem um das Metallſtück angebunden, und die Matrice durch den Haken des Vordertheils der Form geſteckt, beide Theile zuſammengeſetzt, und der Matrice auf dem Sattel zwiſchen beiden Theilen der Form die gehörige Lage gegeben. In dieſer Lage befeſtiget man ſie mit ihrem Rieme in zwei Löchern des Futterals an den Vordertheil. Der Haken hindert, daß die Matrice nicht hinabfällt, wenn der Gießer die Hälfte der Form auseinander nimmt. Er ſchiebt bei jedem Guſſe einer Letter beide Theile der Form in einander, und da ſich das Böckchen und die Wand der einen Hälfte genau an das Bodenſtück des andern Theils anſchließen, ſo halten beide Hälften zuſammen.

Bei der Vereinigung bleibt eine kleine Oeffnung, wodurch das Metall in die Form gegoſſen wird. Damit aber die Matrice das Loch unter der Oeffnung des Guſſes genau verſchließt, ſo ſetzt der Gießer ge-

gen dieſes Stück Kupfer die Spitze einer Feder, die mit ihrer Elaſticität die Matrice genau an die Form anpreßt. Beim Guſſe wird die Form ſo gehalten, daß die Matrice unten, der Guß aber oben iſt. Der Gießer ſchöpft nun mit einem kleinen Gießlöffel das flüſſige Metall aus dem Schmelzkeſſel, gießt es in die Form, und zieht ſogleich die Form mit einigem Nachdruck etwas hinab. So gering nun auch dieſer letzte Handgriff zu ſeyn ſcheint, ſo wichtig iſt er doch. Das flüſſige Metall erkaltet leicht in der Form, kommt es aber nicht völlig flüſſig bis zur Matrice hinab, ſo prägen ſich nicht alle Theile des Buchſtabens aus, welches vorzüglich von den kleinen Strichen und Punkten der Buchſtaben gilt. Zieht aber der Gießer die Form bei dem Guße der Letter mit aller Schnelligkeit hinab, ſo ſchüttelt er ſo zu ſagen das Metall mit Gewalt in die Vertiefung der Matrice hinein. Bei kleinen Buchſtaben, z. B. bei dem i iſt dieſes um ſo nöthiger, da eine kleine Metallmaſſe weit eher kalt wird, als eine große, deſſenungeachtet gerathen, aus der gedachten Urſache, nicht alle Lettern, und der Gießer muß oft zu ſeinem Verdruß eine große Anzahl Lettern ausſtoßen und wieder einſchmelzen; denn bei dem Abdrucke fallen die geringſten Fehler in die Augen. In eben dem Augenblick, da eine Letter gegoſſen iſt, zieht der Gießer mit der rechten Hand den Vordertheil von dem Hintertheile ab, und nimmt mit dem Haken des erſteren die gegoſſene Letter aus dem Hintertheil. Ehe er aber die Theile der Form auseinander nehmen kann, ſo muß er die Feder von der Matrice abnehmen, und ſie auf einen Abſatz unter dem Sattel ſetzen; auf keine andere Weiſe laſſen ſich beide Theile auseinander ziehen. Wenn eine Letter aus der Form genommen worden, ſo ſetzt man dieſe ſogleich wieder zuſammen, ſtellt die Feder gegen die Matrice, und gießt eine

neue Letter. Dieſes Alles geſchieht in einer ſolchen Geſchwindigkeit, daß ein fleißiger Gießer 3 bis 4000 Lettern kleiner Schrift in einem Tage gießen kann. Dagegen kann er bei großen Buchſtaben, und vorzüglich bei Noten, kaum ſo viel Hunderte zu Stande bringen. Bei einer und eben derſelben Letter darf die Form nicht weiter eingerichtet werden. Der Gießer hat nur auf zwei Vorfälle zu ſehen. Zuweilen ſetzt ſich etwas Metall zwiſchen das Bodenſtück der Form und die Matrice, wodurch der eigentliche Buchſtab etwas erhöhet wird. Das Auge zeigt ſogleich dem Gießer dieſen Fehler, und er nimmt den Auswuchs weg. Ueberdies ſetzt ſich zuweilen etwas Metall zwiſchen das Bodenſtück und den Kegel der Form, wodurch nicht nur an den Kanten der Lettern ein Grad entſteht, ſondern ſie werden auch auf dem Kegel ſtärker. Ein Haar, welches z. B. der Gießer in eine Form legt, macht nach dem Guß die Letter um ein merkliches breiter; daher muß man ſorgfältig darauf ſehen, daß der Kegel der einen Hälfte an das Bodenſtück der andern ohne alle Hinderniſſe auf das Genaueſte an einander ſchließen. Nach dem m geht der Gießer zu einem andern Buchſtaben über. Das m dient demſelben die Linien der andern Lettern genau abzumeſſen. Die drei Striche, woraus das m beſteht, geben dem Beſeher einen geraden Stand, daß er auf keine Seite neigen kann, wenn man ihn auf dieſen Buchſtaben ſetzt. Daher iſt er zu dem gedachten Zwecke der bequemſte, und wird auch aus dieſer Urſache zuerſt gegoſſen. Den Kegel darf der Gießer bei einer andern Letter nicht mehr prüfen, weil alle übrige Lettern einer Schrift, die zu dem m gehören, in eben der Form gegoſſen werden. Allein die Länge, die Linie und die Dicke müſſen von neuem abgemeſſen werden. Das Bodenſtück der Form, welches die Länge der Lettern beſtimmt, behält zwar

ſeine Breite; allein es muß bei jeder abgeänderten Letter eine neue Matrice, wie leicht zu erachten iſt, eingeſezt werden, und dieſe, vorzüglich aber die Form, hat ſich zum öfteren abgenuzt. Hierdurch kann denn eine Letter leicht etwas länger oder kürzer werden, als die Letter des m. Der Gießer muß daher ſogleich, wenn er anfängt eine andere Letter zu gießen, die Matrice auf die oben beſchriebene Art in die Form einpaſſen, ſich abermals zwei Lettern zur Probe gießen, und alle Fehler der Matrice durch die oben beſchriebene Mittel wegſchaffen. Zuweilen iſt der ganzen Sache abgeholfen, wenn man die Seite der Matrice, worauf der Buchſtaben vertieft ſteht, etwas weniges abſchleift. Auf dieſe Weiſe gießt der Schriftgießer nun alle Lettern einer Schrift mit gedachten Handgriffen hintereinander fort. Jede Art Schriften erfordert eine andere Form und eine andere Art Matrice, welche der Größe der zu gießenden Lettern angemeſſen ſind.

Die Schriftgießer, ſ. auch oben, S. 520, haben keine Innung, ſondern es iſt eine freie Kunſt. Die Lehrlinge lernen dieſe Kunſt unentgeldlich in ſechs Jahren, und die Geſellen wandern ſelten eher, als bis ſie von einer andern Gießerey verſchrieben worden. Ein Betriebskapital und ein erlangtes Privilegium, wo es noch nöthig iſt, machen den Geſellen zum Meiſter und Herren; da aber die Anlegung einer ſolchen Gießerey ein nicht unbedeutendes Kapital erfordert, ſo giebt es nur wenige Schriftgießereyen in einem Staate, und nur in großen Städten, und in ſolchen, die Buchhandlungen und Buchdruckereyen beſitzen, wie Berlin, Halle, Königsberg in Preußen, Leipzig, Frankfurt a. M., Wien ꝛc. ꝛc. Große Gießereyen giebt es zu Paris und London, wo ein Gießer noch Manches lernen kann, ſo auch in der

großen Gießerey des Herren Breitkopf und Hertel in Leipzig.

Schriftgießerz, Schriftgießererz, dasjenige Eiſenerz, welches man auch lichtgraues Eiſenerz nennt. Es iſt ſehr reichhaltig an Eiſen, aber immer findet man es ſtark arſenikaliſch, auch hat es nicht ſelten einen anſehnlichen Theil Spießglas beigemiſcht. Dergleichen Erze geben ſelten ein gutes Eiſen, weil das Spießglas ſich bei dem ſtärkſten Röſten nicht ganz vertreiben läßt. Zu Buchdrucker-Lettern kann dieſe Miſchung aber ſehr gut gebraucht werden, weil die Schrift-Miſchung größtentheils aus Eiſen und Spießglas beſteht, welches ſie zu dieſem Zwecke erſt zuſammenſetzen müſſen, und wozu noch Bley, Kupfer, Wismuth ꝛc. kommt. Man kann dieſes Erz, wie es iſt, ohne alle vorhergehende Röſtung, ausſchmelzen, wozu man, in Anſehung der Leichtflüſſigkeit des Erzes, nicht einmal einen Hohenofen nöthig hat, ſondern nur einen ſolchen gebrauchen kann, wie man ihn auf den Kupferhütten vorfindet. Das ausgeſchmolzene Erz verſetze man nachher mit Bley, Wißmuth, Kupfer ꝛc., ſ. auch oben, unter Schriftgießerey.

Schiftgießerzettel, die Berechnung, wie viel von einer Schrift oder Buchſtaben jeder Art gegoſſen werden müſſen. Nach dieſer Berechnung gehen auf einen Centner, z. B. der Cicerofraktur 100 einzelne A, 80 B, 90 C, 100 D, 120 E, 80 F, 120 G, 120 H, 120 J, 90 K, 90 L, 80 M, 80 N, 90 O, 90 P, 10 Q, 100 R, 120 S, 90 T, 80 U, 80 V, 90 W, 10 X, 10 Y, 50 Z, an Verſalbuchſtaben. Von den kleinen Buchſtaben hat man zu dem gedachten Gewichte nöthig an a 1150, b 440, c 150, d 1050, e 4050, f 350, ff 175, g 550, h 550, i 1900, k 250, l 700, m 800, n 2750, o 700, p 200, q 50, r 1700, ꝛ 50, ſ 600, ſſ 185, s 550,

t 1700, u 1400, v 225, w 500, x 40, y 150, z 250, ch 700, ck 125, ſt 400, ſi 250, fi 40, fl 40, ß 200, ll 150, j 100, ä 150, ö 135, ü 175, m̄ 10, ē 10, n̄ 10, . 450, , 750, ⸗ 400, : 65, ; 65, ? 50, ! 50, () 50, an Spatien 6000, an Schließquadrätchen 300, Halbgevierten 300, Ganzgevierten 300.

Schrifthalterform, bei dem Bleyarbeiter, ein Gefäß von gegoſſenem Eiſen, welches in zwei Theile auseinander geht und welches man mit kleinen eiſernen Stiften zumacht. Es iſt in Geſtalt eines Tellerbodens ausgehöhlt, und oben dergeſtalt ausgetieft, um einen Griff an den Schrifthaltern zu machen, damit man ſie bequem von einem Orte zu dem andern übertragen kann.

Schriftkaſten, beim Buchdrucker, ein Kaſten von Holz, der ungefähr 3 Fuß lang und 2 Fuß breit iſt, und verſchiedene kleine Fächer zu den Buchſtaben, Scheidungszeichen, Zahlen ꝛc. hat. Jede Art von Schriften liegt in einem beſonderen Fache. Jedes Fach iſt auf dem Boden mit Papier belegt, damit ſich die Lettern nicht abnutzen, und an der Seite jedes Faches, die dem Setzer gegenüber iſt, iſt der Buchſtabe, der darin liegt, auf Papier abgedruckt, angeklebt. Diejenigen Buchſtaben, die bei dem Setzen am häufigſten vorkommen, müſſen dem Setzer zur Hand liegen, deswegen liegen die Buchſtaben a, e, d, m, i, n, o, u, r gleich unten in der Mitte des Kaſtens. Dieſen zur Rechten liegen die Lettern, die ſchon ſeltener vorkommen, und zur Linken und oben, die am ſeltenſten gebraucht werden. In die leeren Fächer wirft man noch vorräthige Schrift derjenigen Lettern, die am mehrſten gebraucht werden. In eigen Fächern liegen die Scheidezeichen, Zahlen ꝛc. und dann wieder die Spatien, Gevierte und Quadraten.

Schriftkaſten, beim Buchbinder, ein Kaſten, welcher aus einem hohlen Parallelepipedo oder länglichten Viereck aus Eiſen beſteht, das 6 Zoll lang, 1 Zoll hoch und 8 Linien breit, und deſſen Höhle beinahe 1 Zoll tief iſt. Die den Kaſten ausmachende beiden Seitentheile und der Boden ſind etwas mehr, als eine Linie dicke Eiſenplatten, an deſſen Boden, als der, der einzigen offenen entgegengeſetzten Seite, befindet ſich in der Mitte eine eiſerne, wohl eine Hand breit lange und hinlänglich ſtark genietete Angel, deren über dieſe Länge noch hinaus gehende Spitze in einem hölzernen Griffe ſteckt, und mit einem darum gelegten Ringe darin feſt gehalten wird. In der viereckigten Höhle läuft auf zweien, in einem jeden der beiden Seitentheile eine Linie oben von der Oeffnung, und eben ſo hoch unten vom Boden der Länge nach eingefeilten Falzen, ein viereckiges Stück Eiſen, das die ganze Tiefe der inneren Höhle des Kaſtens ausfüllt, ohne darüber hinaus zu ragen, alſo beinahe 1 Zoll hoch iſt, in der Breite 1/2 Zoll hat, in der Dicke aber etwas weniger. An jeder Seite hat es zwei, der Länge des Kaſtens gleichlaufende erhöhete Zapfen, womit es in jenen Falzen läuft. In dieſes Stück iſt eine Schraube vernietet, die durch das eine ſchmale Ende des Kaſteus, das ſo wohl daſelbſt, als an dem andern Ende, wo hernach das laufende Stück Eiſen gegen geſchraubt wird, einen Drittelzoll dick, und durch vernietete Zapfen mit den langen Seitenplatten vereiniget und in einer darin geſchnittenen Mutter beweglich iſt. An ihrem äußeren Ende hat ſie einen Angriff in Geſtalt eines Herzens. Wenn man nun die Schraube links umdreht, ſo entfernt ſich das im Kaſten laufende loſe Eiſen von dem verſchloſſenen Ende des Kaſtens, und kömmt dem andern Ende näher, durch welches die Schraube geht; dreht man aber rechts um, ſo nähert

es ſich jenem Ende, und drückt gegen die dazwiſchen geſetzten Buchſtaben und hält ſie feſt. Die Schrift wird daher zwiſchen das bewegliche Stück Eiſen und das Ende des Kaſtens gebracht, ſo, daß zwar die Buchſtaben von der linken Hand anfangen, aber verkehrt ſtehen, wenn die Schraube zur rechten Hand iſt, damit ſie rechts zu ſtehen kommen, wenn man den Handgriff des Kaſtens vor ſich her umkehrt und in die Höhe bringt.

Schriftkegel, ſ. oben, unter Schriftgießerey, S. 522.

Schriftlich, im Gegenſatz des mündlich, in Geſtalt einer Schrift, vermittelſt einer Schrift; daher die Ausdrücke; Eine ſchriftliche Antwort. Ein ſchriftliches Zeugniß, Bekenntniß. Ein ſchriftlicher Beweis, Contract. Schriftliche Aufſätze, Urkunden ꝛc., geſchriebene. Sich ſchriftlich erklären, verantworten. Seine Sache ſchriftlich vorbringen. Einem etwas ſchriftlich geben, bei einem Collegio, einer Regierung, beim Magiſtrate ſchriftlich einkommen, ſein Anliegen ſchriftlich, vermittelſt einer Schrift vortragen.

Schriftmäßig, Bei- und Nebenwort, von Schrift, die heilige Schrift, dem geſchriebenen Worte Gottes gemäß, welches Moſes uns aufbewahret, alſo darin gegründet.

Schriftproben, in den Buchdruckereyen, verſchiedene abgedruckte Schriften, um darnach Schrift und Satz zu beſtimmen.

Schriftſaß, von Schrift, ein ſchriftlicher Aufſatz. 1. In weiterer Bedeutung, ein jeder Vaſall oder Unterthan, welcher das Vorrecht hat, daß ihm Vorladungen, Zufertigungen ꝛc. aus den Gerichten und andern Collegiis oder amtlichen Büreaus ſchriftlich, und nicht bloß durch die Unterbedienten mündlich zu wiſſen gethan werden, in welcher Bedeutung es nicht

überall üblich iſt. 2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung ſind Schriftſaſſen ſolche Vaſallen, welche dem Landesherrn und ſeiner Kanzelley unmittelbar unterworfen ſind, von welchen man daher ſagt, daß ſie auf Schrift ſitzen, weil ihnen der Wille des Lehens- und Landesherrn unmittelbar aus deſſen Kanzelley ſchriftlich bekannt gemacht wird; Kanzelleyſaſſen, zum Unterſchiede der Amtsſaſſen, welche den Kammerämtern unterworfen ſind; ſ. Land-Saß, Th. 61.

Schriftſäßig, Bei- und Nebenwort, auf Schrift ſitzend, das iſt, dem Lehens- und Landesherrn und deſſen Kanzelley unmittelbar unterworfen; kanzelleyſäßig, zum Unterſchiede von dem amtsſäßig. Daher ein ſchriftſäßiger Edelmann. Schriftſäßige Güter.

Schriftſäßigkeit, die Eigenſchaft, da ein Vaſall oder Grundſtück ſchriftſäßig iſt; die Kanzelleyſäßigkeit zum Unterſchiede der Amtsſäßigkeit.

Schriftſchneider, ſ. Formſchneider, Th. 14, S. 488, 495.

Schriftſetzer, ſ. Setzer.

Schriftſpötter, nur ein in der Gottesgelahrtheit vorkommendes Wort; eine Perſon, welche mit der Schrift, das iſt, mit dem geſchriebenen Worte Gottes ihr Geſpött treibt.

Schriftſprache, Univerſalſprache, eine Sprache, welche allen Nationen durch gewiſſe Zeichen verſtändlich ſeyn ſoll, welche aber bis jetzt noch unausführbar geblieben, obgleich viele Verſuche darüber bekannt gemacht worden; ſ. unter Schrift (Univerſal-), oben, S. 516, und unter Paſigraphie, Th. 107, S. 671 u. f. Auſſer den ſchon an den hier angeführten Orten erwähnten Schriften, hat noch Hr. Gottl. Berger eine Schrift in Berlin im Jahre 1779 darüber herausgegeben, welche den

Titel führt: **Plan zu einer überaus leichten, unterrichtenden, und allgemeinen Rede- und Schrift-Sprache für alle Nationen**; auch hat **Bellermann** in der bibl. Literatur I., 27, davon Erwähnung gethan. Eine Schrift-Sprache, welche allen Nationen verſtändlich ſeyn ſoll, iſt ein Unding; denn erſtlich ſtehen nicht alle Nationen auf einer und eben derſelben Kulturſtufe, könne daher auch nicht die gewählten Zeichen leicht lernen, vielweniger verſtehen, und zweitens würde eine ſolche Sprache, die nur zu ihren Schriftzeichen Bilder wählen könnte, ſchwer zu ſchreiben ſeyn, da hier die größte Deutlichkeit erfordert werden würde, um jedem verſtändlich zu ſeyn, wie man ſolches ſchon aus den oben angeführten Proben, S. 517 deutlich gewahrt; denn eine ſolche Sprache erfordert nicht nur ein ſehr gutes Gedächtniß, um alle Charaktere zu behalten, ſondern auch eine ſehr geübte Fertigkeit ſie niederzuſchreiben oder vielmehr zu zeichnen, weil es hier mehr eine Zeichenſchrift iſt. Daher wird eine Univerſalſprache wohl nie ins Leben treten und nur immer ein Hirngeſpinnſt ſo mancher Gelehrten bleiben, ſo wie die Witterungskunde, die eigentlich nur eine reine, auf nichts ſich gründende Prophezeiung iſt. Uebrigens iſt es ſehr lobenswerth, daß ſich Männer von Geiſt damit beſchäftiget haben, den Gegenſtand einer Univerſalſprache an das Licht zu ziehen, um dem menſchlichen Geiſt hier ein Räthſel zu löſen zu geben, welches freilich ſeine Kräfte weit überſteigt, und ohne überirdiſchen Einfluß gar nicht zu löſen möglich iſt. Hierher kann man auch die **Dechiffrirkunſt** rechnen; ſ. oben, **Schreibekunſt (Geheim-)**, und den Art. **Kriegs-Correſpondenz**, Th. 50, S. 177.

Schriftſteine, in der **Mineralogie**, von der Natur gemalte Steine, die eingeprägte Buchſtaben vorſtellen.

Schriftſteller, Schriftſtellerin; Fr. Écrivain, Auteur; Femme auteur; derjenige, welcher eine Schrift ſtellt, das iſt, einen ſchriftlichen Aufſatz verfertiget, in welchem Verſtande die Verfaſſer der ſchriftlichen gerichtlichen Aufſätze für andere, und in weiterer Bedeutung der Verfaſſer einer gewiſſen beſtimmten Schrift, eines geſchriebenen oder gedruckten Aufſatzes dieſen Namen führt, und ihn auch noch im Oberdeutſchen bekommt. Das oben angeführte Schriftſtellen darf aber nicht mit dem Schriftſtellen in den Buchdruckereyen verwechſelt werden, welches ſich bloß auf das Stellen der Lettern nach einer geſchriebenen Schrift bezieht, dieſes aber auf das Stellen der Schrift ſelbſt, das iſt, auf das Abfaſſen eines ſchriftlichen Aufſatzes. — In weiterer Bedeutung iſt der Schriftſteller ein jeder, welcher eine eigene Schrift durch den Druck bekannt gemacht, welcher etwas geſchrieben hat, welches im Druck herausgegeben worden, in der neuern Zeit; denn die Alten kannten, wie bekannt, die Kunſt nicht, ihre Werke durch den Druck, wie die Neuern, zu vervielfältigen, mit einem Lateiniſchen Ausdrucke ein Autor.

Bei den Alten ſtanden die Schriftſteller ſehr hoch, und die vorzüglichſten derſelben erhielten ſpäterhin den Namen Autores classici, das heißt, Schriftſteller, die als Muſter einer guten und feinen Schreibart gelten. Dieſe Benennung ſoll von den civibus classicis in Rom herrühren, welches die reichſten und angeſehenſten Bürger in Rom waren, und die erſte Klaſſe derſelben ausmachten. Dieſe Benennung der klaſſiſchen Schriftſteller oder Autoren iſt auch zu andern Nationen und bis auf unſere Tage in dieſer Eigenſchaft übergegangen. Dieſe Erhaltung eines ſo wichtigen Gegenſtandes bis auf die ſpäte Nachwelt iſt auch ſehr begreiflich, wenn man annimmt, daß wenn ſich bei einer Nation der

Verſtand und der gute Geſchmack bis auf einen gewiſſen Grad entwickelt hat, ſich bald ausgezeichnete Köpfe, Genies, zeigen, die nicht mehr an der äußern ſinnlichen Seite hängen bleiben, ſondern auch die Gegenſtände, die nicht unmittelbar auf die Sinne wirken, mit Aufmerkſamkeit betrachten, und die feineren Beziehungen derſelben bemerken. Hier entdeckt ſich ihnen eine ganz neue Welt, und Tauſende von Gegenſtänden entwickeln ſich ihnen, die der gewöhnliche Menſchen-Verſtand überſieht. Nur die beſten Köpfe einer Nation oder eines Volkes, die ſich die Kultur des Verſtandes angelegen ſeyn laſſen, erreichen dieſe Höhe. Sie empfinden nicht nur ſelbſt dieſe Erhabenheit des Geiſtes, ſondern machen auch ihre Nebenmenſchen darauf aufmerkſam; ſie entdecken Gegenſtände, die in der gemeinen Natur ganz unbemerkt geblieben ſind; der aufgeklärte Verſtand und der feine Geſchmack breitet ſie dann immer weiter aus, und ſo zeigen ſich denn dieſe Entdeckungen des Geiſtes auch in Schriften. Dieſes iſt die Urſache, daß die geiſtreichſten Köpfe aller Nationen, die ſich auf dieſe Art gebildet haben, an den klaſſiſchen Schriftſtellern der andern Nationen ſo viel Vergnügen finden, weil ſie hier in einen Punkt zuſammen treffen. Nicht alle Schriftſteller, wenn ſie gleich einem großen Theil des Volkes gefallen, können Anſprüche auf den Namen klaſſiſch machen; denn es muß eine Nation auch ſchon auf dem höchſten Gipfel der Kultur ſtehen, um ihre Schriftſteller beurtheilen zu können, und wer hier durch ſeine Schriften hervorragt, ja überragt, der verdient den Namen eines klaſſiſchen Schriftſtellers in der That. Auch zeigt ſich das Weſen eines ſolchen Schriftſtellers nicht in abſtracten und ſubtilen Gedanken; denn ſonſt müßten unter den Scholaſtikern viele dieſes Namens würdig ſeyn; allein Niemand nennt unter

dem großen Haufen der Scholaſtiker auch nur einen einzigen einen klaſſiſchen Schriftſteller. Der klaſſiſche Schriftſteller wird in keiner Schule, in keinem Kabinette gebildet, ſondern in der Welt, unter den Geſchäften, unter dem Umgange mit Menſchen. Die reine, geläuterte Sprache, worin der klaſſiſche Schriftſteller ſchreibt, iſt zwar eine Eigenſchaft eines ſolchen Schriftſtellers; allein ſie macht nicht ſein ganzes Verdienſt aus. Er macht feine, ein durchdringendes Auge erfordernde Beobachtungen und trägt ſie in einer Sprache, die ſeiner Denkungsart vollkommen entſpricht, vor. Unter allen Völkern haben ſich die Griechen und Römer am meiſten in der Kultur des Geiſtes hervorgethan; daher kommt es denn auch, daß man ihre vorzüglichſten Schriftſteller in einer beſondern und eingeſchränkten Bedeutung Auctores classicos zu nennen pflegt. Jene waren, wo nicht das einzige, doch wenigſtens das erſte Volk, welches ſich ohne fremde Beihülfe durch ſich ſelbſt von ſeinem erſten Keime, bis zum völligen Wachsthume entwickelt hat; ſie haben ſich durch tauſendfältige Verſuche zu einer Vollkommenheit empor geſchwungen, welches alle geſittete Völker, als das Ziel der menſchlichen Fähigkeit erkennen. Ihre Sprache war zwar anfänglich hart und rauh, aber ihre ſanfte Himmelsgegend, das milde Klima ihrer Wohnplätze war ihnen nach und nach behülflich und ihr Genie bekam mit ihrer Sprache eine feine Kultur. Die Liebe zur Muſik und Dichtkunſt weckt auch die Schriftſteller. Geſchickte oder vielmehr talentvolle Köpfe ſuchten es einer dem andern in der Dichtkunſt zuvorzuthun; es wurden Preiſe ausgeſetzt, um dadurch den Eifer noch mehr anzuſpornen. Dieſes vertrieb die Barbarey, und machte, daß die erſten Gelehrten unter den Griechen mit Hintenanſetzung anderer Wiſſenſchaften ſich auf die Dichtkunſt

legten. Hierdurch wurde ihre Sprache angenehm und wohlklingend, indem ſie die Geſetze der Sylbenmaaße erfanden. Aber nicht allein die Dichtkunſt war es, wobei ſie ſtehen blieben, ſondern ſie legten ſich nun auch auf andere Fächer des menſchlichen Wiſſens und wurden auch hierin klaſſiſch. Im Rednertalent, wozu ihre politiſche National-Einrichtung ſehr vieles beitrug, ſind ihnen nur bei den Neuern die Engländer und Franzoſen gleich gekommen, z. B. ein Bolingbroke, Lord Chatam, Burke, Pitt, Fox, Grey, Sheridan, Erskine ꝛc.; bei den Franzoſen ein Mirabeau, Barnave, Vergniaux, Sieyes ꝛc. Es war auch ſehr natürlich, daß bei einem Volk, wie das Griechiſche, welches ſtolz auf ſeine Freiheit war und keine andere Regierungsart kannte, als die es ſich ſelbſt vorſchrieb, auch die Beredſamkeit einen hohen Grad der Ausbildung erhalten mußte; auch zeigte es ſich, daß nur die Freiheit der Redekunſt günſtig iſt; denn zur Zeit, als die Macht der Macedoniſchen Könige der Griechiſchen Freiheit gefährlich wurde, hatte Griechenland die größten Redner. Die Dichtkunſt und Beredſamkeit vereinigten ſich, in beiden wurden die größten Meiſterſtücke geliefert, und der feine Grieche wurde nun auch ein Denker. Er abſtrahirte aus den Meiſterſtücken der Beredſamkeit und Dichtkunſt die Regeln, die jene älteren Genies zeichneten; er bauete Syſteme, und ſeine bisher bilderreiche Sprache formte ſich zur deutlichen, fließenden Proſa. Die Griechiſchen Redner, Dichter, Künſtler und Philoſophen gaben den herrſchenden Ton, nach welchem ſich die feinen Köpfe der ganzen Welt bildeten; ſie waren nicht nur für ihr Vaterland klaſſiſch, ſondern ſie wurden es auch für andere Völker, welche dann mit dem Mutterlande der Muſen wetteiferten. Die Kolonien der Griechen nach Kleinaſien, und die

Züge Alexanders nach Perſien brachten die Griechiſche Literatur in jene Gegenden, und wo ſie ſich ausbreitete, da ward es Licht. Man kann die Menge dieſer Schriftſteller verſchiedentlich eintheilen. Eine der brauchbarſten Eintheilung iſt dieſe, da man ſie nach dem Inhalte ihrer Schriften ordnet. Nach dieſen gab es unter ihnen Dichter, Redner, Geſchichtſchreiber und Weltweiſe. Unter den erſten ſind 1) diejenigen zu bemerken, welche die Theorie der Dichtkunſt beſchrieben haben, als Ariſtoteles und Dyoniſius Longin; 2) Schäferdichter: Theocrit, Bion, Moſchus, Longus; 3) heroiſche Dichter, Muſäus, Homer, Apollo von Rhodus, und auch Orpheus; 4) lyriſche Dichter eine große Anzahl: Archilochus, Alkman, Steſichorus, Sappho, Erinna, Tyrtäus, Mimnermus, Alcäus, Ibycus, Anacreon, Pindar, Corinna, Kallimachus ꝛc.; 5) Lehrdichter: Heſiodus, Theognis, Phocylides, Aratus ꝛc.; 6) komiſche Dichter, von denen Fabriz über dreihundert zählt. Die vornehmſten ſind: Epicharmus, Phrynichus, Kratinus, Eupolis, Ariſtophanes, Theophilus, Philemon, Menander; 7) tragiſche Dichter, unter deren großen Anzahl hier nur der Aeſchylus, Sophocles, Euripides, Philoxenus, Lycophron angemerkt werden ſoll; und endlich 8) Romanendichter: Parthenius, Heliodor, Ariſtänet, Xenophon von Ephes, Achilles, Tatius. — Von Griechiſchen Rednern ſind 1) von denjenigen, welche Anweiſung zur Beredſamkeit geſchrieben haben, folgende zu bemerken: Ariſtoteles, Demetrius, Phalereus, Dyoniſius von Halicarnaß, Ariſtides, Hermogenes ꝛc.; 2) eigentliche Redner: Antiphon, Lyſias, Antiſthenes, Iſocrates, Lycurg, Iſäus, De-

moſthenes, Aeſchines, Demedes, Ariſtides, Hyperides ꝛc.; und 3) Briefſchreiber: Phalaris, Theano, Themiſtocles, Ariſtippus. — Geſchichtſchreiber liefert Griechenland eine nicht unbedeutende Anzahl, vorzüglich pragmatiſcher, welche nicht nur die Begebenheit erzählen, ſondern ſie auch aus ihren Quellen herleiten uud mit Erzählungen und den ausgeſuchteſten Anmerkungen würzen. Folgende verdienen vorzüglich bemerkt zu werden: Diodor, Aelian, Cteſias, Paläphatus, Thucydides, Herodot, Xenophon, Plutarch, Polybius, Dyonis von Halicarnaß, Appian, Herodian. In der Erdbeſchreibung: Strabo und Ptolemäus. — Weltweiſen, als die letzte Klaſſe der Griechiſchen Schriftſteller: Anaxagoras, Socrates, Epikur, Zeno, Aeſchines, Cebes, Timäus, Plato, Ariſtoteles, Plutarch. Die Mathematiker hatten einen Euclides, Apollon, Hero, Polyän; die Naturkundiger einen Ariſtoteles, Theophraſt, Antigonus, Dioſcorides; die Sternkundiger einen Avtolykus, Aratus, Manethon, Eratoſthenes; die Aerzte, einen Hypocrates, Aretäus, Galen, Oribaſius, und die Tonkünſtler einen Ariſtoxenus, Nicomachus, Alypius und Ariſtides ꝛc. ꝛc. Die hier angeführten Griechiſchen Schriftſteller ſind nun zwar nicht alle von gleichem Werthe, auch nicht alle klaſſiſch zu nennen, in der oben angeführten Bedeutung des Worts; allein auch die nicht klaſſiſchen ſind nicht weniger ſehr ſchätzbar, weil ſie den Künſten und Wiſſenſchaften die größten Dienſte geleiſtet haben. Als wirklich klaſſiſche Schriftſteller ſind unter den oben angeführten zu bemerken: Homer, Heſiodus, Pindarus, Aeſchylus, Sophocles, Euripides, Ariſtophanes, Lucian, Ana-

creon, Sappho, Callimachus, Theocrit, Tyrtäus, Herodot, Thucydides, Xenophon, Polybius, Demoſthenes, Iſocrates, Plato. Man theilt ferner die Griechiſchen Schriftſteller nach folgender Ordnung. Die erſte Klaſſe enthält diejenigen, die über die Zeiten des Homers hinausgehen. Hier iſt alles voller Fabeln, und diejenigen Schriften, welche von dieſem Zeitalter angegeben werden, ſind entweder untergeſchoben oder ganz verfälſcht. Orpheus, Linus, Muſäus, Sanchumiathon ꝛc. gehören in dieſe Klaſſe. Die zweite begreift die Schriftſteller von dem Homer an bis auf Alexander den Großen, und dieſe Periode kann man das goldene Zeitalter der Griechiſchen Literatur nennen. Die Schriftſteller aus dieſem Zeitalter waren Männer, die ſowohl im Kriege, als im Staate die wichtigſten Stellen bekleideten. Die dritte Periode geht von den Zeiten Alexanders bis auf die Ueberwindung der Griechen durch die Römer, von wo an die Griechiſche Literatur mit der Freiheit der Nation auch in Abnahme gerieth; es ſchrieben zwar viele Griechen noch in dieſer letzten Periode; allein keiner unter ihnen iſt klaſſiſch zu nennen. Von den Griechen ging nun die Literatur zu den Römern oder Lateinern über. Bei dieſem Volke fing das Licht der wiſſenſchaftlichen Aufklärung erſt nach dem zweiten Puniſchen Kriege an, und da ſie nachher Griechenland unter ihre Gewalt brachten, ſo verpflanzten ſich auch die Griechiſchen Künſte auf Römiſchen Boden, und die Kultur machte rieſenmäßige Fortſchritte, woran auch die Lateiniſche Sprache Antheil nahm. Die Rauhigkeit derſelben verlor ſich nach und nach, nachdem Plautus und Lucrez angefangen hatten, derſelben eine beſſere Geſtalt zu geben, und ſpäterhin erhoben ſich eine Menge der edelſten Schriftſteller, die man in

jeder Beziehung klaſſiſch nennen konnte. Unter den Lateiniſchen Schriftſtellern findet eben ſowohl, als unter den Griechiſchen ein großer Unterſchied ſtatt, beſonders iſt dieſe Veränderung des Gehaltes ihrer Schriften ſehr ſichtbar nach der Zeit zu beurtheilen, worin ſie gelebt haben. In der freien Republik erſtreckt ſich auch die Freiheit bis auf die Sprache; man trug kein Bedenken, ſeine Gedanken gerade heraus zu ſagen, ohne zu befürchten, darüber zur Verantwortung gezogen zu werden. Der Geſchichtſchreiber ſah ſich nicht genöthiget zu lügen, und ſich die Gnade eines Großen zu erwerben, er ſchilderte ſeine Zeit, wie er ſie fand, mit der größten Unpartheilichkeit; aber auch die Großen ſchätzten dieſe Freiheit, indem ſie ihnen das Palladium ihrer eigenen Freiheit und der Ehre und des Ruhms der ganzen Nation war, welche ſie einerndteten. Dieſes waren die Eigenſchaften der klaſſiſchen Schriftſteller Roms zu den Zeiten der Freiheit bis zu den erſten Jahren des Auguſtus; nach dieſem Kaiſer fangen Lobhudeleyen aller Art an, den Charakter zu verderben. Die Redner wurden zu Sophiſten und Lobredner; der Geſchichtſchreiber zum Lügner und Schmeichler; der Dichter lobte und tadelte, ſpielte überhaupt den Zwitter, nachdem es die Staatsabſichten, nicht aber die Wahrheit erforderten; der Philoſoph fragte erſt nach dem Syſteme des Hofes, ehe er ſein eignes bildete; hierdurch wurden nun in Rom die klaſſiſchen Schriftſteller ſeltener. Ein andrer Unterſchied unter den Lateiniſchen Schriftſtellern zeigt ſich auch in der Schreibart; denn obgleich alle Lateiniſch ſchrieben, ſo ſchrieben ſie es doch nicht gleich gut. Dieſer Unterſchied zeigt ſich theils iu der Wortfügung und dem Schwunge, theils in dem Ausdrucke. Der Eine beſchränkt ſich auf Kürze, der Andere redet mit abgekürzten Worten, und läßt dem Leſer die Hälfte er-

rathen; ein Andrer iſt weitſchweifig und mit ſeinen Verzierungen freigebig; ſo ſind Salluſtus und Cicero von einander eben ſo unterſchieden, als Cäſar und Livius. Man theilt die Römiſchen Schriftſteller, wie die Griechiſchen ein, in Dichter, Redner, Geſchichtſchreiber und Philoſophen oder Weltweiſen. 1) An Dichtern verſchiedener Gattungen hatten ſie im Heldengedicht den Virgil, Lucan, Silius, Italikus, Valerius, Flaccus, Statius und Klaudian; im Trauerſpiel den Seneca, als den Einzigen; in der Lyrik den Horaz und Catull; im Lehrgedicht den Lucrez, Virgil, Manil, Calpurn und noch einige Minderbedeutende; in der komiſchen Dichtkunſt den Plautus und Terenz; in der Satyre den Horaz, Perſius und Juvenal; in der Elegie den Katull, Tibull, Propertius, Gallus und Ovid; in der Fabel den Phädrus und Arion; im Sinngedicht den Katull, Martial und Auſonius. 2) An Rednern haben wir von den Römern nichts weiter überliefert erhalten, als Cicero, etwas von dem älteren Seneca, Plinius und Quinctilian. 3) An Geſchichtſchreibern ſind die Römer eben ſo fruchtbar, als an Dichtern. Sie beſitzen Geſchichtſchreiber, die von allen damals bekannten Völkern der Erde handeln, die ſie auf ihren Heereszügen kennen lernten, und wozu man auch noch die Erdbeſchreibung rechnen kann. Hierher gehört, Juſtin, Paulus Oroſius, Sulpicius Severus, Ammianus, Marcellinus, Pomponius Mela, welche ſämmtlich zu den Univerſalhiſtorikern zu rechnen ſind; zu den Partikular-Geſchichtſchreibern gehören Livius, Vellejus Paterculus, Tacitus, Florus, Eutropius, Aurelius Victor, Salluſtius, Cäſar, Curtius, Ne-

pos, Suetonius, Spartianus, Jul. Capitolinus, Lampridius, Gallicanus, Pollio, Flavius Vopiſcus, Valerius Maximus. — An Weltweiſen hatten die Römer den Cicero, Seneca, den älteren Plinius, den Minucius, Felix und Lactantius. — Man wird ſich wundern, daß uns von den Rednern der Römer ſo wenig übrig geblieben iſt, da doch die Römer zur Zeit der Republik größtentheils durch die Beredſamkeit regiert worden; allein dieſes kommt daher, daß die Reden des Cato, des Hortenſius und vieler andrer großer Redner nicht bis auf unſere Zeit gekommen; ja man darf nur die Redner zur Zeit der Franzöſiſchen Republik annehmen, wie viele kennt man jetzt in dem kurzen Zeitraume von kaum vierzig Jahren noch von ihren Reden, und wie wird auch das Wenige noch ſchwinden, wenn erſt ein Jahrhundert darüber hin iſt. In den ſpäteren Zeiten der Römer, unter den Kaiſern, hatte man keine Redner mehr, ſondern bloß Sophiſten; denn man durfte nicht mehr unter dieſen Regenten vor Gericht und zum Volke reden, man ſtellte nur im Hauſe mit ſeinen Schülern ganz in der Stille Redeübungen an, wodurch ſich die Beredſamkeit in Rom ſehr bald verlor. — Unter den Briefſchreibern zeichnen ſich Cicero und der jüngere Plinius aus.

Die Eintheilung der Römiſchen Schriftſteller nach gewiſſen Zeitaltern, iſt die bekannteſte, nämlich nach den mythologiſchen Benennungen des goldenen, ſilbernen, ehernen und eiſernen Zeitalters. Das goldene Zeitalter fängt von den Zeiten des zweiten Puniſchen Krieges an, da Künſte und Wiſſenſchaften zu Rom bekannt wurden, und geht bis in die Regierungsjahre des Kaiſers Auguſtus. Die erſten Verſuche der Lateiniſchen Schreibart aus dieſer Periode ſind zwar nicht ſehr golden; allein da man

ſie nicht gut von dieſer Periode trennen konnte, da einige Bruchſtücke aus der älteſten Zeit zu keiner beſondern Periode ſich eigneten, ſo hat man Alles zuſammen gezogen. Die vornehmſten klaſſiſchen Schriftſteller dieſes Zeitraumes ſind: Plautus, Ennius, Terenz, Cato, Lucilius, Lucretius, Katull, Cäſar, Nepos, Cicero, Properz, Salluſtius, Varro, Gallus, Virgilius, Tibull, Vitruv, Gratius, Horaz, Phädrus, Hyginus, Ovid, Manilius, Livius. Das ſilberne Zeitalter geht bis zum Tode des Trajans. In demſelben ſchrieben Valerius Maximus, Vellejus Paterculus, Columella, Pomp. Mela, Curtius, Perſius, Aſconius, die beiden Seneca, Lucan, Petron, die beiden Plinius, Silicus, Val. Flaccus, Solinus, Juvenal, Statius, Martial, Quinctilian, Frontin, Tacitus, Gellius, Florus, Sueton, Apicius. Im ehernen Weltalter, welches bis auf das Jahr 410 geht, waren: Juſtin, Apulejus, Minucius Felix, Rutilius, Obſequens, Samonicus, Terentianus Maurus, Cenſorinus, Calpurnius, Nemeſianus, Spartianus, Eutropius, Lactanz, Avienus, Marzellinus, Vegetius, Macrobius, Auſonius, Aur. Victor, Claudian, Sulp. Severus, Martianus Capella. Die folgenden Schriftſteller in dem eiſernen Zeitalter verdienen hier keinen Platz; denn Literatur und Gelehrſamkeit ſanken immer mehr und mehr herab, und arteten endlich in vollkommene Barbarey aus. Von Einigen werden dieſe Perioden nach den Abwechſelungen des menſchlichen Lebens Kindheit, jugendliches, männliches und hohes Alter genannt. Vergleicht man nun die Griechiſchen mit den Lateiniſchen Schriftſtellern

ſo möchte man wohl den Griechiſchen den Vorzug einräumen, welcher ihnen auch ſelbſt von den Römern zugeſtanden wird; denn Craſſus, der vor den Zeiten des Cicero für den berühmteſten Redner in Rom gehalten wurde, ſchreibt ſeine ganze Geſchicklichkeit dem Uuterrichte, den er von den Griechen genoſſen, zu. Cicero bekennt ſelbſt, daß er ſich nach den Griechen gebildet habe, und Horaz erklärt die Griechen für die einzigen Muſter des ſchönen Denkens.

Ueber die Schriftſteller des Mittelalters müſſen wir hier hinwegſchlüpfen, theils weil die Wiſſenſchaften und Künſte nicht mehr das Eigenthum eines Volkes war, ſondern ſich in die Klöſter geflüchtet hatten, und hier in ein ſcholaſtiſches Gewand gehüllt wurden, theils weil der größte Theil der Schriftſteller nur Lateiniſch ſchrieb, und ſo ſeine Werke dem Volke verhüllte, alſo dieſe nicht auf das Volk wirkten; denn ſelbſt, als die Zeiten der Barbarey in den Wiſſenſchaften und Künſten vorüber waren, und man die alten Griechiſchen und Römiſchen klaſſiſchen Schriftſteller wieder hervorſuchte und als Muſter zu ſtudieren anfing, blieb man noch bei den alten Sprachen ſtehen, und vernachläßigte dadurch die Ausbildung der Europäiſchen Volksſprachen. Die Lehrer auf den Hochſchulen, Gymnaſien und niedern Schulen, die Mönche in den Klöſtern, die gelehrten Schriftſteller dachten, ſprachen und ſchrieben Lateiniſch; der Geiſt des künftigen Predigers, Schullehrers, Rechtsgelehrten oder Geſetzverwalters, Arztes, Kaufmanns, Edelmanns ꝛc. ward in Römiſcher Form gemodelt, und die Vorſteher und Leiter der unkultivirten Neu-Europäiſchen Völker lernten denken, empfinden, ſprechen, wie Cicero im Senat vor den verſammelten Quiriten, wie Demoſtenes vor einer Attiſchen Volksmenge gedacht, empfunden

und geſprochen hatte. Es iſt nicht zu leugnen, daß ſich unter dieſen ſo zu ſagen Neu-Lateinern Schriftſteller hervorthaten, welche den Alten aus der glänzendſten Periode, dem goldenen Zeitalter, gleichgeſtellt werden können, beſonders Dichter, z. B. Mantuanus, Caſtilioneus, Bembus, Politianus, Vida, Pontanus, Sannazar, Frakastor. Und ſtrenge Kritiker, wie Julius Cäſar Scaliger, geſtehen ihnen dieſes zu; denn ungeachtet einzelner Fehler, Leerheiten und Auswüchſe, enthalten ſie eine bewunderungswürdige Maſſe von ächt-dichteriſchem Genie, von ausgeſuchten Gleichniſſen und feinen Empfindungen, von Eleganz und Rundung des Ausdrucks, und oft an Vollendung gränzender Diktion, welches auch an den Produkten vieler anderer Neu-Lateiniſchen Dichtern, z. B. eines Beza, Buchanan, Lotichius, Sarbievius, Grotius, Huetius, Johannes Secundus gerühmt werden muß. Man kann nun leicht denken, daß ſo hochgeſtimmten Geiſtern die damals ſehr rohen und ungebildeten Volksſprachen Europas, welches ſie nämlich alle waren, etwa die Italieniſche, nächſt ihr die Spaniſche und dann die Franzöſiſche ausgenommen, eben nicht munden wollten und konnten; daher kam es denn auch, daß man in dieſer Epoche der neuern Literatur ſo häufige Beiſpiele findet, daß Männer von der feinſten Geiſtesbildung, daß die glücklichſten Nachahmer der Cicerone, Virgile und Horaze, die neuen Sprachen entweder ganz und gar verachteten, oder, wenn ſie ſich derſelben bedienten, ſich der gröbſten Verſtöße gegen die erſten grammatiſchen Elemente ſchuldig machten. Die erſten Schriftſteller Europäiſcher Nationen in ihrer Mutterſprache waren die Italiener, Spanier, Franzoſen und Engländer, ja ſelbſt die Holländer fingen an in ihrer Sprache Verſuche in der Dicht-

kunſt nach Ovidiſchen Elegien und dem Horaz zu machen; Alle aber überglänzten die Italiener, die Abkömmlinge der Römer; ſie zeigten ſich ihrer Vorfahren würdig; und die unſterblichen Namen ſo klaſſiſcher Nationalſchriftſteller als Machiavell, Caſtiglione, Dolce und Andere in der Proſa; Arioſt, Taſſo, Chiabrera, Taſſoni und Andere in der Dichtkunſt, können dreiſt ihren Vorfahren den Römern gleichgeſtellt werden; glücklich ſangen und ſchrieben den Italienern in Spanien die Garcilaſſos, die Cervanten, die Lope de Vega und viele Andere nach. Minder glücklich, jedoch für die Bildung der Volksſprache ſehr günſtig ſchrieben und dichteten in Frankreich Ronſard, Theophile, Jodelet ꝛc. Dieſe Namen wurden aber bald durch einen Dichter wie Malherbe und einen Proſaiſten wie Balzac verdunkelt. In England traten Surrey, Shakeſpeare, Spencer und Andere auf, die mit ihrem Genie glänzten, obgleich ihre Werke noch nicht klaſſiſch gefeilt waren; in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts ſtellen ſie ſchon Dichter wie Waller, Cowley, Buttler, Dryden und Milton auf. Bei den Holländern traten um dieſe Zeit die Namen eines Catts, Vondel, Hooft und Goes hervor. Die Deutſchen konnten es nicht wagen, ſich mit Brandts Narrenſchiff oder Reinicke Fuchs, mit der Proſa des Kaiſer von Kaiſerberg, oder Abraham von St. Clara und ähnlichen Werken den genievollen Denkmälern der genannten Nationen gegenüber zu ſtellen; obgleich dieſe und andere rohe Verſuche für die Fortbildung der Volksſprache immer ſchon ſehr wichtig waren. Beſonders aber fing das Licht in der Deutſchen Schriftſtellerwelt zu dämmern an, als Luther's Bibelüberſetzung und ein Theil ſeiner andern theologiſchen Werke, Opitzen's, Logau's

Wernicke's Gedichte erſchienen. Uebrigens herrſchte in der Deutſchen Schriftſtellerwelt damals ein ſchlechtes Rothwelſch, von Lateiniſch und Deutſch, welches beiſpiellos in der Literaturgeſchichte aller andern Völker, unſere Nation nur als ein Brandfleck anklebt, der durch die ſpätere Epoche Franzöſiſcher Nachahmung und Sprachmengerei noch ſchwärzer geworden iſt, und den nur die ſpätern Original-Werke eines Wielands, Göthes, Herders, Schillers ꝛc. vertilgen konnten. Uebrigens iſt als gewiß anzunehmen, daß die Geiſtesbildung weit früher, nicht bloß in Deutſchland, ſondern auch unter den oben angeführten viel früher kultivirten Nationen Europens Wurzel gefaßt hätte, wenn die Vorträge auf den hohen und in den niedern Schulen, ſo wie auf den Lehrſtühlen der ſogenannten Fakultäten in der Mutterſprache gehalten worden wären, und wenn man nicht faſt alle Geiſtesbildung einzig in das Studium der alten Schriftſteller geſetzt hätte. Daß der Geiſt der Alten in ihren Schriften ſtudirt werden mußte und noch muß, iſt ſehr natürlich, weil ſie in vieler Hinſicht uns noch überſtrahlen, und betrachten wir auch den in der höheren Schriftſtellerei Europens, alſo in den Werken der Dichtkunſt, Redekunſt, Geſchichte und praktiſchen Philoſophie herrſchenden Geiſt, ſo finden wir, daß der bei weitem größte Theil der Originalſchriftſteller Neu-Europäiſcher Nationen, mit Ausnahme weniger, die Alten entweder eigentlich nachgeahmt, oder wenigſtens Geiſt und Herz durch das ſorgfältigſte Leſen derſelben gebildet, und ſelbſt diejenigen unter denſelben, die offenbar eigene und den Schriftſtellern der Griechen und Römer unbekannte Wege, und auf dieſen Wegen unſterblichen Ruhm gefunden, als z. B. unter den Franzoſen: Boſſuet, Montesquieu, Jean Jaques

Rouſſeau; unter den Engländern: Shakeſpeare, Milton; unter den Deutſchen: Wieland, Klopſtock, Göthe, Schiller ꝛc. haben durch den allgemeinen Geiſt der Literatur unwiderſtehlich hingeriſſen, ihre der Ewigkeit geweiheten Werke mit Gleichniſſen, Anſpielungen, Thatſachen und Stellen aus den Denkmälern Griechiſcher und Römiſcher Kunſt und Geſchmack ausgeſchmückt, ſo daß wenige ihrer Geiſtesprodukte ohne hinlängliche Kenntniß der alten Weisheit vollkommen verſtanden und rein empfunden werden können. Auch die eigenſinnigſten, ja ſogar die ſtolzeſten und leichtſinnigſten unter den Originalgeiſtern der Neuern haben den klaſſiſchen Schriftſtellern der Alten ehrfurchtsvoll gehuldiget. Selbſt Voltaire's Urtheil war über den Werth derſelben, ſo oft er als Kritiker und ohne Leidenſchaft ſprach, nie ein andres, als das eines Perrault; dieſer Schriftſteller war einer der würdigſten Kritiker der Alten. Der Anfang eines Gedichtes: Le Siècle de Louis le Grand, enthält das Thema und das Reſultat aller ſeiner Behauptungen über Vorzug der Alten und Neuern in dem Gedichte ſelbſt, ſo wie in ſeinem proſaiſchen Werke über dieſen Gegenſtand.

Die Neu-Europäiſche Literatur iſt ſo fruchtbar an ſchriftſtelleriſchen Originalwerken faſt jeder Art der Kunſt, des Geſchmacks und der Wiſſenſchaft geworden, daß man ſie nicht nur den Meiſterwerken der Griechen und Römer entgegen halten, ſondern unter dieſen fur manche der unſrigen entweder gar keine, oder doch keine würdigen Gegenſtücke findet. Um uns nun zu den Schriftſtellern der Neuern zu wenden, wollen wir zuerſt, wie oben bei den Alten, mit der Dichtkunſt anfangen und dieſe in die höhere und niedere eintheilen. Die erſte Klaſſe, die höhere, enthält die epiſche, lyriſche, tragiſche und didaktiſche Gattung, und die zweite oder

niedere: die komiſche, ſatyriſche, burleske und ſchalkhaft-erzählende Gattung. An Schriftſtellern haben wir bei den Neuern in der epiſchen Dichtkunſt; bei den Italienern: Dante, die göttliche Komödie, Arioſt, der raſende Roland, Taſſo, das befreiete Jeruſalem, Marini, Bojardo, Triſſino, das befreiete Italien, Menzini, das irdiſche Paradies, Parini, Paſſeroni. — Bei den Engländern Milton, Glover, Pope. — Bei den Franzoſen: Voltaire, Fenelon, Delille ꝛc. — Bei den Deutſchen: Klopſtock, Wieland und Andere.

In der lyriſchen und zwar in der hohen Ode glänzen; bei den Italienern: Petrarca, Chiabrera, Filicaja, Testi, Guidi, Maggi, Frugoni. — Bei den Spaniern: Garcilaſſo, d'Argenſola, Quevedo. — Bei den Deutſchen: Klopſtock, Ramler, Uz, Cramer, Denis, Bürger ꝛc. — Bei den Engländern: Dryden, Cowley, Pope, Gray, Akenſide, Weſt, Hughes, Phillips, Waller, Smollet, Prior, Lydtleton, Lady Montagu. — Bei den Franzoſen: Malherbe, Jean Baptiſte Rouſſecu, Bernard, Greſſet, Lebrün ꝛc.

In dem Liede und in der Elegie; bei den Italienern: Petrarca, Chiabrera, Taſſo, Lemene, Rolli, Zappi, Metaſtaſio. — Bei den Spaniern: die oben genannten Odendichter dieſer Nation, und insbeſondere Franzesco de Villegas. — Bei den Engländern: gleichfalls die oben genannten Odendichter, und vor andern Dryden, Waller, Cowley, Prior, Gray, Hoole, Shaw, Mickle, Shenſtone, Jago, Lyttleton. — Bei den Franzoſen die

Odendichter und vorzüglich Lafare, Chaulieu, Bernis, Bernard, Greſſet, Dorat, Boufflers, Parney. — Bei den Deutſchen: Hagedorn, Götze, Jacobi, Gleim, Göcking, Voſſ, Bürger, Tiedge, Matthiſon, Salis, Hölty ꝛc.

In der tragiſchen Gattung; bei den Italienern: Ruccellai, Manfredi, Torelli, Metaſtaſio, Alfieri, Piedemonti, Bettinelli. — Bei den Engländern: Shakeſpeare, Beaumont, Fletſcher, Ottway, Rowe, Congreve, Addiſon, Hughes, Fenton, Thomſon, Lee, Lillo. — Bei den Franzoſen: Corneille, Racine, Crebillon, Voltaire, Raynouard ꝛc. — Bei den Spaniern: Lope de Vega, Auguſtin de Montiano. — Bei den Deutſchen: Leſſing, Klopſtock, Göthe, Schiller, Leiſewitz, Babo, Klinger, Werner, Müllner, Grillparzer ꝛc.

In der didaktiſchen Gattung; bei den Engländern: Pope, Blakmore, Young, Akenſide, Thomſon, Sommerville, Armstrong, Churchill, Gay, Savage, Goldſmith, Falconer, Maſon, Hayley, Roscommon, Francis, Buckingham, Parnell. — Bei den Italienern: Ruccellai, Alamanni, Riccoboni, Bettinelli. — Bei den Franzoſen: Racine der Jüngere, Voltaire, Dorat, Delille. — Bei den Deutſchen: Haller, Withof, Duſch, Kleiſt, v. Göcking, Tiedge ꝛc. ꝛc.

In der niederen Dichtkunſt haben die Neuern die Alten bei weitem überholt, ja dieſe Art iſt von den Neuern ſo vielfältig und ſo genialiſch bearbeitet worden, daß ihnen die Alten hier offenbar

den Rang laſſen müſſen. An Luſtſpieldichtern, bei den Franzoſen: Molière, Destouches, Regnard, St. Foix, Beaumarchais, Sicard, Scribe, Délavigne, Lebrün ꝛc. — Bei den Engländern: Shakeſpeare, Ben Johnſon, Cibber, Vanbrugh, Foote, Garrik, Cumberland, Sheridan, Congreve, Fielding, Hoadly ꝛc. — Bei den Italienern: Goldoni, Gozzi, Willi, Pepoli, Chiari, Federici, Albergati ꝛc. — Bei den Spaniern: Cervantes, Lope de Vega, Calderon ꝛc. — Bei den Deutſchen: Gellert, Leſſing, Jünger, Graßmann, Kotzebue, Bretzner, Schröder, Iffland, von Bonin, Huber, Coſtenoble, v. Steigenteſch ꝛc.

In der Satyre; Bei den Engländern: Dryden, Butler, Rocheſter, Pope, Young, Johnſon, Swift, Yorick, Peter Pindar. — Bei den Franzoſen: Regnier, Boileau, Voltaire, der jüngere Crebillon, Cazotte und eine große Anzahl Dichter und Proſaiſten. — Bei den Italienern: Arioſt, Salvator Roſa, Pulci, Boccalini, Fortiguerra, Pallavicini, Alomanni, Berni, Puricelli ꝛc. — Bei den Spaniern: Cervantes, Lope de Vega, der Pater Isla. — Bei den Deutſchen: Hagedorn, Rabner, Liscow, Michaelis, Wieland, Lichtenberg, Muſäus, Jean Paul Friedrich Richter, Falk ꝛc.

In der Burlesken Gattung: Bei den Engländern: Pope's Lockenraub und die Dunciade, Prior's nußbraunes Mädchen, Gay's Fächer, Butler's Hudibras, Phillip's glänzender Schilling, Shenſtones Schulmeiſterin, Thomſon's Schloß der Trägheit, Armſtrong's Oekonomie der

Liebe, Jenny's Tanzkunſt, Peter Pindar's Louſiade, Swift ꝛc. — Bei den Franzoſen: Scarron's Traveſtirungen Virgil's und Horazens, Boileau's Pult, Greſſets Ververt, Voltaire's Pucelle ꝛc. — Bei den Italienern: Bettinelli's Kartenſpiel, Taſſoni's geraubter Eymer, Loredano's traveſtirte Geſänge der Jlias, Berni, Pulci, Bojardo ꝛc. — Bei den Spaniern: Lope de Vega Gatomachie, und ſein Lobgedicht auf den Floh. — Bei den Deutſchen: Michaelis und Blumauers traveſtirte Aeneide, Zacharias komiſche Epopeen, von Thümmels Wilhelmine ꝛc.

In der kleinern Gattung des naiv-erzählenden Gedichts. Im Hirtengedicht oder der Idylle; bei den Engländern: Phillips, Pope, Spencer, Gay, Parnell, Cunningham, Littleton, Collins, Lady Montagu. — Bei den Franzoſen: Segrais, Racan, Deshoulières, Leonard, Berquin ꝛc. — Bei den Italienern: Taſſo, Guarini, Lemene, Sanazzaro, Rota, Zappi, Bertola, Soave, Ongaro. — Bei den Spaniern: Garcilaſſo, Lope de Vega, Montemayor, Gil Polo ꝛc. ꝛc. — Bei den Deutſchen: Geſſner, Voſſ.

In der romantiſchen Erzählung; bei den Franzoſen: Lafontaine, Grecourt, Piron, Voltaire, Boufflers, Louvet, Chamfort, Déſaintange ꝛc. ꝛc. — Bei den Engländern: Dryden, Prior, Swift, der alte Chaucer, Gay, Parnell. — Bei den Italienern: Boccaz, Machiavell, Berni ꝛc. — Bei den Deutſchen: Wieland, v. Nicolai, Thümmel ꝛc. — Bei den Spaniern: Faſt alle ihre lyriſchen, erotiſchen und einige andere Dichter.

In der Fabel; bei den Franzoſen: Lafontaine, Florian, le Duc de Nivernois und eine Menge anderer Dichter. — Bei den Deutſchen: Gellert, Lichtwer, Leſſing, Pfeffel, Nicolai ꝛc. — Bei den Engländern: Moore, Gay, Langhorn. — Bei den Italienern: Paveſi, Paſſeroni, Pignotti ꝛc. — Bei den Spaniern: Yriarte.

An beſchreibenden Gedichten haben die Engländer: Thomſon's Jahreszeiten, Pope's Wald von Windſor, Gay's ländliche Vergnügungen, Savage's Wandrer, Goldſchmid's verlaſſenes Dorf, Falconer's Schiffbruch. — Die Franzoſen Delilles Garten ꝛc. — Die Deutſchen Kleiſt's Frühling ꝛc.

An Romanzen und Balladen: Bei den Deutſchen Bürger, F. L. Graf von Stollberg, v. Schiller, Tiedge, Maler, Müller, F. A. v. Schlegel ꝛc. — Bei den Engländern: Goldſmith, Mallet, Shenſtone, Hirtenballaden, Lewi, Parnell, Feenerzählungen, Prior, Gay ꝛc. — Bei den Franzoſen beſonders Florian ꝛc. — An politiſchen Gedichten haben die Engländer: Cowley's bürgerlichen Krieg, Thomſon's Britannien und die Freiheit, Addiſon's Feldzug. — An Epigrammen und Madrigals: Bei den Engländern: Pope, Swift. — Bei den Deutſchen: Käſtner, Haug, Weiße, Schiller, Göthe ꝛc. — Bei den Franzoſen eine große Anzahl. — An lyriſchen Gedichten aller Art haben alle oben genannte Nationen der Neuern eine große Anzahl, die hier anzuführen zu weitläuftig ſeyn würde. — An Romanen haben die Engländer die trefflichen Werke von Fielding, Smollet, Lewis, Richardſon und mehreren Anderen. — Die Deut-

ſchen: v. Göthe, Miller, v. Blankenburg, Fr. Nicolai, v. Hippel, Heinſe, Hermes, Jean Paul ꝛc. ꝛc. — Die Italiener und die Franzoſen eine große Anzahl.

Was nun die Proſaiſten oder die Schriftſteller betrifft, die in Proſa geſchrieben haben, ſo kann man ſie theilen in Schriftſteller der Geſchichte, der Beredſamkeit, der praktiſchen Philoſophie, und der grammatiſchen und äſthetiſchen Kritik. Muſter in der Geſchichte ſind. Bei den Italienern: Macchiavell, Guicciardini, Giannone, Davila, Denina, Paruta, Varchi, Muratori, Maffei, Orſi. — Bei den Englandern: Hume, Gibbon, Robertſon, Middleton ꝛc. — Bei den Franzoſen: Boſſuet, Voltaire, Vertot, Raynal ꝛc. — Bei den Spaniern: Mariana, Cervantes de Savedra. — Bei den Deutſchen: Müller, Schmidt, Schiller, Sprengel, Spittler, Archenholz, Menzel, Woltmann ꝛc.

In der Beredſamkeit, Bei den Engländern: Die muſterhaften Reden ihrer großen Parlamentsredner: Bolingbroke, Lord Chatam, Burke, Pitt, Fox, Gray, Sheridan, Erskine. — Bei den Franzoſen: von Mirabeau, Barnave, Vergniaux, Isnard, Gundel, Sieyes, Chateaubriand, Benjamin Conſtant ꝛc. ꝛc. — Bei den Italienern; Boccaccio, Caſa, Varchi, Carlo Dati, Segneri, Quirico Roſſi, Bandiera, Corticelli ꝛc. Eine eigenthümliche Gattung der Beredſamkeit bilden die Predigten oder didaktiſchen Reden der Neuern. Hier ſind den Engländern Muſttr: Tillotſon, Buttler, Forſter, Blair; ſie werden aber durch Schwung und Blüthe der Beredſamkeit

übertroffen, nur Blair ausgenommen, von Bourdaloue, Boſſuet, Fenelon, Maſſillon der Franzoſen. — Bei den Deutſchen ſind vortreffliche Muſter: Mosheim, Jeruſalem, Spalding, Zollikofer, Sack, Marezoll, der Dresdner Reinhard, Hanſtein, Schleiermacher, Straus ꝛc. ꝛc.

In der praktiſchen Philoſophie. Bei den Engländern: Shaftesbury, Bolingbroke, Locke, Addiſon, Steele, Johnſon, Cheſterfield, Hume, Beattie ꝛc. ꝛc. — Bei den Franzoſen: Labruyere, Rochefaucault, Fontenelle, Montesquieu, Helvetius, Voltaire, Rouſſeau, d'Alembert, Thomas ꝛc. — Bei den Deutſchen: Gellert, Garve, Mendelſohn, Engel, Jeruſalem, Schloſſer, Eberhard, Fedor, Meiners, Forſter, Niemeyer, Herder, Herz, Hufeland, Schleiermacher ꝛc. ꝛc. An ſpeculativen und Naturphiloſophen: Kant, Fichte, Schelling, Oken, Hegel ꝛc. ꝛc. — Bei den Italienern: Macchiavell, Algarotti, Graf Veri, Filangieri, Denina ꝛc. Zu der Gattung der praktiſchen Philoſophie kann man auch die ſchon oben erwähnte Romane rechnen, deren die Neu-Europäiſche Literatur eine faſt unüberſehbare Menge hat, und unter dieſen ſo viele Meiſterſtücke, gegen welche die wenigen Reſte des Alterthums hier faſt gar nicht in Anſchlag gebracht werden können.

In der grammatiſchen und äſthetiſchen Kritik. Bei den Italienern: Alexander, Taſſoni, Lanzelotti, Caſtelvetro ꝛc. Als berühmte äſthetiſche Schriftſteller glänzen unter ihnen: Muratori, Gravina, Algarotti, Calſabigi, Bettinelli, Zanetti, Redi, Bentivoglio, Annibal Coro, Pietro Are-

tino, Pietro Bembo, Paolo Manuzio. — Bei den Franzoſen. Grammatiſche Schriftſteller: Vaugelas, Bauhours, Bûffier, Girard, dû Marſais; äſthetiſche Schriftſteller: Batteux, St. Mard, Clemens. — Bei den Engländern: Johnſon, Addiſon, Warton, Lowth, Harris, Blair, Monbaddo. — Bei den Deutſchen: Abbt, Leſſing, Mendelſohn, Herder, Garve, Manſo, Adelung, Moritz, Campe ꝛc. — Hier ſind nun von den genannten Nationen und in den verſchiedenen, oben angeführten, Zweigen des Wiſſens einige der vorzüglichſten Schriftſteller, die man klaſſiſch nennen kann, angeführt worden.

Um nun einen in jeder Hinſicht muſterhaften Schriftſteller, oder das Ideal eines ſolchen aufzuſtellen, ſo iſt Genie, da hier von Kunſt die Rede iſt, das unerläßliche Erforderniß eines muſterhaften Schriftſtellers; der Mangel deſſelben kann durch keine Correctheit des Geſchmacks, durch keinen ſorgfältigſt gewählten und gefeilten Ausdruck erſetzt werden, dagegen können Fülle und hohe Originalität des Genies für den Mangel der letztern Vorzüge zwar wohl entſchädigen, doch aber ohne dieſe keinen vollkommenen Schriftſteller bilden. Genie ohne allen Geſchmack und Darſtellungsgabe iſt ein Unding. Die weſentlichen Eigenſchaften eines vollkommenen Schriftſtellers ſind alſo, auſſer dem Genie, eine glückliche Sorgfalt für die Erreichung aller möglichen Vollkommenheiten der Darſtellung durch die Rede, nämlich die Deutlichkeit und Beſtimmtheit des Nachdrucks und des Wohlklangs der Rede. Die Erreichung dieſer allgemeinen Vollkommenheiten ſchriftſtelleriſcher Darſtellung erfordert aber bei aller eigenthümlichen Verſchiedenheit des Genies-Charakters, die vorausgeſetzt werden muß, für jede

beſondere Gattung der Dichtkunſt und der Proſa, einen durch dieſe Gattung ſelbſt beſtimmten harmoniſchen Zuſammenklang und Einheit der Kraftäuſſerungen aller und jeder unſerer geiſtigen Energien, des Witzes, der Phantaſie, des Scharfſinns, der Urtheilskraft. Der Dichter kann für ein Werk der Dichtkunſt zu fein und zu ſcharfſinnig urtheilen, oder Begriffe zerlegen; der Proſaiker, als ſolcher, zu ſtark und zu blühend darſtellen; und wiederum der dramatiſche Dichter kann ſich zu lyriſch, der lyriſche zu didaktiſch ausdrücken; der Geſchichtſchreiber kann zu viel philoſophiren, der Philoſoph zu viel empfinden, der Verfaſſer einer Volksſchrift zu fein raiſonniren, zu zierlich darſtellen ꝛc. Derjenige Schriftſteller nun, der in einer gewählten Gattung, mit Genie glückliche Sorgfalt für die oben genannten Vollkommenheiten der Rede, in dem Maaße der dieſer Gattung eigenthümlichen Einheit und Zuſammenſtimmung aller Kräfte ſeines Geiſtes verbindet, iſt muſterhaft zu nennen, er iſt vollkommen klaſſiſch für dieſe Gattung gebildet. Man darf aber die größeren Genies nicht immer für muſterhafte Schriftſteller gelten laſſen; denn ſehr oft überragt ihr Genie alles durch ſeine Größe, und erlaubt ſich daher mancherlei Sprünge und Abwege, die der Schriftſteller, um als klaſſiſch zu gelten, nicht machen darf, und daher treten oft Schriftſteller mit einem gewiſſen Grade von Genie in die Reihe der klaſſiſchen, weil ſie ſorgſam alles beachten, was ihren Produkten dieſen Namen beilegen kann. Man muß daher ſehr vorſichtig ſeyn bei der Wahl ſolcher Muſterſchriften, um ſie Jünglingen in die Hände zu geben, deren Geſchmack noch ungebildet iſt, und deren Genie durch die Fehler groſſer Geiſter nur zu leicht verleitet werden kann. So könnte man die Italieniſchen Dichter und Proſaiſten nicht leicht einem Jünglinge in die Hand geben:

denn bei allem Genie, bei aller Wahrheit der Ideen und Eleganz des Ausdrucks, womit ſie glänzen, fehlt ihnen doch noch manches zum Ideal jener äſthetiſchen Klaſſicität, die als das Richtmaaß alles Schönen und Wahren in der ſchriftſtelleriſchen Kunſt betrachtet werden muß; dagegen können die oben genannten Schriftſteller der Engländer oder Britten jedem Jünglinge zuverſichtlich als Muſter der Nachahmung in die Hände gegeben werden; denn auf einige kleinere Fehler, von denen ſelbſt die bewunderſten Komponiſten unter den Schriftſtellern der Alten nicht ganz frei zu ſagen ſind, kann hier, wo Alles nur wie en gros betrachtet wird, nicht Rückſicht genommen werden. Die oben genannten Franzöſiſchen Dichter und Proſaiſten ſind zwar nicht Alle als Muſter der Klaſſicität aufzuſtellen; allein troß ſo mancher Fehler giebt es doch einige dichteriſche und proſaiſche Gattungen, worin ſie die Alten übertreffen. Jeniſch *) ſagt: „Dem Franzöſiſchen Dichter der ernſtern Gattung mangelt gewöhnlich jene hohe alles hinreißende Energie des Genies, die nicht nur ſchön ſpricht, ſondern auch kraftvoll handelnd darſtellt, nicht nur glänzt und leuchtet, ſondern auch wärmt; die Saiten der Seele nicht nur beben, ſondern bis in alle Tiefen des Herzens erſchüttern macht. Die Diction iſt ſo oft kaum poetiſch, wo ſie bedeutend, bedeutend, wo ſie ſtark, ſtark, wo ſie prachtvoll und erhaben iſt, geziert und künſtlich, wo ſie einfach und natürlich ſeyn ſollte. Der Galliſche Proſaiſt, der Redner, der Geſchichtſchreiber, der pro-

*) Ueber den bisherigen Einfluß der Griechiſchen und Römiſchen Schriftſteller auf neu-europäiſche Geiſtesbildung ꝛc. ꝛc. Eine Preisſchrift von D. Jeniſch. Berlin, 1798, S. 236.

ſaiſche Philoſoph, geben uns nur zu oft feinen Witz, ſtatt treffender Reflexion, Scharfblick, ſtatt gerader unverzerrter Anſchauung, luftiges Schöngemälde, ſtatt tief durchforſchter Thatſachen, oberflächliches Raiſonnement, ſtatt gründlicher Urtheile, rhetoriſche Wendung, ſtatt logiſcher Gründlichkeit.“ — Der eben genannte Schriftſteller ſagt ferner über unſere, die Deutſche, Nation: „daß ſie mit dieſem Genie, dieſen Talenten, dieſem Fleiß, die in den Meiſterſtücken unſerer Nationalſchriftſteller unverkennbar glänzen, unter den genannten drei Nationen Neu-Europens, mit denen ſie in jeder Hinſicht wetteifert, die allerwenigſten eigentlich-klaſſiſchen, das heißt, tadellos-correcten Schriftſteller zählt; ich meine alſo Schriftſteller, deren äſthetiſche Haltung, Zierlichkeit, und Rundung des Ausdrucks, Wahl der Worte, und Wohlklang der Perioden, eben ſo ſehr und durchgängig angelegt ſind, als Tiefe der Ideen und Scharfſinn des Beobachtungsgeiſtes, als Wahrheit und Energie der Darſtellung. Wenn ich Leſſing, Mendelſohn, Garve, Engel, Ramler, Götze, Göthe in ſeinen allerneueſten Schriften, ausnehme; wenn ich Wieland, als einen der klaſſiſchſten Schriftſteller, nicht nur der Deutſchen, ſondern aller neuern Nationen, an die Spitze unſerer klaſſiſchen Dichter und Proſaiſten ſtelle, und ihm, wegen der durchgängigen Klaſſicität ſeines Geſchmacks und Feile des Ausdrucks, den Preis zuerkenne; ſo geſtehe ich unverholen, daß faſt alle übrige unſerer Deutſchen Schriftſteller, Dichter und Proſaiſten von der ächten Reinheit des Geſchmacks und der Ideen-Darſtellung merklich abweichen, und daß in dieſer Hinſicht alle andere unſerer Dichter, mit den Racinen und Voltairen der Franzoſen, mit den Miltonen und Popen der Engländer, alle andere unſrer Pro-

ſaiſten mit den Monteſquieu, Rouſſeau, Maſſillon, Helvetius, d'Alembert, der Erſtern, ſo wie mit den Robertſon, Gibbon, Hume, Smith, der Andern, ſchlechterdings nicht zu vergleichen ſind, und ihnen weit nachſtehen. — Es herrſcht unter den Deutſchen Schriftſtellern eine unverkennbare Gleichgültigkeit gegen reinen Geſchmack und äſthetiſche Haltung, woran die Werke des Genies unter uns faſt durchgängig hinter denen der Franzoſen und Britten in dem Grade zurückbleiben, als ſie dieſe oft an Geniuskraft, an eindringendem Scharfſinn, an Gelehrſamkeit und Vielumfaſſung übertreffen. — Wie unverzeihlich nachläßig ſind beſonders unſere Dramatiker in der Dikzion ihrer Dramen und in der Haltung ihrer Charaktere! welchen Mißgeburten an Geſchmack und Darſtellung klatſchen unſere Parterre's, unſere Leſer, ſo häufig unbegränzten Beifall zu! Wie tief ſtehen wir hier hinter den Franzoſen, bei denen jedes dramatiſche Stück, wenn es gefallen, und jedes ſchriftſtelleriſche Werk, wenn es geleſen werden ſoll, wenigſtens korrect und mit Geſchmack geſchrieben, zum allerwenigſten von abentheuerlichen Fehlern gegen denſelben frei ſeyn muß. Shakeſpeariſchem Genie allein iſt hier, ich würde faſt ſagen mit Bewilligung der Natur ſelbſt, die Ausnahme vergönnt. — Kant, der große Kant, würde mit allem Tiefſinn ſeiner Ideen, aller Originalität und Paradoxie eines Theils ſeiner Lehrſätze, nie, nie die Aufmerkſamkeit eines Brittiſchen oder Franzöſiſchen Leſepublikums geheftet und am wenigſten ſo viele Geiſter erhitzt, ſo viele Streitigkeiten veranlaßt haben, als wir es in unſerm Deutſchland gewahren; denn dieſe Verworrenheit der Schreibart des großen Tiefdenkers, dieſe durchaus ſcholaſtiſche Form ſeines Lehrgebäudes, dieſe faſt gegen allen Schmuck des Stiels ſpröde Materie ſeiner

Unterſuchungen, würde die Verehrer der Locke, der Shaftesbury und Hume, würde die Nation des Montesqieu, Rouſſeau und Voltaire zurückgeſchreckt haben. Allerdings hat bei dieſem auſſerordentlichen Glück der Kantiſchen Schriften und der zu neuem Leben erwachten ſpekulativen Philoſophie, Deutſches Phlegma, Deutſche Geduld, und Deutſche Unkorrektheit weſentlich mitgewirkt; ſo einzig ſie auch übrigens der geſpannteſten Aufmerkſamkeit aller Denker würdig ſind. — Unſere Talent- und Geſchmackvollſten Schriftſteller liefern höchſt ſelten ganze Werke, vorzüglich in Proſa; auch haben ſie nicht genug intereſſante und allgemeinfaßliche Gegenſtände bearbeitet. Leſſing's weitläuftigſtes Werk in Proſa betrifft die Kunſt und die Antiquitäten (ſein Laokoon), Mendelſohn wagte ſich nie weiter, als in das Fach metaphyſiſcher oder metaphyſiſch-pſychologiſcher Spekulationen. Engel's Mimik iſt kein allgemein geleſenes und kein allgemein lesbares Buch. Die Wielandſchen und Göthiſchen Romane ſind, bei allem Kunſttalent und bei aller Wahrheit und Feinheit der Lebensphiloſophie, doch keine eigentlichen philoſophiſchen Werke von allgemeinem Intereſſe. Garve, der Deutſchen Sokrates, iſt in ſeinem durch Sachen und Gedanken höchſt intereſſanten Vortrage vielleicht zu einförmig, zu ſchmucklos, zu trocken. Unſrer allgemein geleſenen Geſchichtſchreiber ſind nur wenige, und auch nur einige davon reichen an die Menge Franzöſiſcher und Brittiſcher in der Zierlichkeit des Styls und der Popularität. — Arm iſt die Deutſche Literatur! beſonders in der Proſa, und es bleibt nichts gewiſſer, als daß wir Deutſche uns gar ſehr in Verlegenheit finden, wenn wir unſere Jünglinge, mit Hintenanſetzung der Grie-

chen und Römer, ſo wie der Britten, Franzoſen und Italiener, einzig nach einheimiſchen Muſtern bilden wollten!“

Vergleicht man nun die Schriftſteller der Alten mit den Schriftſtellern der Neuern, ſo wird man finden, daß die Alten in ihren Schriften eine einfache, ruhige, der ächten Kunſt ſo günſtige Darſtellungsart ſich aneigneten, welches in den Zeitumſtänden, in welchen ſie lebten, unter welchen ſich ihr Genie entwickelte, lag, nämlich in der Einfachheit der Sitten und Lebensweiſe, der Erziehung und Regierungs-Verfaſſung, des ganzen Ideen- und Empfindungskreiſes; dagegen haben die Neuern aus eben ſo natürlichen Urſachen auch ihre Manier der Darſtellung gewählt, und im Vergleich zu den Alten, wie zuſammengeſetzt; denn von wie vielen erkünſtelten Bedürfniſſen der Nothwendigkeit, Bequemlichkeit und des Vergnügens überladen, iſt, im Vergleich mit Griechen und Römern, unſre Sitten und Lebensweiſe! wie künſtlich, auf wie viele und verſchiedenartige Zwecke berechnet unſere Erziehung! Wie mechaniſch zuſammengeſetzt und vielfach verſchlungen ſind unſere Regierungs-Verfaſſungen! — Ferner iſt die Darſtellung der Griechen und Römer, beſonders die proſaiſche, überall praktiſch und ſinnlich ſchön; dagegen die Darſtellung der neuern Schriftſteller etwas ſpekulativ-ſpitzfündiges und trocken abgezogenes. Der Alten Gedanken und Empfindungen ſind mehr praktiſch, als theoretiſch, mehr mit lebendiger Anſchauung, als mit philoſophiſcher Beſtimmtheit dargeſtellt, und überall, wo der Vortrag nicht durchaus ſpekulativ iſt, drücken ſie ſich mehr ſinnlich, als abſtrakt, mehr als Geſchäftsmänner, als metaphyſiſche Denker aus. Ein ganz entgegengeſetzter Geiſt iſt in dieſer Rückſicht den Neuern. Alle beſeelt in ihrer ganzen Organiſation und Ideen-

Darſtellung ein gewiſſer Geiſt der Metaphyſik und der Spekulation, nach welchem die Schriftſteller Gedanken und Empfindung mehr theoretiſch, als praktiſch, mehr abſtrakt, als ſinnlich darſtellen, und wenigſtens in Vergleich mit den Alten, überall ſich mehr wie metaphyſiſche Denker ausdrücken, als aus Erfahrung und lebendiger Anſchauung ſchreiben. Dieſer Charakterzug der Griechiſchen und Römiſchen Schriftſteller giebt der Dichtkunſt der Alten eine eigenthümliche Energie; ihre proſaiſche Kompoſition belebt er aber vorzüglich durch jene Poeſie der Proſa, die dem Gedanken die Anſchaulichkeit des Bildes, dem Bilde das Bedeutungsvolle des Gedankens aufprägt, das Wahre durch das Schöne ſchmückt, das Schöne durch das Wahre veredelt, und ſo das Denk- und das Empfindungs-Vermögen, Verſtand und Sinnlichkeit des Leſers zugleich befriediget. Die Urſache dieſes Charakterzuges bei den glänzendſten Schriftſtellern der Alten rührt daher, weil ſie entweder Heeresanführer, wie Xenophon, Thucydides, Julius Cäſar, oder große Staatsmänner, wie Demoſthenes. Cicero, oder Freunde oder Günſtlinge von Fürſten, wie Plato, Ariſtoteles, der jüngere Plinius, Tacitus ꝛc. waren. Erfahrung, Menſchenverkehr, eigene Anſchauung waren der lebendige Springquell ihrer Ideen und Darſtellungen. Auch ſchrieben ſie nicht für einzelne Klaſſen der Nation, ſondern für das Geſammtvolk. Nimmt man nun noch hinzu die durchaus praktiſche Erziehungsweiſe der Alten, die ihren Geiſt nicht, wie wir, mit tauſend wiſſenſchaftlichen und nur zu oft eben nicht wiſſenswürdigen Dingen behelligten, die keine theologiſchen und myſtiſchen Grübeleien kannten, die von früheſter Jugend an, ſo wie ihr ganzes Leben hindurch wenig laſen, aber deſto mehr ſelbſt dachten, wenig ſtudirten,

aber deſto thätiger handelten. Wie ganz anders bei den Neuern, bei der gelehrten Erziehung unſerer Knaben und Jünglinge, die eher und mehr leſen, als denken; mehr Andern nachdenken, nach empfinden, als ſelbſt denken, ſelbſt empfinden lernen; bei der gänzlichen Entfernung der meiſten der neuern Schriftſteller von allem, was thätiges, geſchäftiges Leben heißt, welches ſich ſelten auch nur bis zu häuslichen Verhältniſſen erhebt. Ferner durch ſo manche andere Motive, die ihre Federn in Bewegung ſetzen, worunter die, den Beifall der großen Menge oder den der Toilette zu erhaſchen oben anſtehen, wenn ſie nicht oft der Hunger zum Schreiben antreibt. — „Und für wen ſchreiben wir? ſagt der oben angeführte Schriftſteller D. Jeniſch *), für die Großen und Edlen des Volks? Aber dieſe leſen gar nicht, oder wenigſtens ſelten; ſie ſind für Lectüre, für Intereſſe an Literatur und Kunſt — ſoll ich ſagen zu groß oder zu klein? Für das Heil und den Ruhm der Nation? Engländer und neuerdings auch Franzoſen können dies allein, und habens rühmlich gethan. Aber wir Deutſchen — wo iſt denn unſere Nation? Für die einſamen Grübler der Studierſtube, für ſcholaſtiſch-erzogene Jünglinge, für empfindelnde Weiber, für die Recenſenten ſchreiben wir! Ein Herodot lieſt den verſammelten Griechen bei einer öffentlichen Volksfeierlichkeit ſeine Geſchichte vor. Der neuere Schriftſteller verſchenkt die zwölf ſogenannten Ehren-Exemplare eines ſeiner neu-abgedruckten Werke an zwölf mehr oder weniger berühmte oder berühmt geglaubte Leute, unter denen ſechs den Titel des Werks, drei die Hälfte der Vorrede leſen, drei den Anfang und das Ende durchblättern, kein

*) A. o O. S. 274.

einziger über Fehler oder Tugenden des Werkes ariſtarchiſch urtheilt *). Hierin liegt es, daß die neuern Schriftſteller ſo oft nur als Schöndenker, ſo ſelten als Männer von erprobten Erfahrungen; ſo oft nur aus dem Kopfe oder aus Büchern, ſo ſelten aus dem Herzen und aus lebendigem Gefühl ſchreiben; daß ihr Denken häufig in Grübeleien ausartet, daß ſie ſelten den Mann von Geiſt, von Erfahrung und Geſchmack in Einer Perſon vereinigen, wie dies die Schriftſteller der Alten faſt in jeder Zeile thun. Darin liegt es, daß der Total-Eindruck des größtentheils der neuern Schriftſteller das Gefühl des Zugeſpitzten, des Luftigen, des Kleinlichen bei ſich führt, unterdeß uns bei den großen Alten das Gefühl des Starken, des Großen, des auf allgemeines Menſchen-Intereſſe Berechneten, faſt durchgängig begleitet. Wie nöthig, wie unerläßlich iſt uns Neuern das Studium der Alten, um den durch ſo viele Spitzfindigkeiten gleichſam verdünnten und verflüchtigten Geiſt durch ihre praktiſch ſinnliche Manier der Darſtellung wiederum zu ſtärken, zu verſinnlichen, unſere kleinlichen Gefühle durch ihre Großherzigkeit zu veredlen, unſre ganze Kleinheit an dem Größen Maaß dieſer Unſterblichen hinauf zu heben, und insbeſondere, ſo — für die Menſchheit zu denken, zu empfinden, zu ſchreiben und zu handeln, wie ſie für Nation und Vaterland dachten, empfanden, ſchrieben, handelten.

---

*) Hier urtheilt dieſer Schriftſteller, der übrigens ſehr tiefe Einblicke in das Weſen der Europäiſchen Literatur gethan hat, doch wohl etwas zu ſcharf gegen ſeine Landsleute, und beſonders gegen die Großen und Edlen der Nation; denn wie oft treten nicht dieſe als Beſchützer der Wiſſenſchaften und Künſte hervor. Man darf hier nur an die Hardenberge, Bernſtorffe, Lichtenſteine, Dahlberge ꝛc. ꝛc. erinnern. K.

— Da ich unter Deutſchen und für Deutſche ſchreibe, ſo ſei mir hier ein kleiner Anſchluß auf die Deutſche Literatur erlaubt. Wenn Franzoſen und Britten eine beträchtliche Anzahl klaſſiſcher Werke über jede große und wichtige Angelegenheit der Menſchheit, über Regierungs-Verfaſſung, Staats-verwaltung, Wohl der Nation, Geſchichte des Lan-des und ſeiner großen Männer, die jeden Zweig der praktiſchen Philoſophie aufzuzeigen haben, ſo iſt die-ſes gerade die ſchwache Seite der Deutſchen Litera-tur; ſo ſtellt ſie kaum eins und das andere klaſſiſche Werk auf, das an Gewicht und allgemeinem Inte-reſſe des darin abgehandelten Gegenſtandes, an ho-hem Ernſte und Schwunge der Ideen, an Glanz und Zierlichkeit des Ausdrucks, und an Kühnheit der Dar-ſtellung dem Esprit des loix, dem Emil, den Eloges de Thomas, dem Werke de l'Esprit, der Histoire de l'établissement des Européens dans les Jndes, dem sur le pouvoir exécutif ꝛc., oder den Brittiſchen vom Nationalreichthum, den Biographien des Johnſon, den hiſtori-ſchen Werken von Hume und Gibbon, und ſo vielen andern über Staatsverwaltung und Menſchen-rechte ꝛc." zu vergleichen wäre, ſo fehlt unſerer gan-zen Literatur jener Geiſt des Patriotismus, jener Schwung und Adel der Empfindung für das Inte-reſſe unſerer Nation, oder auch für das reine Inte-reſſe der Menſchheit, Eigenſchaften, die in den ge-nannten ähnlichen Werken beider Nationen ſo hell und herzerhebend glänzen. Unſere Geſchichtſchreiber bearbeiten, und bearbeiten mehr als gelehrte Forſcher, als mit hohem Patriotismus für Menſchenwohl und Menſchenrecht (Johann Müller's Schweitzer-Geſchichte — eine glorreiche Ausnahme. Er iſt der Tacitus der Deutſchen mit den Fehlern und mit den Tugenden des Römers) eher jede andere, als

vaterländiſche Geſchichte und wenn irgend vom Wohl des Vaterlandes, von den Großen der Nation, von Erziehung und Aufklärung, von Wohl und Recht der Menſchheit die Rede iſt; ſo iſt es mehr um über dieſen Gegenſtand haarſcharf zu ſpekuliren, zu polemiſiren, oder akademiſche Vorleſungen zu halten, als — um das prometheiſche Licht der Vernunft in die beſſeren Geiſter der Nation zu übertragen, als jedes edlere Herz zu entflammen, als hohe Tugend zu lehren, und Haß des Laſters des Deſpotismus und jeder Art von politiſcher intelectueller und moraliſcher Sklaverei einzuprägen. Wir Deutſchen tadeln ſehr gründlich, berichtigen ſehr vollſtändig die Ideen eines Montesquieu, Rouſſeau, Hume; aber wir denken und dichten nicht wie ſie; wir ſind eifrige Recenſenten, aber ſehr kalte Schriftſteller.!!" *)

Dem Deutſchen Jüngling ſind als Studium beſonders die Alten zu empfehlen, wo es auf den großen Schriftſteller-Styl ankommt; denn bei uns findet er nur Wärme bei einem Leſſing, Winkelmann, Göthe, Herder, Schloſſer, Jacobi (der Philoſoph) Heinſe, Hippel, Gentz, Fichte ꝛc. ꝛc., bei den Uebrigen nur den Nordpol. Die Epoche der Sitten und Lebens-Einfalt iſt mehr die Epoche des Ernſtes und der Weisheit, als des Spiels und des Vergnügens, und Jeniſch hat hier ſehr recht, wenn er ſagt: „Erſt dann, wenn die Menſchen durch Feſt-

*) In dieſem Jahrhunderte, und beſonders ſeit der Völkerſchlacht bei Leipzig und der Befreiung Deutſchlands von Franzöſiſchem Joche, iſt dieſes ganz anders geworden. Seit dieſer Zeit haben wir nicht nur unſere Kräfte kennen lernen, ſondern der Patriotismus der Deutſchen iſt auch bis zu einem hohen Grade geſteigert worden, der ſich auch jetzt in allen ihren Schriften abdrückt.

ſtellung der öffentlichen Sicherheit zugleich vor gewaltigen Glücksumſtürzungen und Schickſalswechſeln geſichert ſind; wenn durch den politiſchen und intellektuellen Mechanismus, den die Kultur über alle menſchlichen Verhältniſſe verbreitet, das geſellſchaftliche Leben ſelbſt aus dem Tumulte in die Einſamkeit zurückweicht, und der Richter von dem Markte in die Regiſtratur, der Kaufmann von den Reiſen ins Ausland in das Comptoir, der Gelehrte von der Rednerbühne in die Studierſtube getrieben, und hier verſchloſſen eingekerkert wird; wenn gleichſam alle Laute des Lebens eine gewiſſe Eintönigkeit annehmen; erſt dann fangen die Menſchen an ſich zu langweilen, und Mittel wider dieſes Langweilen, das heißt, Aufheiterung für die Stunden der Muße zu ſuchen; erſt alsdann wirft ſich der ſo unnatürlich geſpannte Geiſt auf die entgegengeſetzte Seite thörichter Kurzweil und leerer Tändelei; erſt alsdann macht er, gleichſam zur Rache an der durch die Kultur verbildeten Natur, dasjenige zum Gegenſtand des Lachens, des Spottes, was urſprünglich ernſt und wichtig iſt. Und eben ſo bietet ihm auch dieſe Epoche den reichlichſten Stoff dar, zur Behandlung der Gegenſtände in dieſer Form des Vermögens, des Lachens, des Spottes. Die durch verfeinerte Sitten und Lebensweiſe vervielfältigten Bedürfniſſe, die grellere Abſtechung der Verſchiedenheit der Stände, die immer ängſtlichere Convenienz der Sitten und Gebräuche, der immer weitere Abſtand zwiſchen den Wünſchen und Beſitzen der Menſchen, zwiſchen ihren Plänen und den Mitteln zur Ausführung der Plane, zwiſchen den Maximen des Verſtandes und den Handlungen des Willens. Alles dieſes und ſo vieles Andere, was feine und immer ſteigende Kultur mit ſich führt, bildet eine unerſchöpfliche Springquelle des Komiſchen und Satyriſchen; ſo wie von

der andern Seite eine vielfach zuſammengeſetzte, verwickelte Lebens- und Denkweiſe, wo der Menſch, durch den Widerſpruch zwiſchen Kopf und Herz, zwiſchen natürlichem und künſtlichem Bedürfniß, zwiſchen Wunſch und Beſitz, mit ſich entzweit und getheilt wird, einen gewiſſen Geiſt des Leichtſinns verbreitet, und ihn von dem, was Ernſt und moraliſche Weisheit heißt, immer weiter entfernt. Dieſes iſt der herrſchende Geiſt unſerer Zeit! das ſind die Beſtandtheile der geiſtigen Atmoſphäre, in welcher die neuern Schriftſteller athmen und kreiſen, das iſt die Stimmung derer, die ſchreiben, ſo wie derer, die leſen. — Höchſt wahrſcheinlich waren die Griechen und Römer üppigere Wollüſtlinge als wir; allein vielleicht iſt eben in ihrem ſchwelgeriſchen Genuſſe die Urſache ihrer minder verführeriſchen Darſtellungsart zu ſuchen. Man hört und lieſt ſo viel von der moraliſchen Veredlung des Geſchlechtstriebes, wodurch die äſthetiſchen Geiſteswerke der Neuern die der Griechen und Römer weit übertreffen ſollen! Ich geſtehe, daß Darſtellung der Liebe, als einer allgewaltigen, den ganzen Menſchen unterjochenden Leidenſchaft, ſo wie jeder andern Leidenſchaft, für mich etwas ſchauervolles und erſchütterndes haben; ich geſtehe, daß auch der Liebe zum andern Geſchlecht große und edle Geſinnungen beigemiſcht werden können. Aber eben ſo aufrichtig iſt mein Geſtändniß, daß es mich allemal laut lachen macht, wenu man mir die Liebe eines ſchönen Jünglings zu einem blühenden Mädchen, oder eines empfindſamen Mädchens zu einem ſchmachtenden Jüngling als etwas edles, großes, herzerhebendes ſchildern will, wie dieſes ein großer Theil ſelbſt der beſſern unter den Neu-Europäiſchen Roman-, Schauſpiel- und ſentimentaliſchen Dichtern zu thun pflegen. Es iſt thöricht und verkehrt, eine ſchwachmüthige Leidenſchaft, als achtungs-

werth groß, und den Inſtinkt aller Inſtinkte, als eine moraliſche Handlung dazuſtellen. Unter allen Inſtinkten ſollte dieſer, nach den erklärteſten Abſichten der Natur, es am meiſten bleiben; alles Moraliſche, was wir dazu thun können, beſteht nur darin, daß wir ihn durch Vernunft mäßigen und leiten, nicht aber ihn ſelbſt, als eine Art von Tugend behandeln. Unſere Jünglinge und Mädchen ſollten in den Schauſpielhäuſern und durch Schriften vor der Liebe gewarnt werden, als vor einer der gefährlichſten Leidenſchaften, die man nicht früh und nicht ſtark genug zügeln könne, und ſiehe da! wir machen ſie darnach lüſtern, wir lehren ſie derſelben nachhängen, als einer hoch moraliſchen Triebfeder. Offenbar gehören dieſe Darſtellungen der Liebe zu den vielen moraliſchen Süßigkeiten, durch welche die neuern Dichter, ſogar auch Philoſophen die Menſchen zur Tugend, wie Kinder durch Zuckerplätzchen zur Artigkeit anleiten wollen, die aber nur den edlern Geiſt anekeln, den ſchwachen noch ſchwächer machen, und ihn die Sinnlichkeit, welcher er fröhnt, durch ſophiſtiſche Vernunftgründe beſchönigen lehren."

Dieſe Art die Liebe zu ſchildern, und ſie in das Herz der Jugend zu leiten, iſt auch bis auf die neueſte Zeit geblieben. Man will eine Leidenſchaft, welche ganz dem ſinnlichen Menſchen angehört, welche in ſein Weſen ſo tief verflochten, ſo innig mit demſelben verſchlungen iſt, durch leere Sophismen zu verdrängen ſuchen, und facht ſie dadurch nur an, macht das ſchlummernde Feuer nur lodern. Die Liebe iſt nicht zu verdrängen, durch keine Gründe der Moral zu beſiegen, nur iſt das wilde Feuer in derſelben zur ſanften Glut hinabzuſtimmen; nur iſt ſie zu veredlen, welches aber nicht auf die oben angeführte Weiſe geſchieht. Man ſtelle heroiſche Charaktere in der Liebe auf; man ſchildere die Liebe, wie bei den Alten, entweder pathe-

tiſch, als eine der gewaltigſten Leidenſchaften, wie z. B. die Liebe der Phädra zu den Hyppolitus, oder ehrwürdig zärtlich wie die Gattenliebe, z. B. die Liebe des Hector zur Andromache, des Admet und der Alceſte; wie ſie jener pathetiſchen und dieſer ehrwürdig zärtlichen Liebe höhere moraliſche Triebfedern beizumiſchen wußten. Durch eine ſolche Darſtellung wird die Leidenſchaft, mit dem Ariſtoteles zu reden, gereiniget, die durch unſere Darſtellung nur gereizt wird. Es iſt eine heilige Pflicht des Schriftſtellers das Laſter nicht mit ſchönen üppigen Farben auszumalen, wie es jetzt ſo oft in unſeren Schauſpielen, Romanen, beſonders aber in unſern kleinen Novellen und Erzählungen geſchieht; denn dieſes iſt gerade die Urſache, warum das Laſter ſo leicht bei der Jugend Eingang findet, warum es ſo leicht von dieſer aufgefaßt wird. Das Laſter, ganz natürlich als ſolches geſchildert, macht bei weitem nicht dieſen Eindruck auf das junge Gemüth, weil es hier in ſeiner Blöße, in ſeiner Nacktheit daſteht; nur das ſchöne üppige Gewand, was man demſelben umlegt oder umhängt, macht uns begierig nach den verborgenen Reizen deſſelben, welche Begierde aber ſogleich ſchwindet, wenn wir es nackt erblicken, wo ſo manches den aufgeregten, lüſternen Blicken in einem ganz andern Lichte erſcheint, wie es uns die ſchöne Hülle nicht ahnen ließ. — „Darum, ſagt Jeniſch*), laſſet uns früh den Geiſt der Alten, dieſen Geiſt des Ernſtes und der moraliſchen Weisheit in die Herzen unſerer Jünglinge rufen, damit ſie dadurch gegen jenen Zeitgeiſt des Jahrhunderts verwahrt werden mögen, welcher dem Geſchmack und der Kunſt eben ſo verderblich iſt, als der Moral, und das Gefühl für ächte Schönheit eben ſo mächtig zerſtört, als die Grundſätze der Tugend!“

*) A. a. O., S. 290.

Die Schriftſteller der Alten ſchildert der eben genannte Schriftſteller ſehr treffend, wenn er ſagt: „Sie lebten größtentheils unter ſchwankenden, unbeſtimmten und von heftigen Eeſchütterungen zerrütteten Staatsverfaſſungen; in welchen die großen Scenen von plötzlichen Schickſalswechſeln und Umſtürzungen der Dinge, von ſchnellen Uebergängen aus Reichthum zur Armuth, aus hohen Ehrenſtellen zu allgemeinem Haß und Verachtung, aus dem genußvollſten Leben in das Land ewiger Vergeſſenheit, zu den gewöhnlichen und faſt alltäglichen Darſtellungen auf der Lebensbühne gehörten. Sie ſelbſt ſpielten auf dieſer pathetiſchen Bühne nicht ſelten große Rollen. Ein Demoſthenes, ein Cicero waren die Mitſchöpfer großer Revolutionen; ein Thucydides und Xenophon waren Heeranführer; Polybius Begleiter und Lagergenoſſe des großen Scipio; Marc Antonin ſchrieb ſeine erhabenen Selbſtbetrachtungen auf dem kaiſerlichen Thron und im Lagerzelte nieder; Livius bekleidete anſehnliche Staatsämter; Salluſt ſchrieb ſeine Geſchichte nur, wie er ſelbſt ſagt, neidiſch-verdrängt aus einem großen und patriotiſchen Geſchäftskreiſe, und in der Folge ward er ſogar der Freund und Rathgeber des Julius Cäſar (an den er die bekannte noch vorhandene Diatribe de ordinanda republica geſchrieben haben ſoll); Seneca war Erzieher und nachher eine Zeitlang, nebſt Burrhus, erſter Miniſter des Nero; Tacitus verwaltete das Römiſche Conſulat; Plinius war Rathgeber und Buſenfreund des Trajan ꝛc. Zergliedern wir nun die Geſchichte der Tage, in welcher dieſe Schriftſteller lebten, und die ſie ſelbſt zum Theil in ihren unſterblichen Werken ſchildern; welche Ereigniſſe! welche Tugenden! welche Laſter ſahen ſie! Ereigniſſe, wie ſie da der Kampf der Freiheit mit dem Deſpotismus,

des Volkshaſſes mit Ariſtokraten-Uebermuth, der Welteroberer mit den Völkern des Erdkreiſes nur immer darſtellen konnten! Tugenden, wie ſie ſich in dem Buſen des glühenden Patrioten gegen übermächtige Volksunterdrücker, in großen edlen Seelen gegen menſchenverachtende und menſchenmordende Deſpoten entwickelten. Laſter, wie ſie von den kühnſten Frevlern begangen werden mochten, denen zahlreiche Kriegesheere zu Werkzeugen ihrer Macht, und die Reichthümer von Königreichen zu Beſtechungsmitteln dienten; die Weltrepubliken in Deſpotien verwandeln, die Elend und Jammer über eine unterjochte Welt verbreiten konnten." —

In neueſter Zeit entſteht nun die Frage, bei dem überwiegenden Hange der Schriftſtellerey, bei der Schreibſüchtigkeit unſers Zeitalters, unſers Jahrhunderts, ob es ehrenvoll oder herabſetzend iſt, Schriftſteller zu ſeyn? — Bei den Alten würde man einer ſolchen Frage überhoben ſeyn, ſelbſt auch noch bei den Neuern, bis zum letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts; allein in dem gegenwärtigen Jahrhunderte iſt es wichtig, dieſe Frage beantwortet zu ſehen, und hierzu hat ein Herr L—r im Zeitblatte, Ernſt und Scherz, herausgegeben von G. Merkel, 48ſtes Blatt, S. 190 ſeine Gedanken mitgetheilt. Er ſagt:

In der That iſt es jetzt in Deutſchland mit der Schriftſtellerey durch das Skribeln jedes matten, faden Kopfes, und die Bereitwilligkeit der Buchhändler auch ohne Unterſchied drucken zu laſſen, und in Umlauf zu ſetzen, ſo weit gekommen, daß jene Frage der Unterſuchung bedarf — nicht um der Schriftſteller, ſondern um des Publikums willen. Was die Erſten betrifft: — dem wahren, dem edlen Schriftſteller iſt es ſehr gleichgültig, ob man ſein Geſchäft für ehrenvoll halte, oder nicht, wenn nur die Wahrheiten einleuch-

ten, die er vorträgt; wenn nur ſein Kunſtwerk die beſſernde, veredelnde und vergnügende Wirkung auf das Publikum thut, die er beabſichtiget, wenn er nur die vortheilhafte Veränderungen hervorbringt, nach denen er ſtrebte. Den kleinen Schriftſtellern hingegen, die nur Papier conſumiren, damit ſie auch Brod zu conſumiren haben, oder ſich durch Reimeleien oder Wiederherſagen, was ſie lernten, oder Mitſchreien, wo Alles ſchreit, ein Gloriolchen bei den Bäschen oder Mühmchen (beiderlei Geſchlechts) erwerben wollen, dieſen mag man noch ſo bündig beweiſen, daß ſie ein lächerliches Gewerbe treiben, ſie können ſo wenig vom Scribeln laſſen, als die Motte vom Kleiderzerſchaben. Das iſt ja ihr einziges Mittel, morgen noch da zu ſeyn. Sie ſind zum Conſumiren der Lumpen geboren, wie die Aegyptiſchen Erdgeyer da ſind, um das Land von den Leichnamen erſäufter Thiere zu reinigen, die der abfließende Nil zurückläßt.

Es giebt zwei Standpunkte, aus welchen auch der ungelehrte Laye, der unbefangenſte Nichtliterat ſehr leicht entdecken kann, ob ein Schriftſteller, als ſolcher, Achtung verdient oder nicht. Er braucht nur zu unterſuchen — und das verräth ſich leicht — ob der Schriftſteller ſein Buch machte und drucken ließ, weil es das bequemſte und ſchnellſte Mittel war, gewiſſe Wahrheiten in Umlauf zu ſetzen, ſein Kunſtwerk dem öffentlichen Genuſſe zu widmen, gewiſſe wohlthätige Wirkungen zu veranlaſſen — oder ob er ſich nur bemühete, Papier mit Gedanken oder Gedankenähnlichen Dingen zu füllen, damit es der Buchhändler bezahle' damit ein Buch entſtünde, das ihn nennen machte ꝛc. Ob das Buch ſeinem Verfaſſer nur Mittel oder der Zweck ſelbſt, ein Handelsartikel war; das unterſcheidet den Schriftſteller vom Skribler. Der erſte greift zur Feder und läßt drucken, wie der Feldherr am Tage der Schlacht zu Pferde ſteigt, um deſto ſchneller und kräftiger zu wirken; der andere wie Bajazzo auf den Rücken des Tanzgaules hüpft, um es Courbetten machen zu laſſen, und von den gaffenden Zuſchauern Groſchen zu ſammeln. Dem erſten iſt das Buch, das unter ſeiner Feder hervorgeht, nur ein Werkzeug — dem letztern ein Püppchen, das er ſich ſchnitzt, an dem

er ſich ſelbſt ergötzt, und das er feil hat, den Kindern, die auch mit Püppchen ſpielen — Den zweiten eben ſo genau beſtimmenden und noch unterhaltendern Maaßſtab, um den perſönlichen Werth eines Schriftſtellers, als ſolchen, zu beſtimmen, giebt die Betrachtung: was er wohl in einer roher geſtalteten bürgerlichen Geſellſchaft, was er geweſen wäre, wenn weder die Druckerey, noch die Buchſtabenſchrift wäre erfunden worden? Der Mann von wahrem Werthe, von entſchiedenem Talent oder Charakter hätte dann ungefähr eben die Rolle geſpielt, die er jetzt ſpielt, aber durch andere Mittel; — die Skribler — ja das iſt ſchwer zu errathen, was der Zufall aus ihnen gemacht hatte; denn durch ſich ſelbſt ſind ſie nichts.

Man denke ſich einen Mann, deſſen philoſophiſchem Genie ſich Wahrheiten enthüllen, deſſen Daſeyn die meiſten ſeiner Brüder nicht ahnen, deſſen heller Verſtandesblick in den herrſchenden Meinungen und Begriffen, trotz allen Schleiern, in welche die Phantaſie vieler Generationen ſie hüllte, Irrthümer, ſchädliche und oft ſchändliche Vorurtheile entdeckt; deſſen Geiſt ſich emporſchwingt über alle Nebel der gewöhnlichen Anſchauung zur Sonne der Wahrheit; — nehmt ihm die Feder, die Schrift, durch die er jetzt ſein Zeitalter erhellt und umgeſtaltet, wär' er weniger ein Erleuchter, ein Weiſer? — Ohne jene Werkzeuge wurden Männer der Art die Stifter der bürgerlichen Verfaſſungen, Geſetzgeber und Religionslehrer ihrer Völker. — Man denke ſich das dichtende Kunſtgenie, das ſein inneres Feuer zum Schaffen treibt — zum Darſtellen durch flammende, gefühlvolle, ſchöne Rede, was in Glut gehüllt vor ſeine Phantaſie trat, was in ſeiner Seele zierlich flüſterte oder unwiderſtehlich ſtürmte. Die Klaſſe der philoſophiſchen Genies könnte man das denkende Haupt der Menſchheit nennen; das Dichtergenie iſt ihr immer, reges, pochendes Herz, ihr flammendes Auge. Nehmt ihm die Hülfsmittel der Mittheilung, die es beſitzt: — weil Homer ſeine Geſänge nur abſingen konnte, wurde er deshalb weniger vergöttert, als der Lehrer, der Stolz ſeiner Nation? War

er kleiner, als Virgil, der ſeine Aeneis niederſchreiben, oder als Klopſtock, der ſeinen Meſſias ſogar drucken laſſen konnte? — Der dritte Rang gebührt denjenigen Schriftſtellern, die Schreiben, um Nutzen zu ſtiften, nützliche und nothwendige Kenntniſſe zu verbreiten, das Unrecht zu beſtreiten, das gekränkte Recht zu vertheidigen. Was wären ſie ohne die Schrift? Immer noch Lehrer, Bildner und Leiter des Volks. Sie würden die Lernbegierigen um ſich her verſammeln, ſie würden als Redner in den Volksverſammlungen eifern; ſie würden Schwerdt oder Streitart ſchwingen, wo eine Ungebühr zu ſchlichten wäre. Auch ihnen gebührt hohe Achtung — oft Ehrfurcht.

Nun einen ſtarken Sprung herab vom ſchriftſtelleriſchen Werth, zur ſchriftſtelleriſchen Verächtlichkeit. Auch hier giebt es Stufen. Bemitleidenswerth iſt, wer ſchreibt und drucken läßt, was er, begriffen oder nicht begriffen, aus den Schriften Anderer auflas oder abſah, um zu leben. Verächtlich, wer aus narrenhafter Eitelkeit, ohne Rückſicht auf Sittlichkeit, Nutzen und Recht, Dinge fabricirt, von denen er hofft, daß ſie Aufſehen machen werden; — aber mit Verworfenheit gebrandmarkt iſt das literariſche Geſindel, das aus Neid oder Bosheit das Genie und Verdienſt, neben dem es ſein lächerliches Nichts fühlt, durch Schmähungen, Verläumdungen, Witzeleien in der öffentlichen Meinung zu ſich herab zu erniedrigen ſucht; es wie die Schlange der bibliſchen Weiſſagung in die Ferſe ſticht, — aber wie dieſe, wird es zertreten, wenn die Angegriffenen es wollen. Giebt es noch eine niedrigere Stufe? O ja! Man ſtelle ſich vor, daß dieſe Elenden durch Aufhetzungen und Anzettelungen diejenigen, denen ſie ſonſt auf keine Weiſe entgegen zu treten vermögen, in der bürgerlichen Geſellſchaft verfolgen und — ich weiß nichts Abſcheulicheres, es müßte denn der Böſe ſeyn, der, um ſchnöden Gewinnſtes willen, ihre Schändlichkeiten in Umlauf ſetzt. Was wären nun dieſe in einer einfacheren Form der Geſellſchaft? Die erſten Tagelöhner, die zweiten Poſſenreiſſer, und die letzten moraliſche Ausſätzige.

Es iſt gewiß, daß ein Heer von Schriftſtellern nur aus Leichtſinn die Feder, als das ſchnellſte Mittel ſich auszuzeichnen, ergreift. Sie ſchreiben nur, um Aufſehen zu erregen, ohne die Folgen zu berechnen, die oft ihre in die Welt geſchickten Geiſteskinder für ſie herbeiführen. Sie berechnen Alles auf den Augenblick, und ſollte es auch das Schändlichſte ſeyn, ſo wird es von ihnen vertheidiget; und wer ihnen zu widerſprechen wagt, wird mit erbitterter Wuth verfolgt. Wahrheit! Wahrheit! iſt ihr Feldgeſchrei; allein ſie kämpfen nur für die kleinlichſte Eigenſucht; und ſollte, wenn ſie Glauben finden, das Wohl eines ganzen Landes auf dem Spiele ſtehen, ſo haben ſie einmal ihr Wort geſagt. — Ein zweites Heer von Schriftſtellern möchte man das käufliche nennen; denn ſie gieren und geitzen nur nach dem Honorar ihres Verlegers. Sie ſind nicht ſo bösartig, nicht ſo gefährlich, als die vorigen, aber verächtlicher. Geht ihnen ein Gedanke durch den Kopf, oder erhaſchen ſie einen fremden, ob er wahr ſei, oder nicht, kümmert ſie nichts, nur das kümmert ſie, wie, und wo er ſich am ſchnellſten in Honorar, oder Aemter, oder Ehrenzeichen, oder Wohlleben umſetzen laſſe. Sie ſprechen für oder wider eine Wahrheit, nachdem es der Augenblick heiſcht. Sie deklamiren heute für die Rechte des Menſchen, und empfinden morgen für den Sklavenhandel; brüſten ſich heut' in dem Selbſtgefühle des muthigen Mannes, und kriechen morgen um den Stuhl eines Miniſters, je nachdem dieſes oder jenes mehr einzutragen pflegt oder nur verſpricht. Auch dieſe Schriftſteller-Gattung duldet keine andere Aufklärung neben ſich, als nur die ſeinige; ſie ſprechen zwar viel von Toleranz, von Liberalität; allein dieſe Sprache iſt eine Blendlaterne, deren Schein ſie nach Gefallen bald zeigen, bald verſtecken, wie es ihnen für den Augenblick heilſam zu

ſeyn ſcheint, daß ihre Meinung geſehen oder überſehen werde. Man findet Wahrheit und Schönheit, Redlichkeit und Menſchenwohl ſo oft auf ihren Blättern, wie die Verſicherung von Rechtſchaffenheit in dem Munde derjenigen, die das Bewußtſeyn verſchleierter Unredlichkeit heimlich drückt. — Eine dritte Klaſſe von Schriftſtellern findet man in großen Städten auf den Kaffeehäuſern; man könnte ſie literariſche Pflaſtertreter nennen, indem ſie von einem Kaffeehauſe auf das andere laufen, überall einen Kreis von Hörern um ſich her verſammeln, und dann mit lauter Stimme über das Theater und die Schauſpieler ihr kunſtrichterliches Urtheil fällen; oder über Conzerte, Tagesneuigkeiten ꝛc. deklamiren. Findet man in irgend einem Zeitblatte, einer Zeitſchrift einen recht laut abſprechenden, einen gemeinſchmähenden Aufſatz über Kunſt, Recht ꝛc., ſo kann man ſicher darauf rechnen, daß er von einem Solchen herrührt, der nicht wußte, was er wollte, auſſer ſeine Stimme zu erheben und zu rufen: Auch ich bin da! Das Weſen dieſer Schriftſtellerzunft iſt kriechen und drohen, loben und tadeln, ſchmeicheln und ſchelten, rühmen und verläumden, je nachdem ihnen gerade der Wind weht. — Das Drolligſte iſt, ſagt ein gewiſſer Schriftſteller, daß dieſe Menſchen völlig überzeugt ſind, ſie wären das Organ der Aufklärung; ſie verkündigten die Wahrheit; ſie ſeyen die Leiter und das Organ des Publikums, und vor allem, ſie hätten eine wichtige Stimme in der Literatur; allein ſie gleichen den Fliegen in den Zimmern, die freilich auch eine Stimme darin haben, aber eine verſtandlos ſummende, die man nur hört, wenn Nachts alles ſchweigt; deren Lebensgeſchäft es iſt, von allem in derſelben zu naſchen, und Alles zu beſchmeißen, und die gleichwohl nicht zu den Bewohnern gerechnet werden.

Die Eigenſchaften eines guten Schriftſtellers ſind: eine kräftige, feurige, und ſtets rege Einbil-

dungskraft, Weltumſicht, tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens, durch welche es ihm gelingt, den Leſer ganz in ſeine Gewalt zu bekommen, und ihn hinzulenken, wohin er will; Kenntniß der Gegenſtände, die er ſchildert oder in ſeinen Schilderungen berührt; eine ſchöne, kräftige und männliche Sprache, überhaupt Gewalt über dieſelbe. Wer mit dieſen Eigenſchaften ausgerüſtet iſt, und damit Einſicht und Klugheit paart, der wird als ein Lehrer der Menſchheit auf der Weltbühne ſich geltend machen, oft aber auch verkannt werden; denn der Dümmlinge giebt es viele, welche Verſtand zu beſitzen wähnen, und nach ihrem Verſtande den wirklich Aufgeklärten, den die Natur, die göttliche Kraft, auf den Standpunkt geſtellt, von dem er wirken ſoll, verkleinern, verfolgen, weil er ihrer Dummheit nicht fröhnt, weil er ſich nicht zu ihrer Schule bekennt, nicht nach ihrer Pfeife tanzen will. Wie viele nennen ſich Zähler, ſagt ein verdienſtvoller Schriftſteller an irgend einem Orte, wo die unten anhängenden Nullen ſie erſt zu Zählern machen, und ſo erklärt man oft den genievollen Mann für eine 0, für einen Dümmling, und den Dümmling für einen Zähler, weil man jenen fürchtet, dieſen aber zu gebrauchen weiß. Wie mancher Schriftſteller hat Ehre und Ruhm, weil er ſich an die herrſchende Parthey zu ſchmiegen weiß, weil er derſelben fröhnt; dagegen ein anderer, der dieſen mit ſeinem Geiſte weit hinter ſich zurückläßt, verkannt und verachtet wird, weil er nicht in jenem Geiſte ſpricht und handelt, weil er die Wahrheit an das Licht zieht, die aber nicht gelten ſoll. Daher muß der Schriftſteller, in der Zeit, worin er gelten will, dem herrſchenden Geiſte huldigen, und thut er dies, ſo hat er Ehre, ſo hat er Ruhm! — Ueber die Rechte des Schriftſtellers und Verlegers, ſ. unter Verleger, in V.

Schriftſtellerey, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Schriftſtellern, ein Zeitwort der Mittelgattung, welches die Handlung des Schriftſtellers anzeigt; auch wohl mit einem verächtlichen Nebenbegriff, es als ein Handwerk oder Handwerksmäßig betreiben. Er ſchriftſtellert ſeit einem Jahre.

Schrifttheologie, exegetiſche Theologie, derjenige Theil der geoffenbarten Theologie oder Gottesgelahrtheit, der es mit dem richtigen Verſtande, der richtigen Auslegung der heiligen Schrift zu thun hat, im Gegenſatz der ſyſtematiſchen Theologie.

Schriftthiere, Thiere, in allen Naturreichen, welche eine der Schrift gleichende Verzierung auf ihrer Hülle haben, z. B. die Schriftantilope, ſ. unter Antilope, Antilope scripta, im Supplement; der Schriftbarſch, Perca scriba, ſ. unter Barſch, im Supplement. Die Schriftſpindel, Murex scriptus, eine Cochylie ꝛc.

Schriftwanze, Cimex grammicus, ſ. unter Wanze, in W.

Schrift-Zeichen, ſ. unter Zeichen, in Z.

Schrikken, im Waſſerbau, lange, runde und eben gearbeitete Pfähle, welche zur Befeſtigung eines Floſſes in dem Grunde des Fluſſes oder Grabens dienen.

Schrimpf, Schrumpf, in der Landwirthſchaft, derjenige Abgang an dem aufgeſchütteten Getreide, welcher durch das Einſchrumpfen oder Eintrocknen verurſacht wird.

Schrippen, beim Bäcker, längliche, zugeſpitzte Brode von feinem Rockenmehl, deſſen Teig derb und feſt geknetet wird, gewöhnlich ſtark gebacken, damit es eine feſte Rinde erhält, und auch oft mit Kümmel beſtreut. Der Teig zu dieſem Brode gährt zwar

langſam; es läuft aber in dem Ofen rund auf, welches man noch dadurch befördert, daß man jeder Schrippe nach der Breite mit einem Meſſer einen ſchrägen Schnitt giebt, welches aber kurz vor dem Einſchieben geſchehen muß, weil ſie hierdurch ohnedies in der Rinde aufſpringt. Die Bröde backen weit mehr, als das andere Weißbrod aus, und verlieren alſo auch am Gewicht. Beim Gewerbszwange oder in den Staaten, wo die Gewerbefreiheit noch nicht eingeführt iſt, werden ſie bei Unterſuchung des Brodgewichtes nicht gewogen, weil man ſie ſo ſtark gebacken verlangt.

Beim Tuchmacher ſind die Schrippen Brüche, die in den Tüchern beim Walken entſtehen, wenn die Stampfen nicht gerade auffallen. Sie ſind eben ſo ſchlimm, als die Löcher, welche beim Walken die kleinen Steine verurſachen. Man ſagt von jenem Fehler, das Tuch iſt ſchrippig gewalkt.

Schritt, Passus; Fr. Pas. 1. Die Oeffnung der Füße zum Gehen in dem gewöhnlichen langſamen Gange eines Menſchen oder Thieres. Daher ſagt man: Einen Schritt thun oder machen, einen Fuß vor den andern ſetzen, um ſich dadurch fortzubewegen. Weite, enge, große, kleine Schritte thun oder machen. Mit ſtarken Schritten kommen; bei einem jeden Schritt ſtolpern. Mit leiſen Schritten gehen. Einem auf allen Schritten nachlaufen. Seine wankenden Schritte verrathen Angſt und Entſetzen. Schritt für Schritt, das iſt, langſam, mit bedachtſamen Schritten, im Oberdeutſchen ſchrittlings. Ingleichen figürlich:

Er wies dem Alten Schritt für Schritt
Hier bald das Matte, bald das Leere.

Gell.

Figürlich ſagt man: den erſten Schritt in einer Sache thun, den Anfang in derſelben machen. Starke Schritte zu ſeinem Glücke thun. Die Jugend, welche den erſten Schritt in die Welt wagt. — 2. Die Entfernung beider Füße von einander im Schritte, die Weite der Oeffnung beider Füße. (1) Eigentlich als ein Maaß der Länge, beſonders als ein Feldmaaß. Es iſt nur ein Schritt davon. Sechs Schritte lang, tauſend Schritte weit, der gewöhnliche oder einfache Schritt wird auf 2, 21/2, auch wohl 3 Fuß geſetzt, dagegen der doppelte Schritt 4 oder 5, der geometriſche Schritt aber allemal 5 Fuß hat. - Eigentlich kann man auf den einfachen Fuß 2 Fuß, und auf den doppelten 4 Fuß rechnen; denn wenn man von einer Ferſe des einen Fußes bis zur Ferſe des andern, oder von dem Zehe des einen Fußes bis zum Zehe des andern mißt, ſo iſt der Raum, der überſchritten worden, nicht mehr, als 2 Fuß, und folglich der doppelte Schritt nur 4 Fuß, und daher entſteht der Unterſchied zwiſchen dem gemeinen und geometriſchen Schritt. Unter dem erſten wird nur der beſchriebene verſtanden, unter dem geometriſchen aber eine Länge von 5 Franzöſiſchen Fußen, weil der Menſch auf zweimal 5 Fuß ausſchreitet. — (2) Figürlich, von einer kurzen Entfernung, ſowohl des Raumes, als der Zeit. Es iſt nur ein Schritt zwiſchen mir und dem Tode, 1 Sam. 20, 3. Es iſt ein kurzer Schritt vom Grabe zu der Wiege. Can. — 3) Diejenige Art des Ganges, da man einen Fuß langſam vor den andern ſetzt; die gewöhnlichſte Art des Ganges, zum Unterſchiede von dem Laufen. Einen Schritt gehen, im Oberdeutſchen ſchrittlings. Einen ſtarken Schritt gehen. Daher auch der Schritt in der Tanz-

kunſt, ſ. Th. 107, S. 665, und unter Tanz. In der Reitkunſt der langſame Gang eines Pferdes. Man hat dreierlei Schritte, den langſamen, mittelmäßigen und geſchwinden, welche Tempos man ſchon am Geſäße und der Hand muß unterſcheiden können; ſ. unter Reitkunſt, Th. 121. Es iſt bei dem Pferde eigentlich die langſame, abwechſelnde und wenig erhabene vorwärts gerichtete Bewegung aller vier Füße nach einander, ſo daß jedesmal nur ein Fuß in Bewegung iſt, zum Unterſchiede von dem Paſſe, Trabe oder Trotte, und dem Galoppe. Daher ſagt man: das Pferd geht einen guten Schritt. Ein Pferd den Schritt gehen laſſen. Einen Schritt reiten.

Bei den Soldaten giebt es in Hinſicht der Geſchwindigkeit des Marſches hauptſächlich dreierlei Schritte. 1) Der langſame Schritt, 2) der geſchwinde oder gewöhnliche Schritt, 3) der Deployirſchritt. In der Preußiſchen Armee ſoll der langſame Schritt 75 Schritte in der Minute, der geſchwinde 108, und der Deployir- oder Sturmſchritt 120 Schritte in der Minute zählen. — Der Laufſchritt der Römiſchen Soldaten, ſ. Th. 66, S. 54. — Vom Gebrauche der Menſchen- und Pferdeſchritte, zum Ausmeſſen gerader Linien auf dem Felde, ſ. Th. 60, S. 603 u. f.

Schrittlings, Nebenwort, welches nur im Oberdeutſchen gebräuchlich iſt, ſchreitend, im Schritte; ſ. auch oben, unter Schritt, 1 und 3.

Schrittmeſſer, ſ. Schrittzähler.

Schrittſchuh, ſ. Schlittſchuh.

Schrittſtein, Steine, welche in ein ſeichtes, nicht tiefes Waſſer gelegt werden, um vermittelſt derſelben über das Waſſer zu ſchreiten, ohne ſich die Füße naß zu machen, oder zu benetzen.

Schrittwanzen, Schreitwanzen, Gerres Fab.; Fr. Gerres, mit kurz eingekrümmtem Rüſſel, ſchmalem Körper, und borſtenförmigen, viergliedrigen Fühlhörnern. Die vier Hinterbeine ſind um vieles länger. Sie gehen auf dem Waſſer und verfolgen daſelbſt die kleinen Inſekten. Es giebt davon mehrere kleine, wenig verſchiedene Gattungen; ſ. auch den Art. Wanze, in W.

Schrittzähler, Schrittmeſſer, Wegemeſſer, Pedométre Odométre, ein Inſtrument, welches in Ermanglung eines andern Inſtrumentes auf einem Zifferblatte die Anzahl der gemachten Schritte angiebt. Hierzu beſteht es aus Rädern und Getrieben, ſo daß der Zeiger auf dem erſten Getriebe die Einer, der auf dem zweiten Getriebe die Zehner, auf dem dritten die Hunderte, und auf dem vierten die Tauſende anzeigt. Das Rad des erſten Getriebes iſt ein Sperrrad mit zehn Zähnen, und wird durch einen Haken in Bewegung geſetzt, der mit dem Schenkel des Schreitenden vermittelſt einer Schnur in Verbindung iſt, ſo daß bei jedem Schritte dieſes einen Schenkels der Haken einen Zahn löſt. Daher zeigt der Schrittzähler doppelte oder geometriſche Schritte; alles Räderwerk liegt zwiſchen zwei Metallplatten in einem Gehäuſe, ſo daß das Ganze einer Uhr ähnlich iſt, und eben ſo in einer Taſche getragen werden kann. — Man hat auch Schrittzeiger, die man Roß oder Mann um Sattel, oder Leib und Fuß anlegen und dadurch die Schritte abmeſſen kann; oder auch künſtliche Marſchirſtäbe, womit man die Schritte gleichfalls abzählt. Ein Mehreres über dieſe Art Inſtrumente, ſ. unter Wegemeſſer, in W., wohin dieſer Artikel eigentlich gehört, weil die meiſten dieſer Meſſer oder Zähler an Wagen angebracht werden.

Schrobben, ſ. Schrubben.

Schrobber, Schrubber, Schrubbert, Fr. Goret, ſ. Schrubber.

Schrobel, Schrubel, bei den Tuchmachern eine Art Kartätſchen, womit die feine Spaniſche Wolle geſtrichen wird. Sie unterſcheidet ſich von der Kartätſche nur in der Feinheit. Ihre Länge beträgt ungefähr 1 Fuß und ihre Breite halb ſo viel, den Stiel nicht mitgerechnet, welcher auf der linken Seite befeſtiget iſt. Auf der rechten Seite des Bretts der Schrobel iſt ein Leder ausgeſpannt, und damit ſolches beſtändig ausgeſpannt bleibe, die Schrobel ſich auch nicht werfe, ſo iſt das Brett auf ſeiner rechten Seite in etwas convex. Auf dem Leder ſtehen verſchiedene Reihen Haken von Eiſendraht, ſo daß ſowohl die Reihen, als die einzelnen Haken dicht neben einander ſind. Je feiner nun der Draht zu dieſen Haken iſt, deſto dichter müſſen auch die Reihen und die einzelnen Haken neben einander ſeyn, und deſto größer iſt auch die Anzahl beider. Hieraus entſtehen nun Schrobeln verſchiedener Art, feinere und gröbere. Denn die Wolle wird nicht nur anfänglich mit groben und nach und nach mit feinern Schrobeln geſtrichen, ſondern zu einer feinern Wolle nimmt man auch feinere Schrobeln, als zu einer groben. Zu dieſer Abſicht giebt es drei Arten: die erſte und gröbſte heißt Plackſchrobel, die mittlere ſchlechtweg Schrobel, und die feinſte Knieſtreiche. Die Haken aller dieſer Schrobeln müſſen, wenn ſie neu ſind, auf einem Schleifſteine geſchliffen werden, weil dieſe Haken neuer Schrobeln zu ſcharfe Spitzen und Kanten haben, welche die Wolle zerreiſſen. Ueberdieß muß eine neue Schrobel von jeder Art mit Scheerwolle der Tuchſcheerer ausgefüttert werden, damit ſie nicht zu ſtark angreiſe. Man ſchmalzet nämlich die Scheerwolle oder Scheerflocken ſtark mit Baumöl ein, und ſtreicht dieſe

Wolle eben ſo, wie bei dem Streichen. Hierdurch ſetzt ſich die kurze Wolle im Grunde der Schrobel vermittelſt des Oels feſt, und überdies ſtaucht man ſie noch mit einer Bürſte ein. Beim Gebrauche verbiegen ſich die Zähne oder Haken zuweilen, und ſie müſſen daher mit dem Biegeeiſen, oder auch mit einer Zange wieder gerichtet werden. Zuweilen muß man auch den Schmutz mit einem Stücke von einem alten Kartätſchen-Leder, ſo man Krätzchen nennt, herausnehmen. Alte Schrobeln verderben die Wolle und geben derſelben keinen guten Zug. Alle Schrobeln haben zartere Häkchen, als die Kratzen oder Kratzkämme. Man hat, wie ſchon oben erwähnt worden, drei Arten von Schrobeln: nämlich die Plackſchrobel, die mittlere ſchlechtweg Schrobel genännt, und die feinſte oder Knieſtreiche. Die letztern haben die größte Anzahl Zähne. Man macht dieſe von Draht Nr. 6 und 7. Große Schrobeln zu Seide, Floretſeide und Watte erhält man um einen billigen Preis in Zwickau. Zu Göttingen auch an mehreren andern Orten werden ſehr vorzügliche Schrobeln gemacht. Im Auslande liefert Leyden, und England die beſten Schrobeln.

Schrobeln, in den Wollmanufakturen, die feine Wolle zu den feinen Tüchern mit den Schrobeln auseinander zauſen, gerade ziehen, und ihr einen Zug, das iſt, einen gleichen Faden oder Seide geben, damit ſie ſich gut ſpinnen laſſe. Um dieſes zu bewerkſtelligen, nimmt der Schrobler einige Pfunde Wolle, macht aus derſelben ein Bett oder breitet ſie auf dem Fußboden aus, und beſprengt ſie auf der obern Seite vermittelſt ſeiner Hand mit Baumöl. Damit nun das Oel die Wolle gehörig durchdringe, ſo wird dieſe mit einem Rundſtabe geklopft, hierauf das Bett umgekehrt, auf der linken Seite gleichfalls mit Baumöl benetzt und die Wolle mit den Händen

auseinander gezupft. Das Oel durchdringt die Wolle und macht ſie zum Streichen geſchmeidig. Man rechnet auf 8 bis 10 Pfund Wolle 1 Pfund Baumöl. Gewöhnlich wird die Wolle zum Einſchlagen fetter eingeſchmalzt, als die zur Kette, weil dieſe geleimt werden muß; denn die ſehr fette Wolle nimmt den Leim nicht gut an. Der Einſchlag muß ſich im Gegentheil gut auflockern und daher gut eingeſchmalzt werden; dieſerhalb nehmen einige Fabrikanten zu jedem Pfunde Wolle zur Kette nur 4 Loth Baumöl, zur Wolle des Einſchlags aber 5 Loth. Die Wolle zum Einſchlag wird auch nicht ſo fein wie die zur Kette geſchrobelt, weil die Kette feiner, als der Einſchlag geſponnen werden muß. Der Schrobler ſetzt ſich auf ſein Roß, befeſtiget auf dieſem eine grobe Packſchrobel und breitet auf den Zähnen dieſer Schrobel etwas Wolle aus. Die Erfahrung muß ihn hierbei leiten, daß er nicht zu viel Wolle mit einem Male nimmt, weil ſich eine zu große Quantität nicht mit einmal durchgängig ſchrobeln läßt. Er kann jedoch immer etwas mehr grobe, als feine nehmen. Er nimmt hierauf eine zweite Packſchrobel von eben der Art an den Stiel in ſeine beiden Hände, und ſtreicht oder plackt auf der Schrobel von oben nach unten herab, etwa ſechs bis ſiebenmal, welches aber mit Nachdruck geſchehen muß. Hierauf ſtreicht er ſämmtliche Wolle in die befeſtigte Schrobel, ſtößt mit der beweglichen von unten hinauf gegen die Wolle, nimmt dieſe hierdurch von der Schrobel ab, und kehrt ſie um, daß das untere auf die befeſtigte Schrobel oben kommt Dann wird wiederum ſechs- bis ſiebenmal von oben herunter mit der Schrobel in der Hand geſtrichen, die Wolle zum zweiten Male umgekehrt, wieder höchſtens ſiebenmal geſtrichen, und das letzte Mal die Wolle herausgeſtrichen, ſo daß er ſie von der Schrobel ab-

nehmen kann. Hierdurch erhält man eine dünne, aufgelockerte Wolle, die ſo breit wie die Schrobel iſt, und die man Fliede oder Flöte nennt. Dieſe Fliede muß zum zweiten Male, aber mit einem feineren Schrobel, geſchrobelt werden. Man zupft daher die vorigen Flieden wieder in kleinere Theile, und ſchrobelt ſie nachher mit den nämlichen Handgriffen wie das Erſtemal. Zum dritten Male wird dieſe Fliede mit der Knieſtreiche geſtrichen. Die fertig geſtrichene Fliede wird zu einer kleinen Walze zuſammengerollt, welche Locke oder Flocke heißt. Aus jeder Fliede entſtehen zwei Locken. Der Schrobler hat zwei Fehler zu vermeiden. Er muß ſich erſtlich hüten, daß die Wolle nicht an einigen Orten dicker bleibt, als an andern, oder Wülſte erhält, weil ſich die Wolle an ſolchen Stellen filzt. Man vermeidet dieſen Fehler, wenn bei dem Schrobeln ein beſtändiger gleicher Strich geſchieht. Durch eben dieſen gleichen Strich wird auch verhütet, daß ſich unten an der Schrobel die Wolle nicht zu ſtark anhäuft, oder eine zu dicke Storze macht. Dieſe Storze erſchwert das Streichen. Auf dieſe Weiſe wird die weiße Wolle behandelt. Die gefärbte Wolle, die vor dem Spinnen gefärbt wird, muß behutſam und nicht ſtark geſchrobelt werden, weil die Wolle nach der Farbe, beſonders von dunkler Farbe, hart und ſpröde gemacht wird, weil ſie ſtark gekocht wird. Dieſerhalb verträgt ſie kein ſtarkes Schrobeln, ſondern will behutſam behandelt ſeyn, wenn ſie nicht brechen und kurz werden ſoll. Die gefärbte Wolle muß daher auch weit ſtärker eingeſchmalzt werden, als die weiße. Die Wolle iſt dann gut geſchrobelt, wenn die Fliede klar und durchſichtig iſt. Zweitens muß man bei dem Schrobeln der Farbenwolle bemerken, daß ſie beim Schrobeln einmal ſelbſt mehr gewendet wird, als die weiße, weil ſie in der

Farbe hin und wieder etwas zuſammenbackt, daher muß man derſelben wieder durch das Schrobeln einen Fluß geben, nach des Fabrikanten Ausdruck, das iſt, daß ſie hell und klar in der Fliede ſey.

Schroff, Bei- und Nebenwort. 1. Rauh, viele Erhöhungen oder Ungleichheiten auf der Oberfläche habend, wo es im Hochdeutſchtn wenig gehört wird. So iſt der rautenförmige Schwefelkies zu Freiberg ſchroff, das heißt, er hat eine ſchroffe Oberfläche; überhaupt heißt ſo der Bruch eines Minerals, wenn er aus ſehr kleinen, einander gleichen Erhöhungen beſteht. So ſagt man auch ein ſchroffer Fels, ein ſchroffer Weg, welche rauhe Oberflächen haben. Nach Adelung ſetzt ſchroff größere, auch wohl ſchärfere Erhöhungen voraus, als rauh. — 2. Jähe, ſteil, am häufigſten von Bergen und Felſen, ſo daß der vorige Begriff nicht ganz ausgeſchloſſen bleibt, da es denn im Oberdeutſchen und in der höheren Schreibart der Hochdeutſchen am üblichſten iſt, und in der erſten Mundart auch ſchroffig. Schroffe Berge, ſchroffe Felſen.

Schroffe, ein nur im Oberdeutſchen übliches Wort, die ſchroffe Seite eines Felſens, ingleichen einen ſchroffen abgeriſſenen Felſen zu bezeichnen. Die hohen Schroffen, die hohen und ſteilen Felſen.

Schrolle, im Oberdeutſchen für Scholle, das iſt, ein Stück Erde oder Eis, übliches Wort; ſ. Scholle. — Im gemeinen Leben einiger Gegenden, beſonders Niederdeutſchlands, ein Anfall von Unſinn oder böſer Laune; daher ſeine Schrollen haben oder bekommen. Niederſächſiſch Schrulle.

Schröpfe, in der Landwirthſchaft, die Handlung des Schröpfens in Anſehung des Getreides.

Schröpfeiſen, eine ungewöhnlich gewordene Benennung der Lanzette der Wundärzte, weil man ehemals das Schröpfen damit verrichtete.

Schröpfen, ſ. Schräpfen. Figürlich ſagt man im gemeinen Leben Jemanden ſchröpfen, ihn auf eine unbillige Art um ſein Geld bringen. Der Wirth ſchröpft ſeine Gäſte, wenn er ſich die Zeche zu theuer bezahlen läßt.

Schröpfhobel, ſ. Schrupfhobel.

Schröpfkopf, ſ. Schräpfkopf.

Schröpfſchnäpper, ſ. Schräpfſchnäpper.

Schröppung, im Waſſerbau, ſ. Lückung.

Schrot, das, von ſchroten, der Quere nach zerſägen, zerhauen, zertheilen, zerſchneiden, iſt Schrot ein auf ſolche Art entſtandenes Stück. — Im Forſtweſen, der in mehrere Stücke geſägte oder gehauene Stamm eines Baumes, um aus dieſen Stücken, welche Schrote genannt werden, Bretter zu ſchneiden, Klafterholz daraus zu ſchlagen ꝛc. Dieſen Namen bekommen im Forſtweſen auch alle dickere Stücken Holz, welche zu mehreren Scheiten gehauen werden müſſen. Daher nennt man diejenigen Blöcke bei den Brunnenmachern, welche noch nicht zu Röhren gebohrt worden, Schrote. — Im Bergbau nennt man ein Gevierte von Zimmerholz, womit ein Schacht ausgezimmert wird, ein Schrot, Fr. Charpente quarrée. Dieſes Gevierte beſteht aus zwei langen und zwei kurzen Klötzen, darin die beiden langen Hölzer Jöcher, die kurzen aber Kappen genannt werden. — Ferner heißt das Gebäude an dem Schachte eines Bergwerkes, welches das Einfallen des Geſteins verhütet, ein Schrot; auch das Gebäude an den Seiten der Radſtube, damit das Rad ungehindert gehen kann, führt dieſen Namen, ſonſt auch Schrotwerk genannt. Dieſen Namen führen noch im Bergwerke: 1) Das kleine Gebäude über dem Rade, welches auf dem unterſten Säulenwerke ſteht; 2) der Ort, wo viele Gevierte auf einander gelegt werden. — Im Hüttenwerke

die bei der Schmelzung des Eiſens im Hohenofen in den Schlacken zurückgebliebenen Eiſenkörner, welche durch Pochen herausgebracht und Pocheiſen genannt werden. — In der Münze iſt Schrot die Stücken oder Zwickel, welche von einem länglichten Stücke Silber übrig bleiben, nachdem das runde Münzſtück, die Platte, herausgedrückt, oder im Prägen herausgeſchnitten worden; auch werden die aus den Zainen gehauene runde Stücke, welche hernach gepocht werden, Schrot genannt. Daher nennt man auch figürlich das gehörige Gewicht dieſer Stücke das Schrot, wo es aber nur in der Redensart Schrot und Korn üblich iſt, wo Schrot das gehörige Gewicht, Korn aber die gehörige Güte des Metalls bezeichnet; ſ. auch unter Münze und Münzwiſſenſchaft, Th. 97. — Im Eiſenhandel heißt ein von einer Stange Eiſen abgehauenes Stück ein Schrot. — Im Eiſenhammer wird eine Gattung von Beileiſen Schrot genannt. — Beim Müller heißt das nur einmal zermalmte Getreide oder das grobe Mehl, welches zum Brauen, Brennen und andern wirthſchaftlichen Gebräuchen beſtimmt iſt, Schrot. — Das Schrot oder Steinſchrot bei den Steinmetzen, die beim Behauen der Steine abgefallenen Stücken Steine. — Im Niederſächſiſchen iſt Schrood oder Schrot ein Stück Leinwand, ſo der Länge nach von einem ganzen Stücke abgeſchnitten worden; daher ſagt man: ein Betttuch beſteht aus zwei oder drei Schroten, wenn es zwei oder drei ſolcher Stücke in der Breite hat. — Auch die Abgänge von dem Schneiden, Sägen oder Hauen, das heißt, die übrig bleibenden Stücke werden in manchen Fällen Schrot genannt. — Bei den Oblatenbäckern werden die Abgänge von den Oblaten Schrot genannt. — Bei den Tuchmachern

in manchen Gegenden bekommen die äuſſerſten Enden des gewebten Tuches den Namen Schrot. — Im gemeinen Leben mancher Gegenden in der Landwirthſchaft werden die Behältniſſe oder Kapſeln, welche die Landleute aus jungen Baumrinden machen, die Erdbeeren, Heidelbeeren darin zu ſammeln, Schrote genannt; an andern Orten heißen ſie Kietzen. — Bei den Soldaten und Jägern heißen klein gehackte Stücke Bley oder Eiſen, damit zu ſchießen, Schrot. — In den Schrotfabriken, iſt das Schrot, Fr. Plomb a giboyer, grénail, auch grénaille, die kleinen rund gegoſſenen Bleykörner oder Kügelchen, deren man ſich ſtatt des gehackten Bleyes zum Schießen auf der Jagd bedient. Das Bley, welches man ſich zum Schrotgießen bedient, muß beſonders gut ſeyn, daher iſt das Engliſche das vorzüglichſte dazu, es kommt in halbrunden langen Mulden in den Handel, die Mulde 1 1/2 Ctr. ſchwer; nach dieſem folgt das Goßlariſche von viereckigten Mulden und gleicher Schwere, welches aber derber, und ſpröder, als das Engliſche iſt. Das ſchlechteſte iſt das ſogenannte Harzer Bley, welches ebenfalls in viereckigten Mulden und von gleichem Gewichte iſt; noch untauglicher zum Schrotgießen iſt das Schwediſche, welches die Form von runden Scheiben hat. Um nun Schrot zu machen, wird in eine große vierſeitige, 80 Pfund ſchwere, und 3 Centner Bley faſſende, oben breite, unten engere Bleypfanne, die aus Eiſenblech geſchmiedet worden und auf der Herdmauer hohl ſteht, die Bleyklümpe auf der Kante eingelaſſen, damit ſie nach und nach zerfließen. Während des Schmelzens giebt man Acht, damit kein Regen- oder Waſſertropfen in das Bley falle, weil das Bley mit Gefahr für die Umſtehenden um ſich ſchlägt, obgleich man über geſchmolzenes Bley ohne Bedenken kaltes Waſſer gießen

kann, welches bald verrauchen würde. Wenn man aber mit einer bloß naſſen Kelle in geſchmolzenes Bley fahren wollte, ſo würde es ſogleich das Bley in Geſtalt der Schrotkörner ſeitwärts und in die Höhe mit Geräuſch fortſchleudern, ſobald ſich nur ein einziger Waſſertropfen mit der Maſſe vermiſcht hätte. Die Feuerung geſchieht mit Holz und muß ſo gegeben werden, daß die Flamme ſchnell auflodert, alſo eine anſehnliche Hitze verbreitet. Das Bley ſteht nun, ohne es umzurühren, eine Zeit von zwei Stunden lang über dem Feuer, und ſtoßt ſeine Schlacken, und die damit vermiſchten Metalle, als eine leichte ſchwimmende Schlacke über ſich hinauf, die man mit der eiſernen Kelle abſchäumt. Zu dem trüben und dickfließenden Harzer Bleye wirft man, um es klar zu machen, Auripigment, weil dieſes Halbmetall das Bley reiniget und ihm die Eigenſchaft giebt, daß es gut körnt. Zu 10 Centnern hartes Bley wird 1/2 Pfund Auripigment geworfen, zu weichem nur 1/4 Pfund. Die Berliner Schrotgießer laſſen das Auripigment weg, weil es vererzt, raubt und giftig iſt. Der Abgang iſt 10 Pfund vom Centner Bley. Bei der Zumiſchung des Auripigments zum Bleye, zeigt ſich auf dem Metalle eine Flamme, aus deren Stärke der Arbeiter urtheilt, ob das Bley zu dem Schrote, das er gießen will, flüſſig genug ſei, oder nicht. Wo dieſes eben genannte Pigment aber nicht zukommt, da beurtheilt der Arbeiter den Augenblick des Ausgießens nach dem zerriſſenen Regenbogen auf der Oberfläche des treibenden Bleyes. Das Geſchmolzene wird mit eiſernen Kellen von 6 Pfunden geſchöpft, und in geſchmiedete viereckige Eiſenformen, die 6 Zoll lang, 1 Zoll breit und am Boden voller kleiner Löcher ſind, durch welches kaum die feinſte Stecknadel gehen würde, obgleich darin alle Schrot-

nummern auf einmal entſtehen, ausgegoſſen. Der Gießer taucht die Form, die wie ein Küchendurchſchlag ausſieht, vorher in das flüſſige Bley, damit ſie ſich erwärmt, nimmt die Schlacken mit einem Schmelzlöffel ab, und ſchüttet ſie in die Form. Die Schlacken hindern das Bley, das es nicht zu ſchnell durch die Löcher der Schrotform läuft, und daher ſchüttet man in die Form zu großem Schrote mehr Schlacken, als in der zu kleinem. In einigen Fabriken ſteht die Schrotform auf zwei Eiſenſtangen über einem Gefäße voll kaltem Waſſer. Beim Ausgießen verwandelt ſich das Bley in den Löchern des Bodens der Form oder der Kelle, obgleich ſie einerlei Größe haben, dennoch in achterlei Schrotgrößen, die eine kleine Grube und bei kaltem Bley Schwänze an ſich haben. Auf dieſe Art gießt man die eine Kelle immer wieder voll, wenn ſie niedergeſunken, und man nimmt eine neue, ſobald ſich ihre Löcher verſtopfen, die man durch beſchaben wieder öffnet. Wird den ganzen Tag gegoſſen, ſo muß das Gefäß viermal mit friſchem Waſſer angefüllt werden, weil das Bley in kaltem Waſſer am beſten körnt. Um die Nummern, die eine einzige Kelle mit einmal formt, zu ſortiren, bedient man ſich achterlei runder Blechſiebe von proportionirten Löchern, welche ſich der Schrotgießer ſelbſt abrundet und glättet. Das Schrot fällt im Guſſe ins Waſſer blank, ſobald man es aber an die Luft bringt, wird es matt. Ehe man es ſiebt, ſchüttet man es auf ein ſchiefgeſtelltes Brett aus; einige davor ſitzende Perſonen bewegen ihre Bürſten im Schrothaufen, und Alles, was rund und ungeſchwänzt iſt, läuft davon in die untergeſtellte Mulde. Die Schrotpolitur giebt dieſer Waare ihre endliche Vollkommenheit. Man verrichtet ſie in einem Faſſe, durch welches eine Stange geht, und in welchem man einen halben Centner Schrot, nebſt ei-

nem Stücke Waſſerbley, eine Viertelſtunde auf einem Bocke herumwälzt. Der rußige Schmutz des Waſſerbleys macht das Schrot ſchwarzblank. Unter den Schrotnummern, deren es acht Nummern giebt, iſt die von der Dicke einer Erbſe, die erſte oder Rehpoſt; die zweite dient zur Fuchsjagd, die dritte zum Haſen, die vierte zur Ente, die fünfte zur Waldſchnepfe, die folgenden zur kleinen Pfuhlſchnepfe, Lerche und zu anderem Geflügel, und die letzte Nummer, Hagel, Vogeldunſt genannt, zu kleinen Vögeln. Wolfsſchrot iſt No. 0. Das geſchwänzte Schrot wird wieder umgegoſſen.

Das Schrot wird von den Materialiſten nebſt dem Pulver geführt und Pfundweiſe verkauft, auch in Centnern in kleinen Fäſſern. Die verſchiedenen Nummern machen im Preiſe keinen Unterſchied. England liefert viel Schrot in den Handel und zwar in neun Nummern. Die niedrigeren Nummern bezeichnen hier die gröbern Sorten, und ſind deshalb wohlfeiler im Preiſe. Das vorzüglichſte Engliſche Schrot iſt das ſogenannte Patentſchrot, Patent Shot, welches wegen ſeiner ſchönen Politur vor dem gewöhnlichen Schrote einen großen Vorzug hat. Man verfertiget daſſelbe, indem man geſchmolzenes Bley von einer Höhe von 150 Fuß herabfallen läßt, welches während des Falls eine vortreffliche runde Form bekommt, und im Waſſer aufgefangen wird. Dieſes Schrot wird beſonders zur Jagd ſehr geſucht. Auch das Pariſer Schrot, welches man Plomb Italien oder Plomb blanc heißt, hat auch einen guten Ruf. Dieſes Schrot ſieht ſilberfarben aus, und beſchmutzt nicht die Hände, wie dieſes bei andern Arten der Fall iſt. Es geht in großer Menge nach Afrika ꝛc., wozu dieſer Artikel in Kiſten von einem Centner verpackt wird. Uebrigens iſt beim Schrotgießen eine große Vorſicht nöthig, weil, auſſer

dem ſchon oben erwähnten Ausſpritzen, ein Tropfen Bley in den Kohlen ein gefährliches Gift verbreitet; ein ſolcher Tropfen vergiftet auf einen ganzen Tag. Auch muß man auf die Pfanne ſehr Acht geben, weil ſie bald von dem freſſenden Bleye zernagt wird. —

Figürlich brauchte man ehemals das Wort Schrot von der inneren Güte eines jeden Dinges. Ein Mann von altem Schrot und Korn, der nicht nur eine dauerhafte Geſundheit, ſondern auch die offenherzige Redlichkeit der alten Deutſchen hat. So hat Friſch auch den Ausdruck gefunden, nach altem Schrote, nach alter Weiſe, auf ſeinen Schrot ziehen, ſeiner Weiſe folgen. Dieſen Schrot brauchen, dieſem Schrote nachfahren, dieſer Weiſe folgen, welche nach Adelung's Vermuthung auch aus den Münzen entlehnt ſind, wenn hier nicht Schrot Schnitt überhaupt bedeutet. Auch bedeutet es in manchen Gegenden und in einigen Fällen etwas kleines in ſeiner Art; daher iſt bei dem Friſch Schrötlein, ein kleines Gehölz; auch die Oberdeutſche Benennung des Alps, Schrot, Schröter, Schrötlein, ſcheint dahin zu gehören. Hierher gehört auch das Geſchröte, welches von dem Hodenſacke gebraucht wird, und das Lateiniſche gleich bedeutende Scrotum.

Schrot, Schröter, eine Benennung des Alps, ſ. oben.

—, im Bergwerke, ſ. oben, S. 593.

— (Bohnen-), ſ. unter Schroten, S. 603.

—, beim Brunnenmacher, ſ. oben, S. 593.

—, im Eiſenhammer, ſ. daſelbſt, S. 594.

—, im Eiſenhandel, ſ. daſ.

— (Engliſches), ſ. oben, S. 598.

— (Erbſen-), ſ. unter Schroten, S. 603.

—, im Forſtweſen, ſ. oben, S. 593.

Schrot, zur Fuchsjagd, ſ. oben, S. 598.
— (Gerſten-), ſ. unter Schroten, S. 603.
— (geſchwänztes), ſ. oben, S. 598.
— (Haſen-), ſ. daſelbſt.
—, im Hüttenwerke, ſ. daſelbſt, S. 593.
— (Jagd-), ſ. oben, S. 595. u. f.
—, Schrote, beim Kammmacher, das vermittelſt einer Säge, welche daher Schrotſäge heißt, in kleinere Stücke zerſchnittene Horn; ſ. auch Th. 25, S. 291.
—, in der Landwirthſchaft, ſ. oben, S. 595.
—, in den Leinwandfabriken, ſ. daſ., S. 594.
— (Malz-), ſ. unter Schroten, S. 603.
— (Mittel-), ſ. oben, unter Schrot.
—, beim Müller, ſ. daſelbſt, S. 594.
—, in der Münze, ſ. daſ.,
—, beim Oblatenbäcker, ſ. daſ., S. 594.
— (Pariſer), ſ. daſ., S. 598.
— (Patent-), ſ. daſ.
—, figürliche Redensarten, ſ. oben, S. 599.
— (Rocken-), ſ. unter Rocken, Th. 126.
— (Stein-), ſ. oben, S. 594.
—, bei den Steinmetzen, ſ. daſelbſt.
—, in den Tuchfabriken, ſ. daſ.
— (Vogel-), Hagel, Dunſt, ſ. oben, S. 598.
— (Wolfs-), ſ. daſelbſt.

Schrotambacht, in alten Zeiten der Name des Münzaufſehers, auch des Münzamtes.

Schrotaxt, eine Axt, welche die Geſtalt der Zimmermanns-Axt hat, um damit Bäume von einander zu ſchroten oder zu hauen. Sie hat oben kein ſo breites und dickes Oehr, als die Holzaxt, damit beim Hauen keine ſo breite Kerbe entſtehe. Die Schrotaxt der Bergleute iſt ganz von Eiſen und hat die Geſtalt des Winkeleiſens, wovon die eine Seite 3

Zoll breit und einen Zoll ſtark iſt, die andere aber die Stelle des Stiels vertritt.

Schrotbaum, die Bäume an den Schrotleitern; ingleichen ſtarke Bäume, Laſten damit von den Wägen und auf dieſelben zu ſchroten oder zu heben.

Schrotbeutel, bei dem Jäger, ein länglichter, oben enger und unten weiter gerundeter lederner Beutel, der oben an der ſchmalen Oeffnung eine Schraube hat, worein eine andere Schraube mit einem kleinen hohlen Maaße paßt, welches dazu dient, daß man das Schrot aus dem Beutel in daſſelbe zur Ladung einſchüttet und abmißt. Die hölzerne Mündung daran, wird die Hülſe genannt.

Schrotbock, ein Bock oder Geſtell, Laſten damit von dem Wagen abzuladen oder abzuſchroten.

Schrotbohrer, ein Bohrer, welcher an dem Ende einen Haken hat, der die Späne herauszieht. Man braucht ihn beſonders die Pumpenröhren damit auszubohren. — Das Wort kommt entweder von Schrot, ein ſolcher zu einer Pumpenröhre beſtimmter Block, oder auch weil er nur gröblich zermalmte Späne macht.

Schrotbüchſe, eine gezogene Büchſe, aus welcher mit Schrot geſchoſſen wird, zum Unterſchiede von einer Kugelbüchſe.

Schrotbunzen, beim Goldſchmid, ein Bunzen, etwas damit abzuſchroten; bei andern Metallarbeitern der Schrotmeiſſel.

Schrote, bei verſchiedenen Handwerkern und Künſtlern, ein Werkzeug, etwas damit abzuſchroten, welches in den meiſten Fällen ein Schroteiſen, Schrotmeiſſel ꝛc. genannt wird. So iſt bei den Schlöſſern die Abſchrote oder Nagelſchrote ein ſcharfes Eiſen auf einem Klotze, Nägel und andere kleinere Stücken Eiſen darauf abzuſchroten oder abzuhauen. — Die Schrote, bei den

Kammmachern, ſ. oben, S. 600. Bei den Kupferarbeitern, im Kupferhammer, eine ſtarke geſchärfte Klinge, womit die maſſiven Kupferſtücke zu kleineren Arbeiten zertheilt werden. Die Klinge macht mit ihrem Griffe einen rechten Winkel, damit ſie der Arbeiter auf das Kupfer unter dem Hammer halten kann. Auch iſt daſelbſt die Schrote das aus einem großen Hartſtück in kleinere Stücke zerſchrotete Kupfer.

Schroteiſen, ein eiſernes Werkzeug etwas damit abzuſchroten. So wird ein Meiſſel mit oder ohne Heft, Holz, Stein oder Metall vermittelſt eines darauf geführten Schlages damit abzuſondern, in vielen Fällen ein Schroteiſen genannt. Auch die Gärtner haben ein ſolches Schroteiſen, mit einem langen hölzernen Stiele, die verdorrten Zweige damit abzuſtoßen oder abzuſchlagen, welches auch der Baummeiſſel genannt wird. Auch die Abſchrote oder Schrote der Schmiede führt dieſen Namen. Von ſchroten, ſchneiden, wird in einigen Gegenden das Meſſer, womit die Schuſter das Leder zuſchneiden, das Schroteiſen genannt.

Schroten, ein regelmäßiges Zeitwort, welches aber im Mittelworte lieber geſchroten, als geſchrotet hat. Nach Adelung iſt es eine Onomatopöie, welche den Laut, den ſie ausdrückt, genau nachahmt, und urſprünglich, als ein Neutrum üblich war, dieſen Laut von ſich geben oder hervorbringen. Die Schilde begunden schroten, bei dem Stryker, wahrſcheinlich die Schilde fangen an zu raſſeln oder auch ein Geräuſch zu machen. In dieſer Geſtalt iſt es veraltet, indem es uns nur noch als ein thätiges Zeitwort bekannt iſt, wo es von mehreren ſehr verſchiedenen Handlungen üblich iſt, welche aber insgeſammt mit dieſem Laute verbunden ſind, oder doch

urſprünglich damit verbunden waren. Dieſe Handlungen ſind:

1. Nagen, das heißt, diejenige Art des Nagens, deren Laut der im Zeitworte liegenden Onomatopöie am nächſten kommt, dergleichen das Nagen größerer Thiere an große Körper iſt, Lateiniſch rodere. Im Hochdeutſchen iſt es in dieſer Bedeutung nur noch hin und wieder im gemeinen Leben gangbar, daher auch gewiſſe Arten Käfer Schröter genannt werden.

2. Gröblich zermalmen, auch nur von ſolchen Arten, welche mit dieſem Laute verbunden ſind. Die Nagethiere ſchroten das Holz, das Getreide, wenn ſie es durch Nagen gröblich zermalmen. Am üblichſten iſt es in den Mühlen, wo das Getreide geſchroten wird, wenn man es von dem Steine in grobe Stücke zerbrechen läßt, ohne es durch das Beuteltuch gehen zu laſſen, daher ſagt man geſchrotene Gerſte, geſchrotenes Malz, geſchrotene Bohnen, Erbſen ꝛc. Beim Biere iſt es ein nothwendiges Erforderniß, daß das Malz vor dem Schroten geworfen und geſiebt wird, welches aber die mehreſten Brauereien vernachläſſigen; denn ſo nothwendig es auch an ſich ſelbſt iſt, ſo iſt der nachtheilige Einfluß auf das Bier, welches davon unrein, und wenn man die Menge des Malzes nach dem Maaße zu beſtimmen gewohnt iſt, wegen der unnützen Keime und des Staubes kraftloſer und ſchlechtſchmeckend wird, noch größer; ſ. auch den Art. Bier, Th. 5. Man nennt dergleichen auf den Mühlen gemahlene Früchte auch Schrot. Nach Adelung ſind auch ohne Ziſchlaut Grütze, Kraut, ſofern es ehemals gröbliches Pulver bedeutete, und andere mehr damit verwandt.

3. Mit dem dieſem Zeitworte eigenen Laute aushöhlen, wo es jedoch nur ſelten vorkommt, und nur im gemeinen Leben. Nach dem unter Nr. 2. erwähnten Schriftſteller, ſoll es auch im weiteren Verſtande für aushöhlen überhaupt üblich geweſen ſeyn, wovon der Schrot, ein hohles Gefäß, und das Geſchröte, der Hodenſack, Lat. Scrotum, abſtammen. Das Bergmänniſche ſchroten, durch Erde uud Geſtein arbeiten, gehört ſowohl zu dieſer, als zu der vorhergehenden Bedeutung. Es iſt daſelbſt beſonders in den Zuſammenſetzungen erſchroten, unerſchroten, verſchroten üblich. Man ſagt daher: der Bergmann hat ſtarke Waſſer erſchroten, wenn er im Erbrechen eines Ganges in einer Kluft auf Waſſer kommt. Einen Gang mit einem Stollen erſchroten, durch Führung oder Grabung eines Stollens auf einen Gang kommen. Ein unerſchrotenes Feld, wo noch nicht nach Erz gegraben worden, ein uneröffnetes, im Gegenſatz des verſchrotenen Feldes.

4. Der Queere nach zertheilen, es geſchehe nun durch Sägen, Hauen, Schneiden, oder auf eine andere Art (1). Eigentlich, wo es beſonders im gemeinen Leben üblich iſt und von derjenigen Gattung des Theilens dieſer Art gebraucht wird, wobei der dieſem Zeitworte eigenthümliche Laut Statt findet, welches bei dem Zertheilen großer, harter, aber doch dabei gewiſſermaßen zäher Körper zu geſchehen pflegt. Einen Baum in zwei Stücke ſchroten, ihn in der Queere in zwei Stücke theilen, es geſchehe nun durch Hauen vermittelſt der Schrotaxt, oder durch Sägen vermittelſt der Schrotſäge. Die Nadler ſchroten den Draht zu Nadeln, wenn ſie ein Pack Draht mit der Schrotſcheere durchſchneiden. Von dieſer Bedeutung ſoll

das Niederſächſiſche ſchrot, ſchröge abſtammen. (2) In weiterer Bedeutung wird es in vielen Fällen des gemeinen Lebens für zertheilen überhaupt gebraucht, es geſchehe nun durch Schneiden, oder durch Hauen, Sägen ꝛc., wo doch immer mit auf den eigenthümlichen Laut des Zeitwortes Rückſicht genommen werden muß. So ſchroten die Schmiede ein Stück Eiſen entzwei, wenn ſie es entzwei hauen, das iſt, es auf das Schroteiſen legen, oder auch deu Schrotmeiſſel darauf ſetzen und es auf dieſe Weiſe mit dem Hammer theilen. Der Schmidt ſtellt nämlich den Schrotmeiſſel mit der Schneide auf die Stelle, wo es abgeſchrotet werden ſoll, und auf den Kopf des Meiſſels ſchlägt er mit einem Hammer oder einem Poſſekel. Es geſchieht an den Stangen gemeiniglich kalt. Geſchrotene Eiſen ſind im Bergbaue von dem Stangeneiſen abgeſchlagene Stücke. In den Münzen werden die Zaine geſchroten, wenn man mit einem hohlen, runden ſcharfen Eiſen die runden Stücke, welche hernach geprägt werden, aus den Zainen hauet. Auf eben dieſe Art werden auch die Oblaten geſchroten. Eben ſo wird es auch in vielen Fällen für ſägen gebraucht. So ſchroten die Kammmacher das Horn, wenn ſie es ſägen oder mit der Schrotſäge zerſchneiden; ſ. unter Kamm, Th. 33. Beim Brunnenmacher nennt man das Schroten, wenn mit dem Löffel des Brunnenbohrers das mit dem Schneckenbohrer vorgebohrte Loch der Brunnenröhre bis zu der Stelle des Ventils erweitert wird, als welches von der oberſten Mündung der Röhre ungefähr 8 Fuß abſteht. Die obere Mündung ſelbſt muß weit ſtärker, als weiter hin erweitert werden, damit die Zugſtange einen ungehinderten Zug erhalte. So heißt es auch ſchneiden oder wird für ſchneiden gebraucht. Ehemals ſchrotete man das Getreide, wenn

man es mit der Sichel abſchnitt, ja man brauchte es vor dieſem von einem jeden Schneiden mit der Scheere, in welchem Verſtande das Niederſächſiſche ſchroten noch üblich iſt, daher ein Schneider ehemals auch Schröter, Niederſächſiſch Schroder genannt wurde. Im Hochdeutſchen iſt es hier wenig mehr gangbar, außer in einigen Fällen des gemeinen Lebens; der ehemalige figürliche Gebrauch iſt aber ganz veraltet. Min lib ist abageschroten, mein Leben iſt abgekürzt, Notk. Er beſchrotet ihre Pfründen, für beſchnitten. Welſer ein Schweitzer. (3). Eine Figur dieſer Bedeutung des Theilens, Zertheilens ſcheint auch der nunmehr längſt veraltete Gebrauch für erforſchen, durchforſchen zu ſeyn, wo es mit dem Lateiniſchen scrutari ſehr nahe verwandt iſt. Sie durchscroteten, ſie durchforſchten, Notk., bei welchem scrodende auch scrutantes iſt. Doch könnte es hier nach Adelung auch eine Onomatopoie des Fragens, der menſchlichen Stimme ſeyn, da es mit grüßen, Niederſ. gröten verwandt ſeyn würde.

5. Schieben und wälzen, doch auch nur von dieſer Behandlung ſchwerer Körper, welche, wenn ſie geſchoben oder gewälzt werden, den dieſem Zeitworte eigenen Laut machen, daher es nur in einigen Fällen des gemeinen Lebens üblich iſt. Im Lateiniſchen ohne Ziſchlaut rotare. bei dem Pictorius roden, movere ac moliri, wohin auch unſer Frequentativum rütteln gehört. Einen Stein fortſchroten, mühſam fortſchieben oder fortwälzen. Eine Laſt von dem Wagen auf den Wagen ſchroten. Ein Faß Wein, ein Faß Bier in den Keller ſchroten. S. Schröter, Schrotleiter, Schrotſeil.

Schröter, ein Werkzeug zum Schroten, ſo wird ein Schroteiſen oder Schrotmeiſſel in Ge-

ſtalt eines Hammers, das iſt, ein Hammer, welcher an einer Seite ein Meiſſel iſt, an der andern aber eine Bahn hat, um Eiſen und Stahl von einander zu ſchroten oder zu hauen, im Bergbaue oder anderwärts ein Schröter, ingleichen Schrothammer, Schrotmeiſſel genannt.

2. Ein Thier oder eine Perſon, welche ſchrotet. (1) Von ſchroten, nagen, werden die Käfer in den gemeinen Mundarten mancher Gegenden Schröter genannt, ſo wie ſie von kauen, den Namen Käfer haben. So iſt der gehörnte Käfer oder Hirſchkäfer, Scarabaeus cervus Linn., unter dem Namen des Feuerſchröters oder Hornſchröters bekannt, in einigen Gegenden wird er bloß Schröter ſchlechthin genannt, ſ. weiter unten. (2) Von ſchroten, hauen, ſägen, ſchneiden, iſt Schröter in vielen Fällen des gemeinen Lebens derjenige, welcher dieſes verrichtet. So heißt in den Münzſtätten derjenige, welcher die Schrotſtücke aus den Zainen ſchrotet, der Münzſchröter, in den Meſſerfabriken derjenige, welcher die Beine, Knochen ꝛc. zu den Meſſerſchalen zerſchneidet, der Schalenſchröter ꝛc. Ehemals wurden auch die Schneider Schröter genannt, Niederſ. Schrader, welche Worte nur noch als eigenthümliche Namen üblich ſind. Im Schwediſchen heißt noch jetzt Skräddare ein Schneider. — (3) Von ſchroten, wälzen, ſchieben, ſind die Schröter gewiſſe verpflichtete Arbeiter, welche das in Fäſſern befindliche Getränke in den Keller und aus demſelben ſchroten, daher der Bierſchröter, zum Unterſchiede von dem Weinſchröter. So findet man in der Bibel: Ich will Schröter ſchicken, die ſie ausſchroten und ihre Faſſe ausleeren ſollen, Jerem. 48, 12. Die Benennung des Alps Schröteleín, Schrötlein, und verderbt

Schretz, ſoll nach Adelung auf deſſen drückende Eigenſchaft deuten. Die oben erwähnten Käfer, welche dieſen Namen führen, ſ. unter Käfer, im Snpplement.

Schrotform, Schrotmodel, in den Schrotfabriken, Formen, wodurch oder womit das Schrot gegoſſen wird. Dieſe Formen gleichen dem Durchſchlage in den Küchen und ſind von geſchmiedetem Eiſen; ſ. oben, unter Schrot.

Schrotförmiges, Schrotſägeförmiges Blatt, ein Blatt mit aufgeworfenen Lappen, Runcinatum, in der Pflanzenkunde Botanik, ein Blatt, welches in Querfäden dergeſtalt getheilt iſt, daß die Lappen nach der Höhe zu convex, nach hinten zu aber in gerader Linie laufen.

Schrothammer, Schrotmeiſſel, bei den Goldſchmieden, ein Hammer mit einer ſcharfen Pinne, dergleichen man in dieſer Werkſtatt von verſchiedener Größe findet, womit dieſer Künſtler von einem Silberzahn ein Stück abſchrotet, um es aus einem maſſiven Stücke in ein dünnes Blech durchs Schlagen zu verwandeln. — Bei den Grobſchmieden, ſ. Th. 21. S. 331. — Bei den Kupferſchmieden, ſ. Th. 57. S. 328, und Fig. 3483.

Schrothaue, beim Ziegler, eine Hacke von eigenthümlicher Geſtalt. Sie hat einen nicht ſehr langen Stiel, und ein halb cylindriſch gebogenes Blatt mit parallelen Rändern, an welchen der Stiel in der Mitte des der Schärfe entgegengeſetzten Randes ſenkrecht ſteht. Man faßt den Stiel dieſes Inſtrumentes mit beiden Händen, ſo daß die eine Hand die unterſte Spitze, die andere aber die oberſte, wo der Stiel an das Blatt feſtgemacht iſt, ergreift, und zieht es über den durchzuarbeitenden Thon dergeſtalt gelinde hinweg, daß immer nur die Oberfläche deſſelben weggenommen, oder gleichſam abgekratzt

wird, bis man den ganzen Haufen ſo durchgearbeitet und zertheilt hat.

Schrothobel, bei den Tiſchlern, ein Hobel, deſſen Klinge eine rundliche Schneide hat, das Holz damit aus dem Gröbſten zu behobeln; der Schärfhobel, Schrupphobel, zum Unterſchiede von dem Schlichthobel, ſ. unter Tiſchler, und unter Hobel, Th. 24, S. 34. — Beim Böttcher iſt der Schrothobel, der Kimmhobel; ſ. unter Hobel, Th. 24, S. 25.

Schrotkleye, Schrotkleyen, bei dem Müller, die gröblichen Kleyen, welche von dem Grieſe in dem Siebe zurückbleiben.

Schrotkorn, geſchrotenes Korn oder Getreide, welches auch nur Schrot ſchlechthin genannt wird.

Schrötlein, in einigen Gegenden eine Benennung des Alps, ſ. oben, S. 607. Parazelſus benannte damit den Bergmönch.

Schrotleiter, bei den Packhofsfuhrleuten, Bierſchrötern, Weinſchrötern, zwei an beiden Enden mit zwei Sproſſen in Geſtalt einer Leiter verbundene Bäume, Laſten in Fäſſern damit in die Höhe oder in die Tiefe zu ſchroten, von ſchroten, wälzen, ſchieben. Die beiden Leiterbäume ſind in der Mitte etwas rund gebogen.

Schrötling, Schrötlein, im Hammerwerke, die Stückchen Eiſen, welche von den Teulen abgeſchrotet werden. In den Münzen, die aus den Zainen geſchrotenen Stücke. Ueberhaupt iſt Schrötling in vielen Fällen des gemeinen Lebens, ein abgeſchrotenes, das iſt, abgehauenes, abgeſägtes oder abgeſchnittenes Stück, Schrotſtück.

Schrotmehl, in den Mühlen, das gröbliche Mehl von dem Grieſe des geſpitzten Weitzens.

Schrotmeiſſel, bei verſchiedenen Handwerkern und Künſtlern, ein Meiſſel, vermittelſt eines oder meh-

rerer darauf geführten Schläge damit zu ſchroten, das iſt, zu hauen oder zu zertheilen; dergleichen Meiſſel haben die meiſten Metallarbeiter; ſ. Schröter I. — Bei den Nagelſchmieden, ein ſtarker Meiſſel ohne Stiel, der entweder nur ſo gebraucht wird, oder man ſpaltet einen ſtarken Stock an einem Ende von einander, und ſteckt den Kopf des Schrotmeiſſels rechtwinklicht in die Spalte, doch ſo, daß der Kopf etwas hervorragt. Bei dem Gebrauche, indem man damit das Eiſen abſchrotet, haut man den Meiſſel an dem Stocke auf das Eiſen, und ſchlägt mit einem ſtarken Hammer auf den hervorragenden Kopf des Meiſſels und zertheilt ſolchergeſtalt das Eiſen. — Bei den Grobſchmieden, ſ. Th. 57, S. 328. — Bei den Kupferſchmieden, ſ. Th. 56, S. 260. — Bei den Goldſchmieden, ſ. Schrothammer.

Schrotmeſſing, geſchrotetes Meſſing, Meſſing in kleinen Stücken. So nennen die Nadler allen Abgang vom Draht, ſowohl Schrotmeſſing, als Krätzmeſſing; Fr. Courtailles.

Schrotmodel, ſ. Schrotform.

Schrotmühle, ſ. unter Mühle, Th. 98, S. 7.

Schrotſack, in der Geſchützkunſt, beſonders auf den Schiffen, kleine Säcke, welche mit Kartätſchen-Zeug, das iſt, gehacktem Blei und Eiſen, kleinen Kugeln angefüllt, und aus Kanonen geſchoſſen werden.

Schrotſäge, ſ. unter Säge, Th. 130, S. 463. Bei dem Stellmacher, ſ. Th. 57, S. 297.

Schrotſcheere, eine große Scheere, andere Gegenſtände damit zu durchſchroten oder zu durchſchneiden. Von dieſer Art iſt die große Scheere der Nadler, ganze Packe Draht auf einmal damit zu durchſchneiden; ſ. unter Scheere, Th. 141, S. 461.

Schrotſchwein, in der Hauswirthſchaft, beſonders Niederſachſens, kleine, zum Schlachten beſtimmte oder geſchlachtete Schweine, welche keine ganze Speckſeiten, ſondern nur Schrotſpeck geben, das iſt, mit ſammt den Rippen der Länge nach durchgehauene Speckſeiten.

Schrotſeil, ein ſtarkes Seil der Bier- und Weinſchröter oder auch anderer Ablåder, womit Fåſſer und andere Laſten in die Höhe oder Tiefe geſchrotet oder gebracht werden.

Schrotſieb, in den Schrotfabriken das Sieb, wodurch das in das Waſſer gegoſſene Schrot geſiebt und gleichſam ſortirt wird. Der geflochtene Boden deſſelben iſt nach der Schrotnummer enger oder weiter. So viel Nummern, als im Schrote vorhanden ſind, eben ſo viele Arten von Sieben giebt es auch. Nur zu No. 1. ſind zwei Siebe vorhanden, und daher ſind zu den acht Schrotnummern neun Siebe nöthig; ſ. auch oben, unter Schrot.

Schrotſtahl, Schrotſtähler, beim Horndrechsler, Dreheiſen, womit Horn und Elfenbein vorgeſchroten oder aus dem Groben abgedrehet wird. Zu dieſen Schrotſtählern gehören: der Spitz- oder Nachſtahl, der Rundſtahl, und auch der Hohlmeiſſel.

Schrotſtück, in der Artillerie, ſ. Kammerſtücke, Th. 33.

Schrotte, im Forſtweſen, oder in der Forſtwirthſchaft, diejenige Hieb- oder Hauungsweite, welche unten an dem Baumſtamme, wo er abgehauen werden ſoll, gemacht werden muß, damit die Aexte, Sägen ꝛc. zur Fällung des Stammes angelegt, der Stamm auf eine oder die andere Seite ſich neigen, und ſich von ſeinem Stumpen trennen kann.

Schrotwage, Setzwage, Bleywage, ein meſſingener horizontaler Stab, 1 1/2 bis 2 Fuß lang, einen Zoll breit und einen halben Zoll dick, in deſſen Mitte ein anderer ſenkrechter Stab, 2 bis 3 1/2 Fuß lang, unten noch mit einem Gewichte im rechten Winkel befeſtiget iſt. In der Mitte des erſten Stabes iſt eine Achſe, als an einer Wage, unten wie ein Meſſer ſcharf, angebracht. Dieſe Achſe ſteht in einem Biegel beweglich, als eine Wage, und kann oben an den Haken eines Armes, der unterwärts eine Hülſe mit einer Stellſchraube hat, an einen Stab, eine Stange, oder an ein beſonderes Stativ angehangen werden. An den Enden des horizontalen Stabes ſind Dioptern angebracht, um damit zu viſiren; denn wenn keine Dioptern vorhanden ſind, ſo kann man keine weiten Diſtanzen damit abnehmen, und wenn ſolche nur einfach, wie hier an dieſer ſind, ſo kann man nicht gut eine Probe machen. Am beſten iſt es, wenn ſolche ſo eingerichtet ſind, daß man ſowohl die Wage umkehren, als auch die Dioptern verwechſeln kann, um damit eine doppelte Probe nehmen zu können. Der größte Fehler bei dieſer Wage iſt der, daß wenn ſie verbogen iſt, man ſie nicht ſo leicht juſtiren kann.

Bei den Müllern ein Werkzeug, womit ſie jederzeit die Abwägung der Gefälle verrichten. Das Lineal derſelben iſt längſtens 8 bis 9 Ellen lang, wiewohl die meiſten nur 6 Ellen ſind, und es kann daher nicht mit einem Male eine lange Diſtanz genommen werden, daher werden zu einer langen Linie, z. B. zu einer Viertel- oder halben Meile, ſehr viele Stände erfordert, und weil die Linien und Fäden des Loths ziemlich kurz, und doch dick und ſtark ſind, ſo iſt es unmöglich, daß das Auge ſo genau das Mittel treffe, daß alſo bei ſo vielen Ständen nothwendig auch viele Fehler einſchleichen müſſen. Das

Abwägen oder Meſſen geſchieht folgendergeſtalt: Man ſchlägt zwei Pfähle ſo weit von einander ein, als die Wage lang iſt, mit welcher von einem Orte bis zum andern gewogen werden ſoll. Die beiden erſten Pfähle werden ſo feſt geſchlagen, bis ſich die aufgeſetzte Wage horizontal zeigt. Hierauf wird der dritte Pfahl geſchlagen, wieder ſo tief, bis die Wage auf ſolchem und dem vorhergehenden zweiten horizontal ſteht. Weil es aber oft bergab geht, ſo müßte hier der folgende Pfahl, da die Tiefe merklich iſt, ſehr lang ſeyn; daher wird ein ganz kurzer, nach erforderter Gelegenheit eingeſchlagen, der nur über der Erde etwas hervorragt, womit ſo lange fortgefahren wird, als die Tiefe fällt. Sobald ſolche wieder ſteigt, muß auch gleich wieder ein höherer Pfahl geſetzt werden. Um nun zu wiſſen, wie viel der niedrige Theil gegen den höheren niedriger liegt, ſo nimmt man erſtlich die Summe der Zahlen, ſo viel ſie mit der Wage geſtiegen, und hernach die Summe des Maaßes, ſo viel ſie gefallen. Z. B. hat die Wage bei einem Orte 2 Fuß höher geſtanden, bei einem andern 1 Fuß, und bei einem dritten 1/2 Fuß zu hoch gegen die anderen Stellen, ſo macht dieſes 3 1/2 Fuß Höhe. Gefallen iſt es dagegen in einer Entfernung auf 6 Fuß, wieder von einer andern Stelle bis zu einer gewiſſen folgenden 4 Fuß. Dieſes macht zuſammen 10 Fuß. Hiervon 3 1/2 Fuß abgezogen, bleibt 6 1/2 Fuß, um ſo viel niedriger liegt der tiefſte Ort gegen den hohen, woran angefangen worden zu meſſen. Bei Verfertigung einer ſolchen Wage muß man Acht haben, daß man ein recht dürres, gleiches von Jahren, ohne alle Aeſte, Wimmern und Knoten gewachſenes Holz oder Brett erhält, daß durchaus gleich ſtark ſchwinden und quellen kann. Man macht daraus ein ſtarkes Lineal, in deſſen Mitte ein Aufſatz zu ſtehen kommt, der

nicht zu kurz ſeyn muß; denn je länger, je ſicherer und beſſerer iſt die Wage. Weil aber die Wage ſich durch das Wetter ändern kann, das Holz auch rauch iſt, ſo daß der Faden des Loths leicht hängen bleibt, ſo iſt es gut, daß man über dem Bleylothe ein ſauberes meſſingenes Blech mit zwei Schrauben befeſtiget, ſo daß die Löcher länglich werden, damit man es hin und her ſchieben kann. In der Mitte deſſelben wird eine ſaubere Linie gezogen, worauf die Schnur oder der Faden des Lothes abſchneidet. Um dieſe Wage zu probieren, thut man weiter nichts, als daß man bei dem Aufſetzen die Enden des Lineals abwechſelt, und die Wage mit dem einen Ende auf die Seite des andern Endes ſtellt, und ſo umgekehrt. Spielt der Perpendikel wieder ein, ſo iſt ſie richtig, wo nicht, ſo muß ſie verbeſſert werden. Bei allen dieſen Wagen iſt nur ein Loch ins Brett gebohrt, worin das Loth ſpielt, und der Faden zum Bley durchgezogen iſt. Weil aber das Loth und auch der Faden daſelbſt anliegt, ſo kann er nicht richtig zeigen. Daher iſt es beſſer man macht einen runden meſſingenen Stift zum Mittel-Punkte, und an dem Faden oder Haar eine etwas große Schleife. Noch beſſer aber iſt es, wenn der Stift, etwa eines ſtarken Kartenblattes dick, eine kleine Vertiefung erhält, worin der Faden liegt.

Schrotwage mit einem Stativ, eine Schrotwage, welche auf ein Stativ geſtellt werden kann. Das Stativ beſteht vorne aus zwei Füßen, hinten aber aus einem Fuße, der an einem Gewinde geht. An der obern Ecke der Vorderfüße iſt wiederum ein eiſernes Gewinde. Ueber dem hintern Fuße iſt ein Zapfen, worauf man eine Bouſſole ſetzen kann. Das dazu gehörige Richtſcheit iſt 5 Fuß lang, 4 bis 5 Zoll ins Gevierte dick, von recht gutem trockenem Holze gemacht, oben mit Meſſing,

und unten mit Eiſen überzogen, daß es ſich nicht werfen kann. Die Richtigkeit des ganzen Inſtrumentes kommt darauf an, daß die obern und untern Seiten auf das Genaueſte gerade ſeyen, und mit einander parallel gemacht worden. An dem einen Ende wird ein eiſernes Gewinde angebracht, welches mit dem Gewinde an der Vorderecke des Statives genau ineinander paßt, und mit der Spindel oder dem Bolzen des Gewindes im Stativ vereiniget werden kann, ſo daß beide ein Ganzes ausmachen. Auf dem andern Ende des Richtſcheites wird ein Stock ſenkrecht angebracht, an dem eine wohl ausgedrehete Hülſe befindlich iſt, woran an dem oberſten Rande ein runder, 1 1/4 Zoll dicker, 6 Zoll langer Zapfen angebracht worden. Die Hülſe iſt auf dem Stocke beweglich, und kann herauf und herunter geſchoben, und durch eine Flügelſchraube daran befeſtiget werden. Auf dem Zapfen der Hülſe liegt das andere Ende des Richtſcheites von der Wage. Das Obertheil des Richtſcheites iſt, wie alle Setzwagen, mit einem ſenkrechten Stabe, von zweien Streben unterſtützt, verſehen, woran das Loth hängt. Man kann auch einen meſſingenen, in ſeine halben Grade getheilten, halben Zirkel mit daran machen. Dieſer dient nicht nur ſelbſt zu dem Waſſerwägen, ſondern vornämlich dazu, daß man die Schiefe der Berge damit abnehmen, und alſo in großen Ausmeſſungen um ſo zeitiger fortkommen kann. Man ſetzt auch Abſichten von Meſſing, Eiſen oder Holz darauf, und dieſe kann man durch Hülfe einer Schraube und einer eiſernen Feder richten und hiernach zeichnen, damit man ſie nachher jederzeit wieder recht ſtellen und ſich ihrer ſicherer bedienen kann. Wenn man will kann man an das Richtſcheit der Wage auch ein Glas mit dem Bläschen anbringen, um deſto beſſer durch den Konſens dieſes mit der auf

das Richtſcheit geſetzten Schrotwage zu beſtätigen, daß das Richtſcheit horizontal liege. Es muß aber alles gleich anfangs durch eine fleißige Richtung zu dergleichen Konſens gut eingerichtet werden. Ueber dergleichen Wagen, ſ. auch Th. 60, S. 662, und Fig. 5791, nach welcher Figur man leicht ſich die hier angeführten Beſchreibungen wird erklären können, und unter Waſſerwage.

Schrotwerk, Schrotwerkbau, Schrotbau, im Bergbaue, diejenige Art der Auszimmerung eines Schachtes, wo ſolche mit Schroten, das iſt, mit Baumſtücken geſchieht, welche ins Gevierte übereinander gelegt werden.

Schrotwurm, Gryllotalpa, in einigen Gegenden ein Name der Erdgrille oder des Gerſtenwurmes, weil er die Wurzeln der aufgegangenen Gerſtenſaat abſchrotet oder abnagt. S. Erdgrille, unter Grille, Th. 20, S. 46.

Schrotzeug, in den Münzen diejenigen Werkzeuge, welche zum Schroten der Münzen gehören.

Schrubbeln, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches das Diminutivum des folgenden iſt, aber nur bei den Tuchwebern gebräuchlich iſt, die Wolle zwiſchen zwei Kämmen kämmen oder zerzauſen, um die langen und kurzen Haare über und nebeneinander zu werfen.

Schrubben, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches nur im gemeinen Leben gebraucht wird, und eine unmittelbare Nachahmung eines gewiſſen Lautes iſt, welcher zum Beiſpiel entſteht, wenn ein rauher Körper mit einem ſtumpfen Beſen oder mit ſteifen Bürſten heftig gerieben wird, welches im Niederſächſiſchen ſchrubben, im Holländiſchen ſchrobben, im Engliſchen scrob und im Schwediſchen Scrubba heißt, da es denn zugleich ein doppeltes Intenſivum von reiben iſt. Daher wird der

ſtumpfe Beſen oder die ſteife Bürſte, womit ein Gegenſtand geſcheuert wird, im gemeinen Leben ein Schrubber oder Schrubbert genannt. Die Tiſchler ſchrubben, wenn ſie ein Holz aus dem Groben behobeln, daher der Schorf- oder Schrobhobel, womit ſolches geſchieht, in vielen Gegenden auch der Schrubhobel oder Schrupphobel genannt; ſ. unter Hobel, Th. 24, S. 34. Mit dieſem Worte ſind Schroff, Schraube ꝛc. nahe verwandt.

Schrubber, beim Bürſtenmacher, eine Bürſte von ſtarken, aber kurz abgeſchnittenen Borſten, von länglicht viereckiger Geſtalt, welche in der Mitte der linken Seite einen etwas erhabenen Abſatz in dem Bürſtenholze hat, worein ein Loch gebohrt iſt, in welches eine lange dünne Stange geſteckt und befeſtiget wird, an welcher man dieſen Schrubber bei dem Scheuern der Zimmer, als wozu er gebraucht wird, führt. Der Stiel des Schrubbers iſt wagerecht und die Bürſte daran ſenkrecht. Von dieſer Bürſte erhielt das Scheuern der Fußböden den Namen; ſ. den folgenden Artikel.

Schrubbern, in der Haushaltung, das Scheuern der Fußböden der Zimmer mit der vorher beſchriebenen Bürſte, welches entweder mit Waſſer, oder mit Waſſer und Sand, oder auch mit Seifenlauge ꝛc. geſchieht; ſ. auch den Artikel Scheuren und Schrubben.

Schrubhobel, ſ. unter Schrubber.

Schrufhobel, Schrofhobel, beim Böttcher, ein Hobel, womit die Dauben der Tonnen und Fäſſer vorläufig abgehobelt oder glatt gemacht werden. Da eine Daube auf der inwendigen Seite etwas ausgehöhlt, und auf der auswendigen etwas gerundet iſt, ſo müſſen dieſe Hobel zweierlei Eiſen haben, gerundete und ausgehöhlte.

Schrull, beim Tuchſcheerer, die Unterlage des Bauerfußes, mit welchem die Scheiden des Tuchrahmens, wenn das Tuch in demſelben ausgeſpannt iſt, heruntergedrückt und das Tuch dadurch gereckt wird. Dieſes Werkzeug iſt ein rundes Stück Holz mit einem Stiele. Man legt es, wenn der Bauernfuß auf der Scheibe befeſtiget iſt, unter den Bauernfuß, und drückt vermittelſt des Stiels denſelben ſo lange, bis die Scheibe verlangtermaßen heruntergedrückt iſt, und das Tuch ſeine Breite hat.

Schrumpf, von ſchrumpfen, der Zuſtand, da ein Körper einſchrumpft. Man braucht es nur in dem zuſammengeſetzten Fruchtſchrumpf, den Abgang zu bezeichnen, welchen das Getreide auf dem Boden durch die Eintrocknung an dem Maaße erleidet. Auch bedeutet es eine Runzel oder Falte, im gemeinen Leben Schrumpel. Im Hochdeutſchen wird das letztere Wort wenig gehört.

Schrumpfen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, Runzeln oder Falten bekommen. Das Waſſer ſchrumpft, wenn es zu gefrieren anfängt und dem Scheine nach auf der Oberfläche Runzeln bekommt; die Milch ſchrumpft, wenn ſie zu gerinnen anfängt. Beſonders gebraucht man aber dieſes Zeitwort, wenn die Runzeln durch Austrocknung der Säfte entſtehen. Die Aepfel ſchrumpfen, wenn ihr Saft verdunſtet, ſo daß ſie auf der Oberfläche Runzeln bekommen. Zuſammenſchrumpfen, durch dieſe Eintrocknung runzlich und zugleich kleiner werden. Man braucht es auch als ein rückwirkendes Zeitwort, ſich ſchrumpfen. Die Haut ſchrumpft ſich; ſo auch das Schrumpfen.

Schrumpfig, Bei- und Nebenwort, Runzeln habend; im gemeinen Leben ſchrumpelich.

Schrunde, ein im Hochdeutſchen ſeltenes Wort, welches im Oberdeutſchen am gangbarſten iſt, um einen Riß, Ritze oder Spalte in feſten Körpern zu bezeichnen. Die Schrunden der Felſen oder in den Felſen, die Spalten, Riſſe. Das Eis hat Schrunden, Spalten. Schrunden in der Erde. Im Hochdeutſchen braucht man es noch zuweilen von den Spalten oder Riſſen, welche zuweilen in der Haut des menſchlichen Körpers entſtehen. Daher ſagt man auch: von vielem Waſchen bekommt man Schrunden an den Händen, von der Kälte Schrunden an den Lippen ꝛc. Im Oberdeutſchen iſt es auch im männlichen Geſchlechte gangbar der Schrund. — Bei den Pferden iſt es eine ſcharfe Feuchtigkeit, die an den Köthen entſteht, und ein röthliches ſtinkendes Waſſer von ſich giebt.

Schrunden, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches geſpalten werden, aufſpringen, einen Riß oder mehrere Riſſe bekommen bedeutet, und im Hochdeutſchen wenig, im Oberdeutſchen aber deſto häufiger gehört wird. Die Erde ſchrundet vor Hitze, reißt auf, bekommt Spalten. Geſchrundene Lippen oder Hände haben, aufgeſprungene. Man braucht es auch zuweilen als ein rückwirkendes Zeitwort, ſich ſchrunden. Die Mauer ſchrundet ſich, bekommt Riſſe. Es ſoll nach Adelung eine Onomatopöie ſeyn, welche den mit dem Aufſpringen oder Spalten verbundenen Laut nachahmt. Im Oberdeutſchen heißt ein Riß auch ohne Ziſchlaut eine Runze. Horneck braucht das Wort Schranz für einen ſolchen Riß oder Spalt.

Schrupfen, in der Landwirthſchaft, wenn die Landfrüchte zu geil ſtehen, und ſolche mäßig abgeſchnitten oder des Morgens beim Froſte mit den Schafen übertrieben werden. — Bei den Metall-

arbeitern, Cylinderwalzen, Kugeln ꝛc. aus dem Groben mit einem halbrunden Drehſtahle abdrehen, ihnen vorläufig die Geſtalt mit dieſem Eiſen geben.

Schrupphobel, Schropphobel, beim Tiſchler, ſ. unter Hobel, Th. 24, S. 34.

Schub, 1, ein jetzt, oder vielmehr ſchon in der Mitte des verwichenen Jahrhunderts veraltetes Wort, welches ehemals für Augenſchein, Beſichtigung üblich war, wo es denn von ſchauen abſtammt, und und für Schau ſteht. Daher ſagte man ehemals, den Schub nehmen, beſichtigen, in Augenſchein nehmen. Jemanden mit Schub überkommen, ihn durch den Augenſchein überführen.

2. Der Schub, von dem Zeitworte ſchieben. 1. Die Handlung des Schiebens, ſowohl als ein Abſtractum, als auch als ein Concretum. — (1) Eigentlich. Einen Schub thun, einmal zuſchieben, z. B. im Kegelſpiele. Bei dem Kegelſpiele darf in dem Schube Niemand reden. In einem Schube alle neun ꝛc. Das Intenſivum davon iſt Schupp. — (2) In weiterer und figürlicherer Bedeutung. (a) Von ſchieben, ſo fern es ehedem auch für ſchicken, tranſportiren üblich war, iſt im Oeſterreichiſchen der Schub noch für Tranſport, Fortſchaffung üblich. Der Schub des Getreides, der Körnerſchub, der Tranſport. Man nennt daher auch in Wien den Tranſport des liederlichen Geſindels auf der Donau von Wien nach Ungarn den Schub. Den Schub vornehmen, dieſen Tranſport. (b) So fern ſchieben im gemeinen Leben ſo viel iſt, als nur Zähne bekommen, ſo iſt daſelbſt der Schub auch das Zahnen die Uebermommung neuer Zähne. So ſagt man z. B.: wenn ein Pferd zwei und ein halbes Jahr alt iſt, ſo thut es den erſten Schub, im vierten Jahre den zweiten Schub ꝛc. (c)

Ehemals wurde ſchieben auch von appelliren gebraucht, und daher ſagt man noch im Oeſterreichiſchen, auch in einigen Oberdeutſchen Gegenden Schub, für Appellation. Daher das Schubamt, ein Apellationsgericht, der Schubſchreiber, derjenige, welcher die Appellationen in dem Gerichte ausfertigt. (4) Ehemals brauchte man Schub auch ſchlechthin für Aufſchub, und bei dem Logau kommt Beiſchub für Beiſtand, Vorſchub vor.

2. So viel als auf einmal geſchoben wird. So iſt bei den Bäckern ein Schub Brod, Semmel, ꝛc., ſo viel als auf einmal in den Ofen geſchoben wird. Ein Schub Kegel dagegen ein Spiel Kegel, ſo viel Kegel, als zum Kegelſchieben gehören. Im Kegelſchub bedeutet es aber den Ort, wo Kegel geſchoben werden.

3. An den Schiffen wird die Krümmung der erſten Reihen Bretter der äuſſern Verkleidung vom Kiele herauf bis über die Bauchſtücke der Schub genannt, ohne Zweifel von ſchieben, in ſo fern es ehemals auch für krümmen gebraucht wurde.

Schubband, beim Zimmermann, eine Verbindung, die bei hölzernen Gebäuden, beſonders an den Ecken oft mit Erſparung eines ſenkrechten Stuhls von der Schwelle in die Rahmen geht.

Schubbe, Schubbelamm, Zibbelamm, ſ. Lamm, Th. 59, S. 38, und unter Schaf.

Schubbelamm, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Schubber, derjenige, im Oeſterreichiſchen, der bei einer Viſitation in einem liederlichen Hauſe mit ergriffen und mit der übrigen Geſellſchaft auf gleichem Fuße behandelt wird.

Schubbiack, ſ. Schuft.

Schubblech, bei den Bäckern, dasjenige Blech, welches, wenn das Brod in dem Ofen iſt, vor denſelben geſchoben und ſolcher damit verſchloſſen wird.

Schubbrod, Schub-Semmel, bei dem Bäcker, ſo viel Brod oder Semmel, als man mit einem Male in den Ofen ſchiebt.

Schubbrett, ſ. Schränkeiſen.

Schubfenſter, Schubling, entweder ein großes Fenſter, welches in der Zarge der Fenſteröffnung auf und niedergeſchoben werden kann, oder ein kleines Fenſter, daß ſich in einem größern verſchieben läßt; ſ. unter Fenſter, Th. 12, S. 580.

Schübiſch, im Bergwerke, ſo viel als abhängig, jedoch nur, wo der Abhang flach und ſanft iſt, ein Gegenſatz des horizontal. Daher eine ſchübiſche Fläche, eine abhängige, donlege. Gleichfalls von ſchieben, gleichſam einen Schub, das iſt, Fall oder Abhang habend.

Schubkarren, ſ. Schiebekarren.

Schubkaſten, Schublade, beim Tiſchler, ein jedes Behältniß, das in ein größeres paßt, und herein und herausgeſchoben werden kann. Der Schubkaſten ſchiebt ſich gewöhnlich auf zwei in dem größern Behältniſſe angebrachten Leiſten.

Schublade, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Schubling oder Schiebling, in einigen Fällen des gemeinen Lebens ein Ding, welches in oder auf ein anderes geſchoben wird. So heißt in einigen Gegenden ein Schubriegel, ein Schubling oder Schubel. Auch ein Schubfenſter bekommt zuweilen dieſen Namen. Von ſchieben, ſchnell aufwachſen, iſt Schubling im gemeinen Leben einiger Gegenden ein junger Baum, ein aufgeſchoſſenes Bäumchen, welches auch wohl ein Aufſchubling genannt wird.

Schubloch, im Hüttenwerke, eine Scharte in dem gemauerten Rande des Treibeherdes, durch welche das Treibeholz in den Treibeherd geſchoben wird.

Schubochs, ein Ochs, welcher das Joch an der Stirne trägt, und daher die Laſt mehr ſchiebt, als eigentlich zieht; der Schiebochs, zum Unterſchiede von dem Zugochſen.

Schubriegel, ein Riegel, welcher zur Befeſtigung vorgeſchoben wird, zum Unterſchiede von einem Riegel in der weiteſten Bedeutung. Man nennt jedoch einen ſolchen Schubriegel nur ſchlechtweg Riegel. So führt auch der Nachtriegel an einem Schloſſe, den man in demſelben auf und zu ſchieben, und damit die Thür verſchließen kann, ſo daß, wenn auch das Schloß aufgeſchloſſen wird, die Thür doch nicht aufgemacht werden kann. — Beim Schleuſenbau der Riegel an dem Thürflügel, der nicht beſtändig geöffnet wird, entweder von unten, oder unten und oben zugleich befeſtiget iſt. Der obere greift in den Sturz, und wird durch eine Zungſtange gezogen, der untere greift aber in das Sohlſtück. — Der Schloſſer macht auch Schubriegel mit Zugſtangen. Es befindet ſich nämlich an einer Thür oben und unten ein Riegel und zwiſchen ihnen eine Zugſtange. Der unterſte iſt mit einer Feder, der oberſte mit einem Haken verſehen. Auf der Zugſtange befindet ſich ein Griff, den man mit der Hand erreichen kann; zieht man den Griff nieder, ſo ſchließen beide Riegel ein, und zieht man denſelben in die Höhe, ſo gehen beide Riegel auf.

Schubſack, Schiebſack, Fr. Poche, eine Taſche an der Seite eines Kleidungsſtücks; ſ. unter Taſche.

Schubuf, ſ. Schufut.

Schubwand, im Bergbaue, die Theile eines Ganges, welche das Waſſer abgeſchoben hat, das Geſchiebe.

Schüchtern, Bei- und Nebenwort. 1. In thätigem Verſtande, Scheu und Furcht erweckend, furchtbar, fürchterlich; eine nach Adelung nur in einigen

Oberdeutſchen Gegenden übliche, im Hochdeutſchen aber völlig unbekannte Bedeutung. 2. In leidendem Verſtande, geneigt, bei dem Anblick eines Uebels leicht in Schrecken zu gerathen, und bei deſſen Annäherung zu fliehen. Ein ſchüchternes Reh. Schüchtern antworten. Sich ſchüchtern umſehen. Daher auch die Schüchternheit, in der zweiten Bedeutung des vorigen Wortes, der Zuſtand und die Fertigkeit, da man ſchüchtern iſt.

Schuckeln, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, ſchnell ſchaukeln. So kommt in der Bibel folgende Stelle mit dieſem Zeitworte vor. Es war ein Thurm da funfzig Ellen hoch voll Aſche, und auf der Aſche ſtand ein umlaufend und Schuckelrad. Darauf räderte man die Gotteslaͤſterer und großen Uebelthäter, 2 Macc. 13, 5, 6.

Schuer geben, im Hüttenwerk, wenn nach einem durchgeſchmolzenen Roſte das Gebläſe abgehängt, das untere der Vorwand bei Verfertigung des Schmelzofens offen gelaſſene viereckigte, aber zur Schmelzarbeit zugemachte Loch eröffnet oder aufgeſchuert, und dadurch der Ofen völlig ledig und rein gemacht wird. Schuer aber heißt dasjenige, was aus dem aufgemachten Loche, darin der Obertheil das Auge, der Untertheil die Bruſt oder das untere Auge genannt wird, an Kohlen und was darunter angeſchmolzen geſetzt, ausgezogen wird.

Schuffe, die, ein nur im gemeinen Leben einiger Gegenden übliches Wort, ein Gefäß mit einem langen Stiele zum Schöpfen zu bezeichnen, dergleichen die Seifenſieder, Bierbrauer ꝛc. haben; eine Schöpfgelte mit einem langen Stiele. Die Bierſchuffe oder Ausbruchsſchuffe in Meiſſen, das Bier oder Waſſer damit auszubrechen, das iſt, aus dem Bottich oder der Pfanne in die Rinne zu ſchöpfen. Es iſt mit Schöp-

Schaufel ꝛc. verwandt. In einigen Gegenden, z. B. im Mecklenburgiſchen hat man auch eine Art des Fiſcherhahmens, welcher Schufhahmen genannt wird, wo es aber von ſchieben, Niederſ. ſchuven, ſchufen, abzuſtammen ſcheint.

Schuffhahmen, eine Art Fiſcherhahmen, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Schuft, Schubbejack, Schubbiack, in den niedrigen Sprecharten, eine verächtliche Benennung eines armſeligen, bettelhaften Menſchen. Nach Friſch und Andern ſoll dieſes Wort nur allein von armen Edelleuten gebraucht werden, und Friſch leitet es, obgleich ſeltſam genug, von Schöppe, Schöffe oder ſchaffen, befehlen her; allein Adelung ſagt, die hohe Verachtung, welche dieſem Worte anklebt, hätte ſie vor dieſer Ableitung warnen ſollen. Im Niederſächſiſchen lautet dieſes Wort ſowohl Schuft, als Schufuut, Schäfaat und Schubbejack, Schubbiack, das letzte ſoll von ſchubben und Jacke herſtammen, und einen bezeichnen, der vor Armuth dem Ungeziefer ausgeſetzt iſt. Die erſteren leiden dieſelbe Ableitung, können aber auch nur einen Menſchen bedeuten, welchen man ſeiner armſeligen Beſchaffenheit wegen, aus allen Geſellſchaften fortſchiebt. Im Niederſächſiſchen hat man auch das Bei- und Nebenwort ſchuftig, bettelhaft, armſelig. Die Engliſchen Scabb, Shab, bedeuten gleichfalls einen Bettler. Im mittlern Latein iſt Escabotus, und im alt Franzöſiſchen Escarbot, Escabousseur, ein betrügeriſcher Menſch.

Schuftig, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Schufut, Schubut, in den gemeinen Sprecharten ein Name der größten Eulenarten, welche auch Uhu genannt werden. Im Oberdeutſchen Schaufeule,

Schauffant, ſ. Uhu. Es ahmt, ſo wie Uhu, das dumpfe, traurige Geſchrei dieſes Vogels nach.

Schuftiede, bei dem Deichbau, eine Ruheſtunde oder Ruhezeit.

Schuh, Diminutivum, das Schühchen, Schüchelchen, Schühlein. 1. Eine jede Bekleidung oder Bedeckung, beſonders des äußerſten Theils eines Dinges, in ſo fern ſolche eine hohle Geſtalt hat, und aus einer etwas feſten Materie beſteht, jedoch nur in verſchiedenen einzelnen Fällen. So wird der eiſerne hohle Beſchlag, womit man das Ende einer Stange, eines Spießes, eines Pfahles ꝛc. beſchlägt, ſehr häufig ein Schuh genannt. Daher iſt der Schuh eines Pfahles, eines Spießes, ein ſolcher ſpitzig zu laufender hohler Theil, der das unterſte zugeſpitzte Ende bekleidet, damit daſſelbe, wenn es in die Erde geſteckt wird, ſich nicht ſobald abnutze. — So iſt der Flintenſchuh der Reiter, eine länglich lederne Büchſe an der rechten Seite des Pferdezeuges, die Flinte darein zu ſtellen. Eine ähnliche Art iſt der Fahnenſchuh, Lanzenſchuh, welcher eine Scheide von Leder, bei den Fahnen oder Standarten, auch von Wachsleinwand, jedoch ſeltener, iſt, worein der unterſte Theil der Standarte oder Lanze geſteckt wird. Die Eckſchuhe an den Kaſten, Koffern, Laden ꝛc. ſind eiſerne Beſchläge der Ecken, damit ſolche ſich nicht abſtoßen. — Im Hüttenbaue, iſt der Schuh das rund geſchmiedete hohle Eiſen, welches vorn an die Linſe eines Blaſebalgs geſteckt wird, und in die Form kommt. — Eben dieſen Namen führen im Bergbaue die kurzen Schwellen, worin die Spießbäume ruhen; auch die kleinen Hölzer an den Kunſtſtangen, wodurch die Stecknägel gehen; ſo führt daſelbſt auch das doppelte gebogene Ende der Brechſtange dieſen Namen. Auch die Pfanne an einem Pferdegöpel, worin der

oberſte Zapfen des Spindelbaumes läuft, wird Schuh genannt. Er kann durch die in zwei Kreuzbäumen befeſtigte Hängſäulen erhöhet und erniedriget werden. — Bei dem Müller iſt der Schuh der kleine Trichter in einer Mahlmühle, der unter der Oeffnung des untern Endes des Rumpfes ſteht, welcher ſich horizontal hin und her bewegen oder ſchütteln läßt, damit das in dem Rumpfe befindliche Getreide ununterbrochen aus dem Rumpfe zwiſchen die Mühlſteine laufe, daher iſt unter dem Schuhe ein ſenkrechter hölzerner Rührnagel, der in das runde Loch des Laufers hineingreift, von den Zacken des Warzenringes beſtändig bewegt wird, und alſo den Schuh ſchüttelt. Der Schuh in den Windmühlen wird nicht von dem Rührnagel bewegt, ſondern ein Knaggen vorn an dem Schuhe lehnt ſich an das Mühleiſen; läuft nun dieſes um, ſo ſtoßen ſeine vier Kanten an den Knaggen und ſchütteln den Schuh. Die kleine Glocke im Schuh läutet, wenn der Rumpf leer iſt. — Bei den Fuhrleuten iſt der Hemmſchuh ein Holz an einer Kette, womit ſie ein Rad einzuhemmen pflegen. — In der Jägerey heißen die Riemen, welche den Falken um die Füße gelegt werden, die Wurfriemen daran zu befeſtigen, gleichfalls die Schuhe, noch häufiger aber das Geſchuhe. Das hornartige Weſen oder die hohlen Schalen an den unterſten Theilen der Pferde, des Rind-, Schaf- und Schweineviehs, ingleichen der Hirſche ꝛc. iſt überall unter dem Namen eines Schuhes bekannt, welchen Namen auch wohl die harte Haut an den Füßen des Federviehes bekommt, beſonders nachdem dieſelbe abgeſtreift worden. Figürlich pflegt man auch wohl in manchen Fällen das äußerſte Ende an einem Dinge den Schuh zu nennen, wie es bei den Brechſtangen angeführt worden.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung iſt der Schuh, Fr. Soulier, die mit einer feſten Sohle verſehene Bekleidung des untern menſchlichen Fußes bis an die Knöchel, da es nur von ſolchen Bekleidungen dieſer Art gebraucht wird, welche den ganzen untern Fuß bis an die Knöchel bedecken, zum Unterſchiede von den Pantoffeln und Stiefeln.

Ueber die Geſchichte der Schuhe und Schuhmacherkunſt, oder des Schuhmacher-Handwerks iſt nicht viel Licht verbreitet, weil erſt in neuerer Zeit ſich Gelehrte mit der Bearbeitung der Künſte und Handwerke abgegeben haben, alſo uns frühere Quellen fehlen; denn was uns aus den früheſten Zeiten von dieſem Handwerke zugekommen, iſt von den Denkmälern, Münzen ꝛc., aus den mannigfaltigen Moden und Trachten, die uns in den Werken alter Schriftſteller geſchildert worden, aus Privilegien, Gildebriefen, Verordnungen ꝛc. genommen. So viel iſt gewiß, daß die Bekleidung der Füße ſehr alt, und wahrſcheinlich ſchon lange vor Moſes Zeiten im Gebrauch geweſen iſt, nur wich ſie von der jetzigen ſehr ab. Nach dem Appianus ſollen die Schuhe der Römer von den Griechiſchen verſchieden geweſen ſeyn; allein dieſer Unterſchied iſt nicht anzugeben, nur ſo viel iſt gewiß, daß die Römer die Fußbekleidung der Griechen angenommen haben. Die vornehmen Römer trugen Schuhe von rothem Leder, welches aus Parthien kam. Sie hießen Mullei und bedeckten die ganzen Füße, ja ſie gingen zuweilen bis mitten auf das Schienbein, und konnten daher eher für Halbſtiefeln, als bloße Schuhe gelten. Sie waren zuweilen mit Gold und Silber geſtickt und mit Perlen verziert, waren vorn als ein Haken gebogen, und hießen calcei uncinati. Winkelmann hat Schuhe an Römiſchen Kriegern gefunden, deren Sohlen einen Fingerbreit erhabenen

Rand umher und hinten ein Ferſenleder hatten. Sie waren oben auf dem Fuße mit Riemen geſchnürt und über die Knöchel hinauf gebunden. Ueberhaupt war die Fußbekleidung in Schuhen und Sohlen und deren Form und verſchiedene Art zu binden und zu ſchürzen, ſo mannigfaltig, daß es unmöglich iſt, alles anzuzeigen. Auf Schuhe aus Stricken geflochten, die man in dem Herkulaniſchen Muſeo ſieht, kann vielleicht gedeutet werden, ſagt Winkelmann, was Plinius von den Affen ſagt: laqueis calceari imitatione venantium tradunt, welches gemeiniglich von Schlingen verſtanden wird, worein dieſe Thiere gefangen werden. Obgleich dieſer Schriftſteller hat ſagen wollen, die Affen machen ſich Schuhe von Stricken, wie die Jäger. Die reichen Athenienſer trugen an dem Schuhe, wie bekannt, einen halben Mond von Silber, und Einige von Elfenbein. Die edlen Römer einen Mond. Winkelmann, und nach ihm auch Andere haben ſie noch an keiner einzigen Römiſchen Statüe oder Bildſäule gefunden. Die Fußbekleidung der Frauen beſtand theils aus ganzen Schuhen, theils aus Sohlen. Jene gewahrt man, nach Winkelmann, an vielen Figuren Herkulaniſcher Gemälde, wo man ſie zuweilen gelb findet, ſo wie der erwähnte Schriftſteller ſie an einer Venus in den Bädern des Titus fand, und wie ſie die Perſer trugen. Man gewahrt auch an weiblichen Bildſäulen ganze Schuhe, wie an der Niobe, die nicht, wie jene, rund vorwärts zulaufen, ſondern etwas breit ſind; die untergebundenen Sohlen ſind meiſtentheils eines Fingers dick, und beſtehen aus mehr, als aus einer Sohle. Oft waren deren fünf zuſammengenähet, wie durch eben ſo viele Einſchnitte an den Sohlen einer ſchönen Pallas in der Villa Albani angedeutet worden. Dieſe Sohle iſt zwei Finger dick. Die aus vier Sohlen beſtanden, hießen qua-

drisole. Zur Anfertigung der Sohlen ſcheint man Korkholz genommen zu haben, weil es nicht nur leicht iſt, ſondern auch keine Feuchtigkeit an ſich zieht, welches Holz auch in ſpäteren Zeiten zu dieſem Gebrauche gedient hat, daher es den Deutſchen Namen Pantoffelholz bekommt. Von oben und unten war die Sohle mit Leder belegt, welches über das Holz in einem Rande hervortritt, wie Winkelmann ſolches an einer kleinen Pallas von Erz gefunden, die gleichfalls in der Villa Albani ſteht, und in Italien tragen noch jetzt einige Nonnen dergleichen Sohlen von Korkholz. Von dieſer Art ſind die Sohlen einer großen Pallas über Lebensgröße in der Villa Ludoviſi, deren Meiſter Antiochus aus Athen iſt; es ſind nämlich dieſelben drei Finger breit hoch, und haben umher drei verſchiedene Reihen geſtepter Zierrathe. Wenn um die Füße ein einfaches Leder gelegt iſt, welches oben auf den Füßen zugeſchnürt worden, ſo wie es die Landleute zwiſchen Rom und Neapel zu tragen pflegen, und wie man an den zwei Bildſäulen Thraciſcher gefangener Könige von ſchwarzem Marmor im Kampidoglio gewahrt, ſo heißen dergleichen Schuhe απλαι und μονοπελμα υποδηματα. Die Alten trugen auch, ſowohl das weibliche, als das männliche Geſchlecht, wie ſchon oben angeführt worden, Sohlen aus Stricken, nach Art eines Netzes geflochten, wie man ſie an den Figuren der Gottheiten auf einem Altare in der Villa Albani findet. Dergleichen Schuhe ſollen nach Winkelmann Ραιδια genannt worden ſeyn, weil Pollux dieſes Wort erklärt mit πολυελικτον υποδημα. ein vielfach geflochtener Schuh. Eine andere Art Sohlen von Stricken hat ſich in Herkulanum vorgefunden, an welchen die Stricke in länglichen Kreiſen um einander herumgelegt worden ſind; auch das Stück, welches die Ferſe bedeckt, war aus Strik-

ken und an der Sohle befeſtiget. Der Cothurnus war eine Sohle von verſchiedener Dicke und Höhe gewöhnlich aber eine Handbreit hoch, und der tragiſchen Muſe eigen, an deren Bildſäule in der Villa Borgheſe dieſe Sohle 5 Zoll eines Römiſchen Palms hoch iſt. Von dieſem theatraliſchen Cothurnus iſt der Cothurnus der Jäger und Krieger zu unterſcheiden; denn dieſes war eine Art Halbſtiefeln. Nach Winkelmann iſt von den mehrſten Scribenten dieſer Cothurnus mit jenem vermengt; der Querriemen an dem Mittel gewöhnlicher Sohlen, welcher auf der Mitte des Fußes lag, findet ſich ſelten an Figuren weiblicher Gottheiten; auch liegt derſelbe, wo er ſichtbar iſt, unter dem Fuße; beſonders aber iſt es, daß Plinius von den Sohlen der ſitzenden Statue oder Bildſäule der Cornelia, der Mutter der beiden Grachen, anmerkt, daß ſolche ohne beſagten Riemen geweſen. Nach Winkelmann gewahrt man an keinen Sohlen und Schuhen Abſätze unter dem Hacken, auſſer an den Schuhen einer weiblichen Figur auf einem Herkulaniſchen Gemälde, welche roth ſind, die Sohle und der Abſatz aber gelb. Die Abſätze der Schuhe hießen κατλυματα, und waren aus kleinen Stücken Leder zuſammengeſetzt.

Fig. 8529 a, b, c, d, ſind Schuhe der Griechen, welche zuerſt die Römiſchen Frauen, und nachher auch die Männer annahmen. Die Sohle war entweder von Leder oder Holz. Man veränderte und verzierte ſie auf vielerlei Art und die Römer nannten ſie Solea. — Fig. 8530 zeigt einen alten Schuh oder Halbſtiefel der Griechen und Aegyptier. Er war aus dickem Leder, ging vorn ſpitz zu, und bis halb an die Wade hinauf. Obgleich dieſe Art Schuhe, Perones genannt, erſt von den Landleuten von ſtarkem Leder getragen worden, ſo kamen ſie

doch bald in die Stadt, und wurden ſowohl von den gemeinen, als auch von den vornehmen Römerinnen von feinerem Leder getragen, und bei den letzteren mit Gold und Edelſteinen verziert. Mit Perlen verziert, trug ſie auch das Mediſche und Parthiſche Frauenzimmer. Auch noch gegenwärtig iſt dieſe Art Schuhe in der Levante und bei den Indianern, Chineſen oder Sineſen und andern Völkern im Gebrauch. — Fig. 8531 iſt ein alter ſehr dünner Schuh oder Halbſtiefel, welcher bis an die Wade ging. Schauſpieler, Streiter und Fechter zogen ihn an, wenn ſie ihre Uebungen hielten. Auch die Jäger auf der Jagd. — Es wird hierbei auch einer Art Schuhe, Soccus genannt, erwähnt, mit einem Oberleder, wie die Pantoffeln, aber ohne allen Abſatz, nur ganz niedrig, die auch mit keinen Riemen an den Fuß befeſtiget wurden. Man hatte dergleichen Schuhe von verſchiedenen Farben, doch waren gelbe am gebräuchlichſten. Auch dieſe wurden, wie die Perones mit Perlen geſtickt oder mit Gold verziert, und von Männern und Frauen in den Comödien auf der Bühne getragen, wie die unten folgenden Cothurnen in den Tragödien. Man hielt aber dieſe Schuhe für keine anſtändige Männertracht auf der Straße. — Fig. 8532 zeigt diejenigen, ſchon oben, S. 631, erwähnten Schuhe, welche die Tragödienſpieler anzogen, wenn ſie die Rollen großer Helden vorſtellten, weil man ſich die alten Helden immer größer an Geſtalt, als andere Menſchen dachte; ſie wurden Cothurni genannt. — Der Schuh der Römiſchen Soldaten, Fig. 8533, hat viel Aehnlichkeit mit der Solea. Die Sohlen waren mit eiſernen Nägeln zuſammen genagelt, auch oft bei dem ſteigenderen Luxus mit ſilbernen oder goldenen. Man nannte ſie Caliga, ſ. auch Th. 51, S. 45. — Fig. 8534 iſt eine Art der Pantoffeln, welche nur

den vordern Theil des Fußes einſchließen. An dem vordern Theile wurden einige Einſchnitte gemacht, welche Einſchnitte zuweilen mit Edelgeſteinen beſetzt waren. Man trug ſie bloß in den Zimmern zur Bequemlichkeit, und nannte ſie Sandalium oder Crepida. Dieſe Sandalen waren anfangs bloße Sohlen unter den Füßen, welche mit Riemen an dieſe befeſtiget wurden, erſt ſpäterhin machte man das Oberleder darauf. — Fig. 8535 zeigt einen Schuh der Indianer, von den Lateinern Calceus de cortice genannt. Er beſteht aus Baumrinde und wird vermittelſt eines Bandes an den Obertheil des Fußes befeſtiget. — Fig. 8536 zeigt die Schuhe der alten Könige und Kaiſer. Das Netz, welches ihnen um die Füße und halb bis an die Wade ging, beſtand aus den koſtbarſten Stoffen und war öfters mit Diamanten beſetzt. Man nannte ſie Compaga. — Fig. 8537 iſt eine Art Schuhe, welchen die Patres und Einwohner in den Gebürgen Spaniens ehemals trugen, und auch zum Theil noch jetzt tragen. Man nennt ihn Calceus sparteus; Fr. Spargatte oder Spartille. Die Sohle beſteht ganz aus Schnüren oder Bindfaden, die aus einer Art Gras, Stipa tenacissima Linn., geſponnen worden. — Fig. 8538 iſt eine Art von Schrittſchuhen oder Sohlen von Eiſen oder Stahl, deren ſich die Einwohner der Niederlande vor alten Zeiten bedienten, und die auch noch jetzt, jedoch in andrer Form ſowohl daſelbſt, als auch in andern Ländern üblich ſind; ſ. auch unter Schrittſchuh, Th. 146, S. 87 u. f.

Die allererſten Fußbekleidungen beſtanden nur in bloßen Sohlen, weil die älteſten Völker des Erdbodens, wie Hebräer, Perſer, Aegyptier, Griechen ꝛc., die heißen und trocknen Erdſtriche in Aſien und Afrika bewohnten, und alſo nur den Untertheil ihrer Füße vor dem glühenden Boden zu ſchützen hatten;

nachher oder ſpäterhin fand man es bequemer, ſtatt des Feſtbindens und Schnürens der Sohle an den Fuß, lieber den Obertheil des Fußes mit Leder zu bedecken, und ſolches an die Sohle zu nähen oder auf andere Weiſe zu befeſtigen, woraus der Pantoffel entſtand, und ſo fuhr man im Erfinden fort, bis der ganze Schuh (Sohle, Oberleder, Quartiere) den Fuß ſchmückte. Die aller älteſten Schuhe mögen wohl von Holz oder von Baumrinde gemacht worden ſeyn, weil man dieſe Materien, beſonders das Holz, nach dem Fuße bequem aushöhlen konnte; nur war das Holz theils zu ſchwer, theils waren auch die Füße, obgleich warm und vor Näſſe geſchützt, zu ſehr eingezwängt, weil ſich das Holz nicht dehnte, und ſo gerieth man darauf, Leder oder vielmehr Thierfelle, beſonders vom Büffel und vom Schafe, dazu anzuwenden, obgleich anfangs die Sohle von Holz blieb. Der Schuh hatte alſo eine hölzerne Sohle und war rund herum mit einem Streifen Leder eingefaßt, ſo daß dieſer den obern Rand des Fußes umher bedeckte; und ſo iſt nun die weitere Ausbildung des Schuhes in zierlicher Form, und zuletzt bis zum Stiefel in allen Formen entſtanden.

Die verſchiedenen Formen der Schuhe und Stiefeln, die man ſeit den oben angeführten der alten Völker in Europa getragen hat, laſſen ſich aus Mangel an hinreichenden Quellen nicht angeben, auch würde es viel zu weitläuftig ſeyn, alle die alten vorhandenen Chroniken einzelner Reiche und Städte darüber nachzuſchlagen; allein ſo viel iſt gewiß, daß der Luxus, die Mode auch hierin, wie bei den Kleidern, ins Unendliche ausgeſchweift haben. So trug man in England, unter König Eduard dem Dritten, Schuhe mit Fingerlangen aufwärts gekrümmten Schnauzen. Unter Heinrich dem Fünften deſſelben Reiches wurde ein Befehl öf-

fentlich bekannt gemacht, daß die ſtumpfen Schuhe der Mannsperſonen bei den Zehen nicht über 6 Zoll breit gemacht werden ſollten. Um das Jahr 1641 wurden in England die Schuhe faſt noch einmal ſo lang, als der Fuß getragen, ſo daß die Leute beim Gottesdienſte nicht mehr knien konnten. Auch Gebrechen und Mißgeſtalten der Füße haben zu verſchiedenen Moden der Fußbekleidung Anlaß gegeben. So hatte Gottfried Plantagnet, Graf von Anjou, einer der ſchönſten und galanteſten Männer ſeiner Zeit, an der Spitze des Fußes ein Fleiſchgewächs von ziemlicher Größe; er trug daher Schuhe, deren gekrümmte Vorderſpitze länger, als gewöhnlich war. Dieſe Vorderſpitzen wurden nun bei Leuten von Stande bis zu 2 Fuß verlängert, daher die Redensart: vivre sur un grand pied (auf einem großen Fuße leben) entſtanden ſeyn ſoll; die Schuhe wurden am Ende ſo lang, daß man für Polizey und Religion ſchädliche Folgen davon befürchtete. Man hielt wider dieſe Rieſenſchuhe Predigten und gab Edicte; ja die Geiſtlichkeit ſetzte den Bannfluch darauf, bis ſie Karl der Fünfte ausdrücklich zu tragen verbot. Die Moden der Engländer und Franzoſen im 16ten Jahrhundert ſind auch zu uns herüber gekommen, und haben eine nicht weniger beneidenswerthe Aufnahme gefunden, als in dem Lande, wo ſie erfunden worden, und es iſt zu bewundern, daß der ſonſt ſo ſchlichte Deutſche, mit ſeinem ehrlichen, geraden Sinn, an dergleichen übertriebenem Putz hat Geſchmack finden können, und ein biederer Deutſcher Dichter des 17ten Jahrhunderts, Joachim Rachel, welcher 1669 als Rektor zu Schleswig ſtarb, verlacht in ſeiner ſechſten Satyre die Nachäffung der Franzöſiſchen Moden und Sitten folgendermaßen:

Ein jeglich zweites Wort muß itzt franzöſiſch ſeyn;
Franzöſiſch Mund und Bart, franzöſiſch alle Sitten,
Franzöſiſch Rock und Wams, franzöſiſch zugeſchnitten.
Was neues zu Paris die edle Schneiderzunft
Hat neulich aufgebracht, auch wider die Vernunft,
Das macht ein Deutſcher nach. Sollt' ein Franzos es wagen,
Die Sporen auf dem Hut, Schuh an der Hand zu tragen,
Die Stiefel auf dem Kopf, ja Schellen vor dem Bauch,
Anſtatt des Neſtelwerks: der Deutſche thät es auch.
Bei einem ſammtnen Rock die groben Leinwandhoſen?
Wer hätt' es ſonſt erdacht, als Narren und Franzoſen?
Wenn ſelber Heraklit den Plunder ſollte ſehn:
Er ließ (mit Gunſt geſagt) vor Lachen Einen gehn.

Daß ſich die Moden in den Schuhen oder überhaupt bei der Fußbekleidung, wie in den Kleidern immer wieder erneuern, das heißt, daß ſchon oft dageweſene Moden nach mehreren Jahrzehenden ſich immer wieder von neuem darſtellen, nur mit Berückſichtigung des Geſchmackes der fortſchreitenden Kultur, wird jeder, der ſchon zehn Olympiaden ſeines Lebens zurückgelegt hat, leicht ſelbſt einſehen. Noch im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts trug man Schuhe und Stiefeln mit Spitzen, die ſich gleich einem Haken krümmten und einem Schlittſchuhe nicht unähnlich waren; dann wurden die Spitzen immer koniſcher, und gleich am Anfange dieſes Jahrhunderts trug man ſie mit ſogenannten Karpfenſchnautzen, und ſo wurden die Spitzen oder vielmehr der nach den Zehen ſich rundende vordere Theil immer ſtumpfer, bis ſie, wie ſie noch jetzt getragen werden, gemacht wurden, mit dem Unterſchiede, daß ſie auf kurze Zeit etwas breiter, dann wieder etwas ſchmäler waren. Die Frauenzimmerſchuhe hatten 1 1/2 bis 2 Zoll hohe Abſätze, bis ſie, beſonders in dieſem Jahrhunderte, ganz ohne

Abſätze erſchienen, und jetzt nur eine leichte Sohle haben. Man trug die Schuhe mit Bändern, oder Schnallen von allen Façons in der Breite, daß ſie beinahe das ganze Vorderblatt des Fußes bedeckten, und dann wieder ſo klein, wie ein ehemaliger Preußiſcher Silberpfennig, ja Frauensleute trugen ſie noch kleiner. Man trug Schnallen auf und an der Seite des Fußes. Die Aufdrückſchnallen wurden auf einen mit Bändern eingerichteten Schuh gedrückt, ſo daß man die Schuhe nach Gefallen mit Bändern und auch mit Schnallen tragen konnte.

Die Stiefeln wurden bald hoch, bald niedrig getragen, bald mit Klappen, mit Stulpen, bald ohne dieſelben. Die Schnürſtiefeln reichten nur bis über die Knöchel und wurden den Spann hinauf zugeſchnürt, und über demſelben am Beine zugebunden. Die ſogenannten Wadenſtiefeln gingen bis über die Waden und mußten feſt anſchließen. Stiefeln bis unter die Waden wurden verſchiedentlich ausgeſchnitten getragen, und vorn mit Büſcheln oder Quaſten verziert.. Klappenſtiefeln, welche gelbe Umſchläge oder Klappen hatten, welche entweder an den Stiefeln feſt ſaßen oder davon getrennt waren, und nur beim Anziehen erſt darüber gezogen wurden. Die gelben Klappen wurden erſt natürlich, das heißt, wie das Leder dazu zugerichtet worden, getragen, dann lackirt, das heißt, mit einem Lacke überzogen, ſo daß ſie einen ſchönen Glanz von ſich gaben, welche Mode noch vor neun oder zehn Jahren in Deutſchland ſehr gebräuchlich war; beſonders herrſcht dieſe Mode, Klappenſtiefeln zu tragen, bei den Engländern und Franzoſen auch noch jetzt. Ferner trug man ſteife Stiefeln, welche Mode beſonders bei den Reitern eingeführt wurde. Sehr ſtarke Stiefeln, ſogenannte Kanonen, welche beſonders von den Studenten im verwichenen Jahrhunderte, und von

Feldjägern, Stallmeiſtern, Bereitern, Poſtillionen ꝛc. getragen wurden, und zum Theil auch noch jetzt getragen werden. Sie ſind aus ſteifem Leder verfertiget, in der Kniekehle ausgerundet, und reichen zum Theil bis über die halbe Lende hinweg. Dann wurden die Stiefeln wieder in einnäthigen, oder zweinäthigen, ſogenannten Ungariſchen Stiefeln unterſchieden. In den früheren Jahrhunderten, beſonders im 16ten, trug man Stiefeln von allen Farben, rothe, gelbe ꝛc. und mit goldenen und ſilbernen Quaſten; auch trug man ſie, daß ſie auf der Wade mit drei Schleifen zugebunden wurden.

Die Frauenzimmer trugen auch im 16ten Jahrhundert ſogenannte Pantoffelſchuhe von gefärbtem Leder, als grüne, gelbe, rothe ꝛc., die auch noch jetzt zum Theil, ſowohl von Manns- als Frauensleuten aus den höheren Ständen, jedoch nur im Zimmer, getragen werden. Die Frauenzimmer-Prunkſchuhe waren, wie auch noch jetzt, von Sammt, Seide in allen Farben, mit Gold, Silber, Perlen, Flittern ꝛc. geſtickt, welcher letztere Prunk jetzt außer Cours gekommen iſt. Man trug ſowohl die Manns- als Frauensſchuhe ausgeſchnitten bis unter den Spann und hoch herauf bis über den Spann. Man trug ſie ſchmal und enge, ſo daß der Fuß eingezwängt werden mußte, wodurch größtentheils die Hühneraugen, wegen des Druckes, entſtehen; und dann wieder ſo weit, daß ſie an den Fuß feſtgebunden werden mußten, um ſie nicht zu verlieren. Die Frauen in Manilla tragen ſo enge und kurze Schuhe, daß nur vier Zehen darin Raum haben, der fünfte und kleinſte muß ſeinen Platz außerhalb ſuchen, und er paradirt oben auf dem geſtickten Schuhe. In Lima, der Hauptſtadt von Peru, müſſen ſchon die Kinder weiblichen Geſchlechts ſehr enge Schuhe tragen, daß der Fuß eines erwachſenen Frauenzimmers nicht län-

ger wird, als 5 bis 6 Zoll. Dieſelbe Mode herrſcht auch bei den Chineſerinnen, welche darum den Kindern Holzſchuhe tragen laſſen, damit der Fuß ſich nicht über das gewünſchte Maaß im Wachsthume ausdehne. Die Nordamerikaniſchen Koloniſten der Salzburger Emigranten ſollen bei Errichtung ihrer Haushaltung aus dem Holze des Tupelo= oder Fiſcherbaumes, Nyssa Linn., Schuhe verfertiget haben, weshalb dieſer Baum auch Holzſchuhbaum genannt wird; ſ. Fiſcherbaum, Th. 13. — Die Morgenländer haben an den Füßen leinene Socken, und darüber ziehen ſie Terliks oder kleine Pantoffeln von ganz dünnem Leder, hierüber wieder Meſts oder andere lederne Socken, welche an die Schackſchir oder überaus große rothe Beinkleider genähet ſind. Die Sohlen der Terliks und Meſts ſind von eben ſo dünnem Leder, als das Oberleder, weil man damit nur auf Tapeten oder Strohmatten, überhaupt nur da geht, wo es rein iſt, und wo man ſich zu ſetzen pflegt. Uebrigens geht man mit dieſen Schuhen in Pantoffeln, die den unſrigen völlig ähnlich ſind, nur daß ſie keine Abſätze haben. Auf der Reiſe tragen die Türken ſo gern die Schackſchir, oder Schirwal, große blaue Beinkleider ohne Meſts. Die Morgenländer winden auf der Reiſe große wollene Tücher um die Füße und Beine, und mit dieſen gehen ſie in weiten Stiefeln. Sie ſind alſo ſehr ſchwer zu Fuß; allein die Tücher ſind weit wärmer, als unſere Strümpfe; denn wenn dieſe einmal naß geweſen ſind, ſo wärmen ſie hernach nur wenig; da hingegen können die Tücher alle Morgen in einer anderen Lage über den Fuß gewunden werden. — Im Jahre 1779 erfand man eine Art Schuhe, welche die Füße vor der Kälte bewahren. Man reibt nämlich Pantoffelholz mit einer großen Feile bis es zu ſolchem Staube wird, wie Sägeſpäne. Wenn

die erſte Sohle des Schuhes über den Leiſten geſchlagen worden, ſchmiert man ſie mit Engliſchem Leim und ſtreuet von dieſem zerfeilten Pantoffelholze darauf. Wenn nun alles recht trocken iſt, ſpritzt man zu verſchiedenen Malen mit einer Bürſte von Schweinsborſten, die wie ein dicker Pinſel ausſieht, oder vielmehr dieſe Geſtalt hat, oder auch mit einem kurzgebundenen Borſtenpinſel, am beſten mit einem Holländer, von demſelben Leime darauf, und ſtreuet wieder eine Schicht von dem zerfeilten Pantoffelholze darüber. Das nämliche Verfahren wird ſieben- oder achtmal wiederholt. Wenn die überzogene Schicht Fingersdick geworden iſt, legt man die ſchon vorbereitete Sohle darauf, macht ſie mit zwei Nägeln feſt, und ſchlägt ſie zuſammen, ſo daß der Ueberzug des Pantoffelholzes und des Leimes nur ſo dicke bleibt, wie ein Thaler. Nach dieſem wird die letzte Sohle wie gewöhnlich aufgemacht. Dieſe ſo zubereiteten Schuhe ſollen ſowohl für Mannsperſonen, als auch für Frauenzimmer ſehr ſauber verfertiget werden können, und ſo leicht ſeyn, als die gewöhnlichen Schuhe, auch ſoll die Feuchtigkeit niemals eindringen. Der Ueberzug, der nie zerbricht, hat eine gewiſſe Elaſticität, durch welche der Gang in dieſen Schuhen noch leichter und ſanfter wird. In Rußland macht man Lappenſtiefeln für die Frauen von Rennthierhäuten; ſie ſind inwendig und auswendig behaart und mit Kalmukiſchen Lämmerfellen gefüttert. Man verfertiget dergleichen Stiefeln auch von Seehunden und knöpft ihre Schäfte an der Seite zu, wie eine Stiefelette oder Kamaſche. Die Ruſſen verfertigen auch Schuhe aus Baſt.

Die Geſchichte des Schuhmachergewerkes, oder der Innung, Gilde der Schuhmacher, verliert ſich in das Alterthum, wenn gleich ihre Vereinigung als Gewerksgenoſſen nicht die ſpätere Ein-

richtung hatte, ſo iſt doch ſehr wahrſcheinlich, daß ſie ſich zuſammenhielten, ihre Rechte vertheidigten und ſo ſchon das Anſehen einer vom Staate privilegirten Innung erhielten. Bei den Iſraeliten, dem Volke Gottes, war es eine durchaus unerläßliche Bedingung, daß der Sohn eines jeden Familienvaters ein Handwerk lernen mußte; daher waren bei ihrer Staatsverfaſſung, Fürſten, Staatsbeamte, Geſetzlehrer, Schriftgelehrte, Rabbinen zugleich Handwerker. Es war zugleich eine Pflicht des Schriftſtellers, Schriftgelehrten, ſich durch Treiben eines Handwerkes ſein Brod zu erwerben; denn weil man einem Lehrer des Volkes nicht zutrauen konnte, daß er ſich ſein Brod durch dieſe Beſchäftigung erwerben wollte, oder daß er mit dem, was ihm heilig ſeyn mußte, Wucher trieb. Man würde ſeine Lehren dann nicht für rein aus dem Herzen kommend gehalten, ſondern ihn nur des Eigennutzes beſchuldiget haben; auch war der Fluch darauf geſetzt, wer mit Religion und Geſetz einen Wucher trieb, oder daraus einen Erwerbsquell machte. Daher findet man in der Gemara unter mehrern Handwerkern, auch einen Rabbi Schuſter, woraus erhellet, daß dieſes Handwerk ſehr hoch hinaufreicht. Auch bei den Griechen und Römern war dieſes Handwerk ſchon als eines der nothwendigſten im Flor, obgleich uns wenig davon von alten Schriftſtellern aufgezeichnet worden. Allein das Vertrauen, welches Apelles, der berühmteſte Griechiſche Maler ſeiner Zeit, in das richtige Gefühl eines Schuhkünſtlers und in die Beurtheilung ſeiner ihn angehenden Arbeiten ſetzte, beweiſet ſchon die damaligen Fortſchritte dieſes Gewerbes; nur, als der Meiſter über ſein Fach hinausgehen wollte, da ſagte ihm der Künſtler: ne sutor ultra crepidam (Schuſter bleib' bei deinem Leiſten, oder gehe nicht über den

Leiſten hinaus). In Deutſchland hat dieſes Handwerk wohl, wie ſo viele andere, unter Kaiſer Heinrich dem Erſten, dem Vogelſteller, ſeine Einrichtung erhalten, und ſich dann nach und nach überall als eine Innung, durch Privilegien geſchützt, ausgebreitet. In Berlin kommt es als Innung ſchon 1272 vor, und ſo im 11ten, 12ten und 13ten Jahrhundert ſchon in mehreren Städten Deutſchlands.

In Frankreich errichtete Karl der Neunte zuerſt im Jahre 1573 die Schuhmachergilde unter der Benennung: Maîtres Cordonniers Sueurs, und gab ihnen gewiſſe Geſetze, welche nachher von Heinrich dem Vierten, Ludwig dem Dreizehnten, 1614, und von Ludwig dem Vierzehnten, 1690, beſtätiget wurden. In ihren, von Ludwig dem Dreizehnten gegebenen, Geſetzen ward ihnen geſtattet, Colletter von allen in Frankreich üblichen Lederarten zu verfertigen, und ſolche mit einer jeden beliebigen Art Zeug, wie es nur von dem Beſteller gewünſcht würde, beſetzen zu können. Die Benennung Sueur, Schuſter, ſoll im Franzöſiſchen daher rühren, weil dieſe Handwerker ihr Leder mit Talk vorher zubereiteten. Wie nun dieſes Handwerk, als Innung, Gilde, in andern Staaten ſeinen Anfang genommen, kann hier nicht mit Gewißheit beſtimmt werden, weil hierüber zuverläſſige Quellen fehlen.

Nach dieſer kurzen Geſchichte der Schuhe und Schuhmacherkunſt, oder des Schuhmacherhandwerks, wollen wir uns nun zur Beſchreibung und Erklärung des Handwerkes ſelbſt wenden. In der neueſten Zeit, beſonders in den Staaten, wo die Gewerbefreiheit eingeführt worden, wird dieſes Handwerk ſchon mehr Fabrikmäßig betrieben, und man gewahrt jetzt die eleganteſten Schuh- und Stiefelmagazine, wo man die Fußbekleidungen nach den

neueſten Londner, Pariſer und Wiener Moden fertig antrifft, ſo daß man nur die Auswahl hat.

Von dem Handwerkszeuge oder den Inſtrumenten dieſes Handwerkes. Fig. 8539. zeigt das Zuſchneidebrett oder das Brett, auf welchem der Schuhmacher die einzelnen Stücke zu den Schuhen und Stiefeln, nach Papier-Muſtern aus dem Leder zuſchneidet. Es wird aus Lindenholz gemacht; man kann aber auch anderes hartes Holz dazu nehmen.

Fig. 8540 iſt der Knieriemen, welcher von Juchten, auch von Ungariſchem Leder, welches Leder aber zu hart ſeyn ſoll, gemacht wird. Die beiden Enden ſind mit Schnallen zuſammen befeſtiget, auch wohl zuſammen genähet, jedoch iſt das Erſtere vorzuziehen, weil man den Riemen nach Belieben enge und weit machen kann. Dieſer Riemen wird von dem Schuhmacher dergeſtalt angelegt, daß er ihn unter den linken Fuß hindurch und über das linke Knie zieht, um vermittelſt deſſelben den Leiſten auf dem Knie, nebſt dem Leder, welches über denſelben befeſtiget iſt, und verarbeitet werden ſoll, feſthalten zu können.

Fig. 8541. iſt das Handleder; ein Stückchen Leder vom Kalbskopfe, ungefähr 2 1/2 Zoll breit und ſo lang, daß es die ganze linke Hand bedeckt, jedoch die Finger frei läßt. Die beiden Enden deſſelben nähet man der Breite nach zuſammen und ſchneidet ein Loch hinein, um den Daumen hindurch zu ſtecken. Dieſes Leder hat den Zweck, die linke Hand zu bedecken, wenn man während des Nähens mit dem Pechdrahte die Stiche gehörig zuziehen will. — An den Daumen der rechten Hand wird der Daumring geſteckt, welcher von ſtarkem Leder ge-

macht wird, und dazu dient, den Draht beim Zuziehen darum zu ſchlagen.

Fig. 8542. iſt das Lochholz, ein viereckiges Stück Eichenholz, in welches entweder eine oder mehrere länglichrunde Höhlungen von verſchiedener Größe gemacht werden, je nachdem man ſie zu verſchiedenen Abſichten gebraucht. Ueber eine ſolche Höhlung legt der Schuhmacher das Sohlleder, ſtößt es mit dem Stiele des Hammers hinein, damit es gleich einem Schiffe an den Seiten umher in die Höhe ſteht.

Fig. 8543. ſind die Schweineborſten, deren ſich der Schuhmacher ſtatt der Nähnadeln bedient. Sie werden an das Ende des Pechdrahtes befeſtigt, und in die mit dem Oorth gemachten Löcher geſteckt, vermittelſt welcher Borſten man dann den Draht bequem durchzieht.

Fig. 8544. iſt der gebrochene Leiſten oder der ſogenannte Richtleiſten, welcher in die Schuhe geſteckt und nachher auseinander getrieben wird, wenn ſie zu enge ſeyn ſollten.

Fig. 8545. iſt der Bolzen zu dem Richtleiſten, von zwei Seiten anzuſehen.

Fig. 8546. iſt der Anzug- oder Aufzugriemen, welcher dazu dient, die Quartiere der Schuhe über die Ferſe in die Höhe zu ziehen, wenn man ſie beim Anziehen nicht ſehr bequem in die Höhe bringen kann; es iſt gewöhnlich ein Stück rauches Kalbleder.

Fig. 8547. und Fig. 8548. iſt die Maaßlade, es wird mit derſelben das Längenmaaß des Fußes genommen. Sie beſteht aus Buchsbaumholz.

Fig. 8549. zwei Leiſten; a iſt ein hölzerner Mannsleiſten von Rothbuchenholz, und b iſt ein dergleichen Frauensleiſten. Auf dieſe Arten der Leiſten zweckt der Schuhmacher auf.

Fig. 8550. iſt der Draht- oder Knäuelkorb. Er geht nach oben ſpitzig zu und wird auf zweierlei Art gemacht. Erſtlich, indem man auf ein rundes Brett einen alten Hutkopf nagelt, und oben in denſelben ein rundes Loch hineinſchneidet, oder indem man zweitens dieſes Werkzeug auf dieſelbe Weiſe von Strohmatten zuſammenflechtet, wie es in dieſer Figur vorgeſtellt worden. Es dient zum Hineinlegen der Knäuel von ſtarkem und anderem Garne, damit ſie nicht von der Stelle wegrollen können, wo ſie liegen, wenn man den Faden aus dem Korbe zieht.

Eine kleine, etwa 5 Zoll tiefe Wanne zum Einweichen der Sohlen, damit ſie biegſam werden und ſich beſſer verarbeiten laſſen, bedarf keiner Abbildung, weil ſie ein jeder ſich leicht vorſtellen kann, eben ſo der runde Feldſtein, Klopfſtein genannt, worauf das Sohlleder geklopft wird, damit es feſt und biegſam werde.

Was nun das eiſerne Handwerkszeug betrifft, ſo findet man in der Schuhmacherwerkſtatt: Ein Paar ſtarke Scheeren, deren eine Klinge an dem Ende breit iſt, welches jederzeit oben gehalten werden muß, wenn man damit ſchneidet, ſ. Fig. 8551. Ein Hammer, Fig. 8552. Eine Aufzwickzange, Fig. 8553, welche inwendig an beiden Backen Zähne hat. Sie dient dazu, das Leder recht auszurecken, wenn es angezwickt wird. — Ein Paar Beißzangen, welche an dem Ende des einen Stieles mit runden Knöpfen verſehen ſind, ſ. Fig. 8554. — Fig. 8555 iſt die Stämmnadel, welche vorn die Geſtalt einer Lanze hat. Es werden mit dieſen Nadeln die Nebenſtämme an das Oberleder angenadelt. Zu dem Stämmen gehört auch der Stämmring, eine Art Fingerhut, welcher oben offen, und bekannt iſt. — Fig. 8556

ſind drei Orthe; a iſt ein kleiner Orth, welcher gebraucht wird, die Seitenſtücke oder Quartiere zuſammen zu nähen; b ein größerer, welcher zum Durchſtechen der Sohlen dient, wenn ſie mit dem Oberleder zuſammengenähet werden ſollen, und c iſt ein Abſatzorth, welcher zu den Abſatznäthen gebraucht wird. — Fig. 8557 iſt ein Kneif oder Meſſer, mit welchem die Abſätze an den Mannsſchuhen, Stiefeln ꝛc. beſchnitten werden. Wenn es neu iſt, muß es 17 bis 18 Zoll lang ſeyn, damit man den Stiel gegen den Ellenbogen legen und auf dieſe Weiſe das Meſſer ſicher führen kann. Die Vorſtellung von der Seite zeigt, wie es gekrümmt ſeyn muß. — Fig. 8558 iſt ein Meſſer, mit welchem die Frauenabſätze beſchnitten werden. Es iſt eigentlich krümmer, als das vorhergehende, weil hier Knie und Bruſt arbeiten müſſen; bei dem Meſſer zu den Mannsabſätzen iſt dieſes nicht der Fall; denn hier ſchneidet die Hand. Man kann daher auch hier ein gerades Schuſtermeſſer gebrauchen. — Man gebraucht dieſe Art Meſſer jetzt auch zu den Abſätzen der Mannsſtiefeln, weil die Damenſchuhe keine Abſätze mehr haben. — Fig. 8559 iſt ein Meſſer, den Rand der Sohle nach ihrer Dicke, wie ſie nämlich ſcheinen ſoll, zu beſchneiden. — Fig. 8560 iſt ein jetzt wenig mehr gebräuchliches Hölzermeſſer, da hölzerne Abſätze ſelten mehr vorkommen. Sie wurden damit ausgehöhlt oder hohl geſchnitten. — Fig. 8561 iſt der Pflöckorth, ein etwas länglich viereckigtes Inſtrument, das nach oben hinaus rund fällt und einen breiten Heft hat. Man macht damit diejenigen Löcher in die hölzernen Abſätze, durch welche man die Nägel ſchlägt. — Fig. 8562 ein anderer Orth, mit welchem man auf eine ähnliche Weiſe die ledernen Abſätze befeſtiget. — Fig. 8563 iſt das Aufſtreichmeſſer, den Riß aufzuſtreichen.

Es iſt ein ganz kurzes Meſſer mit einer am Ende runden und ſtumpfen Klinge. Dieſes Meſſers bedienen ſich beſonders die Franzöſiſchen Schuſter oder Schuhmacher, die Deutſchen brauchen hierzu gewöhnlich den Stahl, worauf die Meſſer oder Kneiſe geſtrichen werden. Der Riß, wozu dieſes Meſſer oder der Stahl gebraucht wird, iſt ein länglicher, ſchräge gemachter Einſchnitt, welcher auf folgende Weiſe mit dem Meſſer gemacht wird. Man ſchneidet nur den obern rauchen Theil des Leders, entweder an den Sohlen oder Abſätzen, durch, und führt dann nach dieſem gemachten Einſchnitte die Nath. Weil nun dieſer Einſchnitt von dem Leder bedeckt wird, ſo braucht man das eben erwähnte Aufſtreichmeſſer dazu, daß man mit demſelben in dieſem Schnitte gerade einherſtreicht, und ihn auf dieſe Weiſe öffnet, damit man unten in demſelben die Nath machen kann. — Fig. 8564 iſt das Schabeblech, eine ſpitze, länglichte und ſtumpfe Meſſerklinge. Man fährt mit derſelben zwiſchen einen jeden Stiche der weißen Nath, um damit das überflüſſige Wachs oder Pech aus dieſen Zwiſchenräumen fortzunehmen. — Fig. 8565 iſt ein länglichtes Stückchen Stahl, mit welchem die eiſernen, ſchneidenden und ſpitzigen Handwerksgeräthe geſtrichen werden, nachdem ſie geſchliffen worden, damit ſie glätter werden, und ſanft ſchneiden. — x ſind kleine Zwecken, mit welchen das Oberleder, nebſt den Quartieren auf den Leiſten angezweckt, und dann wieder ausgezogen werden, ſo wie die Näthe gemacht ſind. — y ſind Sohlenzwecken, mit welchen die Sohlen an den Leiſten angezweckt werden. Sie haben doppelte Köpfe, damit ſie mit der Zange um ſo beſſer gefaßt werden können, wenn man ſie wieder ausziehen will. — z iſt eine Abſatzzwecke, welche ziemlich lang und ſtark iſt, und einen dreifachen

Kopf hat. Man ſchlägt ſie zu dem Ende durch das in der Mitte des hölzernen Abſatzes an den Mannsſchuhen befindliche Loch, damit der Abſatz an dem Leiſten dergeſtalt befeſtiget ſeyn möge, daß er nicht weichen kann. — Fig. 8566 iſt ein rundes Eiſenblech oder Leder, welches bei dem Abzwecken zur Unterlage dient. Das Loch iſt in der Mitte genau ſo groß, als es die Zwecke erfordert, welche man durchſchlagen will. Nachdem ſie durchgeſteckt worden, ſchlägt man ſie ein, wo ſie hin ſoll, und dieſe Unterlage dient dazu, daß ſolche nicht tiefer eindringe, als es nöthig iſt, oder das Leder verdorben würde. Der Handwerker braucht nun noch eine mittelmäßige Raſpel oder vielmehr mehrere Raſpeln, welche bei dem Mannsſchuhmacher breit, bei dem Frauenſchuhmacher aber die vordere Seite rund, und die hintere breit iſt; und dann eine Feile von mittlerer Sorte.

Von hölzernem Handwerkzeuge iſt Fig. 8567 das Ausreibeholz, ein Werkzeug von Buchsbaumholz oder auch von Knochen, welches gebraucht wird, die auswendigen Näthe oder den Riß damit zuzuſtreichen, und die ſogenannten ſchwarzen Stiche derſelben zu ebnen; denn ſo nennt man diejenigen Näthe, welche mit ſtarkem Drahte gemacht werden. — Fig. 8568 iſt ein Werkzeug von Buchsbaumholz, Zwinge genannt, mit welchem die Sohlen an dem Rande herum gebogen werden. Man braucht ſtatt dieſes Werkzeuges auch die Glättſchiene oder den Hammerſtiel. — Fig. 8569 iſt das Glättholz, womit die Abſätze unten polirt werden. — Fig. 8570 iſt ein anderes Glättholz, mit welchem man den Rand der Sohlen polirt. — Fig. 8571 iſt dasjenige Glättholz, womit der Rand der Tanzſchuhe polirt wird. — Fig. 8572 iſt eine Glättſchiene, entweder von Holz oder von Kno-

chen. Man glättet damit die Fläche der Sohlen. — Fig. 8573 iſt ein Inſtrument von Holz, welches bloß zu den Frauenſchuhen gebraucht wird, an welchen man dasjenige Leder damit glättet, womit die Abſatzhölzer überzogen ſind. Viele Schuhmacher bedienen ſich auch ſtatt dieſes Holzes eines Stückes Horn. — Fig. 8574 iſt der hölzerne Keil, das ſogenannte Töppchen, welches über die Unterlage auf dem Obertheile des Fußes hineingetrieben wird. Zu den Handwerkzeugen rechnet man auch noch das ſtarke Bruſtleder und das Schurzfell, welches jetzt aber in großen Städten, z. B. in Berlin, wenig mehr getragen wird, wo man ſtatt deſſelben eine Schürze von Leinwand umthut.

Von den Materialien, welche der Schuhmacher zu ſeinem Handwerke gebraucht. 1. Leder. Rinds-, Kalb-, Roß-, Schaf-, Ziegen-, Gemſen-, Hunds-Leder, ferner Juften, Saffian und Corduan. Das Sohlenleder vom Rücken und den Hüften (Schild) des lohgaren Rindsleders zur inwendigen Sohle, Brandſohle, wird von den Lederhändlern Pfundweiſe eingekauft. Das beſte, dickſte Sohlenleder iſt beſonders der Schild von dem Engliſchen, indem ſich der Ochs auf dieſen Buß niederlegt, wenn er ausruht. Der Bauch giebt die ſchwächſten Stellen. Man ſchneidet aus einer Rinderhaut gewöhnlich 24 Paar Sohlen. Die ſicherſte Probe aller guten lohgaren Leder iſt ein brauner Kern im Schnitte. Die Kuhleder ſind ſchon ſchwächer. Zum Oberleder der Schuhe dient das Leder von 1/2 bis 2jährigen Kälbern; die älteren haben grobe, jedoch dauerhafte Narben. Das lohgare Roßleder wird auch zu Brandſohlen gebraucht, jedoch zieht man diejenigen aus Rindsleder bei weitem vor. Die Juchten oder Juften, in Rußland gar gemachte Ochſen-,

Kuh- oder Pferdeleder von ſtarkem Geruche, haben eine feine Kriſpelung und braune Röthe an der Narbe, einen rothen Kern, und eine vorzügliche Dauer. Der Saffian wurde ehemals zu Huſarenſtiefeln angewendet, und jetzt dient er noch zu Pantoffeln, wo ſolche getragen werden. Der aus der Levante kommende Corduan, welcher von Bockshäuten ſchwarz und roth bereitet wird, und bei uns, ſo wie überhaupt in Europa, durch Kalb- und Ziegenleder nachgemacht wird, dient beſonders zu Damenſchuhen. Das weiße Schafleder wird zum Oberleder und zu den Quartieren als Unterfutter in den Damenſchuhen gebraucht. Das Ziegen- und Gemſenleder dient zum Corduan. Das Hundeleder, deſſen weite Schweißlöcher leicht Waſſer ziehen, diente ehemals zu den Stiefelſchäften, die ſich, nebſt denen von Gemſenleder, an den Fuß glatt anlegten. — Ueber die Zubereitungsart aller der hier angeführten Arten Leder, ſ. den Art. Leder, Th. 68. — 2. Draht. Der Schuhmacher braucht zwei Arten von Draht, nämlich ſtarken Draht, welcher von dem beſten Hanfe und nicht zu ſehr zuſammengedreht ſeyn darf. Um dieſen zu ſpinnen wird ſchon eine ziemliche Geſchicklichkeit erfordert. Es giebt gewiſſe Frauensleute, welche ſich auf dem Lande und in kleinen Provinzialſtädten nur beſonders mit dieſem für die Schuhmacher nöthigen Garne zu ſpinnen beſchäftigen. Dieſes Garn wird zum Drahte mehrere Male doppelt genommen, wenn man die ſtarke oder ſogenannte ſchwarze Naht der Schuhe damit nähen will. Das braune oder ſchwarze Engliſche Garn wird zu den Beſtechnähten genommen. Das Schleſiſche oder Lauſitzer Garn gebraucht man zu den weißen Nähten; auch dieſes wird beim Gebrauche mehrere Male doppelt genommen.

3. Das Pech und die Schwärze. Starkes Drahtpech. Man nimmt Harz, entweder Colophonium oder weißes Harz, Burgunderharz, läßt ſolches in einem Tiegel über Feuer zergehen und thut zu einem Pfunde deſſelben ungefähr ſo viel Talk, als die Größe einer Nuß beträgt. Wenn beides gut mit einander vermiſcht und erkaltet iſt, ſo wird es in ein Gefäß in einen Klumpen zuſammen gegoſſen, mit welcher Maſſe dann der Draht nach der Länge beſtrichen und auf dieſe Weiſe gepecht wird. Dieſe Vermiſchung muß, nach der Verſchiedenheit der Jahreszeit, wieder geſchmolzen und mehr Talk hinzugethan werden, weil ſie im Winter gemeiniglich ſehr trocken iſt. — Das weiße Pech zu den weißen Nähten bereitet man auf folgende Weiſe: Man miſcht zu 2 Unzen weißen Wachſes 1/2 Unze Bleyweis. Das Wachs wird auf einem Stücke weißen Leders in kleine Stückchen geſchnitten. Nachdem nun das Bleyweis zu einem Pulver zerſtoßen worden, ſo ſtreut man es über das Wachs und bindet es zuſammen in dem Leder feſt. Man ſchlägt nun noch 3 oder 4 Minuten mit dem Hammer auf das Bündel und erhält eine Maſſe, mit welcher man dieſen Draht wichſen kann. Das weiße Wachs kann auch zerlaſſen und zerſtoßner Schwefel darunter gemengt werden, und dann kann man es zu eben dieſem Behufe gebrauchen. Das gelbe Wachs kann man ohne weitere Zubereitung auf die Weiſe gebrauchen, daß man den Orth während des Nähens öfters hineinſticht, damit er um ſo leichter durch das Leder gehe. Hierzu iſt aber Talg oder Unſchlitt noch beſſer. Bei wildem Schweinsleder, welches häufig zu Sohlen gebraucht wird, muß man ſich der Seife bedienen. Dieſe Art Sohlen ſind zwar ſehr dauerhaft, aber im Naſſen immer glatt, weil dieſes Leder kein Waſſer einläßt. Man geht auf dieſen

Sohlen, wie auf dem Eiſe, und kann daher leicht fallen. Das Stiefelpech wird aus zwei Pfunden Pech, einem halben Pfunde gelben Wachſe, und ſo vielem Kienruß, als nöthig iſt, gemacht, welche Materien über dem Feuer zuſammengeſchmolzen werden. Dieſes Pech gebraucht der Stiefelmacher dazu, daß es die gebrannten oder ſteifen Stiefeln dergeſtalt durchdringt und hart macht, daß ſie ſo ſteif wie Holz werden; ſ. weiter unten. Dieſe Art Pech bedient ſich auch der Schuhmacher, wenn er Schuhe für Landleute macht, nur mit dem Unterſchiede, daß er nicht ſo viel ſchwarzes Pech unter die Maſſe nimmt. Die Schwärze, welche dieſer Handwerker zum Schwarzmachen der ledernen Abſätze, des Randes der Abſätze, des Randes der Sohlen ꝛc. braucht, wird aus Eiſenſchwärze und Kienruß gemacht. Die Eiſenſchwärze wird gut durchgeſtoßen, damit ſich der Kienruß gehörig darunter miſchen laſſe. Man nimmt auch ſtatt der Eiſenſchwärze, Frankfurter Schwarz oder gebranntes Weinrebenſchwarz darunter. Was die Wichſe oder Stiefelpolitur anbetrifft, um Stiefeln und Schuhen Schwärze und Glanz zu geben, ſ. unter Wichſe, in W.

Vom Maaßnehmen zu den Schuhen und Stiefeln. Bei uns wird gegenwärtig das Maaß zu Schuhen und Stiefeln mit einem Papierſtreifen nach dem Fuße genommen. Der Handwerker mißt nämlich mit dieſem Streifen vom Hacken ab bis vorn zu dem großen Zehen, und ſchneidet da mit der Scheere ein; dann mißt er die Weite des Fußes über und unter dem Spanne, und vom Hacken herauf bis über den Spann bei Stiefeln, und dann die Höhe der Stiefeln nach dem Wunſche des Beſtellers vom Fuße bis zur Wade oder darüber hinaus, und jede Weite, Breite, Höhe wird durch Einſchnitte an dem Maaße bezeichnet. Ehemals hatten

die Schuhmacher Maaßladen, Maaßſtöcke, wie Fig. 8547 und Fig. 8548 ſolche zeigt, die aber in neueſter Zeit, beſonders bei uns, abgekommen ſind. Man macht ſie, wo ſie noch gebräuchlich ſind, nicht nur aus Buchsbaum-, ſondern auch aus Pflaumenbaumholz, und die Abtheilungen von Elfenbein; Einige haben auch ganz meſſingene Maaßladen, welche beſonders in England gebräuchlich ſind. Dieſes Inſtrument beſteht aus vier in einander gefalzten Linealen, welche dergeſtalt mit einander verbunden ſind, daß ſie zuſammen ein längliches Viereck oder Parallelogramm machen. Dieſe vier Lineale ſind ſo zuſammengeſetzt, daß das Obere und Untere, Fig. 8575, welche beide an einem kleinen Stiele a befeſtiget ſind, den man anfaßt, und ſie bei demſelben nach ſich zieht, über die andern beiden weg gleiten. In einem dieſer beiden beweglichen Lineale befinden ſich Abtheilungen; unten am Ende des Inſtruments iſt ein unbewegliches Querholz b rechtwinklicht. Das bewegliche Lineal iſt mit meſſingenen oder elfenbeinernen Stiften oder Abtheilungen verſehen, an welchen die Länge, ſo wie man es ausgezogen hat, bemerkt wird. Neben dem Querholze b, befindet ſich ein anderes c von eben der Geſtalt und Beſchaffenheit, nur mit dem Unterſchiede, daß, ſo wie die Maaßlade ausgezogen worden, es ſich nicht nur über den unbeweglichen, ſondern auch beweglichen Theil derſelben zugleich, aufwärts gegen den Kopf a zu, verſchieben läßt. Das bewegliche Lineal iſt in 26 kleine Abtheilungen, deren jede drei Linien von einander ſind, und von dem Handwerker gemeiniglich Stiche genannt werden, getheilt. Zieht man nun das Inſtrument ſo viel aus, als man kann, und ſchiebt nächſt dieſem das bewegliche Querholz bis nahe an den Kopf a hinauf, ſo beträgt die ganze Entfernung dieſer beiden Querhölzer von einander 11 1/2

Zoll, wenn nämlich die Maaßlade ſo viel, als möglich, ausgezogen worden, ſo kann man vermittelſt derſelben das Maaß nach jedem Fuße nehmen. Wenn nun die Maaßlade in dieſem Zuſtande iſt, ſo zählt man von dem untern unbeweglichen Querholze b an bis zu der zwölften Abtheilung, wo man dann bis zu derjenigen gelangt, welche der Schuhmacher das kleine Maaß nennt oder zu nennen pflegt, welcher Ausdruck ſo viel als die Länge eines Kinderfußes von eilf oder zwölf Jahren bedeutet, weil ſolche dann nicht weiter zu reichen pflegt; reicht ſie aber weiter, ſo fällt ſie ſchon in das große Maaß. Wenn nun der Schuhmacher Maaß mit dieſem Inſtrumente nehmen will, ſo zieht er die Maaßlade aus, kniet mit einem Knie auf die Erde, und hält das Maaß dergeſtalt unter die Fußſohle, daß das unbewegliche Querholz deſſelben genau an den Hacken tritt, das bewegliche aber genau bis vor die große Vorderzehe geſchoben wird, wo nämlich der Fuß zu Ende iſt, und die Theilung, welche das bewegliche Querholz zeigt, bemerkt werden muß. Bei gewöhnlichen Schuhen mit einem ſtarken Rande müſſen drei Stiche zugegeben werden, bei den dreimal genäheten nur zwei, und bei den umgewendeten, welche ſehr genau anſchließen ſollen, nur einen. Auch bei dieſem Inſtrumente muß die Höhe des Obertheils, nebſt der Breite desjenigen Theiles des Fußes, wo ſich der Ballen befindet, mit einem Papierſtreifen gemeſſen werden. Nach dieſem Maaße wird nun ein hölzerner Leiſten herausgeſucht, mit ledernen Lappen (Häschen) beſetzt, und das Leder, beſonders am Knopfe des Stiefelſchaftes, unten am Schuh genau zugeſchnitten. Jetzt ſind nun vorher noch die verſchiedenen Nähte zu beſchreiben. Es werden dreierlei Arten von Nähte gemacht: 1) die ſchwarzen oder geſchlungenen oder auch doppelten

Nähte mit ſtarkem Pechdrahte und Schweinsbor-ſten; 2) die weißen und auf eben die Art geſchlungenen Nähte, nur mit dem Unterſchiede, daß die Stiche dichter zuſammen ſind; man macht ſie mit Schweinsborſten und Pechdraht von Schleſiſchem, auch Cöllniſchem Garne; 3) die einfache Naht, welche mit Engliſchem Zwirne, wie er in die Beſtämmnadel eingefädelt iſt, umgekehrt gemacht wird. Auſſer dieſen drei Nähten hat man noch eine beſondere, welche der Engländiſche Stich genannt wird. Er wurde an den Abſätzen der Damenſchuhe gebraucht, und iſt jetzt, da dieſe nicht mehr Mode ſind, auch nicht mehr im Gebrauch.

Der Draht wird auf folgende Weiſe gemacht: Acht loſe geſponnene Hanffaden oder vielmehr vier Faden, werden von dem Knäuel losgewickelt; ſie müſſen die Länge haben, daß man acht Fäden durch das Doppeltlegen davon erhält. Man wickelt nämlich ſo viel Garn von dem Knäuel ab, als man glaubt zu einem achtfädigen Drahte genug zu haben, legt ſie ſo zuſammen, daß es vier lange Fäden ſind, und dieſe ſchlägt man nun über einen an der Thür-einfaſſung angebrachten oder eingeſchraubten Haken, oder hängt ſie auch über einen hölzernen Riegel, der-geſtalt, daß es achte werden, die man dann unten auseinander ſchneidet. Man zieht nun dieſe Fäden durch ein Gemenge von Pech und ein wenig Talg in der Hand durch, rollt den Draht bis oben an den Haken herauf, und dreht unten in ſein Ende eine zerriſſene Borſte ein, um damit zu nähen. Auf dieſe Weiſe werden ſo viel Enden Draht gemacht, als man nöthig hat. Bei den Franzoſen wird der Draht auf folgende Weiſe gemacht. Man wickelt von dem Knäuel ſo viel Garn ab, als die Länge der Naht erfordert, die man zu machen hat, und nimmt ihn dann ſo vielmal doppelt, als er ſtark werden ſoll.

Ehe nun der Faden zuſammengelegt wird, reißt man ihn jedesmal in einer ſolchen Länge durch, als der Draht bekommen ſoll. Um nun aus dieſen einzelnen Fäden den Draht zu machen, ſo wird jeder der erſtern mit ſeinem Ende auf das Knie gelegt, mit der flachen Hand quer darüber hingeſtreift, und zwar ſo, daß der Strich von dem Leibe weggeht, wo dann jedes Ende aufgedrehet werden wird, welches nur noch etwas aufgezogen und abgeriſſen werden muß. Da nun alle dieſe Fäden nicht nur an beiden Enden ſpitzig, ſondern auch von ungleicher Länge werden müſſen, ſo iſt leicht zu erachten, daß wenn ſie nachher zuſammengelegt werden, um den Draht daraus zu machen, dieſer ebenfalls an beiden Enden ſpitzig werden muß. Um nun dieſes zu erhalten, werden die Spitzen zuſammen auf das Knie gelegt, mit der Hand, wie ſchon oben erwähnt, quer darüber hinweg geſtrichen, und auf dieſe Weiſe zuſammengedreht, mit Pech beſtrichen, da denn der Draht, wenn man mit beiden Enden deſſelben eben ſo verfährt, von den aufgedreheten und abgezupften Fäden eine ſehr dünne, längliche Spitze erhält. Wenn nun die Schweinsborſte daran gemacht werden ſoll, ſo zieht man eine derſelben aus dem Bündel, ſpaltet ſie an dem dünnſten Ende, bis ein wenig über die Mitte von einander, damit man zwei ganz dünne Theile bekommt. Hierauf legt man die Spitze des Drahtes an eines dieſer beiden Theile der Borſte, nur etwas weiter herunter, als wo ſie zuſammenſtoßen, biegt den andern Theil in die Höhe, dreht zuerſt die Spitze des Drahtes mit dem Ende zuſammen, und ſogleich auch das andere Ende, jedoch nicht ganz, ſondern nur etwa bis auf einen Querfingerbreit. Iſt dieſes geſchehen, ſo nimmt man einen ganz dünnen Orth, ſticht mit demſelben quer durch den Draht ein Loch, durch welches denn das noch übrige Ende der Borſte

von oben herunterwärts geſteckt und nachher feſtge-gezogen wird.

Beſtandtheile des Schuhes. Der ganze Schuh beſteht überhaupt 1) aus zwei Quartieren, welche zuſammengenähet ſind, den Hacken des Fußes umgeben, und ſich bei Schnallenſchuhen mit zwei Riemen endigen, vermittelſt welcher mit der Schnalle auf dem Obertheile, dem Spanne des Fußes, der Schuh zugeſchnallt wird; bei Bänderſchuhen, wie ſie genwärtig noch auf Bällen und bei andern Feierlichkeiten getragen werde, da man jetzt größtentheils Stiefeln trägt, ſind dieſe Riemen nur ganz ſchmal und kurz, um darauf eine Patent- oder Aufdrückſchnalle drücken zu können. 2) Aus einem Oberleder, welches den ganzen Obertheil des Fußes bedeckt, das heißt, von den Zehen an, bis auf den Spann und zu beiden Seiten. 3) Zwei Sohlen, welche auf einander zu liegen kommen, und auf welchen der Fuß ſteht; die erſte, worauf der Fuß unmittelbar ſteht, iſt die Brandſohle. Die Abſätze wurden ehemals von Holz oder von Leder gemacht, jetzt ſind ſie an Schuhen nicht mehr Mode. — Haben die Sohlen an den Schuhen eine ziemliche Dicke, und ſind auch die übrigen Theile des Schuhes, den Sohlen gemäß, durchgehends ſtark und feſt, ſo werden dieſe Schuhe gemeine oder gewöhnliche, Fr. Soulier ordinaire, ſind aber die Sohlen dünn und zierlich, und auch die übrigen Zuthaten feiner, ſowie auch die Nähte, ſo werden ſie dreimalgenähete genannt, Fr. Escarpin; umgewandt nennt man ſie, wenn die inwendige Seite auswärts genähet, und nachher umgekehrt wird, Fr. Escarpin retourné. Leichte Tanzſchuhe unterlegt man bloß mit einer Sohle. Man hat auch noch eine Art Schuhe, welche man Ueberziehſchuhe, Fr. Claques, nennt. Sie haben den Zweck, den Fuß

wärmer zu halten und vor feuchter, kalter Witterung zu verwahren. Sie werden aus ſtarkem Leder gemacht und haben ſo wenig Quartiere, als Riemen. Man tritt mit den gewöhnlichen Schuhen oder auch mit den Stiefeln in ſolche hinein, wenn man bei kaltem oder ſchmutzigem Wetter auszugehen genöthiget iſt, und zieht ſie, wo man einen Beſuch ꝛc. abſtattet, im Vorzimmer aus, ſo hat man nicht nur einen trocknen Fuß, ſondern auch reine Schuhe, und beſchmutzt die Dielen der Zimmer nicht. Man hat in neueſter Zeit Querriemen daran genäht, das heißt, ein dünner Riemen iſt an der einen Seite des Schuhes befeſtiget, und an der andern äußerlichen Seite eine kleine Schnalle, ſo daß ſie auf dieſe Weiſe an den Fuß beſſer befeſtiget werden können. — Die Pantoffeln, welche bloß im Hauſe oder in den Zimmern zur Bequemlichkeit angezogen werden, haben nur Sohlen, das Oberleder, und die Abſätze; ſie haben keine Quartiere, Riemen und Randleder, wenn ſie aber dergleichen bekommen, ſo heißt man ſie Pantoffeln mit Quartieren, Pantoffeln mit Hackenledern, Hausſchuhe, auch wohl Escarpin, Fr. Sabots; ſ. den Art. Pantoffel, Th. 106, S. 386 u. f., und Mannsſchuhpantoffel, Th. 83, S. 760 u. f. Auſſer dieſen hier angeführten Arten von Schuhen oder vielmehr Fußbekleidungen, hat man noch einige andere Arten Mannsſchuhe, z. B. ſehr ſtarke, mit Nägeln beſchlagen, für Botenläufer, Holzhauer und dergleichen Leute und Arbeiter, welche viel laufen, feſt auftreten und einen feſten Stand im Schuhe haben müſſen; wohin man auch die Soldatenſchuhe rechnen kann, ſ. Th. 52, S. 638, 648. Klumpſchuhe, welche hölzerne Sohlen haben ꝛc. Alle dieſe Arten Schuhe dienen zur Bedeckung und zum Schutz der Füße gegen Kälte, Näſſe ꝛc., auch daß man einen

gewiſſen Tritt darin habe, und dann auch zur Zierde des Fußes, wohin die elegant gearbeiteten Schuhe gehören. Die Schuhe waren daher wohl die erſte Erfindung, wie auch ſchon oben angeführt worden. Da man nun aber bei verſchiedenen Beſchäftigungen, z. B. beim Reiten, auf der Jagd ꝛc., die Schuhe nicht als Schutz gegen die dabei vorkommenden Gefahren, welche die Beine und Knie bedrohen, allein gebrauchen konnte, weil es ſowohl beim Reiten, als auf der Jagd und bei andern dergleichen ähnlichen Beſchäftigungen nöthig iſt, daß ſowohl die Beine, als Knie vor äußerlicher Gewalt ꝛc. verwahrt werden, ſo iſt man auf eine Art Fuß- und Beinbekleidung zu gleicher Zeit gefallen, die man im Deutſchen mit dem Namen Stiefeln belegt; Fr. Bottes; Engl. Boots. Dieſe Stiefeln beſtehen aus einem ledernen Schaft, welcher die Beine bedeckt, und unten mit einem Schuhe verſehen iſt. Um das Knie beim Reiten zu verwahren, oder einen feſten Schluß bei demſelben zu haben, werden die Schäfte ſo hoch gemacht, daß ſie bis über die halbe Lende reichen, und hinten in der Kniekehle ſind ſie ausgeſchnitten, oder man ſetzt beſondere Stulpen daran, wie ehemals und auch noch jetzt in manchen Staaten an den Reiterſtiefeln; auch bei der Jagd, um ſich nicht zwiſchen Hecken, Gebüſchen an Dornen zu ritzen, oder bei der Waſſerjagd durch Sümpfe ꝛc. waten zu können, bedurfte man dieſes Schutzmittels. Was alſo erſt zum Schutz oder zu anderm Nutzen gereichte, wurde ſpäterhin eine Zierde oder zur Verzierung des Fußes und Beines angewendet; daher hat man Stiefeln von verſchiedener Geſtalt: Schnürſtiefeln, Wadenſtiefeln, Klappenſtiefeln, zweinäthige oder Ungariſche Stiefeln, Schlappſtiefeln, ſteife oder Courierſtiefeln, auch Kanonen genannt, kurze oder Kamaſchenſtiefeln, auch

Pantalonſtiefeln genannt, weil ſie auch unter langen Beinkleidern getragen werden, und nur ganz kurze Schäfte haben, Huſarenſtiefeln, wie noch jeꜩt die Huſaren im Oeſterreichiſchen tragen, beſonders in Ungarn, und die auch in den erſten Lüſtern dieſes Jahrhunderts bei den Civiliſten Mode waren, ꝛc. ꝛc.

Vom Zuſchneiden der Schuhe und Stiefeln nach dem genommenen Maaße bei dem Mannsſchuhmacher. Nachdem das Maaß nach dem Fuße genommen und der Leiſten dazu herausgeſucht worden, legt der Meiſter oder Zuſchneider, welches in großen Werkſtätten einer der älteſten Geſellen iſt, oder der auch beſonders dazu angenommen wird, diejenigen Stücken ſchwarzen Kalbleders, woraus die Oberleder und Quartiere geſchnitten werden ſollen, auf das Zuſchneidebrett, ſo, daß die rauche Seite (worunter man diejenige verſteht, wo das Haar geſeſſen hat, und die von dem Gerber ſchwarz gemacht wird) unten, und die Fleiſchſeite oben zu liegen kommt. Hierauf wird nun das papierne Muſter gelegt, und mit dem geraden Kneif, oder einem andern Zuſchneidemeſſer, ſowohl das Oberleder AA, Fig. 8576, als auch die Quartiere CC, nebſt ihren Riemen BB darnach zugeſchnitten. Beim Erſtenmale muß man den Zuſchnitt aus der Urſache etwas breiter oder reichlicher machen, weil man nachher das Leder mit der Zwickzange anfaßt, es ausreckt, und ihm auf dieſe Weiſe die gehörige Breite giebt, welche es haben muß. Nachdem dieſes gehörig geſchehen, ſo legt man die papiernen Muſter wieder darauf, ſchneidet dann das überflüſſige Leder genau um das Papier, ſowohl bei dem Oberleder, als den Quartieren weg, außer an den Rundungen CC, an welchen noch etwas mehr Leder ſitzen bleiben muß, damit die Quartierriemen BB noch etwas abgeſchnitten werden können,

wenn ſie etwa zu lang ſeyn ſollten. Nach dieſen Hauptſtücken werden nun auch die übrigen Stücken zugeſchnitten, welche zu einem Schuhe erfordert werden, z. B. die Abſatzflecken, Ränder des Fußes und des Abſatzes, Fig. 8577 und Fig. 8578, wie auch den Abſatzüberzug, N, Fig. 8579, wenn nämlich hölzerne Abſätze unter die Schuhe kommen ſollen, werden ſie aber von Leder gemacht, ſo braucht man dieſes Stück nicht. In gegenwärtiger Zeit fallen die Abſätze ganz weg. Die Seitenfutter ſind zwei kleine Stücken Kalbsleder, welche an der einen Seite mit einer geraden Linie, an der andern aber rund zugeſchnitten und mit dem Meſſer abgeſchärft werden; ſie kommen eigentlich unter das Oberleder, und zwar an eben diejenigen Oerter zu liegen, wo die Winkel und Ecken bei a a in das Oberleder eingeſchnitten ſind, um ſolche zu verſtärken. Die Rahmen hinten herum ſind ein Streifen Rindsleder, einen halben Zoll breit und ſo lang, daß er um die Brandſohle und den Abſatz, und auf beiden Seiten bis an das Oberleder geht, wo nämlich der Abſatz an demſelben zu Ende geht. Wenn hölzerne Abſätze an die Schuhe kommen, ſo müſſen die Rahmen mit einem Stücke Kalbleder überzogen werden, welches genau ſo groß iſt, als es hierzu erfordert wird.

Nachdem nun die Quartiere nach den Muſtern, wie oben angeführt worden, geſchnitten ſind, ſo wird eins von dieſen Quartieren gegen das Oberleder AA gehalten und dergeſtalt gelegt, wie es Fig. 8576 zeigt. Man macht nun einen ſchiefen Einſchnitt, welcher den untern Theil des Riemens bis nach a ausmacht. Man ſchneidet darauf in gerader Linie durch bis zu dem Ende des vorigen Einſchnittes, ſo hat man einen Einſchnitt ungefähr 1/2 Zoll tief, welcher ſich etwa 1 1/2 Zoll weit gegen die Seite des

Oberleders zu befindet. Man nimmt nun das Quartier wieder weg, legt das Oberleder doppelt zuſammen, und ſcheidet nach dem vorher bereits gemachten Ausſchnitte, an der andern Seite ebenfalls einen ſolchen Triangel aus. Derjenige Theil des Oberleders, welcher ſich zwiſchen dieſen beiden dreieckigten Ausſchnitten befindet, wird genau das Ende des obern Theils des Fußes oder des ſogenannten Spannes bb, an welchen nachher, wenn der Schuh fertig iſt, die Laſche G angenähet wird. Der Geſell macht nun von dem dicken Garne einen Pechdraht, welcher etwa die Dicke eines ganzen dünnen Bindfadens hat, ſchlägt den Knieriemen um das linke Knie, und unter den linken Fuß durch, und umgiebt die linke Hand mit dem Handleder. Er nimmt nun den Leiſten, legt ihn dergeſtalt auf das Knie, daß das Ende deſſelben, welches die Zehe vorſtellt, gegen ihn gekehrt iſt, und befeſtiget ihn in dieſer Lage mit dem Knieriemen. Man bedient ſich nun desjenigen Theils des Leiſtens, wo oben eine kleine Zwecke eingeſchlagen iſt, als des obern Theils, damit die beiden Quartiere mittelſt der Beſtechung f zuſammen genähet werden können. Jetzt legt derſelbe die beiden Enden der Quartiere CC gegen einander, allein zur rechten und linken Seite oben auf den Leiſten diesſeits des kleinen Nagels; ſchlägt den Knieriemen um dieſelben, damit ſie feſt liegen. Er nimmt nun den Beſtechorth, ſticht die beiden Ränder an dem einen Ende derſelben, gegen den erwähnten Nagel zu, zugleich durch, zieht den Orth wieder aus, ſticht in das gemachte Loch das linke Ende des eben verfertigten Drahtes, zieht ihn bis in die Mitte durch, macht beide Enden gleich lang, knüpft ſie dann zuſammen, und zieht den Knoten bis zu dem kleinen Nagel herunter zu. Dieſer Knoten macht die beiden Leder um ſo beſſer gleich. Er fährt nun fort auf dieſe Weiſe zu nähen

und zuzuziehen, ſo entſteht daraus diejenige Naht, welche hinten an dem Hacken herunter geht und die Hinternaht genannt wird. Wenn beide Quartiere aus einem Stücke geſchnitten werden, ſo fällt die Naht weg. Er nimmt nun das Oberleder L, Fig. 8580, um es mit den Quartieren zuſammenzunähen, wenn er nämlich bis auf zwei Drittheile oder bis 3 herum iſt, von dem untern Theile der Riemen bis nahe 1/2 Zoll; dann endiget er die Doppelnaht, geht noch 1/2 Zoll unter dem Oberleder herunter, und nähet es daſelbſt mit einer einfachen Naht vermittelſt einer Nähenadel und ſtarkem Engliſchem gewichſten Zwirne dergeſtalt zuſammen, daß die Stiche eine kleine länglich runde Figur machen, welche gemeiniglich das Röschen genannt wird. Jetzt nimmt der Arbeiter die beiden Seitenfutter DD, ſchärft ſie an dem Rande umher ab, legt ſie dergeſtalt unter, daß die gerade Seite derſelben gegen die ausgeſchnittenen Stellen aa des Oberleders zu liegen kommt; näht ſie dann mit der Stämmnadel und Engliſchem Zwirne ſo an, daß nicht ganz durch das Oberleder durchgenähet wird. Hierauf nimmt er die Ueberſtämme FF, ſchärft ſie an demjenigen Rande, welcher am meiſten gerade iſt, wie auch an dem breiteren Ende ab; das Stück F 2, Fig. 3580 legt er an die eine Seite dergeſtalt, daß es von der Naht an, welche das Oberleder mit den Quartieren verbindet, an den Rande des erſtern oo weiter fort gegen das vordere Ende des Schuhes zu, und zwar bis auf einen guten Zoll ans Ende geführt wird. Dieſes Randleder nähet er vermittelſt einer einfachen Naht, nachdem es abgeſchärft worden, mit der Nadel und ſtarkem Zwirne dergeſtalt zuſammen, indem er an dem breiten Ende k, wo es an das Quartier ſtößt, anfangt, und an dem abgeſchärften Quartiere, welcher Theil oben iſt, weiter fortfährt. Wenn er nun ſo weit

bis zu dem Abſatzrandleder kommt, ſo ſticht er ſolches ganz durch, und nähet das Randleder um den Fuß her, an der obern Seite bis vorn an die Spitze feſt. Der Rand des Leders o o darf nicht angenähet, ſondern muß dergeſtalt geſchnitten werden, daß er an den Umfang des Oberleders genau anſchließt, ohne daß er daran feſt genähet wird. Hierauf wendet er dasjenige, was er bisher zuſammengenähet hat, um, ſo kommt die rauche oder Haarſeite, wo das Leder ſchwarz gemacht worden, heraus, die beiden Randleder aber einwärts. Nachdem nun das Zuſammengenähete, wie erwähnt, umgewendet worden, ſo nimmt er denjenigen Leiſten, welcher nach dem Maaße des Fußes desjenigen paßt, wofür die Schuhe gemacht werden ſollen, und legte den angefangenen Schuh auf denſelben, reckt mit der Zwickzange das Oberleder von einem Zoll breit bis zum andern, rund umher aus, damit der Schuh um ſo beſſer auf dieſem Leiſten anſchließt. Sobald nun dieſes geſchehen, ſo wird eine jede Stelle des Oberleders mit einer Zwecke feſtgeheftet. Wenn ſich nun das Leder durch das Ausrecken dergeſtalt gelängert hat, daß es um den Rand des Leiſtens hervorſteht, ſo wird dieſer hervorſtehende Theil mit der Scheere abgeſchnitten, damit das Leder rund herum recht egal werde; er ziehet nachher die Zwecken aus, und nimmt das Oberleder wieder von dem Leiſten ab. Jetzt befeſtiget nun der Arbeiter die Brandſohle, Fig. 8581, an das Oberleder, wenn ſie vorher nach dem Leiſten zugeſchnitten worden. Dieſe Sohle iſt, wie ſchon oben bemerkt worden, von ſtarkem Rindsleder; ſie muß vorher in einer kleinen Gelte oder Wanne eingeweiht und wieder getrocknet werden, damit ſie denjenigen Grad von Biegſamkeit bekommt, welchen ſie eigentlich haben muß, wenn ſie verarbeitet werden ſoll. Iſt ſie in dieſem Zuſtande, ſo wird ſie entweder auf einem

Steine oder kleinem Klotze, erſterer wird aber vorgezogen, mit dem Hammer dergeſtalt zuſammengeſchlagen, daß ſie recht feſt und dicht wird. Er legt nun dieſe Sohle auf den Leiſten, und befeſtiget ſie auf demſelben mit vier Sohlenzwecken, deren eine unter dem Ballen, die andere in der Mitte, und die übrigen beiden auf die Stelle des Abſatzes, eine an der rechten, die andere an der linken Seite, gerade gegeneinander über eingeſchlagen werden. Auch kann man ganz vorn bei a, das heißt, am Ende, einen kleinen hölzernen Nagel einſchlagen. Nachdem nun die Sohle auf dieſe Weiſe befeſtiget worden, ſo wird ſie rund umher mit dem Meſſer recht eben beſchnitten, und der Meiſter richtet ſich hier bloß nach dem Umfange des Leiſtens dergeſtalt, daß er alles Leder um den Leiſten herum bis an denjenigen Ort wegſchneidet, wo der Abſatz angeht, wenn ein ſolcher gemacht wird, wo dieſes aber nicht der Fall iſt, wie bei der jetzigen Schuhmode, wird die Sohle rund herum beſchnitten. Diejenige Stelle, wo bei den Abſatzſchuhen der Abſatz angeht, wird das Gelenke genannt. Der Handwerker verſteht darunter denjenigen Raum von dem Orte an, wo die Sohle die Erde zu berühren aufhört, oder wo der Abſatz angeht. Wenn der Arbeiter mit dem Beſchneiden bis an den bezeichneten Ort gekommen iſt, ſo macht er an beiden Seiten bei b b einen kleinen rechtwinklichten Einſchnitt, welcher ungefähr 2 bis 3 Linien tief iſt, und der Riß genannt wird; und von einer dieſer Stellen an fährt er nun weiter fort das Leder bis zu der andern rund zu ſchneiden, wie es der Umfang des Abſatzes erfordert; denn dieſer Umfang ſchließt diejenige Stelle ein, wo der Abſatz zu liegen kommt; nachher wird die Sohle rund herum bis auf das Holz ſchief abgeſchärft, das heißt, rund herum von einem der erwähnten Riſſe bis zu dem andern, und

die Stelle, wo der Abſatz hinkommt, bleibt unberührt. Jetzt legt er die Höschen, Fig. 8582, auf den Leiſten, welche verſchiedene Stücke ſchwarzen Kalbleders ſind, und welche ungefähr die Geſtalt im Kleinen haben, wie die Oberleder, nur werden ſie von verſchiedenen Größen geſchnitten, bedeckt damit den mittlern Theil der Sohle, von dem Spanne an bis gegen die Zehen, wo man zwei dergleichen kleine legt, die größten aber immer oben auf. In die Mitte derſelben ſchlägt man eine Zwecke, und damit ſie feſt anliegen, wird Zwirn nach Belieben herumgewickelt. Dieſe Höschen haben den Zweck, daß die Schuhe leichter aus- und angezogen werden können. Hierauf legt man zum zweiten Male das Oberleder nebſt ſeinen Quartieren auf den mit den Unterlagen belegten Leiſten, zwickt den untern Rand von beiden, ſowohl vom Oberleder, als den Quartieren an verſchiedenen Orten mit den Zwecken feſt, und zwickt das Leder wie vorher bis zu der Stelle, wo die Krümme des Abſatzes angeht. Man treibt hierauf den Keil oder das ſogenannte Töpfchen zwiſchen den Unterlagen und demjenigen Theile des Leiſtens, wo der Spann iſt, hinein, wenn es nämlich nöthig iſt, den Schuh dergeſtalt auseinander zu treiben, daß man ihn um ſo leichter aus- und anziehen kann. Die Quartierriemen werden aber oben über dem Oberleder quer übereinander gelegt und mit Zwecken befeſtiget. Der Rand des Oberleders wird mit einem ſtarken Drahte gebunden. Der Arbeiter nimmt nämlich einen ſtarken Draht mit ſeiner Borſte, macht an dem einen Ende einen Knoten, durchſticht den Rand des Oberleders etwa 3 Zoll von dem vordern Ende des Leiſtens mit dem Beſtechorthe, zieht den Draht durch, und leitet ihn unten um diejenigen Zwecken immer hin und her und querüber, welche zu dieſem Zwecke eingeſchlagen ſind, damit das

Oberleder in ſeiner Ausdehnung erhalten werde. Er ſticht ferner nahe bei dem Ende durch, zieht dadurch den Faden, führt ihn an dem Rande herunter, ſticht den Rand gegenüber abermals durch, verfährt dann wie vorher, und dieſes ſo fort, bis er wieder dahin gelangt, wo angefangen worden, wo dann zuletzt ein Knoten gemacht und der übrige Draht abgeſchnitten wird. Hierauf wird der Rand des Oberleders, welcher der Länge nach an die Sohle zu liegen kommen ſoll, abgeſchärft, oder dünn geſchnitten, und mit einem ſtarken, mit einer Borſte verſehenen Drahte eine geſchlungene Naht gemacht, und die Sohle aufgedoppelt. Die Länge der geſchlungenen Stiche wird von vier Linien gemacht und in dieſe Naht der abgeſchärfte Rand der Sohle, des Oberleders und des Randes m, Fig. 8583 gemacht. Dieſe Naht geht um den ganzen Schuh herum, von dem einen zum andern Winkel, wo dann ein Knoten gemacht wird. Die Zwecken, welche das Oberleder befeſtiget hatten, werden immer nach und nach ausgezogen.

Die hölzernen Abſätze, welche ganz aus der Mode ſind, wurden von Linden- oder Ellernholz gemacht, und der Arbeiter nähete ſogleich den Abſatzüberzug N, Fig. 8583 feſt. Nachdem nun dem hölzernen Abſatze, Fig. 8584, die gehörige Geſtalt mit dem Krummmeſſer gegeben worden, ſo wird er an ſeinen Ort gethan und eine Abſatzzwecke in der Mitte durch das Holz, durch die Brandſohle bis in den Leiſten geſchlagen. Da es nun ſelten geſchieht, daß die obere Höhlung des Abſatzes, die Grube, ſo genau oder gleichförmig ausgehöhlt wird, daß der Abſatz an den unterſten Fleck genau paßt, ſo nimmt der Arbeiter ein Stück Rindsleder, ſchneidet es an einem Ende etwas ſpitzig, ſchärft es an den Seiten ab, ſteckt es in die Fuge des Gelenkes zwiſchen die

Grube des Abſatzes und die Brandſohle, und zwar bis gegen die Abſatzzwecke, welche es dann nicht geſtattet weiter hineinzudringen. Dieſes Leder wird Gelenkſtück genannt, indem es ſich innerhalb des Gelenkes endiget. Füllt dieſes Leder den Raum noch nicht ganz aus, ſo werden ein Paar kleine Splitter Holz dazwiſchen geſchlagen, und mit dem Hammer einige Schläge auf den Abſatzpflock gethan, damit ſich alles genau verbindet; dann wird die äußere Seite des Holzes, nachdem es vorher beraſpelt worden, mit Eiſenſchwärze beſtrichen, und der Abſatzüberzug darüber gezogen. Der Arbeiter faßt nun den Rand des Ueberzuges mit der Zwickzange nach und nach von einer Stelle zur andern immer rund um den Abſatz herum, und zwickt das Leder recht an das Holz. Der Rand r, Fig. 8585, welcher über dieſes hervortritt, muß mit der Zwecke angezwickt werden. Nachher ſchneidet er mit dem Meſſer das Leder des Ueberzuges an den Seiten ab, welche gegen die Sohle gekehrt ſind, und dieſes ſo nahe, daß es nur noch etwa 1/2 Linie über das Holz hervorſteht; zuletzt fährt er mit dem ſtumpfen oder Aufſtreichmeſſer oben rund um das Abſatzfutter her, und zwar an demjenigen Orte, wo es an die Quartiere genähet iſt, wodurch denn eine kleine längliche und hohle Rinne erhalten wird. Jetzt befeſtigt der Arbeiter die äußere Sohle auf den Schuh. An den Mannsſchuhen wird ſolche gewöhnlich von ſtarkem Leder genommen. Man kauft ſie gewöhnlich ſo, wie ſie aus dem Groben geſchnitten worden. Nachdem ſie aus der Wanne mit Waſſer genommen worden iſt, wird ſie auf den Klopfſtein gelegt, mit dem Hammer recht derb geklopft, dann auf die Höhlung des Lochbretts gelegt, mit dem Hammerſtiele in dieſelbe ſo lange hinein geſtoßen, bis ſie ungefähr die Geſtalt einer Mulde angenommen hat. Wenn ſie

nun ſo zubereitet worden, wird ſie auf die Brandſohle aufgepaßt, auf welcher ſie mit drei Zwecken befeſtiget wird, wovon die eine gegen das Ende, die beiden anderen aber gegeneinander über unter den Ballen kommen; vorn an der Spitze wird jederzeit ein kleiner hölzerner Pflock eingeſchlagen. Dieſe Sohle muß ſtets ſo lang ſeyn, daß, nachdem ſie, wie angeführt worden, befeſtiget iſt, das andere Ende derſelben gegen den Abſatz dergeſtalt gebogen wird, daß der Fuß oder die Biegung genau in den Gelenkwinkel paßt, das übrige Ende derſelben aber nach der Länge des Abſatzes ſo weit in die Höhe ſteht, daß es über denſelben einen Zoll breit hervorgeht; auch muß ſie zugleich von einer ſolchen Breite ſeyn, daß ſie von beiden Seiten über dieſen gleichfalls etwa 2 Linien hervortritt. Sie wird an zwei Orten mit Zwecken dergeſtalt befeſtiget, daß dieſe gegen die Mitte des Abſatzes, der Vorderſeite gegen einander über zu ſtecken kommen. Wegen der oben angeführten Biegung muß ſie wieder gerade geſchlagen werden. Es muß daher der Knieriemen über dieſe Biegung gelegt und ſie mit einigen mäßigen Schlägen mit der Schärfe des Hammers ſo gebogen werden, daß ſie mit der andern Sohle gleich oder auf demſelben wagerecht liegt; ſie wird dann beſchabt, beraſpelt oder befeilt, damit die kleinen Narben wieder wegkommen, welche durch das Schlagen mit dem Hammer hineingekommen ſind. Nachdem nun die Sohle genau aufgepaßt und gehörig beſchnitten worden, welches letztere ſtets ſchräge nach dem Oberleder zu geſchehen muß, ſo wird ſie mit einem Pechdrahte, der von ſtarkem Zwirne, ungefähr von der Dicke eines Bindfadens, womit man die Schnupftabackspaquete bewindet, gemacht worden, angenähet. Die weiße Naht an Schuhen mit Abſätzen wird auf folgende Weiſe gemacht. Man macht einen Draht

von ungefähr zehn oder zwölf Fäden Schleſiſchen oder Köllniſchen Zwirnes, befeſtiget an den beiden Enden deſſelben eine Borſte, dreht den Zwirn zuſammen und beſtreicht ihn darauf mit dem weißen Pech, nähet dann mit demſelben, und macht die Stiche dicht neben einander. Dann wird der Rand der Sohle nebſt der Falte des Gelenkwinkels gemacht, und dieſe Naht von beiden Seiten bis auf die Sohle herunter ausgeführt. Der untere Theil eines hölzernen Abſatzes wird mit zwei Abſatzflecken, welche auf einander zu liegen kommen, gemacht. Der erſte, welcher unmittelbar auf das Holz zu liegen kommt, iſt von Rindsleder, und der auf dieſen zu liegen kommt, von Pfundleder. Dieſe beiden Flecken werden genau nach der untern Rundung des Abſatzes geſchnitten; nachher wird die Abſatzzwecke mit der Unterlage ausgezogen, die beiden Flecken an den gehörigen Ort gelegt, beſchnitten und mit kurzen hölzernen Pflöcken, welche in die vorher mit dem Abſatzorth gemachten Löcher, nachdem ſie vorher in Pechberme getaucht worden, geſteckt, und mit dem Hammer eingeſchlagen werden, befeſtiget; was beim Einſchlagen etwa zerſplittert und zerſchlagen iſt, ſchneidet man weg. Der ganze Abſatz wird nun mit Glas abgerieben und mit dem Glättholze geglättet, damit er ein beſſeres Anſehn erhalte. Die ſchräge Sohle wird nun beſchnitten. Das Beſchneiden geſchieht auf die Weiſe, daß man das Abgeſchärfte ganz nahe an der Naht, vermöge welcher die Sohle aufdupplirt wird, wegſchneidet, damit die Dicke der Sohle wieder in die Augen fällt und ſo ein beſſeres Anſehn erhält. Damit aber bei dieſem Verfahren mit der Spitze des Meſſers nicht in das Oberleder geſchnitten werde, ſo muß ſolche ſtets nahe an das Oberleder gehalten werden. Nachdem der Rand abgeſchnitten worden, ſo muß ſolcher ſogleich angeſchwärzt

werden. Wenn die Schwärze trocken geworden, ſo wird das Ganze mit dem Glättholze geglättet, mit weißem Pech beſtrichen, und mit einem wollenen Lappen überwiſcht. Die meiſten Schuhmacher ſchwärzen erſt den Rand, und ehe die Schwärze trocken geworden, glätten ſie das Ganze mit dem ſogenannten Fummelholze; dann mit Ruß wieder geſchwärzt und wenn es trocken iſt, wird es mit einem Wolfszahne polirt, mit Wachs überſtrichen und mit einem Stückchen Schafleder überreiben. Viele laſſen auch der Sohle, nach Engliſcher Art, ihre natürliche braune Farbe, welche polirt und mit weißem Wachſe aufgerieben wird. Jetzt wird der Schuh wieder von dem Leiſten heruntergeſchlagen. Der Schuhmacher hat unter ſeinen Werkzeugen gewöhnlich einen alten Leiſten, Fig. 8586, welcher folgende Einrichtung hat. Man nagelt an der linken Seite des Backens dieſes Leiſtens, und zwar an der untern Seite deſſelben, eine eiſerne Platte feſt, durch deren Mitte ein eiſerner, ungefähr auf eben die Art wie ein Pfropfzieher mit Schraubengängen oben zugeſpitzter Nagel geht. Zwei oder drei Zoll entfernt von dieſer Schraube, gegen die Mitte des Fußes zu, befindet ſich gleichfalls ein Nagel oder dicker Stift, welcher aus dem Holze herausgeht. Dieſer Leiſten wird Zieher genannt; die Schraube deſſelben wird in das Abſatzloch eingedreht, wo bisher die Abſatzzwecke durchgeſchlagen geweſen. Der Leiſten wird mit dem darauf befindlichen Schuh vorher umgekehrt, auf die Knie dergeſtalt gelegt, daß die Spitze des Fußes vorwärts gekehrt iſt. Er ſchlägt nun den Knieriemen darüber und jetzt wird nun der Schuh weiß durchgenähet, welche Naht mit Köllniſchem Zwirne und einem doppelten Stiche gemacht wird. Er fängt hier bei der äußerſten Sohle an dem Gelenkwinkel an, wo er zuerſt dieſe, nachher das Abſatz-

futter, und dann die untern Theile der Quartiere durchſticht; bei dem andern Stiche ſticht er aber nicht weiter durch, als durch das Oberleder des Abſatzüberzuges und den untern Theil der Quartiere. Auf dieſe Weiſe wird beſtändig fortgefahren bis zur Seite gerade gegenüber an eben den Ort des Gelenkwinkels, woſelbſt ein Knoten gemacht, und alsdann die Naht mit der ſtumpfen Meſſerklinge ausgeputzt wird, damit kein Wachs ferner zwiſchen den Stichen zu finden iſt. Dann werden auch die Quartierriemen dergeſtalt beſchnitten, daß ſie die gehörige Länge, Breite und Form bekommen, welches an beiden derſelben gleichförmiger dadurch erhalten wird, wenn ſie aufeinander gelegt werden. Der Arbeiter beſchneidet auch den Obertheil des Oberleders, von dem einen Ende oder Quartierriemen bis zum andern, welches um deſto nöthiger iſt, wenn Laſchen darauf genähet werden ſollen.

Bei den ledernen Abſätzen ſind die Handgriffe ganz anders, als bei den hölzernen. Die Brandſohle ſoll auf eben die Art gelegt werden, wie im vorhergehenden Fall, nur mit dem Unterſchiede, daß wenn ſie beſchnitten werden ſoll, wie es der Umfang des Leiſtens erfordert, nur die Einſchnitte b b, Fig. 8581, wo der lederne Abſatz ſeinen Unfang nehmen ſoll, nicht ſo tief gemacht werden dürfen, ſondern ſie müſſen eher kürzer, als bei den hölzernen Abſätzen ſeyn, und zwar aus der Urſache, damit die Sohle an der Stelle, wo die Abſätze zu liegen kommen, deſto breiter ſeyn muß. Ehe nun das Oberleder mit ſeinen Quartieren zuſammengenähet auf den Leiſten zu liegen kommt, ſo muß zuerſt der untere Theil der Quartiere mit Ueberſtämmen beſetzt werden, welche vermittelſt Nadel und Zwirn, nachdem die Seite des Leders abgeſchärft worden, zuſammen genähet werden, wodurch man den Vortheil erhält, daß nach-

her die Einſtechnaht, wenn die Quartiere mit der Sohle zuſammengenähet worden, den Rand ungleich dauerhafter macht. Die Schuhe mit ledernen Abſätzen haben gewöhnlich einen Rahmen hinten herum, welches ein länglicher Streifen von Leder iſt, ungefähr eines Fingers breit, welcher auswendig unten um die Quartiere dergeſtalt genähet wird, daß die ſchwarze Seite auswärts, die andere aber an die Quartiere oder auf dieſe zu liegen kommt. Dieſe Naht wird mit ſtarkem Pechdrahte, welcher mit Borſten verſehen, und von ſtarkem Garne gemacht iſt, durchgenähet. Der eigentliche Rahmen wird aber auf dieſelbe Art angenähet, wie der vorhergehende, der hintere Rahmen umgekehrt, welches dann die umgekehrte Seite des Leders ſeyn wird, welches aufwärts kommt; es wird dann vermittelſt des Bundes über dem Abſatze der Brandſohle mit einem ſtarken Faden, welcher immer von der einen nach der andern Seite mit der Einbindenadel durch das Leder geführt iſt, recht ausgereckt. Dieſe Nadel iſt eines Fingers lang und hat die Geſtalt einer Stemmnadel. Sie wird bloß zu dieſer Arbeit gebraucht. Die zweite Sohle wird eben ſo gelegt und aufgedoppelt, wie im Vorhergehenden angeführt worden, da ſie aber ſelten ſo lang verkauft werden, daß ſie bis an das Ende des Abſatzes reichen, ſo wird der fehlende Raum durch einen Fleck, oder auch durch andere Stücken ſtarken Leders, welche Halbflecke genannt werden, erſetzt. Demjenigen, dem das hier Geſagte nicht recht einleuchten will, indem durch ein Stück Rindsleder das Fehlende der zweiten Sohle erſetzt werden ſoll, dient zur Nachricht, daß man dann aus einer Haut mehr Sohlen ſchneiden kann, wenn ſie nicht ſo lang ſeyn dürfen; denn es iſt hier gleichgültig, ob dasjenige, was zu den Abſätzen kommt und von Niemanden geſehen

wird, aus einem Stücke iſt, oder nicht. Den eben erwähnten Fleck legt man dergeſtalt auf, daß er den hinteren Theil des umgekehrten Rahmens bedeckt, und ſeine beiden Seiten mit der Brandſohle und dem Ende der zweiten zuſammenſtoßen. Nachdem alles gehörig aufgelegt und zuſammengenähet worden, ſo nimmt man ein oder zwei Stücken Pfundleder zu den Unterflecken der Abſätze, ſchlägt ſie auf dem Steine, bohrt ſie in der Mitte mit dem Abſatzorthe durch, und ſchlägt ſie dann auf eben die Art mit demſelben ſo tief, als möglich iſt, hinein, wie bei den hölzernen Abſätzen geſchah. Auf dem Ende des Abſatzes wird ein Einſchnitt oder Riß gemacht, der etwas weiter von dem Rande entfernt iſt, als der, welcher in die Sohle gemacht wird; dann wird derſelbe mit dem Aufſtreichmeſſer gehörig aufgeſtrichen, und durch denſelben eine doppelte Naht mit langen Stichen genähet. Man ſchneidet dann etwa 9 bis 10 Abſatzpflöcke, 9 Linien lang, aber dicker, als zu den hölzernen Abſätzen, und ſchneidet ſie unten ſpitz zu. Dann werden mit dem Abſatzorthe alle halbe Zoll Löcher durch den Abſatz, zwiſchen dem Rande des Abſatzes und dem Riſſe, gemacht, und die hölzernen Pflöcke mit dem Hammer eingeſchlagen. Der Abſatz wird vollendet, indem man mit dem ſcharfen Ende des Hammers rund um den Abſatz her die Flecken klopft, damit ſie auf dieſe Weiſe ineinander geſchlagen und ſo verbunden werden. Der Abſatz wird dann beſchnitten, hernach geraſpelt, und hierauf geſchwärzt und geglättet. Die neuere Art Abſätze unter Schuhen und Schnürſtiefeln, ſ. weiter unten, unter Stiefeln. Uebrigens können dieſe Abſätze auch mit eiſernen Nägeln beſchlagen werden. Jetzt werden die Schuhe ohne alle Abſätze getragen. Man legt dann auf die erſte oder Brandſohle eine zweite, die entwe-

der ganz durchgeht, oder nur bis zur Hälfte des Hakkens, wo dann ein Stück angeſetzt wird.

Die umgewandten Schuhe, Tanzſchuhe, müſſen von leichter Beſchaffenheit ſeyn, und wurden ehemals ſowohl mit hölzernen, als mit ledernen Abſätzen gemacht; jetzt ohne Abſätze, ſo daß die Sohle durchgeht. Das Oberleder wird hier, nebſt den Quartieren, eben ſo zugeſchnitten, als oben angeführt worden, und wenn es denn bis zu einem gewiſſen Punkte fertig geworden, ſo wendet man daſſelbe gleich einem Handſchuh um. Uebrigens iſt die Arbeit an dieſen Schuhen ganz wie bei den vorigen. Die untere Sohle, nicht die Brandſohle, wird nämlich auf dem Leiſten mit vier Zwecken befeſtiget, wie bei dem gemeinen Schuh. Hierauf wird das Oberleder nebſt den Quartieren auf den Leiſten geſchlagen und bezweckt, wie oben, S. 662, angeführt worden, und umgekehrt, ſo daß die ſchwarze Seite inwendig kommt. Das Oberleder wird nun an die Sohlen genähet, und ſtets durch diejenigen Löcher geſtochen, welche vorher mit dem Sohlenorthe, nachdem die Sohle beſchnitten, gemacht worden. Dann zieht man mit einem Riemen, welcher der Zügel genannt wird, den Schuh vom Leiſten wieder herunter, kehrt ihn um, und zieht ihn wieder über denſelben, und befeſtiget die Brandſohle inwendig im Schuh. Sobald der Schuh weiß durchnäht werden ſoll, ſo muß er ohne Rahmen eingeſtochen werden, ſoll er aber nicht durchnähet werden, ſo wird er mit dem Rahmen eingeſtochen, dann die Sohle aufgedoppelt, und hernach, wenn ein Abſatz daran kömmt, derſelbe angenähet. Als man noch hölzerne und lederne Abſätze an den Schuhen trug, ſo wurden dieſe an den umgewandten Schuhen mit einer doppelten weißen Naht gemacht; jetzt fällt dieſes, wie natürlich, bei

den durchgehenden Sohlen weg. Leichte Tanzſchuhe werden bloß mit einer Sohle unterlegt.

Die dreimalgenäheten Schuhe ſind auch nur leicht, und werden wie die Randſchuhe gemacht, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie keinen Rahmen bekommen, und an der Sohle und dem Abſatze, als letztere noch Mode waren, mit einer doppelten Naht genähet werden. Um die beiden Nähte an der Sohle zu machen, wo nämlich ſolches geſchieht, da man an vielen Orten ſelten Schuhe mit doppelter Naht macht, ſondern nur die Sohle mit einigen Stichen feſtheftet und dann durchnähet, da werden Riſſe in die äußere Sohle gemacht; die erſtere Naht geht durch den inwendigen Riß und über die Brandſohle, die andere, welche aber nicht eher gemacht werden kann, als bis man den Leiſten herausgezogen hat, verfertiget man auf folgende Weiſe: Man ſticht durch denjenigen Riß, welcher zunächſt an dem Rande der Sohle iſt, durch dieſe inwendig in den Schuh hinein, und fängt genau neben dem Gelenkwinkel an zu nähen; weil man an dieſem Orte in den Schuh hinein und die mit dem Orthe gemachten Löcher ſehen kann, ſo iſt es auch leicht, die Borſten durch dieſelben zu ſtechen. So wie man aber die Naht immer weiter unter das Oberleder in den Schuh hineinführt, ſo kann man die mit dem Orthe geſtochenen Löcher nicht mehr finden, weshalb man dann ganz und gar zu nähen aufhören muß, wenn man nicht auf folgende Weiſe dabei verfährt: Nachdem die Borſte von außen in den Schuh hineingeſteckt worden, und man nicht mehr im Stande iſt, dasjenige Loch zu ſuchen, wo der folgende Stich hinkommen ſoll, mithin auch die Borſte nicht durchgeſtochen werden kann, ſo daß ſie an dem gehörigen Orte wieder herauskommt, ſo fährt man auf die Weiſe fort, die Borſte ſo ſtark anzuziehen, daß man

ſo zu ſagen einen Leitfaden hat. Man ſticht nun mit dem Orthe ein Loch quer durch den Draht, Fig. 8587 a, ſtecket durch das Loch den Draht b, legt ihn hernach zuſammen, und legt ihn an den Faden a an, läßt die Borſte nebſt ihrem Drahte a ſo weit wieder zurückgehen, damit die Borſte b, welche den Druht a mit ſich zieht, bei c wieder herauskommt. Sobald ſie wieder heraus iſt, muß man ſie faſſen, aus ihrem Loche weiter herausziehen, aber den Draht a noch nicht anziehen. Die Borſte a bleibt alſo darin ſtecken; ſie wird dann wieder ergriffen, beide Borſten angezogen, ſo wird ſich der Stich bei c zuſammenziehen; man muß ſich hier aber in Acht nehmen, daß ſich der inwendige Draht nicht umſchlägt, weil man ſonſt Knoten bekommt, welche den Füßen Schaden thun, indem ſie einen unangenehmen Druck verurſachen.

Von dieſen hier beſchriebenen Männerſchuhen ſind jetzt keine mehr mit Abſätzen Mode; ihre Verfertigungsart iſt aber deſſen ungeachtet hier angegeben worden, weil ſie über lang oder kurz wieder Mode werden können; eben ſo die Zurichtung mit Schnallen. Die gegenwärtige Mode der Schuhe iſt ohne Abſätze und Schnallen, indeſſen wird an den Quartieren immer noch ein, obgleich ſchmälerer, Riemen gelaſſen. Die Sohlen gehen, da keine Abſätze mehr daran kommen, jetzt durch, nur iſt der Hacken etwas erhöhet, weil zwiſchen die Brandſohle und die untere oder äußere Sohle einige Flecke gelegt werden, welche dieſe Erhöhung machen; auch werden ſie jetzt nicht mehr mit weißen Nähten gemacht oder geſteppt, ſondern nur ganz einfach mit dem Pechdrahte nach der oben angeführten Weiſe genähet. Die Flecke, welche zwiſchen die Brandſohle und die äußere Sohle hinten am Hacken gelegt werden, werden vorher mit Pechberme beſtrichen, zuſammengelegt, und dann

befeſtiget. Uebrigens findet der Unterſchied zwiſchen umgewandten und Randſchuhen auch noch gegenwärtig Statt.

Stiefelſchuhe wurden ehemals in den ſteifen, ſogenannten gebrannten Stiefeln getragen, ſind aber jetzt, da auch dieſe abgekommen, nicht mehr im Gebrauch. Dieſe Schuhe hielten nicht nur die Füße warm, ſondern ſie waren auch ungemein bequem, indem man in ſeinem Hauſe, nachdem man die Stiefeln abgezogen, gleich wieder in leichten Schuhen gehen konnte. Sie wurden wie die umgewendeten Schuhe gemacht, hatten nur eine einzige Sohle von Rindsleder, welche von einem Ende des Fußes bis zum andern ging, wie man jetzt die Schuhe ohne Abſätze trägt. Man machte ſie auch mit Quartierriemen zum Zuſchnallen, andere wieder mit Bändern zuzubinden, ganz wie ſie noch jetzt getragen werden. Man nähete auch wohl ein Stückchen Leder an die Quartiere, um das Reiben zu verhindern, wenn man hineinfuhr.

Ueberziehſchuhe, Mannsſchuhpantoffeln, welche über die gewöhnlichen Schuhe und über die Stiefeln gezogen werden, ſind noch jetzt im Gebrauch. Es ſind eine Art Schuhfutterale, welche den Türken nachgeahmt worden, damit der eigentliche Schuh reinlich und trocken bleibe, wenn man ins Zimmer, von der Straße kommend, gehen will, indem man ſie dann in dem Vorzimmer auszieht. Ihre Verfertigungsart, ſ. Mannsſchuhpantoffeln, Th. 83, S. 760.

Die Quartierpantoffeln, Hausſchuhe, auch von Einigen Escarpin, wiewohl uneigentlich, genannt, ſ. unter Pantoffel, Th. 106, S. 386. Die Verfertigung dieſer Art Hausſchuhe iſt der der gewöhnlichen Schuhe gleich. Sie beſtehen aus dem Oberleder, den Quartieren und der Sohle.

Das Oberleder hat zu beiden Seiten einen kleinen Ausſchnitt und geht bis auf den Spann. Die Quartiere werden zu beiden Seiten an das Oberleder angenähet, da hier die Riemen zum Schnallen und Binden wegfallen. Alle Schuhe werden, wenn ſie vom Leiſten kommen, mit dem dazu gehörigen Bande (Schuhband) eingefaßt.

Was die Frauenſchuhe anbetrifft, ſo iſt zwiſchen denſelben und denen der Männer ein weſentlicher Unterſchied; auch waren ehemals und ſind auch noch gegenwärtig in den Staaten, wo die Gewerbefreiheit nicht eingeführt worden, dieſe Gewerbe getrennt, bilden alſo zwei verſchiedene Gewerbe; allein in den Staaten, wo die Gewerbefreiheit herrſcht, kann ſowohl der Mannsſchuhmacher Frauensſchuhe, Stiefeln ꝛc. machen, und ſo umgekehrt der Frauensſchuhmacher Mannsſchuhe, Stiefeln ꝛc. Auch geſchieht es hin und wieder in den Staaten, wo der Zunftzwang herrſcht. — Das Handwerkzeug der Frauenſchuhmacher iſt daſſelbe, was die Mannsſchuhmacher gebrauchen. Was nun den Unterſchied der Schuhe beider Gewerke betrifft, ſo wird ſich dieſer hier aus der Beſchreibung der Frauenſchuhe, gegen die oben von den Männerſchuhen gelieferte gehalten, ergeben. 1) Werden die Frauenſchuhe, ſo wenig die Oberleder, als Quartiere nach eben dem Muſter zugeſchnitten, als bei den Mannsſchuhen; 2) iſt das Abſatzgelenke an Frauensſchuhen viel höher; 3) die äußere Sohle jederzeit von Rindsleder; 4) werden die Oberleder und Quartiere von weißem Schafleder genommen, und nachher mit einem anderen Zeuge überzogen; 5) werden die Abſätze jederzeit aus Ellernholze, aber niemals aus Leder, und dabei hoch und nach einer ganz andern Form gemacht. Das Oberleder nebſt den Quartieren wird nach dem papiernen Muſter, wie ge-

wöhnlich, auf dem Zuſchneidebrette zugeſchnitten; denn wenn z. B. hölzerne Abſätze darunter kommen, die aber jetzt nicht mehr Mode ſind, müſſen ſie die gehörige Geſtalt bekommen. Man nimmt nun bei den kalbledernen Schuhen, die keine Abſätze erhalten, wie ſie nämlich jetzt getragen werden, zuerſt, wie bei den Mannsſchuhen, die Sohle, und befeſtiget ſie mit vier Zwecken unten an den Leiſten. Hierauf legt man das Oberleder auf den Leiſten, beſtreicht den Spahn, wenn einer daran kommen ſoll, mit weißem Kleiſter oder vielmehr weißer Pechberme, Pappe, zieht die Stifte wieder heraus, welche ihn an den Leiſten befeſtigen, und thut ihn über die Spitze des Oberleders. Wenn das Oberleder feſtſitzt, ſo werden über demſelben zwei Nebenſtämme geleimt, an jedweder Seite einen, und ſolche an der obern Seite vorher abgeſchärft. Dieſe letztere Vorrichtung iſt jedoch nur bei den Schuhmachern in Frankreich gebräuchlich, bei uns nicht. Nach dem Oberleder, Fig. 8588, wird nämlich das weiße Schafleder oder die Leinwand, die als Futter darunter kommen ſoll, zugeſchnitten, und daran befeſtiget. Man zweckt nun beides über den Leiſten an die Sohle, wie an den gewöhnlichen Randſchuhen der Männer. Auf gleiche Weiſe wird nun auch das Futter auf ein jedes Quartier, Fig. 8589, befeſtiget. Das weiße Leder wird nämlich mit Pappe oder guter Pechberme auf die Quartiere geleimt oder auch angenähet. Man nähet nun die Quartiere zuſammen, wenn ſie nicht aus dem Ganzen geſchnitten worden, wie dieſes jetzt häufig geſchieht, und legt ſie dergeſtalt auf den Leiſten, daß die Naht genau hinten an den Abſatz paßt, zieht die Quartiere dann an den Seiten herunter, und heftet ſie unten feſt; hierauf nähet man das Ganze wie bei den Mannsſchuhen, nur muß nicht ſo tief gefaßt werden. Nun legt man die zweite oder äu-

ßere Sohle auf, welche, wie ſchon oben erwähnt worden, immer von Rindsleder genommen wird, ſo daß die unrechte Seite auswendig kommt, und verfährt mit der Befeſtigung derſelben eben ſo, wie mit den Mannsſchuhen. Ehemals wurde rund um den Schuh herum eine weiße Naht gemacht, die aber jetzt nicht mehr Mode iſt. Zwiſchen die Brandſohle und die untere Sohle wird unter den Hacken noch ein 2 Zoll langes, nach der Breite der Sohle geſchnittenes Stück Rindsleder gelegt oder befeſtiget, damit ber Hacken etwas höher iſt. Nach dieſer hier angeführten Verfertigungsart der kalbledernen Frauenſchuhe, werden nun alle Frauenſchuhe von Saffian, Corduan, und noch verſchiedenen gefärbten Ledern, von Serge de Berry, von verſchiedenen Seidenzeugen ꝛc. gemacht, nur müſſen die Zeugſchuhe ſauberer genähet, überhaupt bei der Arbeit ſehr eigen behandelt werden. Auch wird das Oberblatt mit feiner Leinwand gefüttert, die Quartiere aber mit weißem Kalbleder. Hinten, innerhalb der Quartiere, wird noch ein beſonderes Hackenleder befeſtiget. Die fertigen Schuhe werden dann eingefaßt, und mit einem Röschen, einer Quaſte, oder ſonſt einer Bandverzierung oben auf dem Spann geſchmückt. Zu beiden Seiten der Quartiere ſind Ellenlange, ungefähr 3/4 Zoll breite ſeidene Bänder von der Farbe des Schuhes angenähet, welche kreuzweis um den Fuß herum geſchlungen und dann zur Seite oder hinten zugebunden werden.

Fig. 8590 zeigt einen Abſatzſchuh, wie ſie ehemals getragen wurden. Die Abſätze waren nämlich von Holz, wurden erſt beſchnitten, damit ſie die gehörige Geſtalt erhielten, und dann mit Leder überzogen. Auf denjenigen Ort des hölzernen Abſatzes, welchen man die Platte nennt, wird derjenige Theil der Brandſohle gelegt, woraus der Abſatz gemacht wer-

den ſoll, und ſolche mit einer Zwecke mitten auf denſelben befeſtiget, und auf eben die Weiſe umher rund geſchnitten, wie es die Form des Abſatzes erfordert, damit ſie bis zu dem Gelenkwinkel genau eben die Geſtalt habe. Das Abſatzfutter wird vorher eingeweicht, damit es biegſam werde, und hierauf um den hölzernen Abſatz gelegt, wo es dann genau ſchließen wird. Das Abſatzfutter wird umgekehrt an die Brandſohle und Quartiere genähet und mit der Naht da angefangen, wo kein Rahmen iſt. Es wird eine Engliſche Naht an der Rundung des Abſatzes gemacht, weil dann, wenn der Abſatz an dem gehörigen Orte iſt, das nachher umgekehrte und darüber gezogene Abſatzfutter ſich genau an den Abſatz anſchließt, ohne eine Falte auf dem Holze zu zeigen. Nachdem die Naht des Abſatzfutters geendiget iſt, ſo wird es umgewendet, der hölzerne Abſatz überall mit weißer Pechberme beſtrichen, nur nicht das Gelenk, jedoch ſeine Oberplatte, welche unter die Brandſohle zu liegen kommt. Man ſteckt oder klemmt nun mit aller Gewalt den hölzernen Abſatz in das Abſatzfutter; dann werden die Seiten des Futters mit der Zwickzange gehörig angezwickt, damit es überall recht anſchließt, und man ſchneidet dann dasjenige Leder, welches noch, ſowohl an den Seiten des Abſatzes, als an den Ecken, hervorſteht, hinweg. Es wird nun mit dem Glättholze oder auch mit einem Wolfszahne polirt.

Die Frauenſtiefeln, welche jetzt ſowohl von Leder, als auch von Zeug getragen werden, gleichen den ehemaligen Schnürſtiefeln der Männer; ſie gehen nur höchſtens bis über den Knöchel. Es ſind eigentlich Schuhe mit ſehr hohen Quartieren, die an der Seite bis über den Knöchel und vorn bis über den Spann an das Bein gehen. Das Vorderblatt wird wie bei einem gewöhnlichen, etwas

hoch gehenden Frauenſchuh, jedoch etwas ſchräge nach hinten zu, zugeſchnitten. Die Quartiere oder Seitentheile, die hier den eigentlichen Stiefel bilden, werden aus dem Ganzen zugeſchnitten, ſo daß ſie hinten keine Naht erhalten. Sie bilden ungefähr die Form der Quartiere an dem Männerſchuh, Fig. 8580, nur daß ſie bei M, wo die Spitze iſt, wieder bis zu dem Vorderblatte herabgehen. Die herabgehende Seite oder der herabgehende Winkel bis zum Oberblatte bildet nun den Spann herab die Oeffnung, welche auch noch einen Zoll tief in das Oberleder geht. Dieſe ganze Oeffnung oder der Schlitz, iſt mit Band eingefaßt, oder vielmehr die Einfaſſung geht, wie gewöhnlich, rund um die Quartiere herum und den Schlitz herab, welcher bis an das Bein zu beiden Seiten Löcher hat, wodurch Band über Kreuz gezogen wird, damit man den Stiefel feſt über dem Spann bis an das Bein zuziehen und ihn dann an das Bein befeſtigen kann. Die Verfertigung dieſer Stiefeln iſt übrigens ganz ſo, wie oben bei den Schuhen gelehrt worden. Die Quartiere werden mit weißem Kalbleder gefüttert, daß daran ſitzende Vorderblatt aber mit Leinwand. Die Spitzen erhalten zuweilen eine lederne Kappe, und zu beiden Seiten iſt auf das Oberzeug des Oberblattes bei den Zeugſtiefeln lederne Fleckchen von ungefähr 21/2 Zoll Länge, und 3/4 Zoll Breite angenähet; damit ſich das Zeug nicht ab- oder durchſtößt. Die Quartiere werden rund herum, bis wo ſich der Winkel anfängt, der nahe dem Vorderblatte zugeht, mit Franzen beſetzt. Zwiſchen der Brandſohle und der unteren Sohle, werden gleichfalls unter dem Hacken, um ſolchen zu erhöhen, Flecke angebracht. Man trägt zur Verzierung darauf eine kleine Schnalle, auch wohl eine Schleife ꝛc., welche gleich unter dem Spalt angebracht wird. Bei den ledernen Stiefeln

der Frauen, welche auf gleiche Art, wie die Zeugſtiefeln zugeſchnitten und gemacht werden, werden oft Abſätze angebracht, die denen der jetzigen Mannsſtiefeln ähnlich ſind; ſ. weiter unten, unter Mannsſtiefel.

Die Ueberziehſchuhe der Frauen haben denſelben Zweck, wie die Ueberziehſchuhe der Mannsleute, und werden auch auf dieſelbe Weiſe gemacht, nur daß man hierbei den Fuß und den Schuh der Frauen berückſichtigen muß. Sie müſſen alſo weit leichter gemacht werden, überhaupt ganz nach dem Schuhe der Frauen, nur daß ſie höher hinauf gehen. Dieſe Ueberziehſchuhe müſſen auf dem Spanne ſehr gut anſchließen, und dieſes bewirkt man vermittelſt der Schnallen, wenn man Riemen daran nähet, oder vermittelſt der Bänder. Was die Pantoffeln der Frauen anbetrifft, die ſie im Hauſe tragen, ſowohl mit Quartieren, als auch ohne dieſelbe, ſ. Pantoffel, Th. 106, S. 386 u. f.

Die Verfertigung der Stiefeln. Auch die Stiefelſchuſter, Stiefelverfertiger waren ehemals von den andern Fußbekleidern getrennt, oder vielmehr trennten ſie ſich von dieſen; obgleich die Arbeit, bis auf den Schaft, und auch das Handwerkzeug mit denen anderer Schuhmacher einerlei iſt. Jetzt, und auch ſchon früher, gehören ſie unter die eigentlichen Mannsſchuhmacher, welche ſowohl Schuhe, als Stiefeln verfertigen, alſo überhaupt alle Mannsarbeit; und in den Staaten, wo die Gewerbefreiheit eingeführt worden, fällt dieſer Unterſchied ganz weg, ſ. auch oben, S. 679. Der einzige Unterſchied bei dem Handwerkszeuge iſt, daß ſolches zum Theil ſtärker ſeyn muß, ſo z. B. ſind ſeine Orthe, der Draht ꝛc. weit dicker und ſtärker.

Man theilt die Stiefeln in zwei Gattungen, in ſteife und in ſchlaffe. Zu den ſteifen Stie-

feln gehören: die ehemaligen Stulpen oder Reiterſtiefeln, die auch noch hin und wieder von den Reitern getragen werden, wie z. B. in Sachſen, Oeſterreich ꝛc. von der ſchweren Reiterei, nur haben ſie jeßt eine andere Form; auch die Officiere der Kavallerie tragen dergleichen Stulpenſtiefeln nach einer gefälligeren Façon zur Interims-Uniform. Die ſogenannten Kanonen oder ſteifen Stiefeln, welche die Stallmeiſter, Bereiter, Feldjäger, Studenten, Poſtillione ꝛc. tragen, ſ. auch oben, S. 637; die Ungariſchen oder zweinähtigen Stiefeln, und verſchiedene andere kürzere Stiefeln mit Ausſchnitten, welche nur zum Theil bis unter die Wade gehen, aber ſteif ſtehen. Zu den ſchlaffen Stiefeln gehören die ſogenannten Klappenſtiefeln, welche an der Wade feſt anliegen müſſen, auch andere Wadenſtiefeln von Kalbleder, ſchlaffe Winterſtiefeln von Kalbleder, Sammtſtiefeln, Filzſtiefeln und alle andere Stiefeln, von weichen Fellen, welche theils an der Wade oder am Fuße feſt anliegen, theils auch ſchlaff herabhangen. Ferner Schnürſtiefeln, und kurze Stiefeln zu Pantalons.

Ein jeder Stiefel beſteht aus einem Schuh, an welchen der Schaft, der das Bein umgiebt, befeſtiget wird; nächſt dieſem aus einem Knieſtücke oder Stulpe, wo dieſe noch gebräuchlich iſt, oder auch bloß, ohne dieſelbe, mit verſchiedenen Ausſchnitten, wie es die herrſchende Mode will. Die ſteifen Stiefeln haben gewöhnlich Stulpen, entweder ganze oder halbe, oder ſie gehen ganz herauf, bis über die halbe Lende. Bei den ſchlaffen Stiefeln fallen aber die Stulpen weg.

Was das Maaßnehmen der Stiefeln anbetrifft, ſo iſt ſolches ſchon oben, S. 652, erwähnt worden. Beim Stiefel iſt beim Maaßnehmen beſonders der

Schaft zu berückſichtigen, welcher das Bein bedecken ſoll, alſo muß man ſich hier der Streifen von Papier oder von Pergament bedienen. Zuerſt mißt man damit um den Ballen, den Spann des Fußes, und von dieſem bis an das Ende des Hackens. Was das Bein betrifft, ſo wird an demſelben der Umfang der Wade, die Länge des Beines bis unter das Knie, und die Höhe von da bis zu den Strippen gemeſſen. Von den ſteifen Stiefeln, die man zur Mitte des verwichenen Jahrhunderts trug. Sobald man Maaß dazu genommen, nimmt man ein Stück gegerbtes Rindsleder, welches ſonſt keine andere Zubereitung hat. Dieſes muß aus der dickſten Stelle der Haut aus einem Stück nach einem Muſter geſchnitten worden ſeyn, welches genau diejenige Ausſchweifung hat, als nöthig iſt, und an welches nachher der Unterſchuh genähet wird, unter welchem eben dasjenige verſtanden wird, was man ſonſt das Oberleder an den gemeinen Schuhen heißt. Aus dieſem Stücke macht man eigentlich den Schaft; die genarbte Seite kommt inwendig, die Fleiſchſeite heraus. Der Schaft wird auf die Weiſe gemacht, daß man die beiden Seiten vermittelſt der doppelten Naht zuſammennähet, welche genau vor der Mitte des Schienbeins heruntergeht. Von dieſer wird ſogleich unten quer hindurch eine andere eben dergleichen Naht gemacht, welche aber nicht ganz, ſondern nur halb durchgenähet wird, und die Mitte hinten an dem Schafte bemerkt, welches man gemeiniglich die Staatsnaht nennt. Es wird nun inwendig und unten mit der halben Naht das kleine Spornleder, welches aus dem dünnen Theile der Haut geſchnitten wird, genähet.

Unter dem Spornleder verſteht man überhaupt ein jedes Stück Leder, welches auf ein anderes genähet wird, es mag nun auswendig oder inwendig

in den Stiefel kommen. Das inwendige wird auch Afterleder genannt, und hat die Form eines halben Mondes. Das Spornleder muß den Abſatz des Schaftes umgeben, ſich vorn an dem Schuh endigen, und entweder mehr oder weniger über den Spornhalter in die Höhe gehen, das iſt, 6 bis 8 Zoll. Nachdem dieſes geſchehen, ſo nimmt man das Oberleder, nachdem es vorher mit zerlaſſenem Talke getränkt worden, und nähet es an die unten an dem Schafte befindliche Ausſchweifung dergeſtalt, daß die mit dem Talke erwähnte zubereitete Seite auswendig kommt. Der Leiſten zu einem an dem ſteifen Stiefel befindlichen Schuh iſt von demjenigen weſentlich verſchieden, welcher zu anderen Schuhen gebraucht wird, und zwar zuerſt darin, daß der Spahn an demſelben viel niedriger und oben runder iſt, welches aus der Urſache geſchieht, damit ihn der Arbeiter um ſo leichter wieder herausbringen kann, wenn der Schuh fertig iſt. Die größere Breite deſſelben, welche aber ſehr nöthig iſt, wird durch die Unterlagen von dickem Kalbleder erhalten, deren man etwa fünf bis ſechſe nimmt. Dieſe ſind aber immer eins nach dem andern länger, und werden dergeſtalt auf einander gelegt, daß die längeren immer weiter unten zu liegen kommen. Zweitens iſt auch der vordere Theil des Leiſtens ziemlich dick, ſpäterhin ſchnitt man ihn eckig, und dann wurden die Ecken abgerundet. Sobald der Leiſten mit ſeinen Höschen verſehen iſt, ſo wird er in den Schuh ſo hineingeſteckt, daß der vordere Theil deſſelben unter das Oberleder, der hintere aber unter den Abſatz des Schaftes kommt, wo er mit einer oder zwei Zwecken befeſtiget wird, welche vorn hineingeſchlagen werden müſſen. Zuerſt muß aber die Brandſohle aufgezweckt werden. Die Zwecken dienen dazu, den Leiſten in ſeiner beſtändigen Lage zu erhalten, damit er nicht ausweicht,

ſondern ſtets mit dem Schafte genau verbunden bleibt. Dann wird auch die untere Seite des Oberleders auf den Leiſten bis gegen die Mitte zu bezweckt, das Ende des Leiſtens wieder herausgezogen, und die Kappe hinein gemacht, weshalb vorne fünf Zwecken wieder ausgezogen werden. Die Kappe beſteht an den gewöhnlichen Schuhen aus einem Stück Kalbleder; hier nimmt man ſie aber von Rindsleder und tränkt ſie nach Einigen gehörig mit Oel, nach Andern wird aber die Kappe in ſteifen Stiefeln meiſtens gebrannt, und nicht mit Oel getränkt, und mit einfachem Drahte ein wenig an das Oberleder angenähet. Wenn nun die Kappe vorher auch zubereitet worden, ſo wird ſie an den Seiten abgeſchärft, und über den Vordertheil des Zehens hinauf der Leiſten gelegt, daß er dieſen genau einſchließt. Wenn er nun in dieſer Lage gut befeſtiget iſt, ſo beſtreicht man denſelben auf der äußern Seite mit einem Kleiſter oder vielmehr mit weißer Pechberme, auch wohl mit einem Gemiſch von Waſſer und Mehl. Jetzt wird das Oberleder wieder über die Kappe gezweckt, und rum herum ſpitz geſchnitten. Nun ſchneidet man den Sporntrăger, welcher aus zwei übereinander gelegten und zuſammengenäheten Streifen Leder gemacht wird, ungefähr 1 Zoll breit, 4 bis 5 Zoll lang und an einem Ende ſpitz zu. Hierauf fängt man nun an den Schuh auf eben die Art zu bearbeiten, wie einen gemeinen Schuh, und wenn man mit demſelben bis an den hintern Rahmen gekommen iſt, ſo wird das untere Ende des Spornträgers zwiſchen denſelben und die Sohle geſteckt, und ſolcher nach der Länge hinten an dem Abſatze des Stiefels ſo weit in die Höhe genähet, bis etwa noch auf 1 Zoll des andern Endes, wo er nicht aufgenähet wird, damit nämlich dieſes Ende auswärts gebogen, und der Biegel des

Sporns, welcher darauf zu liegen kommt, deſto beſſer lagern kann. Auf dieſe Weiſe geſchieht es beſonders von den Franzöſiſchen Schuhmachern; bei uns wird der Spornträger angenähet, ehe der Stiefel auf den Leiſten kommt.

Die Abſätze an den ſteifen Stiefeln ſind ſtets von Leder und ziemlich hoch. Man kann ſie aber auch von Holz machen, welches jedoch ſelten geſchieht. Filzabſätze ſollen wegen ihrer Leichtigkeit den ledernen noch vorzuziehen ſeyn. Die ledernen Abſätze werden mit ihren halben und ganzen Flecken beſonders gemacht. Man leimt ſie dann mit Pechberme zuſammen und beſchneidet ſie mit dem Meſſer. Man muß ihnen diejenige Form geben, welche ſie haben ſollen, um als Theile des Abſatzes zu dienen. Der fertige Abſatz wird mit dem Abſatzorthe unter dem Abſatze an den Leiſten befeſtiget, oder man behandelt ihn eben ſo, wie die ledernen Abſätze an den gewöhnlichen Stiefeln gemacht zu werden pflegen, und ſchlägt zuletzt die beiden Abſatzflecke darunter, welche mit hölzernen Nägeln befeſtiget werden. Nachdem nun der Schuh fertig iſt, wird er von dem Leiſten genommen. Man macht ihn vorher inwendig von dem Leiſten des Schaftes los, welches auf folgende Weiſe geſchieht: Man ſucht zuerſt mit der Hand den Winkel, wenn einer vorhanden iſt, ergreift die Höschen mit der Zwickzange, und zieht, nachdem der Faden mit dem ſie umwunden worden, zerriſſen, ein Ende nach dem andern davon heraus. Wenn nun der Leiſten anfängt ſich bewegen zu laſſen, ſo nimmt man einen Haken mit einem doppelten Bande, bringt den Haken mit der Hand hinein, um ihn in dasjenige Loch einzuhaken, welches ſich in jedem Leiſten befindet. Ehe dieſes aber geſchieht, werden mit dem Hammer ein Paar Schläge auf die Sohle gethan, damit der Leiſten locker wird. Jetzt

kehrt man den Stiefel, welchen man in die Höhe hält, halb um, tritt mit dem Fuße in die Schlinge, zieht den Stiefel in die Höhe und den Leiſten auf dieſe Weiſe heraus. Man ſchlägt nun mit einem eiſernen Inſtrumente, Stempel genannt, erſt diejenigen hölzernen Nägel oder vielmehr Spitzen derſelben um, die durch den Abſatz in den Stiefel hineingegangen ſind, und bringt dann den Stiefelblock, oder das Stiefelbrett, Fig. 8591, hinein. Dieſer Block iſt eine Art von Richtleiſten, 2 1/2 Fuß lang, und dazu beſtimmt, ihn gegen den Schaft inwendig dergeſtalt zu zwingen, daß dieſer dadurch eine recht runde Geſtalt erhält. Der Vordertheil iſt von außen rund und unten ein wenig gewölbt, der hintere iſt ebenfalls rund, aber ganz gerade. Der Bolzen BB, welcher das mittlere Stück ausmacht, iſt flach und hat an einer Seite eine länglichte Erhöhung, welche in die beiden Rinnen der beiden genau zuſammengeſetzten Theile paßt, und darin auf und nieder bewegt werden kann. Wenn man den Stiefelblock in den Stiefel hineinbringen will, ſo ſteckt man zuerſt den vorderen, und nachher den hinteren Theil hinein, beide aber ſo weit bis unten auf den Abſatz. Nachdem man nun den Bolzen dazwiſchen geſteckt hat, ſo ſchlägt man aus allen Kräften mit dem Hammer darauf und treibt ihn hinein. Aus dieſer Urſache muß auch derſelbe an dem obern Ende mit Eiſen beſchlagen ſeyn, auf welches man ſchlägt. Ferner muß auch das Stiefelbrett ſo lang ſeyn, daß es einen guten Fuß weit aus dem Stiefel herausſteht. C iſt ein lederner Ring, welchen man an dem Stiefelbrette herunterſtreicht, mit welchem der Leiſten zuſammen befeſtiget wird, wenn man ihn nicht mehr braucht. Wenn man zwei Paar Stiefeln von gleicher Größe und Beſchaffenheit hat, ſo daß ſie über einen Leiſten paſſen, und die Schäfte, nachdem man

ſie vorher gewichſt, wieder getrocknet ſind, ſo nimmt man eine große Raſpel, und fährt mit derſelben über den ganzen Schaft hinweg, um diejenigen Faſern des Leders wieder hinwegzunehmen, welche ſich an der Fleiſchſeite erhoben haben, und wenn dieſes geſchehen iſt, ſo fängt man an zu wichſen. Der Ort, wo das Wichſen und Brennen der ſteifen Stiefeln ehemals vorgenommen wurde (denn jetzt werden ſie größtentheils mit Stiefelpolitur oder Engl. Wichſe gewichſt, obgleich die Wachswichſe bei ſteifen Stiefeln immer die beſte bleibt), mußte mit einem mit Flieſen gepflaſterten Kamine verſehen ſeyn, an dem oben eine eiſerne Kette befeſtiget war, welche ungefähr bis auf 10 Zoll weit gegen die Erde hing. Man ſetzte nun zu beiden Seiten auf einen Tiſch ein Kohlenfeuer, auf welches der Keſſel mit derjenigen Materie geſtellt ward, womit gewichſt werden ſollte. Man nahm nun 1 Pfund gelbes Wachs, 2 Pfund ſchwarzes Pech, oder eigentlich Fichtenharz, und ſo viel Kienruß, als genug war. Es gehörte nun hierzu noch ein Büſchel, welcher aus zuſammengebundenen wollenen Lappen beſtehen konnte; zur Rechten und Linken an der Erde mußte aber aufgebunden Stroh liegen. Man befeſtigte nun zwiſchen dem Schafte und dem Schuhe des Stiefels ein Stück Leder mit einigen kleinen Stiften, welches darum geſchah, damit das Wachs, welches man auf die Schäfte tragen wollte, die Schuhe nicht zugleich, wenigſtens zum Theil wichſen möge, welches eigentlich nicht geſchehen durfte. Auch der Sporntráger wurde mit einem Stückchen Leder an dem Orte bedeckt, wo er nicht an den Schaft genähet war.

Nachdem nun alle dieſe Vorkehrungen gemacht worden, ſo nahm man den Wichsorth, welcher von Eiſen etwa 3 Zoll lang iſt, und einen runden hölzernen Stiel hat, und ſteckte ihn durch einen Ring, welcher

ſich unten an dem Ende der Kette befand, nachher aber die Spitze deſſelben in ein Loch in dem Abſatze des Stiefels ſo tief, bis er feſt genug in demſelben ſteckte; dann mußte ſich der Wichſer gegen das andere Ende des Stiefels ſetzen, den Leiſten mit beiden Händen faſſen, und den Stiefel horizontal halten. Er ſteckte nun ein wenig Stroh an, welches er unter den Stiefel gelegt hatte, um ihn zu brennen, um die übrigen Faſern, welche noch an demſelben ſaßen, und welche die Raſpel nicht völlig hinweggenommen hatte, abzuſengen. Er tauchte nun den Quaſt von Lappen in das zerlaſſene Pech und überſtrich mit demſelben den ganzen Schaft, wendete den Stiefel auf dem Leiſten beſtändig in die Runde, und zog ihn bald näher an ſich, bald aber ſchob er ihn wieder zurück, damit das Wachs durch die Wärme des Feuers um ſo beſſer einziehen konnte. Man konnte in Zeit von einer Stunde einen Stiefel ſechsmal überſtreichen, wobei man aber genau Acht haben mußte, daß der Stiefel zur rechten Zeit gebrannt und nicht zu trocken wurde, damit er nicht verbrannte. Um ein Paar Stiefeln zu brennen, wurden zwei Stunden erfordert. Wenn der Schaft gewichſt und gebrannt worden, ließ man ihn wieder kalt werden.

Das Beinleder iſt dasjenige an einem Stiefel, welches vorn über dem Spanne an dem Schafte eines ſteifen Stiefels über dem vorigen befeſtiget wird, und gleichſam einen zweiten Schaft ausmacht, über denſelben aber ſo weit hinaufgeht, bis etwa auf 2 Zoll ans Ende des Hauptſchaftes unter das Knie. Dieſes Leder wird an keine andern, als ſolche Stiefeln gemacht, welche die Couriere und Poſtillione zu dem Ende tragen, damit ſie in weniger Gefahr ſeyn mögen, wenn ſie zu ſehr abgenutzte oder ſteife Pferde reiten müſſen, oder Pferde, welche ſonſt ſchlechte Füße haben. Der noch ungewichſte Schaft

in welchem der Leiſten noch ſteckt, dient dem Beinleder gleichſam zu einer Form. Es muß aber vorher mit dem Wachſe gut getränkt ſeyn, ſo daß es recht durchdrungen und biegſam geworden iſt. Das Beinleder wird aber über dem Stiefel oder Schafte nicht eher befeſtiget, als bis der Stiefel, zu welchem es gemacht worden, halb gewichſt iſt. Wenn nun derſelbe wieder kalt geworden, ſo befeſtiget man das Beinleder, l, Fig. 8593, darum, welches an dem Schafte vermittelſt vier durchgenäheter Nähte geſchieht, deren eine vorn, die andere hinten, und die übrigen zwei an beiden Seiten gemacht ſind. Es wird nun mit dem Wichſen wieder begonnen, damit das Wachs wiederum durch das Beinleder dringe, alles durchgehends wohl durchgewichſt, an einander befeſtiget, und dadurch ein recht feſter und dauerhafter Körper erhalten werde.

Bei ſteifen Stiefeln befeſtiget man dann an dem Schafte entweder die Stulpe, Fig. 8592, oder auch nur eine ſogenannte halbe Stulpe, Fig. 8593. Die erſtere kommt jetzt ſelten vor, hin und wieder noch bei den Stiefeln der Poſtillione, aber die Haube oder halbe Stulpe kommt dagegen häufiger vor, beſonders findet man ſie an den Stiefeln der ſchweren Reiter. Die Stulpe verwahrt das Knie beſſer, als die Haube, weil letztere an den Seiten abfällt, und hinten über dem Schafte ganz aufhört. Die Stulpen an den Jagdſtiefeln ſind viel weiter und ungleich mühſamer zu machen. Man verfertiget ſie gewöhnlich aus Rindsleder, welches von dem Gerber geſchwärzt wird. Ueber dem Feuer werden ſie nur ſehr mäßig gewichſt, und die Schwärze ſetzt ſich nur answärts an. Das Wichſen der Stulpen geſchieht entweder mit weißem, oder mit gelbem Wachſe, welches mit ein wenig Kienruß vermiſcht wird. In Fig. 8594 zeigt das Stück y das gera-

deſte, x aber dasjenige Stück von der Stulpe, welches auswärts zu liegen kommt, und ungleich größer und breiter iſt. In dieſes letztere macht man gemeiniglich unten vier Einſchnitte a, welche in einem Winkel ſpitzig zugehen, und ſich dicht neben einander befinden, in das andere wird nur ein einziger bei b gemacht. Wenn nun ein ſolches Knieſtück an den Schaft befeſtigt werden ſoll, ſo ſticht man mit einem ſtarken Orthe eine Reihe von Löchern ganz um den Schaft herum, ungefähr 1/2 Zoll oben von dem Ende. Das Uebrige geſchieht auf zweierlei Art: Man macht nämlich damit den Anfang, daß man die ganze Stulpe unten befeſtiget, ehe man die beiden Theile derſelben zuſammennähet, da ſie denn von oben wie ein Trichter ausſieht. Der untere Theil wird angefeuchtet, damit das Leder gehörig nachgiebt, wenn es in die verlangte Form gebogen und durch die Naht, welche vermittelſt der durch den Schaft geſtochenen Löcher gemacht werden ſoll, befeſtiget werden kann. Zuerſt werden die beiden Anzieher angenähet, das iſt, die Streifen Leder, vermöge welcher die Stiefeln heraufgezogen werden. Dann wird der Rand unten an der Stulpe herum geklopft, damit ſie den ganzen Schaft von außen umgiebt. Man drückt nun mit dem in der Falte befindlichen Stiche, an dem Ende derjenigen Einſchnitte, welche ſich außerhalb dem Beine befinden, welche hier ungleich mehr, als anderswo erweitert werden. Hierauf wird alles von außen rund herum mit der Scheere gedrückt, alles ſo platt gemacht, als es ſeyn muß, und ihm die Geſtalt gegeben, welche Fig. 8592 zeigt. Was die andere Art der Zuſammenfügung betrifft, ſo beſteht ſie darin, daß man erſt eine von beiden Nähten macht, welche die untern Stücke zuſammenfügen, ſie verkehrt an den Schaft nähet, nachher umwendet, aufklappt, und nachher die zweite Naht

macht. Die ſogenannten halben Jagdſtiefeln ſind den oben erwähnten ziemlich ähnlich, nur daß das innere Knieſtück ausgeſchweift, und mithin ungleich niedriger iſt, als das äußere. Die Halbſtulpe, Fig. 8593, wird ganz aus einem Stücke nach einem einzigen Muſter geſchnitten. Man macht keine Einſchnitte hinein. Was aber die Einfaſſung anlangt, ſo geht ſolche ganz um den Schaft herum. Das Spornleder iſt an allen ſteifen Stiefeln ein Stück Rindsleder, welches aus dem dünnen Theile der Haut geſchnitten wird; man ſchneidet es entweder bloß eckigt, wie z. B. P, Fig. 8595, welches aber jetzt ſelten vorkommt, oder giebt ihm eine Einfaſſung, Q, Fig. 8595, damit es beſſer ausſieht. Es kommt gewöhnlich oben auf den Spann zu liegen, zum Theil auf den Schuh, zum Theil auf den Schaft; an beiden Seiten befeſtiget es die Spornbügel, welche von da an bis über den Sporntrager gehen. Das ganze Leder wird dergeſtalt an den Seiten benähet, daß die Nähte nur bloß beſtochen werden, deren einige um die Ränder herum, die andern aber über das Leder quer über gehen, und entweder Blumen oder etwas dergleichen Aehnliches vorſtellen. Hierzu braucht man das Beſtechholz, Fig. 8596, welches ein oben rundes, unten aber breites Stück Holz iſt, und nach der Länge auf das Bein, bis gegen das Knie zu, gelegt wird. In dieſer Lage befeſtiget man daſſelbe mit dem Knieriemen, welcher darüber geſchlagen wird; die Krümme oder Wölbung aber, welche das Spornleder alsdann macht, indem es auf dieſes Holz gelegt wird, erleichtert ſehr die Bemühung, die erwähnten Nähte zu verfertigen. Wenn der Schaft des Stiefels gewichſt, und nachher wieder erkaltet iſt, ſo iſt er voller Hügel, welche von dem heißen Wachſe herrühren, womit er überzogen worden iſt. Um dieſe nun zu entfernen, nehme

man ein altes Meſſer und ſtreiche mit deſſen Klinge, welche hier ſtatt eines Schabeeiſens dient, alle dieſe Erhöhungen wieder aus, wichſe ſie nachher mit einem Stücke kalten Wachſes über, welches mit einer ſcharfen Bürſte, einem Glättholze ꝛc. recht auseinder gerieben werden muß, nachher die Stellen polirt und denſelben mit der flachen Hand einen Glanz gegeben. Der Schuh wird nun auch geſchwärzt und wie der Schaft polirt, nämlich erſt mit Talk beſtrichen, dann über Strohfeuer geflammt, damit ſich der Talk einzieht, und nun den ganzen Schuh mit Schwarz beſtrichen. Was die Stulpe betrifft, ſo wird dieſelbe nur ganz mäßig über dem Feuer gewichſt, und dann, wie der Schaft, mit Wachs und Kienruß polirt, indem beides ſogleich mit dem Glättholze, Knochen ꝛc. auf dem Leder auseinander getrieben wird. Man kann dieſe Art Stiefeln auch mit Engliſcher Wichſe wichſen; allein die Wachswichſe iſt hier dieſer bei weitem vorzuziehen, weil ſie, obgleich mehr Mühe machend, beim Auftragen bei weitem dauerhafter iſt. Bei den ſteifen Stulpenſtiefeln gebraucht man gewöhnlich ein Kiſſen, Fig. 8597, welches von weißem Schafleder gemacht, mit Haaren ausgeſtopft, und etwa einen Finger dick iſt. Wenn dieſes Kiſſen befeſtiget werden ſoll, muß es an einigen Stellen feſt genähet werden, und zwar an der Seite, wo das Knie liegt, damit dieſes um ſo weicher ruhe, und nicht gedrückt werde.

Sollten die Schuhe an den Stiefeln nicht weit genug ſeyn, oder man unterlaſſen haben, die Stiefeln mit Heu oder etwas dergleichen auszuſtopfen, als ſie naß waren, oder auch aus andern Urſachen, wodurch ſie enger geworden und eingekrochen ſind, und man ſie daher wieder erweitern wollen, ſo bedient man ſich hierzu eines Richtleiſtens. Man beginnt damit, daß man die beiden Theile dieſes Leiſtens mit

der Hand in den Schuh hinein ſteckt. Der Bolzen zu demſelben iſt an dem Ende wie ein von Natur krummer Stab geſchnitten, und zwar auf eben die Weiſe an beiden Seiten, wie der Bolzen zu einem Richtleiſten, über welchen die Schuhe gewöhnlich geſchlagen werden, wenn man ſie weiter haben will. Dieſer Bolzen wird hineingeſteckt, und wenn er bis dahin gekommen iſt, wo er ſeyn ſoll, ſo muß man ſo lange oben auf den Stiel ſchlagen, bis man merkt, daß er ſo tief eingedrungen iſt, als nöthig war.

Bei den Jagdſtiefeln beſteht die Annehmlichkeit darin, daß ſie an der auswendigen Seite recht rund und hiernächſt gewölbt ſind. Damit ſie nun nicht gar zu platt werden, pflegen Jäger und Jagdfreunde, welche ſich dieſer Stiefeln bedienen, ein ganz beſonderes Stück zu gebrauchen, welches gemeiniglich ein Stern genannt wird, wodurch ſolches verhindert wird. Dieſes ſind zwei Dreiecke, die kreuzweiſe über einander liegen, und in der Mitte mit einem Nagel befeſtiget ſind, welcher durch ſolche geſchlagen iſt. Ein jedes Ende dieſes Sternes iſt mit einer kleinen eiſernen Spitze verſehen. Dieſes Stück wird nun horizontal in der Mitte zwiſchen den Stulpen getragen, wo denn die Spitzen die Stulpen beſtändig in ihrer Form erhalten, und man thut ſolches auch nicht eher weg, als bis man die Stulpen ausziehen will. Auch pflegt man durch das Ende eines runden Stabes zu verhindern, daß das Oberleder vorn nicht einkriecht, indem man denſelben in den Schuh bis vorn zu den Zehen hineinſticht, das eine Ende vorn gegen die Zehe ſetzt, das andere aber gegen den hintern Theil des Schaftes drängt.

Zu dieſer Gattung Stiefeln gehörten ehemals auch die ſogenannten Fiſchbein-Stiefeln, welche halbſteif und leicht waren. Sie hatten ganz das Anſehen, wie ſteiſe oder gebrannte, ſie waren

aber eigentlich nur ſchlaff, und ein Paar Stangen Fiſchbein oder auch nur Stäbchen Holz, deren eins an der rechten, das andere an der linken Seite inwendig in dem Schaft befeſtiget, und in Leder gefüttert war, welches daran genähet wurde, machten, daß ſich das Leder nicht biegen konnte. Ein ſolcher Schaft war eigentlich von ſchwarzem Rindsleder gemacht, doch konnte man auch anderes Leder dazu gebrauchen. In Frankreich trugen ſie unter Ludwig dem 14ten und Ludwig dem 15ten die Brigadiers der Leibgarde, weil ſie weit leichter, als die eigentlichen ſteifen Stiefeln waren.

Die ſteifen Stiefeletten, welche ehemals getragen wurden, ſind nichts anderes, als lederne Schäfte ohne Schuhe, welche die Beine umgeben. Man gebrauchte ſie ſtatt der ſteifen Stiefeln. Sie hatten eigene Formen und wurden am Feuer eben ſo gewichſt und gebrannt, wie die oben beſchriebenen ſteifen Stiefeln mit Stulpen. Man machte auch ſteife Stulpen von Rindsleder daran, die man aus den dünnen Stücken dieſer Häute ſchnitt. Dieſe Stulpen wurden gleich den oben angeführten gebrannt und gewichſt. Die Stiefeletten werden aus einem einzigen Stücke auf einem runden Leiſten geſchnitten, wie Fig. 8598 zeigt. Der Zwickel daran, a, iſt ein Stück Leder, welches bloß die Ausſchweifung unten auszufüttern dient. Der Schaft wird tüchtig mit Wachs gewichſt, damit er recht weich wird, um den Zwickel bequemer daran nähen zu können. Nachdem nun der Schaft auf dieſe Weiſe zubereitet worden, legt man den vordern und hintern Theil des Leiſtens b und c zuſammen, aber ohne den Bolzen d dazwiſchen zu ſtecken *). Um dieſen Leiſten wird nun der Schaft

*) Um die Abbildungen nicht unnütz zu vermehren, ſo iſt hier der Leiſten gleich mit der Stiefelette darauf

A geſchlagen, ſo daß die Fleiſch- oder Aasſeite auswärts kommt. Nachdem dieſes geſchehen, ſo wird der Rand an demſelben umgelegt, der doppelte Rand von oben bis unten mit vier oder ſechs einfachen Stichen mit einer dicken und ſtarken Nähenadel befeſtiget, und die Stiche mit der Zwickzange zugezogen. Jetzt wird der Bolzen mit Gewalt hineingetrieben, und dieſes alles zu dem Ende, damit das mit dem Wachſe getränkte Leder genau die Geſtalt des Leiſtens bekomme. Man zweckt nun das Futter von 3 zu 3 Zollen auf den Leiſten mit den Zwecken an, reiniget den Schaft von den Faſern, ſo iſt er ſo weit, daß er an dem Feuer gebrannt werden kann, wenn er nämlich ſo trocken iſt, als es bei ſteifen Stiefeln erfordert wird; ein ſolcher Schaft muß aber nach dem Verhältniß, da er nicht ſo dick iſt, auch ungleich weniger gebrannt werden. Die Art Schaft hat keine andere Naht, als die an dem Zwikkel, und der, vermittelſt welcher er an die Stulpe genähet wird. Der Umſchlag des Vorderſtücks, welches jederzeit an der äußeren Seite an dem Beine herunter gehen muß, wird von oben bis unten mit einem Streifen von ſchwarzem Kalbleder A, Fig. 8598 beſetzt, welches man ſowohl in- als auswendig mit einer Beſtechnaht feſtnäht. Durch dieſe Art des Falzes oder der Rinne ſticht man ein breites

---

vorgeſtellt worden. Man wird ſich daher die einzelnen Stücke leicht denken können, wenn man den oben angeführten Stiefelblock, Fig. 8591 betrachtet, von welchem dieſer in Rede ſtehende nur in ſofern abweicht, daß er die eigentliche Form des Beines hat, das heißt, mit der Wade, dem Hacken ꝛc., wie man in der angeführten Figur 8598 gewahrt; auch geht bei dieſem hier das hintere Stück des Leiſtens etwa 5 bis 6 Zoll weiter herunter, als das vordere.

Stäbchen Eiſen, deſſen Spitze unten ſtumpf iſt. Dieſe Spitze muß etwa nur 1 Zoll weiter herunter, und alſo aus ihrer Rinne herausgehen. Um aber ſolche zu bedecken, ſo ſticht man unten in den hintern Theil eine kleine eiſerne Platte, durch welche zwei Löcher gemacht ſind, welche die Schuhmacher das Oehr nennen. Dieſe kleine Platte befindet ſich auswendig, wo ſie an den Stiefeletten eckigt hervorſteht; ſie endiget ſich mit einem runden eiſernen Ende, welches die Geſtalt eines runden Nagelkopfes hat, welchen man durch ein zu dieſem Ende gemachtes Loch ſteckt, und das runde Eiſen inwendig mit einem kleinen runden Stückchen Leder bedeckt, unter welchem er eingeſteckt wird. Die Naht auf dem Zwickel bedeckt man aber mit einem kleinen Leder, welches daran genähet wird. Unten an dem Abſatze befeſtiget man einen Sporn, oben an der äußern Seite des Schafts aber eine Schnalle. Die Stulpe wird wie der Schaft aus einem Stücke geſchnitten. Bevor man aber dieſelbe an den Schaft nähet, ſo muß man mit derſelben eben ſo verfahren, als mit den Stulpen an den Jagdſtiefeln, das iſt, man muß mit dem Orthe rund um dieſelbe her oben Löcher durchſtechen, damit man durch dieſe die Naht machen kann. Dann werden ſie umgekehrt, oder dergeſtalt daran genähet, daß diejenige Seite der Stulpe, welche auswärts kommen ſoll, an der äußeren Seite des Schaftes liegt. Man kehrt ſie dann um, macht drei Knopflöcher hinein, wie auch eben ſo viele Knopflochriemen B, Fig. 8598, deren einer immer durch den andern gezogen wird; ganz oben aber nähet man einen ledernen Knopf, um den letzten Riemen darüber zu knöpfen. Man hat dieſe Stiefeletten auch ohne das eiſerne Stäbchen gemacht, und ſtatt deſſen machte man Schnallen daran, welche den Schaft von oben bis unten befeſtigen. Will man dieſe Stiefeletten

anziehen, ſo werden ſie von unten bis oben ganz aufgemacht. Um aber ſolche um das Bein zu befeſtigen, ſticht man erſt die Spitze des vorhererwähnten Stäbchens durch eines dieſer beiden Löcher in ſeine Scheide, nachdem man nämlich haben will, daß der untere Theil der Stiefelette entweder mehr oder weniger anſchließen ſoll. Hierauf wird der obere Theil des Schaftes vermittelſt der Schnallen zugeſchnallt, und auch zugleich die Schnürriemen, von welchen der oberſte über den Knopf geknöpft wird.

Von den weichen oder ſchlaffen Stiefeln, wie ſie noch im verwichenen Jahrhunderte Mode waren. Die ſchlaffen Stiefeln verwahren eigentlich das Bein nicht ſo gut, wie die ſteifen, indeſſen ſind doch die erſteren gewöhnlicher geweſen, als die letzteren, welches wahrſcheinlich in der Leichtigkeit ſeinen Grund hat, und weil ſie weder unbequem ſind, noch drücken. Daher wurden ſie von Reiſenden, von den Jägern, von den leichten Truppen, welche zu Fuß und zu Pferde dienen, z. B. Dragoner, von Huſaren, Lanziers oder Lanzenträger getragen; auch von Studenten auf Univerſitäten und Ritterakademien; eben ſo trugen ſie die Briefträger und andere Leuten, welche ſich ſchnell bewegen mußten; und zuletzt alle Leute, welche der herrſchenden Mode huldigten, wegen ihrer Leichtigkeit, und weil ſie lange nicht ſo ſehr ermüdeten, als die ſteifen Stiefeln, und doch Schutz vor Näſſe gewährten.

Der Schaft dieſer Stiefeln iſt von ſchwarzem Kalbleder, wird aus einem Stücke geſchnitten, und hinten über der Wade herunter an beiden Enden mit einer Doppelnaht zuſammengenähet. Damit aber auch der Stiefel ein gehöriges Anſehen bekommt, ſo wurden noch verſchiedene andere Nähte, z. B. vorne an der Fußſchneppe, weil dieſer Theil unbedeckt bleibt; denn an dieſe Stiefeln kommt kein Spornleder, wie

in Fig. 8599 zu ſehen. Der Abſatz an dem Schafte wird inwendig, indem das Leder abgeſchärft wird, mit einer kleinen Unterlage verſtärkt. Der Stiefelſchuh wird aber auf eben die Weiſe gemacht, wie jeder anderer; ſ. oben, ſteife Stiefel ꝛc., S. 684. Man macht auch wohl hinten einen Sporntråger, a, Fig. 8600, welcher nur aus einem einfachen Leder beſtand, und auswendig an den Stiefel angenåhet wurde; nächſt dieſem nåhete man ferner über den Sporntråger ein kleines zungenförmiges Stückchen Leder, welches das Futterchen b, Fig. 8599 genannt wird, welches geſchah, damit der Stiefel von dem Spornbügel nicht zerrieben wurde. Der Leiſten wird mit leichter Mühe aus dem Stiefel mit bloßer Hand herausgezogen, weil der Schaft ſchlaff iſt. Die Stulpe wird etwas verſchieden vorgeſtellt, als der übrige Schaft, ſie iſt aber nichts anderes, als nur der obere Theil von demſelben. Dieſen obern Theil zieht man auswärts gemeiniglich bis unter die Strippen herunter, nachher aber zum Theil wieder hinauf, ſo, daß er unter dem Knie eine Falte macht; zieht man dagegen die Stulpe ganz in die Höhe, ſo bedeckt ſie zum Theil das obere dicke Bein mit. Inwendig nåhet man an eine jede Seite unter dem Knie, vermittelſt der Beſtechnaht, zwei Riemen oder Strippen in die Stulpen, welche dazu dienen, daß man vermittelſt derſelben die Stiefeln anziehen, oder auch nach Gefallen einen Riemen mit einer Schnalle dadurch ziehen, und ihn dergeſtalt feſtſchnallen kann, daß die Stiefeln feſtſitzen, und nicht herunter gleiten; auch läßt man wohl, um ſolches noch beſſer zu erhalten, den dritten Riemen entweder hinten, oder vorne annåhen, und zieht den vorher erwähnten Riemen mit ſeiner Schnalle durch, und ſchnallt ihn feſt. An dieſe ſchlaffe Stiefeln kommt nur ein ziemlich ſchmaler Riemen r, Fig. 8600 als ein Spornleder, ſtatt

daß an dem ſteifen Stiefel derſelbe ganz breit und auf verſchiedene Art ausgeſchweift und beſtochen wird. Von ſchlaffen Stiefeln wurden zwei verſchiedene Arten gemacht, deren Unterſchied bloß in der verſchiedenen Länge beſtand, welc.. das Leder bekam. Man theilte ſie gewöhnlich in Franzöſiſche und Engliſche ſchlaffe Stiefeln, unter welchen jene die gewöhnlichſten waren, da nämlich dies Leder dergeſtalt zubereitet wird, daß die rauche oder Haarſeite auswendig kommt. Bei den Engliſchen war ſie aber inwendig und die Aasſeite auswendig; jene wird nicht geſchwärzt, ſondern bleibt wie ſie natürlich iſt; die auswendige wird aber vom Schuhmacher ſchwarz gemacht und gewichſt. Man beginnt damit, daß man die Aasſeite, nachdem man ſie hat heiß werden laſſen, mit Talk überſtreicht, ſie nachher über einem gelinden Strohfeuer flammet und ſie ſogleich ſchwärzt, mit Talk und Kienruß beſtreicht, nachher putzt, und derſelben auf die gewöhnliche Art einen Glanz giebt.

Die Huſarenſtiefeln, Fig. 8601, haben keine Stulpen, ſondern bedecken bloß die vordere Hälfte des Knies; von da ab ſind ſie auf verſchiedene Art ausgeſchnitten und mit Leder eingefaßt.

Die ſchlaffen Stiefeletten, welche man noch im verwichenen Jahrhunderte trug, waren eine leichte, ſehr bequeme Tracht an den Füßen, welche nur von Leder gemacht werden konnte. Ihre Vollkommenheit beſtand darin, daß ſie eben ſo gut, wie ein ſeidener Strumpf, um die Beine anſchloſſen. Sie wurden von ſchwarzem Leder gemacht. Man konnte ſie aus zwei Stücken machen, allein man verfertigete ſie gewöhnlich aus drei Stücken. Man ſchnitt ſie nach Muſtern. Die inwendige Seite, Fig. 8602 aa, beſteht aus einem Stücke, der äußere Umfang der Wade, bb, das zweite, und die vor-

dere Schneppe, c c, das dritte. An das Stück b, welches den Umfang der Wade vorſtellt, werden an die vordere Seite neun bis zehn Schnürriemen über einander genähet; die Naht aber, vermittelſt welcher ſie angenähet ſind, beſetzt man inwendig von oben bis unten mit einem Leinwandbande. An dem Rande des vordern Stückes c macht man eben ſo viele Löcher ff, als an der andern gegenüber Schnürleder ſind, und ganz oben nähet man einen Knopf d an. Dieſer vordere Theil wird darum unten ausgeſchnitten, damit man den Zwickel einſetzen kann. Zu dem übrigen wird weiter nichts erfordert, als daß man die gedachten drei Stücke oder Theile zuſammennähen läßt; zuletzt wird die Strippe oder der Riemen angenähet, welcher unter dem Gelenke des Schuhes durchgeht.

Außer dieſen Stiefeln trug man noch Filzſtiefeln, welche von dem Hutmacher verfertiget und von dem Schuhmacher beſohlt wurden. Man trug ſie ſowohl ſchwarz gefärbt, als ungefärbt. An einigen Höfen war es ſogar erlaubt, in ſolcher Bekleidung bei Hofe zu erſcheinen. Man machte auch dergleichen Stiefeln von Tuch, wozu ſich das Engliſche waſſerfeſte (Water proof) am beſten ſchickte, weil es mit einem Leim aus Hauſenblaſe oder mit Gummi getränkt oder durchnetzt iſt. — Rauche Winterſtiefeln. Das Kalbfell zu dieſen Stiefeln behält nämlich ſeine eigenen Haare, oder wird auch zur inwendigen Seite zubereitet. Die äußere wird gewichſt. Weil es mit der Zubereitung dieſes Leders in den Gerbereien oft verſehen ward, alſo das Leder weder milde, noch dauerhaft war, und daher auch keine Wärme gab, ſo ſind ſie nie recht in Gebrauch gekommen. Die auswendigen und inwendigen rauchen Winterſtiefeln ſind von Rennthierhäuten. Es ſind eine Art ſchlaffer Stie-

feln, die in den Nordiſchen Ländern, wo dieſe Thiere, von denen das Leder genommen wird, einheimiſch ſind, getragen werden, als in Rußland, beſonders zu Petersburg, woſelbſt ſie Lappen genannt werden. Sie werden beſohlt und mit Kalmückiſchen Lämmerfellen gefüttert, welchen die Näſſe nichts ſchaden ſoll. Eine andere Art ſolcher Stiefeln, ſind diejenigen von Seehundsfellen, welche in Kopenhagen getragen und das Paar mit einem Dukaten bezahlt werden. Sie ſind auswendig und inwendig, auch unten im Fuße rauch, weil ſie unbeſohlt im Hauſe und auf dem Eiſe getragen werden. Die bunte Haarſeite des Seehundsfelles, welches man überaus gut zu gerben und weich zu machen weiß, iſt herausgekehrt, inwendig ſind ſie mit Lämmerfellen gefuttert. Die Schäfte ſind auf einer Seite, von dem Knöchel am Fuße an, bis herauf übers Knie, offen, und mit Knöpfen und Knopflöchern verſehen. Sobald man mit dem Fuße in den Schuh eingetreten iſt, wird der Schaft zugeknöpft, und er ſchließt ſich genau an das Bein, ſo daß man es kaum wahrnimmt, daß ſie an den Seiten zugeknöpft ſind. — Schlaffe Winterſtiefeln von Kalbleder. Sie waren innerhalb mit Molton gefüttert und auswendig gewichſt. Damit die Näſſe in den Schuh nicht eindringen konnte, ward eine Korkſohle untergelegt. Es gab wenige Schuhmacher, die dieſe Art Sohlen zurichten konnten. Der Kork wird nämlich vorher mit Wachs getränkt und dann unter eine Preſſe gebracht, oder man richtete ihn auch auf folgende Weiſe zu: Man ſchnitt ihn ordentlich nach dem Leiſten, ließ ihn rund herum mit warmen Pech über Feuer ein, und beraſpelte ihn, wenn das Pech erkaltet war. Man ſchlägt dann die Rahmen darüber, bindet ſie ein, und dann wird die Sohle eingeriſſen und angedoppelt. Einige pechten den Kork und legten ein Spänchen

oder eine Schale von Birkenrinde darum, welches unter die Rahmen zu liegen kam, um die Löcher des Korkes zu ſtopfen. Dergleichen Stiefeln können auch mit Lämmerfellen gefüttert, und in den Schuhen zwiſchen dem Kalbleder und Fellen Schweinsblaſen eingezogen werden, wodurch die Näſſe noch mehr abgehalten wird einzudringen und die Felle zu vernichten. — Wiener Jagdſtiefeln von Juften. An dieſen Stiefeln war die rothe Seite herausgekehrt. Sie ſind ſo lang, daß ſie das dicke Bein über die Hälfte bedecken. An den Schuhen iſt die Spitze von gedoppelten Juften. Sie geht nämlich ſo weit, als die Zehen des Fußes im Schuh reichen, auswendig iſt eine Kappe von Juften übergenähet, damit dieſe Stelle für das eindringende Waſſer um ſo mehr geſichert ſey. — Man hat auch Stiefeln von Fiſchotter-Fellen.

Auch geſtrickte Stiefeln ſind von einem Schuhmacher in Leipzig, Namens Garthof, erfunden worden. Sie wurden mittelſt eines kleinen Eiſens mit einem Häkchen von wollenem, ſchwarzgefärbtem Garne verfertiget, und man kann ſie daher eher geflochtene, als geſtrickte Stiefeln nennen. Man kann hierzu nicht alle Arten Wolle gebrauchen. Diejenige, welche dazu gebraucht wird, wird auf beſondere Art zubereitet, ſo daß ſie einen Glanz bekommt, wenn ſie eine Weile getragen worden. Die Eigenſchaft der Stiefeln iſt, daß ſie vorzüglich warm, weich und dauerhaft ſind. Gewöhnlich werden ſie mit Flanell gefüttert; allein auf Verlangen werden ſie auch mit Felbel, Molton ꝛc. gefüttert. Man kann dergleichen Stiefeln im Sommer und im Winter tragen. Im Sommer füttert man ſie mit Leinwand. Inwendig bekommen ſie ein Band, welches den Ueberzug mit dem Futter zuſammenhält. Sie werden mit Sohlen von Maſtricher Leder beſohlt. Wenn

eine Maſche an ſolchen Stiefeln reißt, ſo hat dieſes keinen Einfluß auf die übrigen, welche nicht nachreißen. Ein Paar dergleichen Stiefeln kommen 6 bis 7 Rthlr.

Was nun die neueren Stiefelarten anbetrifft, ſo haben dieſe ſeit ungefähr dreißig Jahren oft gewechſelt. Wadenſtiefeln mit und ohne Klappen, Halbſtiefeln von verſchiedenen Façons, Ungariſche oder zweinäthige Stiefeln, Schnürſtiefeln, Sammetſtiefeln ꝛc. Bei den Stiefeln mit gelben Klappen, wo nämlich die Klappen angenähet ſind, beſteht der Schaft aus Kalbleder, welches ſehr ſauber hierzu zugerichtet werden muß. Der Schaft wird nun über der Wade, unter dem Knie, rund geſchnitten, und hieran wird nun die gelbe Klappe genähet, ſo daß ihre zubereitete Seite, das heißt, welche gelb gemacht iſt und Politur erhalten hat, nach außen gekehrt iſt. Es wird nämlich ein ungefähr 3/4 Zoll breiter Rand von der Klappe nach innen geſchlagen, und an dieſen Rand nähet man den Schaft mit gut gewichſtem Pechdraht, jedoch nur mit weitläuftigen Stichen, feſt. Der Schuhmacher erhält das Klappenleder ſchon förmlich zugerichtet von dem Lederbereiter, wenn nämlich die Klappen nur gelb ſeyn und eine feine Glätte, gleich einer Politur, haben ſollen; wenn ſie aber eine andere gelbe Farbe und einen Glanz haben ſollen, von den Lederlackirern. Man kann ſich aber auch die nur gewöhnlich zubereiteten Klappen ſelbſt färben, oder denſelben vielmehr eine Farbe geben, und ſie dann lackiren oder mit einem Glanzfirniß überziehen. Man nimmt nämlich zu einem röthlichen Hochgelb Gummi Guttae und Drachenblut, oder auch nur Curcumey und Drachenblut. Die Zubereitung dieſer Pigmente zur Farbe geſchieht auf folgende Weiſe: Man nehme

ungefähr 1 Loth reines Gummi Guttae, reibe ſolches auf einem Reibeſteine mit Weingeiſt (Spiritus vini) ganz fein ab, und miſche beim Reiben gleich ſo viel gepulvertes Drachenblut in kleinen Doſen hinzu, als man die gelbe Farbe mehr oder weniger röthlich zu haben wünſcht. Hierauf miſche man dieſe fein abgeriebene Farbe zu einem hellen Spiritusfirniß, und trage ſie mit einem feinen Borſten- oder Fiſchhaarpinſel, ſo viel, als möglich, in geraden Linien auf die Klappe. Auch Orlean und Curcumey, mit einem ſtarken Branntwein zuſammen gerieben, trocken werden laſſen, und, nach dem Verhältniß der Farbe, zu dem Firniß gemiſcht, giebt ein glänzendes Gelb. Auch verſchiedene gelbe Ocher, welche erſt mit Waſſer zart abgerieben, noch beſſer, geſchlämmt werden müſſen, damit ſich die ſandigen Theile verlieren, und nur die Farbe zurückbleibt, können hierzu genommen werden. Man muß dann das Abgeriebene zum Trocknen an die Sonne, oder, im Winter, an einen warmen Ofen ſtellen. Wenn es trocken geworden, muß es noch einmal abgerieben und wieder getrocknet, und dann mit einem etwas conſiſtenten Firniß aufgetragen werden. Die oben erwähnten Pinſel zum Auftragen des Firniſſes müſſen nach dem jedesmaligen Gebrauche mit Terpentinöl wieder gereiniget werden, weil ſie ſonſt zu ſehr zuſammenkleben und trocknen, und ſo leicht nicht wieder gebraucht werden können. Beſſer iſt es bei den Ocherarten, wenn ſie ohne Firniß erſt auf die Klappe getragen worden, und wenn ſie darauf trocken geworden, den Firniß darüber zu ſtreichen; die Farbe wird weit egaler, wenn nämlich der Anſtrich mit gehöriger Sorgfalt geſchieht. Soll das Letztere geſchehen, ſo muß die Farbe, z. B. der Ocher, den man dazu nehmen will, nachdem er, wie oben angeführt worden, geſchlämmt oder abgerieben worden,

erſt mit Mohn-, Nuß- oder gebleichtem Leinöl gerieben werden, das heißt, die Farbe wird auf einen Reibeſtein gethan, mit dem Läufer gehörig zerquetſcht, und dann eines der oben angeführten Oele immer nach und nach hinzugegoſſen, und damit ſo lange gerieben, bis ſie die gehörige Conſiſtenz hat, um ſie auftragen zu können. Dieſe Oelfarbe trägt man nun mit einem Pinſel auf die roh zubereiteten Klappen, läßt es in der Wärme trocknen, und trägt dann einen weißen Spiritusfirniß darüber.

Die Firniſſe zum Vermiſchen mit der Farbe, oder zum Ueberziehen über dieſelbe, werden auf folgende Weiſe gemacht. Man nehme:

16 Loth Terpentinöl,
4 — ausgeleſenen Maſtix,
1 — Venetianiſchen Terpentin.

Dieſe Ingredienzen werden ſämmtlich in eine Quartflaſche mit einer großen Oeffnung gethan (beſſer iſt eine gläſerne Glocke, weil der Venetianiſche Terpentin zu conſiſtent iſt, und das Eingießen, wo die Oeffnung nur klein iſt, viel Mühe verurſacht), und dieſe Oeffnung überbinde man mit einer Blaſe, ſetze das Glas an die Sonne oder auf einen warmen Ofen, und laſſe es ſo lange ſtehen, bis ſich der Maſtix in dem Terpentin vollkommen aufgelöſet hat, welches noch viel ſchneller geſchieht, wenn der Maſtix ſehr rein und klar iſt, und die Flaſche zum öftern geſchüttelt wird. Das Letztere befördert merklich die Auflöſung. — Ein 2ter Firniß. Man nehme:

3 Loth Sandarak,
1 — Maſtix,
1 — Venetianiſchen Terpentin,
1 — Terpentinöl,
16 — vom ſtärkſten Spirius vini oder Weingeiſt.

Man nehme eine Flaſche mit einer weiten Oeffnung,

ſchütte die beiden Harze ausgeleſen hinein, gieße erſt den Terpentinöl, dann den Venetianiſchen Terpentin, und zuletzt den Spiritus Vini darauf, überbinde die Oeffnung der Flaſche mit einer Blaſe, und ſtelle ſie unter öfterem Umſchütteln an die Mittagsſonne zur Auflöſung der Ingredienzen, ſo wird man einen ſehr ſchönen und hellen Firniß erhalten, der ſich vorzüglich zum Auftragen der Farbe eignet. — Ein 3ter Firniß. Man nehme:

12 Loth Maſtix,
6 — Sandarak,
8 — geſtoßenes Glas,
6 — Venetianiſchen Terpentin,
64 — vom ſtärkſten Alkohol.

Die Harze und das Glas müſſen ganz fein zerſtoßen, und dann in einen Glaskolben geſchüttet werden. Man thue nun den Terpentin und den Alkohol, oder den ſtärkſten Weingeiſt, dazu, ſetze den Kolben mit ſeiner Kugel in einen Keſſel mit ſiedendem Waſſer, und erhalte das Waſſer ein bis zwei Stunden lang im Wallen oder Sieden, während welcher Zeit aber die Maſſe beſtändig mit einem hölzernen Stäbchen, und zwar ſo lange umgerührt werden muß, bis die Auflöſung der Harztheile erfolgt iſt. Man thut auch wohl, wenn man den Terpentin vorher in einem anderen Gefäße bis zum Flüſſigwerden erwärmt, worauf derſelbe nun der übrigen Maſſe zugeſetzt, und dann das Ganze noch eine halbe Stunde hindurch in heißem Waſſer erhalten wird. Man nimmt nun den Kolben aus dem Keſſel, und rührt die Miſchung anhaltend um, bis ſie zu erkalten anfängt. Den folgenden Tag wird die Auflöſung durch Baumwolle filtrirt, und in einem reinen Glaſe, wohl verſtopft, zum Verbrauch aufbewahrt. Dieſer Klappenfirniß beſitzt einen ſchönen Glanz.

Ein 4ter Firniß. Man nehme:

6 Loth flüſſigen Kopal,
12 — Sandarak,
5 — Maſtix,
8 — geſtoßenes Glas,
5 — Venetianiſchen Terpentin,
64 — Alkohol.

Die Bereitungsart iſt ganz ſo, wie die des vorhergehenden Firniſſes. Dieſer Firniß beſitzt einen ſehr ſchönen Glanz, und noch mehr Conſiſtenz, als der vorhergehende; auch kann man ſeine Körperlichkeit noch ſehr vermehren, wenn die Maſſe des Sandaraks und des Terpentins vermehrt wird. Zu viel Terpentin iſt nicht gut, weil der Firniß dann zu pechartig wird, und daher ſchwerer trocknet. — Ein 5ter Firniß. Man nehme:

8 Loth Schellack,
1 1/2 — Venetianiſchen Terpentin,
1/2 Quart Weingeiſt.

Der Schellack wird gröblich zerſtoßen und mit dem Terpentin und dem Spiritus Vini in eine Flaſche gethan, dieſe in heißen Sand geſetzt, und dann und wann geſchüttelt, bis ſich der Schellack aufgelöſet hat; hierauf in eine andere Flaſche abgegoſſen und zum Gebrauch aufgehoben. Dieſer Firniß iſt beſonders gut auf Klappen, die noch keinen Lack haben, und gereiniget worden ſind, zu gebrauchen.

Man kann auch einen gelben Firniß über die Klappen tragen, und ſolchen aus 6 Quentchen gröblich gepulverter Curcumeywurzel, 12 Gran Orientaliſchem Safran, 2 Loth Drachenblut, 6 Quentchen Gummi Guttae, 4 Loth Sandarak, und 1 Loth Schellack mit 40 Loth Spiritus Vini miſchen. Die Curcumeywurzel muß mit dem Safran vorher in dem Spiritus 20 Stunden lang in einem gläſernen

Kolben digerirt, und dann die erhaltene Tinktur durchgegoſſen werden. Man bringt nun die übrigen Ingredienzen gepülvert in den Kolben, gießt die obige Tinktur darauf, und unterhält das Gemenge in einem heißen Waſſerbade bis zur erfolgten Auflöſung, worauf der Firniß filtrirt wird. — Das Auftragen dieſer Firniſſe geſchieht mit einem Fiſchhaarpinſel. Wenn die lackirten Klappen ſchmutzig geworden ſeyn ſollten, ſo kann man den Schmutz mit reinem Waſſer und etwas Seife, auch mit etwas Milch, abwaſchen, ſind ſie aber nicht lackirt, ſo kann man ſich des folgenden Mittels zu deren Reinigung bedienen: Man nehme 1/4 Quart Flußwaſſer, den Saft von einer guten Citrone, und 1 Loth Schwefelſäure, thut es zuſammen in eine Flaſche, nach der hier angegebenen Folgereihe, und ſchüttele es fleißig um. Wenn man nun Gebrauch davon machen will, ſo gieße man ungefähr die Hälfte davon in eine Taſſe, nehme einen Schwamm oder einen wollenen Lappen, tauche ihn darein, und waſche damit die Klappen von allen Seiten rein ab, und dann noch einmal mit reinem Flußwaſſer nach, trockne ſie mit einem Tuche auf der Hand etwas ab, und hänge ſie dann auf eine Leine an einen Ort, wo es warm iſt, und ſich nicht viel Staub erhebt. Sobald ſie trocken geworden ſind, nehme man ſie herab, reibe ſie mit einem reinen Tuche tüchtig von allen Seiten ab, ſo werden ſie Farbe und Glanz wieder erhalten. Sollte indeſſen der Letztere zu matt ſeyn, ſo kann man die Klappen mit dem oben angeführten erſten Firniß, ohne Zuſatz von Farbe, leicht überſtreichen.

Noch in den erſten Lüſtern dieſes Jahrhunderts gehörten die gelben Stiefelklappen zu den Luxusartikeln der Männer; ja in Frankreich unter Napoleon gehörten ſie bei den Officieren von der Linie zur Paradeuniform. Auch in England tragen ſie Offi-

ciere zur Uniform; und wahrlich dieſe Fußbekleidung war, ehe die bequeme Pantalons aufkamen, worunter ſo manche hölzerne Wade verſteckt wird, eine der ſchönſten; denn eine ſchöne gelbe Klappe auf einem ſchwarzen, blankpolirten, geſchmackvoll gemachten Stiefel, erhob den ganzen Männeranzug. Zuerſt trug man die Klappen kaſtanienbraun, oder röthlich Ochergelb, welche Farben ſich ziemlich lange erhalten haben, beſonders war die kaſtanienbraune die Lieblingsfarbe der Elegans. Bei dem ſteigenden Luxus und der raſch wechſelnden Mode in unſern Tagen, haben auch die Klappen in Hinſicht ihrer Farbe und ihres Glanzes manche Veränderungen erlitten; man wechſelte das röthliche Gelb, in Strohgelb, Nanquin, Ochergelb und andere bleichgelbe Farben um, und fing an die Klappen förmlich zu lackiren, bis man in jetziger Zeit ſie in Deutſchland ganz abgelegt hat. Die lackirten Klappen, welche leicht Brüche erhielten, wurden nicht an den Schaft genähet, ſondern beſonders gemacht, ſo daß ſie über den Stiefel, ſo weit, als man es wünſchte, gezogen werden konnten. Innerhalb oben am Rande der Klappe vorn und hinten waren ein Paar lederne ſteife Riemen angenähet, die in den Schaft hereingingen, und ſo die Klappe feſt hielten, damit ſie nicht bis auf den Fuß herabrutſchen oder gleiten konnte. Zu beiden Seiten waren die gewöhnlichen Aufzieheriemen angenähet, und hinten auch wohl noch auſſerhalb ein langer ſchmaler Riemen zur Zierde. Dieſe nicht feſtſitzenden Klappen konnte man über einen jeden, am Fuße anliegenden, Stiefel ziehen, ſo auch über die zweinähtigen oder Ungariſchen Stiefeln. Man trug ſie 6 bis 7 Zoll lang und darüber, und dann auch kurz, etwa 4 bis 5 Zoll. Gewöhnlich waren die an den Schaft angenäheten Klappen kürzer, dagegen die vom Schafte, getrennten länger. Bei den einnähtigen Stiefeln,

war die Naht der Klappen wie beim Stiefel hinten, und auch wie dieſe, entweder einfach, oder doppelt. Bei den zweinähtigen oder Ungariſchen hatten auch die Klappen zwei Nähte, wie der Stiefel. Die Schäfte der Klappenſtiefeln wurden gewöhnlich hinten mit zweien Nähten, 3 bis 4 Linien breit auseinander, gemacht. Die Abſätze waren und ſind auch noch gegenwärtig keilförmig an dergleichen Stiefeln, und von Leder; ſie werden durch aufeinander gelegte Flecke gebildet, die, nachdem ſie befeſtiget worden, beſchnitten und beſchabt, und dann mit dem Ganzen geſchwärzt werden. Der Abſatz bekommt unten gewöhnlich Nägel oder Hufeiſen.

Andere einnäthige Stiefeln gehen entweder unter dem Knie rund um den Fuß, oder ſie ſind auf verſchiedene Art ausgeſchnitten, oder gehen nur bis unter die Wade, Halbſtiefeln, oder ſind noch kürzer, und werden an das Bein durch Strippen gebunden, wie die Pantalonsſtiefeln, oder es ſind Schnürſtiefeln, die über den Spann bis an das Bein zugeſchnürt werden. Die Erſteren, auch Wadenſtiefeln, welche rund um den Fuß gehen, werden in großen Städten wenig mehr getragen, ſondern nur in kleinen und auf dem Lande von den Landleuten; ihre Geſtalt iſt bekannt. Wie man ſie jetzt auf den Kauf für Landleute ꝛc. macht, beſtehen die Schäfte aus einem grobkörnigten Leder. Die verſchiedenartig ausgeſchnittenen Stiefeln, welche von den Städtern ohne Pantalons getragen werden, ſind Wadenſtiefeln, die einen etwas ſteifen Schaft haben, und vorn bis an das Knie oder auch darüber gehen, daſelbſt einen kleinen Ausſchnitt haben, oder vielmehr daſelbſt herzförmig eingeſchnitten ſind, und von da ab zu beiden Seiten Bogenförmig nach hinten zu gehen, und über der Wade, in der Mitte derſelben, eine kleine in die Höhe gekehrte Schneppe bilden.

Dergleichen Ausſchnitte haben auch die Halbſtiefeln, welche nur bis unter die Wade gehen, und oft einnähtig, oft zweinähtig getragen werden, und deren Schäfte gleichfalls aus ſteifem Leder beſtehen. — Die Pantalonsſtiefeln, deren Schäfte zum Theil aus weichem oder ſchlaffem, zum Theil aus ſtarkem oder ſteifem Leder beſtehen, reichen oft nur ein Paar Zoll über den Fuß, auch bis zur Wade. Sie werden theils mit ledernen Strippen, welche hinten an den Schaft angenähet ſind, um den Fuß herum zugebunden, theils ſind ſie auch bei einem ſteifen Schafte ohne Strippen. Die Schnürſtiefeln ſind bei den Männern jetzt meiſtentheils aus der Mode gekommen, dagegen werden ſie von den Frauensleuten getragen. Sie gehen nur bis über die Knöchel; es ſind eigentlich, wie ſchon oben bemerkt worden, Schuhe mit hohen Quartieren, welche den Spann herunter zugeſchnürt werden. Sie ſind nämlich vorn bis auf das Blatt des Fußes offen, haben zu beiden Seiten der Oeffnung Löcher, welche mit einem Pfriemen geſtochen werden, und wodurch Band übers Kreuz gezogen wird, damit man ſie feſtſchnüren und dann die Enden des Bandes um den Fuß herum feſtbinden kann. Die Frauensleute tragen ſie gegenwärtig mit eben ſolchen keilförmigen Abſätzen, wie an den Männerſtiefeln, ſ. oben, S. 714. Bei allen einnähtigen Stiefeln iſt der Schuh vom Schafte getrennt, und Erſterer wird angeſetzt, wie man ſolches bei dieſer Stiefelart gewahrt.

Die Schäfte der ſteifen Stiefeln, ſogenannten Kanonen, welche von den Stallmeiſtern, Bereitern, Studenten ꝛc. getragen werden, werden von den Lederbereitern erſt auf Beſtellung beſonders zubereitet, weil ſie von Rindsleder aus ganzen Häuten geſchnitten werden müſſen. Der obere Theil des Schaftes, der über die Knie hinaus; bis zum

halben Schenkel hinaufgeht, iſt bloß in der Kniekehle ausgeſchnitten, um den Fuß bewegen zu können. Der übrige Theil des Schaftes, die Ohren zu beiden Seiten, gehen dann ſo hoch hinauf, wie ſo eben oben angeführt worden. Dieſe Schäfte erhalten hinten herunter eine gut geſtämmte Naht, die beſonders feſt angezogen werden muß. Der Schuh an dem Schafte erhält ein Spornleder. Die übrige Verfertigungsart der Schuhe an dieſen Stiefeln iſt der oben, S. 688 angeführten gleich, nur daß unter Stiefeln, die an und für ſich ſchon koloſſaler ſind, auch derbe Sohlen gelegt werden müſſen, damit dieſe zu dem Uebrigen paſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſe Stiefeln werden am beſten, wenn das Leder nicht vorher lackirt worden, auf einem Stiefelblock mit Wachswichſe behandelt, weil dieſe weit dauerhafter iſt, als die Engliſche, und dem Wetter trotzt. Der Stiefel wird nämlich auf einen dazu eingerichteten Block geſchlagen, und von allem Staube und Unreinigkeit mit einer Bürſte gereiniget. Man nehme nun mit einem Spahn von der Wichſe, die aus zerlaſſenem Wachſe, Kienruß und Terpentinöl beſteht, ſchmiere ſie hin und wieder auf den Schaft, und nehme dann das Polirholz und verbreite nun die Wichſe auf demſelben nach allen Richtungen gehörig aus, ſo daß der Schaft ſchon durch dieſes Reiben mit dem Polirholze einen Glanz erhält. Man bürſte nun ſchnell mit einer harten Bürſte, um den Glanz noch mehr hervorzubringen, und nehme dann, wenn ſich derſelbe darſtellt, eine weiche oder ſogenannte Sammtbürſte, und bürſte ihn damit über, ſo wird ſich der Glanz vollkommen zeigen. Es iſt bei dieſer Wichſe beſonders nöthig, daß ſie auf dem Leder gehörig mit dem Polirholze verarbeitet werde, wenn ſie einen ſchönen gleichförmigen Ueberzug bilden, und einen ſchönen Glanz geben ſoll. Man kann ſich aber

die Arbeit ſehr erleichtern, oder es bedarf nicht einer ſo großen Kraftanſtrengung, wenn man den Stiefel wenn er ſchon einmal gewichſt iſt, auf den Block ſpannt, ihn erſt von aller Unreinigkeit mit einer Staubbürſte reiniget, und ihn dann an das Feuer ſetzt, damit die ſich ſchon darauf befindende Wichſe, ſo wie das Leder warm werde; dann ſtreiche man mit einem Spahn oder einem Hölzchen noch etwas Wichſe auf verſchiedene Stellen des Schaftes, fahre ſchnell mit dem Polirholze einige Male darüber hin, bürſte dann gleich mit der harten Bürſte nach, ſo wird der Stiefel einen ſehr ſchönen Glanz erhalten, den man, wie ſchon oben erwähnt, mit einer Sammtbürſte noch erhöhen kann. — Dieſe Wichſe wird auf folgende Weiſe bereitet: Man zerlaſſe 1/4 Pfund gelbes Wachs in einem Tiegel über Feuer, ſchütte eine große Butte Kienruß hinzu, und rühre es untereinander; dann nehme man es vom Feuer, thue es in eine blecherne Büchſe, oder in einen dazu beſtimmten Topf, gieße 1/2 Pfund Terpentinöl hinzu, rühre es tüchtig zuſammen, ſo wird die Wichſe zum Gebrauch gut ſeyn. Wenn ſie beim längeren Stehen zu conſiſtent werden ſollte, ſo darf man nur etwas Terpentinöl hinzugießen, ſie aufweichen laſſen, und umrühren.

Von den zweinähtigen Stiefeln, Ungariſchen Stiefeln, welche zu beiden Seiten Nähte haben, deren Schaft alſo aus zwei Hälften beſteht. Die eine Hälfte oder der Vordertheil enthält zugleich das Blatt des Schuhes, überhaupt den ganzen Obertheil des Schuhes bis zum Hacken; hierdurch unterſcheiden ſie ſich noch beſonders von den einnähtigen Stiefeln, bei denen, wie ſchon oben bemerkt wurde, der Schuh angeſetzt wird. Die Naht herunter am Schafte wird zu beiden Seiten recht feſt geſtämmt, damit ſie nicht ausreißen kann, weil der

Rand auſſerhalb derſelben, der durch die Naht gebildet wird, nur wenig hervorſtehen darf, ſondern nur eine leicht ſichtbare Erhöhung bildet. Das Vorderblatt wird nun an die Brandſohle auf dem Leiſten eben ſo befeſtiget, wie oben, unter Verfertigung der Schuhe und Stiefeln ſchon erwähnt worden, und die andere Hälfte, nebſt dem Hackenleder, wird auch ſo geſtämmt und genähet, wie ſchon oben angeführt worden; eben ſo wird auch die untere Sohle nebſt den Einlagen, ſei es nun Spohn, welcher jetzt nur ſelten noch dazu kommt, oder Stücken alten Leders, befeſtiget. Die Abſätze beſtehen, wie ſchon erwähnt worden, aus Flecken, welche mit guter Pechberme zuſammengeſetzt, und dann noch mit hölzernen Pflöcken feſter verbunden werden; man ſchlägt dann noch eigens dazu verfertigte Hufeiſen darunter, oder auch Abſatznägel.

Die Ungariſchen Stiefeln ſind eine Art ſteifer Stiefeln, und werden mit Stiefelpolitur, ſo wie überhaupt alle Stiefeln, die von Städtern getragen werden, gewichſt. Nur Landleute, Arbeitsleute ꝛc. in den Städten ſchmieren ihre Stiefeln mit Thran, Fiſchöl, um das Leder weich zu erhalten, weil es oft bei ihren Arbeiten durch Näſſe ꝛc. ſpröde und ſteif wird. Hier nun einige Engliſche Wichſen, Stiefelfirniſſe oder Stiefelpolituren, weil etwas Ausführlicheres über das Wichſen der Schuhe und Stiefeln, unter Wichſe, in W., vorkommen wird.

Nr. I. Man nehme:

1 Loth ſchwefelſaures Eiſen (grünen Vitriol, Kupferwaſſer),
1 — Baumöl,
2 — Schwefelſäure (Vitriolöl),
5 — braunen Kandis,

8 Loth gebranntes Elfenbein, uud
5/8 Quart Weineſſig.

Der Zucker und das ſchwefelſaure Eiſen müſſen fein zerſtoßen, in eine Quartflaſche geſchüttet und der Eſſig darauf gegoſſen werden, damit ſich die Ingredienzen darin auflöſen können. Das Baumöl und das gebrannte Elfenbein wird zuſammen in einen Topf geſchüttet, und darin ſo lange mit einem Löffel gerührt, bis daß das Oel von dem Elfenbeine eingeſogen und die Maſſe trocken geworden iſt; dann gieße man nach und nach von den ſchon aufgelöſeten Ingredienzen ſo viel hinzu, bis es die Conſiſtenz eines Syrubs erhält. Man thue nun das Vitriolöl hinzu, und fahre ſo lange mit dem Umrühren fort, bis das Dampfen des Oels aufhört. Man gieße nun noch von dem übrig gebliebenen Eſſig ſo viel hinzu, daß man das Ganze bequem in die Quartflaſche gießen, und darin zum Gebrauch wegen des beſſeren Umſchüttelns aufheben kann.

Nr. 2. Man nehme:

2 Loth concentrirte Schwefelſäure,
2 — Salzſäure,
2 — kohlenſaure Kalilöſung,
2 — ſchwefelſaures Eiſen,
4 — Baumöl,
6 — Frankfurter Schwarz oder auch gebranntes Elfenbein,
6 — braunen Candis,
1 Quart Weineſſig, und
1/2 Loth Eau de Musc.

Das Schwarz muß mit dem Baumöl in eine Schüſſel oder auf einen tiefen Teller gethan und zu einer Salbe gerührt werden. Dann nehme man etwas von dem Eſſig, löſe den Zucker darin auf, und gieße die Auflöſung zu dem Schwarz in die Schüſſel oder den Teller, rühre es um, und gieße das Ganze,

ſo verdünnt in eine große Flaſche. Wenn man nun dieſe Miſchung einige Male in der Flaſche umgeſchüttelt hat, ſo thue man die Schwefelſäure, die Salzſäure und das ſchwefelſaure Eiſen, letzteres muß, wenn es trocken ſeyn ſollte, zerſtoßen werden, dazu, ſchüttle es wieder fleißig um, thue zuletzt den Weineſſig, die Kalilöſung und das Eau de Musc hinein, und fahre ſo lange mit dem Umſchütteln fort, bis das Brauſen der Säuren aufhört, und ſich Alles gehörig vereiniget hat.

Nr. 3. Man nehme:

8 Loth gebranntes Elfenbein,
1 1/2 — Baumöl,
1 1/2 — Schwefelſäure oder Vitriolöl,
6 — Syrub,
1/2 Quart Weineſſig,

und miſche es untereinander. Das heißt, das Elfenbein, an deſſen Stelle man auch Frankfurter Schwarz nehmen kann, muß fein gerieben in einen Topf gethan werden. Hierzu gieße man nun den mit dem Baumöl und etwas Weineſſig gemiſchten Vitriolöl, und rühre es mit der Farbe durcheinander, welches mit einem dazu geſchnitzten Spahne geſchehen kann; dann thue man den Syrub dazu, rühre es wieder tüchtig durcheinander, ſo daß es die Conſiſtenz einer Salbe erhält; zuletzt den noch übriggebliebenen Weineſſig, und hebe es zum Gebrauch auf.

Das Wichſen oder Poliren der Stiefeln geſchieht nun auf folgende Weiſe: Man bürſte erſt den Staub von den Stiefeln rein herunter, welches mit einer etwas ſcharfen, beſonders zu dieſem Zwecke beſtimmten, Bürſte geſchehen muß, die man auch hierzu beſonders aufbewahrt. Man gieße nun, oder thue von der Politur, je nachdem ſie mehr oder weniger flüſſig iſt, etwas auf eine Taſſe, tauche mit der ſogenannten Wichsbürſte, wenn man keinen beſondern

Borſtenpinſel zum Auftragen der Politur haben ſollte, in die Wichſe oder Politur, und bürſte hiermit den ganzen Stiefel, ſowohl Schuh, als Schaft, ſehr ſchnell über, ſo daß der ganze Schaft und der Schuh damit geſchwärzt wird. Man fahre jetzt immer fort mit dem Bürſten, bis ſich ſchon ein ſichtbarer Glanz zeigt. Iſt nun dieſer ſchon über den ganzen Stiefel verbreitet, ſo höre man mit dieſer Bürſte auf, laſſe den Stiefel etwas ſtehen, und bürſte ihn dann mit der ſogenannten Sammetbürſte, eine Bürſte von weichen Haaren, leicht über, wo er dann, wenn die Stiefelpolitur gut iſt, einen Spiegelglanz erhalten wird. Ueberhaupt muß man mit der Auftragebürſte die Wichſe erſt ſehr ſchnell über den Stiefel verbreiten, und dann mit derſelben Bürſte immer leiſer den Stiefel überfahren. Man bürſte alſo erſt recht ſchnell, mit einem gewiſſen Drucke, und laſſe hierauf immer etwas mehr nach, alſo immer leiſer, ſo wird ſich ſchon ein ſchöner Glanz zeigen, der nun durch die Sammetbürſte noch erhöhet wird. Am beſten iſt es, wenn man die Stiefeln im Sommer auf den Herd an das Feuer, im Winter an den warmen Ofen ſetzt, ſie hier einige Minuten ſtehen läßt, damit ſie etwas warm werden, und ſie dann mit der weichen Bürſte überbürſtet, ſo erhalten ſie den ſchönſten Spiegelglanz. Bei mehr flüſſigen Engliſchen Wichſen, kann man ſolche auch mit einem Schwamm, einem Pinſel, oder mit einer Federbürſte auf den Stiefel tragen und dann ſchnell mit der Wichsbürſte nachfahren. Im Regen muß man mit dergleichen Wichſen nicht gehen, weil ſie ſich leicht auflöſen, oder doch wenigſtens Flecke bekommen. Auf eben die Weiſe, wie die Stiefeln, werden auch die Schuhe gewichſt.

Die beſte Schuhwichſe oder Stiefelwichſe für den Landmann und den Arbeiter im Freien iſt ein Ge-

miſch von Talg, Thran und Kienruß, womit die Stiefeln oder Schuhe tüchtig eingeſchmiert werden müſſen. Man kann auch ſtatt des Talges Schweineſchmalz, und noch beſſer Gänſefett darunter nehmen. Am beſten iſt es, wenn dergleichen gewöhnliche Stiefeln oder Schuhe mit Fiſchöl oder Thran den Abend vorher tüchtig eingeſchmiert werden, und ſo die Nacht über an trockner warmer Luft hängen bleiben, damit das Oel recht in das Leder einzieht. Am andern Tage kann man ſie nun noch mit dem oben angeführten Gemiſch aus Talg, Thran und Kienruß mit der Bürſte wichſen, ſo werden ſie einen der Witterung trotzenden und dem Leder wohlthuenden Ueberzug erhalten.

Bei den ſogenannten Waſſerſtiefeln, Fiſcherſtiefeln, werden die Nähte mit Schweins- und Ochſenblaſe beſetzt, und alle äußere und innere Nähte müſſen Doppelnähte ſeyn. Dieſe Art Stiefeln müſſen auch gehörig mit Oel getränkt werden, damit dieſes das Waſſer abhalte. — Ueber die Stiefeln, ſ. auch noch den Art. Stiefel, und über die Schuhe, ſ. auch weiter unten, das Regiſter. — Von der gegenwärtigen Mode der Stiefeln und Schuhe ſind hier keine Abbildungen gegeben worden, weil ſie nach der Beſchreibung einem jeden bekannt ſind und ſeyn werden. Was die Geſtalten der Spitzen oder des Vordertheiles der verſchiedenen Schuhe und Stiefeln betrifft, ſo iſt darüber ſchon am Eingange dieſes Artikels, S. 634 u. f. geredet worden.

Ein gutes Mittel die Sohlen waſſerdicht, überhaupt haltbarer zu machen, iſt folgendes: Sobald man Schuhe oder Stiefeln von dem Schuhmacher erhält, ſo beſtreiche man die Sohlen mit gut gekochtem Leinöl (Leinölfirniß), und ſtreue über dieſen Ueberzug feinen Streuſand, oder auch Mauerſand, nur muß er ſehr trocken ſeyn, und laſſe es in

der Wärme trocknen. Dann überziehe man dieſe Lage wieder mit gekochtem Leinöl, ſtreue Sand darauf, laſſe es wieder trocknen, und wiederhole dieſes auf dieſelbe Art noch ein- oder zweimal. Nun laſſe man die Stiefeln oder Schuhe noch vierzehn Tage bis drei Wochen hängen, damit ſie gehörig austrocknen können, weil ſonſt noch Feuchtigkeit von dem durchgeſchlagenen Oele im Innern des Schuhes bleiben, und die Strümpfe beim Anziehen und darin Gehen beſchmutzt werden könnten. Wenn man es aber gehörig an- und austrocknen läßt, ſo wird man auf dergleichen präparirten Sohlen ein Vierteljahr länger gehen können. Die Ausgaben ſind nicht bedeutend, da man zu einem dreimaligen Ueberſtrich höchſtens 1/2 Pfund gekochten Leinöl gebraucht, der ungefähr drei Silbergroſchen koſtet; der Sand koſtet ja nur ſehr wenig, wenn man ihn nicht ganz umſonſt erhält. Es iſt überhaupt nicht gut, Schuhe und Stiefeln, ſobald ſie erſt von dem Leiſten gekommen ſind, gleich anzuziehen, weil das Ganze noch zu friſch, zu neu iſt, und daher leicht hin und wieder etwas davon losgehen oder reißen könnte. Am beſten iſt es, ſie einige Tage, nachdem man ſie bekommen hat, in die Luft oder an einen warmen Ort zu ſtellen, und ſie erſt gehörig austrocknen zu laſſen; man erhält dadurch den Vortheil, daß ſie länger halten.

Der Schuhhandel iſt ein ſehr einträgliches Gewerbe, und beſonders blüht er in den Staaten, wo die Gewerbefreiheit eingeführt worden. So gewahrt man jetzt in Berlin die eleganteſten Schuh- und Stiefelhandlungen, oder Magazine, worin man die geſchmackvollſten Frauen- und Männerſchuhe, Stiefeln ꝛc. antrifft. Schon vor der Gewerbefreiheit in den Staaten, wo ſie jetzt eingeführt iſt, und da wo der Zunftzwang noch herrſcht, gehört der Handel mit Schuhen und Stiefeln den

Schuhmachern an, die ſchon ſeit langer Zeit, in ſo weit, als ſie allerlei Schuhe und Stiefeln auf den Kauf machen, oder vielmehr fertig ſtehen haben, mit unter die kramenden Handwerker gehören. Brillante Schuh- und Stiefelhandlungen findet man auch in Wien, beſonders aber in Paris und London, von woher dieſe Art der Induſtrie auch zu uns herüber gekommen iſt, aber auch Vielen ein bedeutendes Lehrgeld gekoſtet hat, wenn ſie nicht ganz dabei zu Grunde gegangen ſind, weil zu einem ſolchen Handel, wenn er ins Große getrieben werden ſoll, man auch das Rechnen verſtehen muß, damit nicht Zinſen und Kapital verloren gehen. Den größten Handel mit fertigen Schuhen und Stiefeln treiben Wien, Berlin, Breslau, Dresden, Erfurt, Gotha, Hamburg, Hannover, Frankfurt am Main, Kaſſel, Leipzig, Mannheim, München ꝛc. Die Dresdner Schuhe ſind beſonders berühmt, und ſowohl Dresdner Schuhmacher, als Erfurter, beziehen die Meſſen zu Leipzig, Naumburg, Frankfurt am Main ꝛc. mit ihrer Waare. Außerdem beziehen die kleinen Schuhmacher aus den Provinzialſtädten die Märkte in großen Städten mit fertiger Waare. In Berlin durften die auswärtigen Schuhmacher vor der Gewerbefreiheit nur den erſten Tag bis Mittag ihre Waare auf dem Markte feil haben, nach dieſer Zeit mußten ſie ihren Kram einpacken, und der Markt war für ſie auf die ganze Dauer geſchloſſen. In gegenwärtiger Zeit können ſie den ganzen Tag feil haben, nur die übrigen Tage ſind ſie davon ausgeſchloſſen, damit den hieſigen Schuhmachern kein zu großer Schade geſchehe. Von dieſen Schuhmachern iſt diejenige Waare, welche die Neu-Preußen, aus dem Herzogthume Sachſen, liefern, die vorzüglichſte und billigſte; jedoch liefern auch die Märker, wenn gleich nicht ſo elegante, doch ſehr dauerhafte Waare. Dieſe

Schuhmacher beſuchen nun ferner mit ihrer Waare die ganze Umgegend, wo Märkte gehalten werden, z. B. Potsdam, Oranienburg, Spandow, Köpenick ꝛc. ꝛc. Die Schuhmacher aus den großen Städten beſuchen dagegen die Meſſen, wie auch ſchon oben angeführt worden, und haben daſelbſt Niederlagen, ſo wie auch in bedeutenden Provinzialſtädten, wo ſie ihre Waare als Commiſſionsgut Kaufleuten ꝛc. übertragen. So z. B. liefert Berlin alle nur mögliche moderne Frauenſchuhe und Stiefeln in Leder, wollenen und baumwollenen Zeugen, in Seide, Sammet ꝛc.; und in Mannsarbeit Schuhe und Stiefeln, wie ſie die herrſchende Mode verlangt. Auch dieſes Gewerbe wird jetzt von großen Schuhmachern Fabrikmäßig betrieben, wodurch ſehr wohlfeile Preiſe entſtanden, ſo daß man jetzt ein Paar Frauenſchuhe in Zeug mit 14 Gr. Courant kauft. Anſehnliche Meiſter halten nicht nur viele Geſellen in ihren Werkſtätten, ſondern geben auch die Arbeit aus dem Hauſe an ärmere Meiſter, die allein arbeiten, und bezahlen für das Paar Frauenſchuhe, freilich nur leicht gemacht, und wozu ſie die Materialien liefern, 6 Gr. Cour. Uebrigens iſt immer noch ein Unterſchied unter beſtellter Arbeit und auf den Kauf gemachter, weil erſtere mit weit mehr Sorgfalt nach dem Fuße, und auch weit dauerhafter gemacht wird. Ein Paar beſtellte Stiefeln mit zwei Nähten koſtet 6 bis 7 Rthlr., und dieſelben auf den Kauf gemacht 3 bis 4 Rthlr.. Dieſe letzteren ſind jedoch nur Markt- oder Meßſtiefeln, im Laden, an Ort und Stelle, ſind ſie auch theurer. Auf Beſtellung iſt der Preiß von Halbſtiefeln bis unter die Wade, gut gemacht, 4 bis 5 Rthlr. Cour., Wadenſtiefeln mit Klappen 7 bis 8 Rthlr. Cour.: Pantalonsſtiefeln 3 1/2 bis 4 Rthlr. Cour.; Schnürſtiefeln 2 1/2 bis 3 Rthlr. Cour.; Kanonen 12 bis 15

Rthlr. Cour.; Mannsſchuhe 1 1/2 bis 1 2/3 Rthlr. Cour. Frauensſchuhe auf Beſtellung. Ledern: 1 bis 1 1/12 Rthlr.; Zeugſchuhe aller Art, ſowohl in wollenen, baumwollenen, als ſeidenen Zeugen 22 Gr. bis 1 1/6 Rthlr.; lederne Stiefeln 1 1/3 bis 1 1/2 Rthlr.; Zeugſtiefeln 1 bis 1 1/6 Rthlr. Dieſe hier angeführte Waare auf den Kauf gemacht, iſt wenigſtens 33 1/3 Prozent billiger. Hiernach kann man auch die Preiſe der Stiefeln und Schuhe der Mädchen, Knaben und Jünglinge bis zum vierzehnten und funfzehnten Jahre beurtheilen. In Frankreich tragen viele Leute, beſonders auf dem Lande, Holzſchuhe, Fr. Sabots, von denen die zierlichſten und bequemſten aus der Provinz Limoſin kommen. Die ſogenannten Mules de cordes, welche einen hanfenen Ueberzug und gute lederne Sohlen haben, auch zugleich mit Lammfellen, oder auch mit Molton gefüttert ſind, kommen von Langres und andern Orten in Frankreich in großer Anzahl zum Handel. In Spanien, beſonders in Catalonien, wird eine Art Schuhe von Hanf oder Baſt, auch von Schilf oder Binſen gemacht, ſ. oben, S. 633. Mit dieſen Schuhen wird nicht allein ein bedeutender Handel in Spanien ſelbſt, ſondern auch in fremden Ländern, hauptſächlich in Indien, getrieben. Es werden oft ganze Schiffsladungen von dieſen Schuhen dahin abgeſendet, weil ſie für die Einwohner warmer Länder, welche Berge auf- und abzuſteigen, und ſteinige oder ſandige Wege zu gehen haben, ſehr bequem ſind. Von Leipzig aus werden auch viele geſtrickte Schuhe, Filzſchuhe, die entweder aus wirklichem Filze, oder auch aus Tuchſchroten, die in ſchmale Streifen geſchnitten und zuſammengeflochten ſind, verfertiget werden, in alle Gegenden Deutſchlands verſandt. Filzſchuhe und Schuhe von geflochtenen Tuchecken oder den Salbenden der Tücher, werden auch viele

in Berlin gemacht; auch macht man dergleichen Winterſchuhe von einem eigens dazu gewebten wollenen Zeuge, welche Schuhe in alle Gegenden der Provinzen geſchickt werden, und wegen ihrer bequemen und dabei gefälligen Form ſehr beliebt ſind.

Das Schuhmacherhandwerk iſt, wie ſchon oben, S. 640 erwähnt worden, ſehr alt, und hat daher in den Staaten, wo der Zunftzwang noch herrſcht, oder vielmehr die Gewerbefreiheit noch nicht eingeführt worden, ſo manche Gewohnheiten und Privilegien, die aber durch den fortſchreitenden Zeitgeiſt gröſstentheils in ſich zerfallen ſind. Es iſt zwar kein geſchenktes Handwerk, indeſſen iſt es doch mit guten Privilegien verſehen, die in Gewerbefreien Staaten aufgehört haben. Die ehemalige Trennung dieſes Gewerbes in verſchiedene Zweige, z. B. Mannsſchuh-, Frauensſchuh-, Stiefel- und Pantoffelmacher, welches zum Theil ſchon oben, S. 679 und S. 684, erwähnt worden, iſt in Gewerbefreien Staaten ganz aufgehoben, und jeder Schuhmacher kann daſelbſt alle die genannten Zweige in einen vereinigen, alſo Manns- und Frauensarbeit machen. Der ehemalige, oft mit vieler Erbitterung geführte, Streit zwiſchen den Schuhmachern und Pantoffelmachern iſt jetzt auch in den Staaten, wo der Zunftzwang noch herrſcht, ſo ziemlich beſeitiget, oder vielmehr hat ihn der Zeitgeiſt geſchlichtet. Ueberhaupt war dieſer Streit einer der lächerlichſten, der ſich unter Handwerkern einer und derſelben Zunft nur erheben konnte; denn die Behauptung der Schuhmacher, daß die Pantoffelmacher von ihnen abſtammten, und ſie daher berechtiget wären wohl Pantoffeln, aber jene nicht Schuhe zu machen, iſt ſehr nichtig, und der Streit möchte wohl bei einer ſtrengen Unterſuchung eher für die Pantoffelmacher, als für die Schuhmacher entſchieden werden; denn

die erſte verbeſſerte Fußbekleidung, nach den Sohlen unter den Füßen, waren wohl die Pantoffeln, indem man zuerſt den Obertheil des Fußes zu beſchützen ſuchte; es müßte denn hier die Erzählurg von dem Achilles als entſcheidend gelten, der bei ſiner Geburt von ſeiner Mutter, der Thetis, in den Styx, den Höllenfluß, getaucht wurde, um ihn unverwundbar zu machen; da ſie ihn aber an der Ferſe beim Eintauchen hielt, ſo konnte dieſe nicht benetzt werden, und blieb verwundbar, daher ward er von dem Paris mit einem Pfeile an dieſer Stelle verwundet und dadurch getödtet. Man müßte daher den Hacken zuerſt bedeckt und ſo weiter fortgefahren ſeyn, daß zuerſt die Schuhe, und aus dieſen dann die Pantoffeln entſtanden wären, welches aber nicht denkbar iſt. Die Lehrburſchen lernen, wo nicht von den Regierungen etwas anderes in dieſer Hinſicht verordnet worden, wie z. B. im Preußiſchen, wo ſie geſetzlich nicht über vier Jahre lernen dürfen, weil ſie dann ihre Militärpflichtigkeit erſt löſen müſſen, nach der Uebereinkunft des Meiſters mit den Angehörigen, vier bis fünf Jahre frei; zahlen ſie aber ein Lehrgeld, ſo lernen ſie nur drei Jahre. Die Wanderjahre der Geſellen ſind, wie bei allen anderen Gewerken, drei Jahre. Das Meiſterſtück beſtand ehemals in 1 Paar Reiterſtiefeln, 1 Paar gewöhnlichen Deutſchen narbigten Stiefeln von Kalbleder, 1 Paar Manns- und Frauensſchuhen, 1 Paar Pantoffeln, und in 1 Paar Kinderſchuhen. Hierzu wurden dem angehenden Meiſter zwei Tage angewieſen. An dem erſten Tage mußte er die Arbeit zurichten, und am zweiten ſchneiden; die Vollendung des Ganzen wurde nicht verlangt, nur ſo weit mußte die Arbeit gemacht werden, daß man die Fähigkeit desjenigen, der Meiſter werden wollte, daraus erkennen konnte. Kleine Fehler wurden, wie gewöhnlich bei allen Pro-

feſſioniſten, mit Geld beſtraft, bei größeren das Meiſterſtück aber ganz verworfen, und er durfte ſich erſt nach einiger Zeit wieder zum Meiſterwerden melden. In jetziger Zeit wird es mit dem Meiſterwerden nicht mehr ſo ſtrenge genommen. Die Aufgabe des Meiſterſtückes beſteht in Stiefeln und Schuhen nach der herrſchenden Mode; und in Gewerbefreien Staaten kann jeder auf einen Gewerbeſchein, wobei er nur Bürger zu werden braucht, arbeiten, ohne Meiſter zu werden und ein Meiſterſtück zu machen. Ehemals war in großen Städten, wo es eine Menge Schuhmacher giebt, das Meiſterrecht eingeſchränkt, damit nicht immer ſo viele Meiſter werden konnten, als wollten; ſo z. B. konnten in Berlin nur jährlich zwölf Meiſter werden, und ſolches nach der Ordnung, wie ſie ſich gemeldet hatten; nach Einführung der Gewerbefreiheit iſt dieſes alles verſchwunden. Die Wanderſtädte der Schuhmacher, wo ſie in ihrem Gewerbe ſich vervollkommnen können, ſind: Berlin, Breslau, Dresden, Erfurt, Erlangen, Felsberg, Gotha, Hamburg, Hannover, Frankfurt a. M., Kaſſel, Königsberg in Preußen, Leipzig, Mannheim, München, Prag, Regensburg, Wien ꝛc. — In Frankreich Paris, Straßburg ꝛc. — In England London ꝛc.

Auch der Aberglaube hat bei den Schuhen Nahrung gefunden. So ſoll man in der Neujahrsnacht, zwiſchen zwölf und ein Uhr, durch Ueberwerfen des Schuhes erfahren können, ob man im Hauſe bleibt, oder herauskommt. Dieſer Aberglaube iſt nicht nur auf dem Lande, ſondern auch in den Städten verbreitet, und wird auch noch jetzt, wenn gleich nicht mit dem Glauben der Zuverläſſigkeit, von jungen Mädchen, Frauen ꝛc. in der Neujahrsnacht mit einem Schuh oder Pantoffel ins Werk geſetzt. Man ſetzt ſich nämlich, mit dem Rücken gegen die Stu-

benthür gekehrt, jedoch davon entfernt, etwa mitten im Zimmer, flach an die Erde, macht den Schuh oder Pantoffel des rechten Fußes etwas loſe, das heißt, zieht den Schuh vom Hacken herunter, ſo daß er nur bloß noch leicht auf dem Vordertheile des Fußes ſitzt, und wirft ihn mit einem gewiſſen Schwunge über den Kopf weg; ſteht nun der Schuh mit der Spitze in das Zimmer hinein, ſo bleibt der Werfende im Hauſe, ſteht er aber mit der Spitze nach der Thür, alſo heraus, ſo kommt er aus dem Hauſe ꝛc. — Sprichwörtliche Redensarten, die den Schuh zum Gegenſtande haben, ſind folgende: Aus den Kinderſchuhen getreten ſeyn, die Kinderjahre zurückgelegt haben. Etwas an dem Schuh zerriſſen haben, es ſchon vor langer Zeit gewußt haben. Es weiß ein jeder am beſten, wo ihn der Schuh drückt, wo er ſeinen Kummer, ſeine Sorgen hat; eine alte ſprichwörtliche Redensart, die ſchon im Plutarch vorkommt. Da, da drückt uns der Schuh, das kränkt uns, macht uns Sorge, da fehlt es uns. Jemanden die Schuhe austreten, ihm in einer vortheilhaften Sache zuvorkommen, ihn eines Vortheils, einer Stelle berauben. Jemanden etwas in die Schuhe gießen, es ihm Schuld geben. Nicht über den Schuh hinausgehen, ſich nicht in andere Sachen miſchen, die man nicht verſteht ꝛc. ꝛc.

Ueber die Verfertigung der Schuhe und Stiefeln, und über die verſchiedenen Veränderungen derſelben in Hinſicht der Mode, beſonders im verwichenen Jahrhunderte, ſehe man nach:

Der Schuſter. Von dem Herrn von Gerſault; in dem Schauplatz der Künſte und Handwerker ꝛc., aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit Anmerkungen be-

gleitet von D. G. Schreber, 9r Bd., Leipzig u. Königsberg 1796, S, 7 u. f.

Halle's Werkſtätte der heutigen Künſte, 2r Bd., S. 374 u. f. — Einen Auszug hieraus, ſ. deſſen Technologie, Brandenburg, 1782, S. 698 u. f.

Gothaiſches Wochenblatt, 1782, S. 157.

Magazin für Frauenzimmer, 9s St. 1782, S. 766.

Camper's Abhandlung über die beſte Form der Schuhe. Berlin, 1783. — Deſſen kleine Schriften, 1r Bd., 2s St., S. 119.

Wittenberger Wochenblatt, 1785, S. 81.

Pandora, 1787, S. 56 u. f., 94 u. f.; 1788, S. 4.

Prager Gewerbezeitung, 1787, S. 95., 1788, S. 125 u. f.

Graumanns diätetiſches Wochenblatt, 2r Bd., 16s St. S. 245 u. f.

Fauſt, Perioden des menſchlichen Lebens, Berlin 1794, S. 60 u. f.

Halberſtädtſche neue gemeinnützige Blätter, 1r Jahrg., S. 385.

Goth. Taſchenbuch 1796, S. 66.

Journal der Moden, Sept. 1796, S. 452.

Hauenſchild, Mißbrauch, Aberglaube ꝛc., 1r Bd. S. 105.

Schnabelſchuhe, Leipziger Taſchenbuch, 1786.

Frauenzimmerſchuhe. Journal der Moden, 1786. No. 1. S. 20, 44 u. f. May, S. 177. — Soulier à la claque, daſelbſt, 1788. No. 3, S. 96. — Prager Gewerbezeitung, 1788, S. 90. — Souliers à mule, Journal der Moden, 1788, Juli, S. 291. Griechiſche Schuhe, daſelbſt, Nov. 1789, S. 497. — Souliers à la Duchesse de York, Magazin der Moden, 1793, 9s St., S. 168. — Journal der Moden, May, 1794, S. 244. — Dekorationen der Damenſchuhe; daſelbſt, Febr. 1789, S. 93. Schuhe der Kinder, daſelbſt, Febr. 1787, S. 57, 62.

Ueber die Schuhe der Alten ſehe man die archeologiſchen Werke von v. Murr, Winkelmann, Böttiger ꝛc. nach.

Von dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts an, ſind die Moden der Schuhe und Stiefeln

wenig ſchriftſtelleriſch berückſichtiget worden; man findet ihrer, und beſonders in der gegenwärtigen Zeit, nur noch ſelten erwähnt. Die Mode beſchränkt ſich bei beiden Geſchlechtern nur auf die Kleider und den Kopfputz, die Füße, die ſo nöthigen, an den Willen gebundenen Laufmaſchinen ſind jetzt, was ihre Oeffentlichkeit anbetrifft, ganz außer Cours gekommen, und doch iſt ein ſchön beſchuhter Fuß wohl derjenige Gegenſtand, auf welchem das Auge mit Wohlgefallen ruht. Wie ſehr entzückt nicht ein elegant beſchuhetes Füßchen einer Dame, und dennoch wird ihrer in den Modezeitungen, in den Modeberichten der Tagesblätter nur ſehr ſelten mehr erwähnt. Die Zeit des Laufens iſt vorüber, man ſteht, und ſteht feſt, und daher denkt man nicht mehr an dieſe Unterthanen des Willens. Hauptſächlich iſt bei Männern wohl die Tracht der Pantalons daran Schuld, die bis auf den Fuß das Bein bedecken, und wo der Stiefel oder Schuh jetzt nur unter dieſer Hülle als eine, wenig Achtung verdienende, Nebenbekleidung betrachtet wird, und bei den Frauen verändert ſich die Mode in der Fußbekleidung auch nicht mehr ſo oft, als im verwichenen Jahrhunderte, wo man einen beſonderen Werth auf dieſe Bekleidung legte; dagegen iſt jetzt der Kopf, die Taille, und der Cul de Paris die Hauptſache, und die Fußbekleidung iſt, wie ſchon erwähnt, nur Nebenſache. Man findet daher dieſe Bekleidung nur nebenher erwähnt, in der allgemeinen Leipziger Mode-Zeitung, herausgegeben von Bergk, in der Wiener Mode-Zeitung, in den Correſpondenz-Nachrichten aus London, Paris, Wien, Berlin, im Morgenblatte, in der Zeitung für die elegante Welt, in der Abendzeitung ꝛc. aber nur, wie geſagt, nebenher; lange Abhandlungen darüber ſind verſchwunden, ein Hauptartikel iſt es nicht

mehr. Man hat im verwichenen Jahrhunderte viel darüber geſtritten, welches wohl die beſte Form des Schuhes wäre, die den Füßen keinen Nachtheil brächte, und man iſt dahin überein gekommen, daß es wohl diejenige iſt, die dem Fuße am allerwenigſten nach vorn zu beengt und drückt; daher iſt die mehr runde Form, und die Schnauzenform wohl die beſte, weil die Zehen hier nicht zuſammen gepreßt oder gedrückt werden, wie bei den ſpitzen Formen, wo der Fuß nach vorn zu mit aller Gewalt in eine Spitze gezwängt wird. Von den beiden eben erwähnten bequemen Formen, iſt die runde die beſte, weil ſie ſich mehr nach der Lage der Zehen richtet oder vielmehr bequemt. Sehr enge Schuhe nach vorn zu, ſind die Veranlaſſung zu Hühneraugen, weil hier die Zehen dicht aneinander, oder wohl gar übereinander gezwängt werden, alſo der Vordertheil des Fußes nicht Platz hat, ſich auszudehnen; welcher Zwang auch ſchon im Gehen ſehr fühlbar wird, indem man nicht ohne Schmerz den kleinſten Weg, beſonders auf dem Steinpflaſter, zurücklegen kann; und iſt dieſes nun auch noch ſchlecht, wie man es oft in großen Städten findet, wo in den Straßen, wo viel gefahren wird, große Lücken in demſelben entſtehen, ſo iſt der Schmerz beim Hineintreten in dergleichen Löcher noch empfindlicher. Je mehr daher die Mode in Rückſicht der Fußbekleidung ſich der Natur der Füße nähert, je mehr wird ſie gewiß Beifall finden, je mehr ſie ſich aber davon entfernt, je mehr wird ſie dieſen Beifall entbehren. —

Schuh, in der Meßkunſt, ein Längenmaaß, welches mit Fuß gleichbedeutend iſt, ſ. unter Fuß, Th. 15, S. 514 u. f. Hier zur Ergänzung jenes Artikels noch die daſelbſt fehlenden Fußbeſtimmungen anderer nicht angeführten Orte, ſo wie die Berichtigungen und Vervollſtändigungen der dort angeführ-

ten. Die Schuh- oder Fußarten ſind auch hier in Franzöſiſchen Linien angenommen, wovon 144 auf den Franzöſiſchen Fuß gehen.

Agen, Feldmaaß, nach Paucton	151,7
Aix, nach demſ.	120
Altorf, Fuß, nach demſ. . . .	104,7
Amſterdam, Fuß, nach Kruſen und Paucton	125,5
nach Snell .	125,8
Ancona, piede, nach P.	173,2
Antwerpen, Fuß, nach Kruſen	126,6
nach Paucton	126,5
Aquila, piede, nach P.	
Augsburg, Fuß, nach K. . . .	152,4
Avignon, Fuß, nach P. . . .	120
Baſel, Schuh, neue, nach K. . .	132,2
alte — . . .	134,7
Werkſchuhe, nach K.	135,1
Fuß oder Schuh, nach P.	133
Baſſano, Fuß, nach P.	157,3
Batavia, Fuß zu 12 Zoll von 12 Linien Rheinländiſch	139 1/8
Westenrieder Bayern, Fuß, nach ~~Kiſtenrieder~~	128,2
Bergamo, piede, nach P. . .	193,3
Berlin, Fuß, Rheinländiſch . .	139 1/8
Bern, gewöhnlicher Fuß, nach K. .	130
Steinbrecherfuß	140 5/6
Fuß, nach P.	133
Beſançon, Fuß, nach P.	137,2
— — nach K.	137,1
Böhmen, Fuß	131,4
Botzen, Fuß, nach P.	148,8
nach Tyroler Ang. .	148 1/8
Bourdeaux, pied, Landmaaß n. P.	158
Brabant, Fuß, nach P.	126,6

Braunſchweig, Fuß, nach P. .	126 1/2
nach dem dortigen Kalender	126
Brescia, gemeine Fuß, nach P. .	210 7/8
Stundenfuß	146,6
Bildnerfuß	130 5/8
Brugge, Fuß, nach P.	101,3
Brüſſel, Fuß, nach P.	122,2
Calenberg, gemeiner Fuß, nach K.	129,6
Caſale, in Montferrat, gemeiner Fuß nach P.	146,6
Caſtilien, Fuß, von 1 1/3 Palmo .	125,3
nach P. von 15 Pulgados	123 2/5
China, Feldmeßfuß	141,7
Puu. nach P.	850 1/4
Cheh, nach d'Auville . .	141,7
Cobre von 2 Chehs . .	283,4
Chiozza, im Venezianiſchen, piede nach P.	153,7
Chur, Fuß, nach K.	155,5
Clermont, in Auvergne	132
Conſtantinopel, nach P. Pick von Stambul	314,3
Copenhagen, Fuß, nach K. . .	139 1/8
nach P. . . .	139,1
Crema, piede	207,4
Cremona, piede nach P.	212,9
Dännemark, ſ. Copenhagen.	
Dauphiné, pied, nach P. . .	151,1
Dieppe	139
Dort, Fuß, nach P. 1.	160
2.	104,2
nach K.	159,6
England, Schritt (Pace) nach K.	675,8
nach P.	675 3/4
Fuß (Foot) von 4 Palm. 12 Zoll 144 Linien nach P. und K.	135 1/6
Ferrara, piede, nach P.	177,9

Florenz, Palmo zu Wollenz. . .	130,9
— zu Seidenz. . .	129
Franche Comté, pied, nach P. . .	158,3
Frankfurt a. M., Fuß, nach P. .	126
Frankreich, Fuß, Pied de Roi, von 12 pouces, 144 Lignes, 1440 Points	144
alter Pied de Roi, vor 1668 . .	144 7/9
Friedrichsſtadt, Fuß, nach K. .	131,3
Genf, Fuß, nach K.	216,3
Genua, Palmo, nach P. und de la Lande	107 1/2
Gotha, Fuß, nach K.	127,2
Griechenland, Fuß, nach K. . .	135,8
Gröningen, Fuß zu 12 Zoll, n. K.	130
Halle, Fuß, nach K. und P. . .	132
Hannover, Fuß, Hannöv. nach K.	129
Haarlem, Voet, nach K. und P. .	126,7
Heidelberg, Fuß, nach K. und P.	123,5
Herford, Fuß, nach K. , ...	131
Inſpruck, Fuß, nach K. . . .	140,8
nach P. . . .	148,8
Königsberg in Pr., Fuß, neue Rheinl.	139 1/8
Leyden, Voet v. 12 Zoll, 144 Lin.	139 1/6
Leipzig, gemeiner Fuß, nach K. .	125,1
Baufuß	125,3
Lindau, ſtarke Schuh, nach K. .	136,4
Feld- und Werkſchuh . .	128
Liprandiſcher piede zu Turin und Mayland nach P.	192,6
Livorno, piede, nach P.	202 1/5
Lothringen, Pied, nach K. . . .	127
Löven, Voet, nach K.	126,6
Lübeck, Fuß, nach K.	129

Lüttich, Fuß, nach K.	127,5
nach P. und de la Lande	$129\frac{1}{24}$
Lyon, pied, nach P.	151,1
nach K.	151,5
Macon, in Burgund, Fuß, nach P.	148,3
nach K.	148,2
Mähren, Fuß, ...	131,2
nach Paucton . . .	148,1
Mannheim, Fuß, nach K. . .	128,6
Maſtrich, Fuß, von 10 Duym.	
nach P.	123,8
Mayland, Piede commune, n. K.	176
Piede decimale . .	115,5
Piede Aliprando . .	192,6
Maynz, Fuß, nach K. und P. .	133,5
Mecheln, Fuß, nach P.	101,7
Metz, Fuß	181
Middelburg, Fuß, nach P. . .	133,6
Modena, piede, nach P. . . .	281,2
Monaco	104,2
Mons oder Bergen, nach P. .	129,5
München, Fuß, n. Weſtenrieder	128,2
— —	$98\frac{3}{5}$
Namur, Fuß, nach P.	129,5
Normandie, pied commun zu	
11 Pouces, nach P.	132
Nürnberg, Fuß, nach K. . . .	134,7
Oeſterreichiſche Niederlande,	
Fuß, nach P.	124
Oldenburg, Fuß, n. Engelbrecht	131,4
Oſtende, Fuß, nach P.	121,9
Padua, piede, nach P. und de la	
Lande	189,9
Palermo, piede, nach P. . . .	107,5
Paris, pied, nach P. und K. . .	144
Perche, pied zu 13 pouces, n. P.	156

Peſaro, piede, nach P.	157
Piazenza	208,3
Ponthieu, pied, von 11 Par. Zoll	132
Prag, alter Böhmiſcher Fuß . .	$131\frac{2}{5}$
der Mähriſche Fuß . .	$131\frac{1}{5}$
Ravenna, piede di Campo . .	256
Reggio, im Modeneſiſchen, piede, nach P.	$229\frac{1}{2}$
Rheinländiſcher Fuß, nach K. .	139,3
nach Paucton und Piccard	139,2
Riga, nach Hupeln	115,8
Rom, piede von $1\frac{1}{3}$ Palmo . .	132
alter Römiſcher Pes . . .	132
Rouen, pied de Paris, nach P. .	144
Rovigo, im Venetianiſchen, piede, nach P.	205,7
Rußland, Fuß Rheinl., nach K. .	$139\frac{1}{8}$
Engliſcher Fuß, nach P. .	135,4
Ruſſiſcher Fuß, nach P. .	157
Samos (Inſel), Fuß, nach K. . .	153,4
Schleſien, Fuß, im Oeſterreichiſchen Antheil	128,3
Schleſien, Fuß, im Preußiſchen Antheil, ſ. Breslau.	
Schottland, alter Fuß, nach K. .	135,9
Sedan, pied, nach P.	120
Spanien, Fuß Caſtill., nach P. .	$123\frac{2}{3}$
Stettin, Fuß, nicht nach K. . .	127,5
Stralſund, Fuß, nach K. . . .	129
Strasburg, Stadtfuß, nach P. .	$128\frac{1}{4}$
Landſchuh . . .	130,9
Stuttgard, Fuß, nach K. und P.	126,8
Thorn, Fuß, nach P.	$131\frac{5}{6}$
Toledo, Fuß, nach K.	125,3
nach P.	122,6
Trient, Fuß, nach P.	162,2

Trier, Fuß, nach P.	181
Turin, piede commune, von 8 Oncie, nach P. . . .	151,8
— , piede Lidranpo von 12 Oncie	227,7
Tyrol, Fuß, nach P.	148,11
Udine, piede, nach P.	145,9
Venedig, piede misura del l'arsenale, nach de la Lande . . .	153,7
nach Petit	152
nach Piccard	143
Verona, piede, nach P.	151
nach K.	154
Vizenza, piede, nach P.	153 1/4
Ville franche, pied, nach P. . . .	147,1
Weſel, Fuß, nach P.	104,2
Wien, Fuß, nach P.	140 1/8
nach K.	141
Wismar, Fuß, nach K.	129
Zürich, Fuß, nach K.	133
nach P.	132,5

Nach Adelung iſt das Wort Schuh ſchon in der Bedeutung der Bekleidung des Fußes ſehr alt. Bei dem Ulphilas lautet es Sko, beim dem Kero und dem Ottfried Scuah, bei dem Willeram Gescuche, in einigen hauchenden Oberdeutſchen Mundarten Schuch, im Niederſächſiſchen Scho, im Angelſächſiſchen Sceo, Sco, im Engliſchen Shoe, im Schwediſchen Sko. Martinius und Friſch leiten es von dem Lateiniſchen Soccus her; Junius von σκυτος Leder; Stiernhielm, Ihre und Andere von dem alten skya, bedecken, welcher Adelung ſeinen Beifall giebt. Von dieſem skya ſoll mit veränderten Suffixi's Schale, Schauer, Scheide, ſchützen, das alte Schin, die Haut, abſtammen. Bei dem Ulphilas heißt der Schuh auch Skaud,

im Gothländiſchen Geſetze Scyth, im Walliſ. Esgid und nach dem Harpokration war auch bei den Griechen σκυδικος eine Art der Schuhe, woraus nach Adelung die Verwandſchaft mit Schutz, ſchüzzen ꝛc. erhellt.

Schuh (Abſatz-), ſ. oben, S. 636, 681.

—, der Aegyptier, ſ. daſelbſt, S. 631.

—, der Alten, ſ. daſ., S. 628 u. f.

— (Bänder-), ſ. daſ., S. 637, 657.

— (Baſt-), ſ. daſ., S. 640.

— (Bauern-), in Litthauen, Liefland und Preußen, Schuhe, welche ſich die dortigen Landleute im Sommer von Baſt, und im Winter von rohen Ochſen- und Pferdehäuten machen. Sie ſchneiden nämlich nach der Größe des Fußes von einem dieſer Lederarten angemeſſene viereckige Stücke ab, kehren die rauche Seite nach auſſen, und ſchnüren die Ecken hinten und vorne um den Fuß zuſammen. Man gewahrt hieraus, daß ſie den Namen Schuh ſehr uneigentlich führen; eine Fußbekleidung ſind ſie allerdings. Auch die Kinder dieſer Landleute werden dazu angelernt, ſich ihre Schuhe auf dieſe Weiſe allein zu machen; daher der Churfürſt Friedrich Wilhelm der Große von Brandenburg mit einem andern Fürſten gewettet haben ſoll, daß er in einem einzigen ſeiner Preußiſchen Aemter 30,000 Schuſter aufbringen wolle. — Man nennt auch die großen ſchweren Schuhe von Rindsleder, welche die Landleute bei der Arbeit auf dem Felde ꝛc. tragen, Bauerſchuhe.

—, in der Baukunſt, ein hohler Beſchlag an Pfählen, Spießen ꝛc.; ſ. oben, S. 626.

—, im Bergbaue, ſ. daſelbſt.

—, der Chineſen, ſ. daſelbſt, S. 632.

— (Corduan-), Schuhe, deren Oberleder, Oberblatt und Quartiere, aus Corduan in ſchwarzer oder rother Farbe beſteht.

Schuh (Damen=), ſ. Schuh (Frauen=).
— (dreimalgenäheter), ſ. daſ., S. 657, 676.
— (Eck=), ſ. daſ., S. 626.
— (einbälliger), Schuhe, welche ſo gemacht werden, daß man ſie nicht umziehen kann, ſondern ſie immer auf einem Fuße tragen muß. Die Sohle wird gleich ſo geſchnitten, daß ſie mehr einwärts gekehrt geht, und nach innen zu mehr abgeſchärft iſt, auch auf der auswärts gekehrten Seite mehr untergelegt wird, damit der ganze Schuh ganz nach der Höhlung des Fußes geht.
— (Fahnen=), ſ. oben, S. 626, und Th. 53, S. 339.
— (Feld=), ſ. Schuh, ein Längenmaaß.
— (Fleck=), ſ. Schuh (Ueberzieh=).
— (Flinten=), ſ. oben, S. 626.
— (Frauen=), Frauenzimmerſchuh, Damenſchuh, ſ. daſ., S. 679 u. f.
— (Frauenzimmer=), ſ. den vorhergehenden Artikel.
—, bei den Fuhrleuten, Hemmſchuh, ſ. oben, S. 627, und den Art. Hemmgabel, Th. 23, S. 10.
—, an den Füßen der Thiere, ſ. oben, S. 627.
— (geflochtener), geflochtene Schuhe, Pariſer, ſ. oben, S. 726.
— (gemeiner), gewöhnliche Schuhe, die weiter keine beſondere Behandlung in der Verfertigung nöthig haben, nach alter Art, entweder mit, oder ohne Abſätze gemacht und allgemein getragen werden, zum Unterſchiede von den umgewandten, dreimalgenäheten, und den leichten Tanzſchuhen; ſ. oben, S. 657, 660 u. f.
— (geometriſcher), ſ. Schuh, ein Längenmaaß.
— (geſtrickter), geſtrickte Schuhe, welche der Schuhmacher=Meiſter J. C. Garthof in Leipzig

erfunden hat. Ihre Verfertigungsart iſt derjenigen der oben, S. 706, erwähnten geſtrickten Stiefeln von demſelben Erfinder gleich. Dieſe Art Schuhe erhalten keine Einfaſſung mit Band, weil oben der Rand herum geflochten iſt. Sie werden mit Sohlen von Maſtricher Leder beſohlt, und können drei Jahre in- und auſſerhalb dem Hauſe getragen werden, wenn man nur nicht zu oft damit in den Koth geht. Ein Paar Mannsſchuhe koſteten bei dem Erfinder 2 Rthlr. 12 Gr.; ein Paar Frauenſchuhe nur 1 Rthlr. 20 Gr. Cour.

Schuh, der Griechen, ſ. oben, S. 628, 631.

— (Haken-), ſ. Schuh (Schnabel-).

— (Hand-), ſ. Th. 21, S. 456 u. f.

— (Haus-), Pantoffeln mit Quartieren, Pantoffeln mit Hackeledern, ſ. oben, S. 658, 678.

— (Hemm-), ſ. Schuh, bei den Fuhrleuten.

— (Holz-), hölzerne Schuhe, ſ. oben, S. 639.

—, der Hunde, Schuhe, welche den Hunden angezogen werden, wenn ſie auf dem Eiſe gebraucht werden ſollen. Man verfertiget ſie ſo, daß die Zehen durch kleine, mit Fleiß gemachte Löcher durchgehen. Sie werden an den Füßen feſtgebunden, welche durch dieſe Bekleidung gegen das ſcharfe Eis verwahrt werden. Man bedient ſich dieſer ſo beſchuheten Hunde beſonders in den nördlichen Gegenden beim Seehundsfange.

—, im Hüttenbaue, ſ. oben, S. 626.

—, der Jäger, oder in der Jägerey, ſ. daſ., S. 627.

—, der Indianer, ſ. oben, S. 633.

—, der alten Kaiſer und Könige, ſ. daſelbſt, S. 633.

— (Kaiſerlicher), kaiſerliche Schuhe, ein Theil der Reichskleinodien, ſ. Th. 53, S. 738.

Schuh, von Kälberhaaren, Bärlatſchen. Die Haare werden über Bindfaden geflochten und zuſammengeſchoben, ſo, daß ſie den Bindfaden bedekken. Dieſe Schuhe wurden beſonders der Wärme wegen von vielen Perſonen im Winter getragen, und dies nicht nur im Hauſe, ſondern auch auſſerhalb demſelben, und auf der Reiſe über den Schuhen und ohne Schuhe, beſohlt und unbeſohlt.

— (kalbléderner), ſ. oben, S. 680.

— (Karpfenſchnauzen-), ſ. daſelbſt, S. 636.

— (Kinder-), kleine Schuhe für die Kinder; ſie werden auf eben die Art gemacht, als die großen, nur daß hier kleine Leiſten und feineres Handwerkzeug dazu genommen wird.

— (Klump-), ſ. oben, S. 658.

— (Kommiß-), ſ. Schuh (Soldaten-).

— (Korkſohlen-), ſ. oben, S. 630.

— (lackirter), deſſen Oberleder, Oberblatt und Quartiere, aus lackirtem Leder in allen Farben beſteht. Dieſe Schuhe erfordern, ſowohl in der Arbeit, als auch beim Tragen etwas Vorſicht, weil der Lack beim ſtarken Biegen des Leders leicht Sprünge und Riſſe erhält, beſonders wenn er ſchlecht bereitet, oder ſchlecht aufgetragen worden. Dieſe Schuhe ſind gegenwärtig die modernſten.

— (Land-), ſ. den folgenden Artikel.

—, ein Längenmaaß, ſ. oben, S. 733 u. f. Hierher gehören: geometriſcher Schuh, Feld-, Land- und Werkſchuh.

— (Lanzen-), ſ. oben, S. 626.

— (Lauf-), Läuferſchuh, ſ. Th. 66, S. 57.

— (Läufer-), ſ. den vorhergehenden Artikel.

— (lederner), die aus Leder verfertigten Schuhe, zum Unterſchiede der Zeugſchuhe, deren Oberzeug, Vorderblatt und Quartiere, aus irgend einem Zeuge beſtehet.

Schuh (Manns-), ſ. oben, S. 660 u. f.

—, im Mühlenbau, diejenigen Beſchläge, welche unten an die Stampfen der Oel- und Stampfmühlen gemacht werden. Man macht ſie gewöhnlic, von Eiſen; bei den Pulvermühlen müſſen ſie dagegen von Metall ſeyn.

—, beim Müller, ſ. oben, S. 627.

—, mit Nägeln. Ehemals, als die kurzen leichten Pantalonsſtiefeln noch nicht Mode waren, trug man größtentheils im Sommer Schuhe. Da nun Leute, welche viel auf der Straße zu laufen hatten, wie die Briefträger, Gerichtsbothen ꝛc., auch eine ſtärkere Fußbekleidung, die nicht ſo leicht abgenutzt und der Witterung auf eine längere Zeit trotzen konnte, haben mußten, ſo verfiel man darauf, die ſchon ſtark beſohlten Schuhe noch mit Nägeln zu beſchlagen. Das Beſchlagen geſchieht auf folgende Weiſe: Man ſchlägt mit dem Hammer verſchiedene Reihen von Nägeln von auſſen durch die Sohle rund herum, jedoch nur ſo weit, als des Fußes Breite geht, das heißt, von den Zehen bis zur Einbiegung am Anfange des Hackens; dann ſchlägt man auch dergleichen Nägel unter die Abſätze, wenn nämlich der Schuh Abſätze hat, wo nicht, unter den Sohlentheil des Hackens rund herum. Dieſe Nägel haben kleine ſpitzige Köpfe, und eine ziemlich kurze Spitze, ehemals hatten ſie platte und breite Köpfe, die man noch zum Theil unter die Schuhe der Landleute, und der Arbeitsleute ꝛc. in den Städten ſchlägt. Da es aber beim Einſchlagen nicht ganz vermieden werden kann, daß viele Spitzen durch die Sohle durchdringen, ſo muß man darauf Acht haben, daß die Spitzen inwendig krumm gebogen werden, damit ſie den Fuß nicht beſchädigen. Um dieſes zu erhalten, nimmt man ein ſchmales Eiſen, ſteckt daſſelbe in den Schuh hinein, indem man die Nägel einſchlägt, und hält es ge-

nau gegen den Ort, wo die Nägel eingeſchlagen werden, damit die durchdringenden Spitzen ſich gleich an dem Eiſen beim Schlagen mit dem Hammer umlegen, und mit dem Leder eine ebene Fläche bilden. Man ſoll auch an einigen Orten die Nägel durch die Sohlen ſchlagen, ehe ſie aufgemacht werden, und ſie dann inwendig umnieten; allein dieſes ſcheint nicht vortheilhaft zu ſeyn, weil die ſchon eingeſchlagenen Nägel beim Annähen der Sohle hindern können.

Schuh, ohne Naht, hat ein Herr von Hohberg im adelichen Landleben, Th. 2, S. 311, vorgeſchlagen aus Ochſen Scrotis oder dem Hodenſacke der Ochſen zu machen; allein dieſer Vorſchlag iſt nicht berückſichtiget worden.

— (Pantoffel-), ſ. oben, S. 638.

— (Prunk-), der Frauen. Hierunter werden alle diejenigen Frauenſchuhe verſtanden, deren Oberzeug, nämlich das Oberblatt und die Quartiere, aus Sammet, verſchiedenen ſeidenen Zeugen, auch mit Verzierungen, als Flittern, Stickereyen in Silber und Gold ꝛc. beſteht; ſ. auch oben, S. 638.

— (Rand-), Schuhe, deren Sohle rund herum einen Rand hat, ſ. auch oben, unter Schuh.

— (Rieſen-), ſ. oben, S. 635.

—, der Römer, ſ. daſ., S. 628.

— (Saffian-), deſſen Oberleder, Oberblatt und Quartiere, aus Saffianleder in allen Farben beſteht. Bei uns wird dieſes Leder nur zu Pantoffelſchuhen gebraucht, die, beſonders von Frauenzimmern, grün getragen werden. S. auch oben, S. 638.

— (Sammet-), deſſen Oberzeug aus Sammet beſteht.

— (Schnabel-), Hakenſchuhe, ſpitze Schuhe, ſ. oben, S. 636.

— (Schnallen-), ſ. daſ., S. 657.

— (Schnauzen-), ſ. daſ., S. 634.

Schuh (Schnee=), der Kamtſchadalen, ſ. Th. 26, S. 388.

— (Schritt=), Schlittſchuh, ſ. oben, S. 633.

—, der Soldaten, Kommißſchuh, ſ. daſelbſt, S. 658.

—, der Spanier in den Gebirgen, ſ. daſelbſt, S. 633.

— (Standarten=), ſ. daſ., S. 626, und Th. 53, S. 339.

— (Stiefel=), ſ. oben, S. 678.

— (ſtumpfe), ſ. daſ., S. 635.

— (Tanz=), ſ. daſ., S. 675.

— (Trottel=). Sie werden von den Enden, welche die Zeugmacher abſchneiden, geflochten, und als Winterſchuhe gebraucht oder getragen. Dieſe Art Schuhe geben den Füßen, wo ſie noch getragen werden, nicht ein ſo bärfußmäßiges Anſehen, als die Bärlatſchen.

— (Tuch=), deſſen Oberzeug, Vorderblatt und Quartiere, aus Tuch beſteht.

— (Ueber=), Ueberziehſchuhe, Galloſchen, ſ. oben, S. 678.

— (Ueberzieh=), ſ. den vorhergehenden Artikel.

— (Ueberzug=), Fleckſchuh, Schuhe, mit ledernen Abſätzen, welche nachher mit Leder überzogen werden. Der Ueberzug iſt eben ſo, wie bei den ehemaligen hölzernen Abſätzen. Der lederne Abſatz wird beſonders gemacht, wie oben, bei der Verfertigung der Stiefeln angeführt worden, und wie ein ehemaliger hölzerner Abſatz angeſetzt.

— (umgewandter), ſ. oben, S. 657, 675.

—, U. L. Frauen, Venusſchuh, eine Beuennung einer Pflanze, ſ. Venusſchuh, in V,

— (Venus=), ſ. den vorhergehenden Artikel.

— (waſſerdichter), ſ. oben, S. 639 und S. 722.

Schuh (Werk=), ſ. Schuh, ein Långenmaaß.
— (Wichs=), Wichsſchuhe, waren in der Mitte des verwichenen Jahrhunderts vorzüglich als eine eigene Art Schuhe im Gebrauch, und unterſchieden ſich von den andern dadurch, daß das Oberleder nebſt den Quartieren entweder aus Rindsleder oder einem dicken Kalbfelle beſtanden, welches bloß mit Oel zubereitet, aber nicht geſchwärzt war. Sobald ſie zugeſchnitten worden, ſo fing man die Fleiſchſeite oder auswendige Seite zu wichſen an, oder mit einer Art Schuhwachs zu ſchwärzen, welches aus Hammeltalg, ein wenig Wachs und etwas Kienruß zubereitet worden, ſetzte die Vermiſchung über ein Kohlenfeuer, ließ ſie zergehen, tauchte nachher ein Büſchel hinein, und ſtrich mit demſelben das Schuhwachs auf dem Leder auseinander. Dieſer Büſchel wurde aus einigen Streifen von einem alten Hutrande gemacht. Man wickelte ſie nach der Breite übereinander, band ſie mitten zuſammen, tauchte dann den Büſchel in die zerlaſſene Schuhſchwärze, uud fuhr damit über das Leder, um die Schwärze auf demſelben recht auszubreiten, welche ſich darin befindet. Nachdem ſolches geſchehen, ward das Leder auf eben die Weiſe aufgezweckt, genähet, und damit eben ſo verfahren, als mit den Schuhen gewöhnlich geſchieht, unter welche lederne Abſätze gemacht werden. Der einzige Unterſchied dieſer Schuhe von den übrigen beſtand darin, daß ſie aus dickerem oder ſtärkerem Leder gemacht, und die umgekehrte Seite zu allen übrigen Stücken, welche die oberen Theile des Schuhes ausmachen, genommen wurde. Jetzt findet ein ſolcher Unterſchied zwiſchen Wichs= und andere Schuhe nicht mehr ſtatt, ſondern ein jeder Schuh, auſſer den Schmierſchuhen, welche Landleute, Handarbeiter in den Städten ꝛc. tragen, wird jetzt gewichſt, das heißt, mit Engliſcher Stiefelpolitur überarbeitet.

Schuh (Zeug=), Schuhe, deren Obertheile, als Oberblatt, Quartiere, aus wollenen, baumwollenen und ſeidenen Zeugen beſtehen, zum Unterſchied der ledernen.

Die übrigen Eigenſchaften und Benennungen der Schuhe, als enge oder knappe, weite, ſtarke ꝛc., als Souliers à claque, à la Duchesse de York etc. etc. ſind in dieſem Regiſter übergangen worden, weil ſie ſich theils von ſelbſt erklären, wie die genannten Eigenſchaften, theils nur Benennungen waren, die ihnen entweder nach ihren Eigenſchaften, oder nur zufällig zu Theil wurden, da ſie hohe und angeſehene Perſonen zuerſt getragen, ſo wie es jetzt mit manchen Stoffen zu Kleidern, als Zeuge à la Navarin, à la Giraffe, à la Walter Scott, à la Constitution etc. der Fall iſt.

Schuhahle, Schuſterahle, eine Ahle, wie ſie von den Schuhmachern gebraucht wird, womit die Stiefeln und Schuhe genähet werden.

Schuhbalken, bei der Ausmeſſung der Körper, das andere Zwiſchenmaaß von dem Schuh bis auf den Zoll, welches an der Größe einen Fuß in die Länge, und einen Zoll in die Höhe und in die Breite beträgt. In dem Decimalmaaße gehen zehn auf einen Schuhſchacht, hundert auf einen Kubikfuß oder Kubikſchuh, tauſend auf eine Balkenruthe, und hunderttauſend auf eine Kubikruthe. Nach dem Rheinländiſchen Maaße aber machen 248,882 Schuhbalken eine Kubikruthe gleichen Namens.

Schuhband, verſchiedene Arten Bänder von Wolle und Seide, womit theils der Schuh eingefaßt, wie bei Manns= und Frauensſchuhen, theils die Frauenſchuhe um die Füße befeſtiget werden; das heißt, bei den letzteren wird der ſeidene Band, der zu beiden Seiten an die Quartiere angenähet worden, über Kreuz um die Füße gezogen, und dann über dem

Fußgelenke feſtgebunden. Auch die Schleifen auf den Schuhen ſind von dergleichen Band. Auch die Männer-Schuhe werden mit ſeidenem Schuhbande zugebunden, und die Schnürſtiefeln, wenn ſie nicht mit Schnüren befeſtiget werden, erhalten Band zum Zuſammenbinden.

Schuhbank, in einigen Städten ein bedeckter Ort, wo die Schuhmacher die Schuhe feil haben, wie Brodbank, Fleiſchbank ꝛc.

Schuhblatt, das Blatt von Leder, der Zug an den Schuhen oder Stiefeln, welches den Obertheil des Fußes bedeckt, wovon alſo die Quartiere ausgeſchloſſen ſind.

Schuhblume, Hibiscus Rosa Sineneis L., ſ. Ketmie, Nr. 5, Th. 37.

Schuhbürſte, beim Bürſtenmacher, eine Bürſte von ſtarken, kurz abgeſtutzten Borſten, gemeiniglich mit einem Stiele verſehen, womit die Schuhe und Stiefeln gereiniget werden. Unter allen Bürſten ſind ſie am leichteſten zu verfertigen, indem ſie nur ganz ſimpel, ohne alle Zierrathe, gemacht werden. Man hat dreierlei Arten von Schuhbürſten, die man zum Wichſen der Schuhe und Stiefeln gebraucht. Die erſte, Staubbürſte genannt, hat etwas längere Borſten, als die folgende, iſt kürzer und mit einem Stiele verſehen. Sie dient den Staub von den Schuhen und Stiefeln herabzubürſten, ehe die Wichſe aufgetragen wird; die zweite, oder eigentliche Wichsbürſte, iſt länger, als die vorige, ohne Stiel, und hat kürzere Borſten, wodurch ſie weit ſchärfer wird. Die dritte Bürſte, Sammetbürſte genannt, hat feine weiche Haare; ſie dient den Glanz zu erhöhen.

Schuhdraht, Pechdraht, ſ. oben, unter Schuh, S. 655 u. f.

Schuhe, ſ. oben, Schuh.

Schuhen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, mit Schuhen verſehen, in welchem Verſtande nur das Mittelwort geſchuhet zuweilen vorkommt. In der Schrift ſteht Marc. 6, 9: Chriſtus gebot ſeinen Jüngern, daß ſie geſchuhet ſeyn ſollten. In der erſten weiteren Bedeutung des Hauptwortes Schuh, iſt dafür beſchuhen üblicher, z. B. ein beſchuheter Pfahl, ein beſchuheter Spieß.

Schuhflicker, Altflicker, entweder ein verarmter Meiſter, der ſich nur noch mit dem Ausbeſſern oder Flicken zerriſſener Schuhe abgiebt, oder höchſtens aus altem Leder neue Schuhe verfertiget, wozu ſeine wenigen Mittel hinreichen; oder ein Altflicker im eigentlichen Verſtande, der ſich beſonders darauf legt, zerriſſene Schuhe auszubeſſern, das heißt, Kappen, Rieſter, Flecke, Abſätze ꝛc. aufzuſetzen, daraus ein förmliches Gewerbe macht. Er wird auch in einigen Gegenden Altmacher, Altreiß, Schuhblätzer, Niederſ. Scholapper genannt. — Schuhflicker, ſ. Waſſerhure.

Schuhhandel. Den Handel mit neuen Schuhen und Stiefeln betreiben die Schuhmacher ſelbſt, entweder in ihren Wohnungen in nach der Straße heraus ausgebrochenen Läden, oder auf den Straßen, an den öffentlichen Plätzen in Buden, auf Schragen ꝛc. Die Läden ſind zum Theil ſehr elegant eingerichtet; zu beiden Seiten große Glasſpinden, in denen die geſchmackvoll gearbeitetſten Schuhe und Stiefeln zum Kauf aufgeſtellt ſind. Ueber der Ladenthüre prangt ein elegantes Schild mit der Ueberſchrift: Schuh- und Stiefelhandlung. Wer hätte dieſe Fortſchritte der Induſtrie, ſelbſt in den kultivirteſten Zeiten der Alten, nur geahnet? Ueber den Handel ſelbſt, ſ. oben, unter Schuh, S. 723 u. f. Mit alten Schuhen und Stiefeln treiben die Altfli-

cker einen nicht unbeträchtlichen Handel. Dieſer Handel iſt aber auch theils, ſo wie derjenige der alten Kleider, in die Hände der Juden übergegangen.

Schuhhof, ſ. den folgenden Artikel.

Schuhhofsgerber. Vor Alters waren die Schuhmacher auch zugleich Lohgerber, indem ſie ſich das Leder zu ihrem Bedürfniß ſelbſt zugerichtet haben; da aber ſpäterhin, bei der zunehmenden Bevölkerung der Städte, auch die Arbeit zunahm, und die Kunden zu lange aufgehalten worden wären, wenn erſt das Leder vom Schuhmacher hätte zubereitet werden ſollen, ſo iſt dieſes Gewerbe von den Lohgerbern getrennt worden. Dieſes iſt jedoch nicht überall zu gleicher Zeit geſchehen; denn noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts wohnten ſie an manchen Orten zuſammen, jedoch als getheilte Handwerker, in einer gedoppelten Zunft, mit verſchiedener Arbeit; meiſtens ſind ſie aber gänzlich geſchieden in zwei einfache und reine Zünfte. Wenn daher ein Gerbergeſell in einer Schuhmacher-Werkſtatt oder auf dem ſogenannten Schuhhofe arbeitet, das iſt, bei einem Schuhmacher als Geſelle ſteht, Leder gahr arbeitet, und Schuh daraus verfertiget, ſo wird er bei ſeinem Gerberhandwerke, wie z. B. in Hamburg, verachtet, weil auf dieſe Weiſe den Gerbern die Nahrung geſchmälert wird. Bei der jetzigen Gewerbefreiheit in vielen Staaten iſt es anders.

Schuhknecht, eine alte Benennung des Geſellen oder Gehülfen des Schuhmachermeiſters; ſ. auch den Art. Knecht.

Schuhlappen, ſ. Th. 65.

Schuhmacher, ſ. oben, unter Schuh, S. 727, ein Handwerker, welcher Schuhe und Stiefeln verfertiget. Dieſes Wort iſt mit Schuſter gleichbedeutend, nur iſt es edler, als dieſes.

Schuhmacherhandwerk, ſ. oben, S. 727.

Schuhnagel, Schuhnägel, eiſerne oder hölzerne Nägel, womit nicht nur der Abſatz der Schuhe und Stiefeln beſchlagen wird, ſondern auch zum Theil die Sohle. In der Nagelfabrik zu Roda wiegen 1000 Stück 2 1/2 Pfund, und gelten 10 Gr. Große dergleichen wiegen 3 Pfund, und gelten 11 1/2 Gr.; ſ. auch oben, S. 678, und den Art. Nagel, Th. 100, S. 598.

Schuhneſtel, ſ. Schuhriemen.

Schuhpantoffel, Schuhpantoffeln, ſ. oben, unter Schuh, S. 744.

Schuhpinne, beim Nagelſchmidt und Schuhmacher, kleine Nägel, womit der Schuhmacher das Leder auf den Leiſten aufzwickt, auch den Abſatz vorläufig auf der Sohle befeſtiget. Man hat daher große und kleine Pinnen. Die kleine Pinne iſt viereckig und der Kopf wird, nachdem er geſchmiedet worden, mit dem Schuhpinnenſtempel geebnet.

Schuhpinnenſtempel, beim Nagelſchmid, ein verſtählter Stab, der an dem einen Ende auf ſeiner Grundfläche eine Vertiefung nach der Größe eines Schuhpinnenkopfes hat, mit dem man die Köpfe der Schuhpinnen ebnet. Wenn ein ſolcher Stempel geſchmiedet iſt, ſo wird die Vertiefung in dem erwärmten Stabe mit einem ſtark abgerundeten Bunzel geprägt. Es gehört für jede Art der Pinnen ein beſonderer Stempel und Bunzel. Giebt man dem runden Ende des letzteren gravirte Verzierungen, ſo drücken ſich dieſe in der Vertiefung des Stempels ab, und der Kopf der Pinne wird bunt.

Schuhputzer, Leute, die ſich damit beſchäftigen, die Schuhe zu reinigen und zu wichſen. Die Erſten, welche das Schuhputzen als eine Art von Gewerbe trieben, waren wohl die Savoyarden, welche aus ihren Gebirgen in das übrige Italien und Frankreich wanderten, um ſich kümmerlich ihr Brod mit niedri-

gen Handarbeiten zu verdienen, und dann mit dem wenigen Gewinn in ihr Vaterland zu den Ihrigen zurückzukehren. Vorzüglich waren und ſind es auch noch jetzt Kinder, welche von ihren armen Eltern in die Fremde geſchickt werden, ihr Brod zu verdienen. In Paris ſtehen ſie an allen Ecken der Hauptſtraßen, an den öffentlichen Plätzen und auf den Brücken, vorzüglich an dem Pont neuf mit ihrem Wichsapparat, um jedem, der ſeine Stiefeln polirt haben will, ſogleich aufwarten zu können. In Paris, London und andern großen Städten, auſſerhalb Deutſchlands, geſchieht es ſogleich auf der Straße, bei uns, in Deutſchland, iſt dieſes nicht üblich; auch wandern keine Savoyarden in dieſer Abſicht bei uns ein. Wenn bei uns in großen Häuſern die Bedienten, Hausknechte ꝛc. es thun, ſo giebt es auch noch beſondere Röcke- und Stiefel- und Schuhreiniger, die ſich mit dieſem Gewerbe, als mit einer Nebenbeſchäftigung, abgeben, und die Stiefeln und Schuhe entweder in der Wohnung der Herrſchaft, die ſie bedienen, oder auch in ihrer eigenen Behauſung reinigen und wichſen, ſo daß man oft, z. B. in Berlin, Stiefelputzer antrifft, die ſechs bis acht Herren täglich im Reinigen der Kleidung und Wichſen der Schuhe und Stiefeln zu bedienen haben. Ueber das Wichſen der Schuhe und Stiefeln, ſ. oben, unter Schuh, S. 718 und unter Wichſe, in W.

Schuhroſen, von Gold- und Silberdraht kleine zuſammengebogene runde Röschen oder Schleifen, welche zu Ende des verwichenen Jahrhunderts auf den Frauenzimmerſchuhen getragen wurden; jetzt trägt man ſie darauf von ſeidenem Bande.

Schuhſchacht, bei den Ausmeſſungen der Körper, das erſte Zwiſchenmaaß zwiſchen Schuh und Zoll. Die Größe deſſelben iſt: 1 Fuß oder Schuh in der Länge und Breite, und 1 Zoll in der Dicke. Der-

gleichen Schuhſchachte gehen beim Decimalmaaß zehn auf einen Kubikſchuh, hundert auf eine Balkenruthe, tauſend auf eine Schachtruthe, und zehntauſend auf eine Kubikruthe. Nach Rheinländiſchem Maaße machen 20,736 ſolcher Kubikſchachte eine von den zuletzt gedachten Kubikruthen aus.

Schuhſchnallen, ſ. unter Schnalle, Th. 147, S. 141. Unter Karl dem Zweiten wurden dieſe Schnallen zuerſt in England Mode. Gemeine Leute, und diejenigen, welche eine Einfachheit in ihrer Kleidung ſuchten, trugen noch lange die Schuhe gebunden.

Schuhſchwärze, Schuhwachs, Schuhwichſe, war die frühere Schuh- und Stiefelwichſe, ehe die jetzige Engliſche Wichſe oder ſogenannte Stiefelpolitur erfunden und hier in Deutſchland eingeführt worden. Man hat deren verſchiedene Arten, wovon ſchon oben, unter Schuh, S. 717, die gewöhnlichſte Art erwähnt worden. Hier noch einige: Man nehme zerſtoßenes Gummi Arabikum oder Senegal, Seife, gelbes Wachs, von jedem ein Viertelpfund, und eine kleine Butte Kienruß. Den Gummi läßt man in einer glaſurten Schüſſel in 3/4 Quart Waſſer über Kohlen ſich völlig auflöſen, ſchabt das Wachs und die Seife hinein, thut zuletzt den Kienruß hinzu, und läßt alles unter beſtändigem Umrühren kochen, bis es genug iſt. Hierauf bewahrt man es in kleinen Töpfchen oder Papiertuten, darin es verhärtet, auf, oder man macht auch Kugeln davon. Beim Gebrauch darf man es nur ein wenig mit Speichel benetzen, und die Schuhe damit beſtreichen. Man ſtreicht es hierauf mit einer Schuhbürſte überall herum, und reibt es dann mit einer trockenen Bürſte wieder rein ab. Zum Ueberfluß können die Schuhe noch mit einem wollenen Lappen polirt werden, ſo ſchwärzen ſie nicht ab.

Ein zweites Rezept. Man nehme:
1/4 Pfund gelbes Wachs,
1 Loth Gummi Arabicum,
1 — Saltartari,
1 große Butte Kienruß, und
1/2 Quart Waſſer.

Man nehme einen neuen Topf, ſchneide das Wachs mit einem Meſſer in kleine Stücken hinein, thue den Gummi gepülvert, und das halbe Quart Waſſer hinzu, und laſſe es bei einem gelinden Feuer kochen. Wenn ſich der Wachs und das Gummi ſo ziemlich durchs Kochen aufgelöſet haben, ſo nehme man es vom Feuer, laſſe es ein wenig kalt werden, ſchütte dann den Saltartari hinein, und laſſe es noch einmal aufkochen. Iſt es nach dieſem letzteren Kochen kalt geworden, ſo rühre man das Kienruß darunter. Wenn ſich dieſe Wichſe verdickt, ſo verdünne man ſie mit warmen Waſſer.

Ein drittes Rezept. Man nehme:
4 Loth feines Frankfurter Schwarz,
1 — braunen Candis,
1 — Gummi Arabicum,
1 — Jungfernwachs, und
1 Quart Weißbier.

Dieſe Ingredienzen werden zuſammen, der Candis und Gummi zerſtoßen, und das Wachs klein geſchnitten, in einen Topf gethan, und bei einem gelinden Feuer ungefähr eine Viertelſtunde in Fluß gebracht; dann kalt werden laſſen, und zum Gebrauch aufgehoben.

Ein viertes Rezept. Man nehme 4 Loth gebranntes Elfenbein, auch Frankfurter Schwarz, ſchütte ſolches in einen Topf, worein man ſchon vorher 3/8 Quart Kornbranntwein gegoſſen haben muß, und laſſe es einige Stunden zur Vereinigung ſtehen. Nachher nehme man einen Kalbsfuß, koche ihn in

einem halben Quarte Braunbier zu einer Gallerte, und vermiſche ſolche mit der Branntwein-Mixtur, ſo erhält man eine ſchöne glänzende Wichſe. Das Auftragen dieſer Wichſen geſchieht mit Bürſten, weil ſie nicht ſo conſiſtent ſind, daß hier das Polirholz gebraucht werden könnte; denn ſchon die Bürſten ſind hinreichend, ſie zu vertreiben.

Schuhwachs, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Schuhwichſe, ſ. daſelbſt, und den Art. Wichſe, unter W.

Schuit, in der Schiffahrt, ein kleines Fahrzeug, welches 2 bis 4 Laſten trägt. In der Oſtſee ſind es eine Art von kurzen und breiten Schiffen mit drei einfachen Maſten oder Maſtkörben, hinten und vorn etwas ſpitzig zulaufend, welche 20 bis 30 Laſten führen.

Schuit, Schuitte, Silberſchuit, Franz. Schuite d'argent, bei den Holländern eine Japaniſche Silbermünze, welche ihren Namen der Aehnlichkeit mit einem kleinen Kahne verdankt, der dieſen Namen führt. Dieſe Münze iſt 6 Zoll 3 Linien lang, und 4 Zoll dick, und gilt nach Indianiſcher Münzwährung 4 Taels, 6 Mas und 5 Condorins; nach Holländiſchem Gelde aber 12 Gulden und 18 Stüver, oder 5 Holländiſche Thaler.

Schuitte, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Schulamt, 1. ein Amt bei einer Schule, welches Jemand übernimmt, theils um Kinder zu unterrichten, theils um die Verwaltung über eine Schule zu führen. Im gemeinen Leben und von geringen Schulen oder Aemtern der Schuldienſt. 2. Ein Kammeramt, deſſen Einkünfte zum Unterhalten einer Schule beſtimmt ſind. In Meiſſen iſt daſelbſt das Schulamt Grimma ein ſolches Amt, und in dem

Thüringiſchen Kreiſe das Schulamt Pforta. Erſteres wird von einem Schulverwalter verwaltet.

Schulamtscandidat, ein junger Theologe, welcher in einem Seminare noch ſeine Studien fortſetzt, und dafür Unterricht in einer Schule geben muß.

Schulanſtalt, ſ. Schule.

Schulbuch, Bücher, welche in den Schulen zum Unterricht der Jugend gebraucht werden.

Schuld, ein nach Adelung ſehr altes Wort, welches in doppelter Hauptbedeutung vorkommt. I. Mit dem herrſchenden Begriff eines begangenen Fehlers, Vergehens oder Verbrechens. 1. Ein Verbrechen. Eigentlich in der heil. Schrift. Du hätteſt eine Schuld auf uns gebracht, 1 Moſ. 36, 10. Auf daß ſie ſich nicht mit Schuld und Miſſethat beladen, 3 Moſ. 22, 10. Daniel war treu, daß man keine Schuld noch Uebelthat an ihm finden mochte, Dan. 6, 4. Wenn ein Mann oder Weib irgend eine Sünde thut — ſo hat die Seele eine Schuld auf ihr. Und ſie ſollen ihre Sünde bekennen — und ihre Schuld verſöhnen, 4 Moſ. 5, 6, 7. Gott du weiſſeſt meine Thorheit und meine Schulden ſind dir nicht verborgen, Pſ. 69, 6, und ſo in andern Stellen mehr, wo es gemeiniglich durch die folgende Verbindlichkeit der Strafe erklärt wird. Daß es aber ehemals wirklich eine böſe That, ein Verbrechen bedeutet habe, erhellt auch aus allen Niederſächſiſchen Statuten, wo mit der Schuld begrepen ſo viel iſt, als auf einer böſen That ergriffen ſeyn. In den Monſeeiſchen Gloſſen iſt Sculd gleichfalls Crimen, Vitium. In dieſer Bedeutung iſt es jetzt veraltet, auſſer daß es noch dann und wann in der höheren Schreibart gebraucht wird. (2) Die Folge eines Verbrechens, oder die

Verbindlichkeit zur Strafe, eine noch in einigen Redensarten übliche Bedeutung, beſonders in der Bibel. Z. B. Wenn ich dir ihn nicht wiederbringe, ſo will ich mein Lebenlang die Schuld tragen, 1 Moſ. 43, 9. Das iſt der Sünde Schuld, die Folge, die Strafe der Sünde. So mag ſie die Schuld ihrer Thorheit tragen.

2. In weiterer Bedeutung ein Fehler, ein Verſehen, ingleichen die wirkende oder veranlaſſende Urſache eines Uebels und die daraus folgende Verbindlichkeit zum Erſatz oder zur Strafe, wo es nur in der Einheit allein, und gemeiniglich nur in einigen beſondern Redensarten allein gebraucht wird. Es iſt deiner Bosheit Schuld, daß du ſo gezüchtigeſt wird, Jerem. 2, 19. Das iſt ohne meine Schuld geſchehen. Einem etwas Schuld geben, ihn für die wirkende Urſache eines Verbrechen oder auch eines Uebels überhaupt erklären. Ich werde ihm die Schuld nicht beimeſſen. Die Schuld auf Jemanden ſchieben. Endlich wird alle Schuld auf mich fallen. Wer hat die Schuld? An wem liegt die Schuld? Die Schuld liegt nicht an mir. Nach Adelung iſt dieſe Redensart mit dem Vorworte an mit haben unrein. Bloß deine Gelindigkeit hat Schuld daran, Gottſched, beſſer, iſt Schuld daran. Ohne Schuld ſeyn. Eine Schuld auf ſich nehmen. Schlägt es fehl, ſo iſt das meine Schuld nicht. Es war gewiß ſeine Schuld nicht, daß er nicht noch rechtſchaffener war. Leſſ. Eine beſondere Redensart iſt es: ſich etwas zu Schulden kommen laſſen, ſich eines Vergehens ſchuldig machen, daß keiner der Unglücksfälle mir zu Schulden kommen ſoll. Leſſ. Mit dem Zeitworte ſeyn wird

es in eben dieſer Bedeutung oft in adverbialiſcher Geſtalt gebraucht. An etwas Schuld ſeyn. Ich bin nicht Schuld daran. Iſt ſie nicht ſelber Schuld, wenn mir ein Wort im Zorn entfährt. Gell. Du biſt an allem Schuld. Zuweilen wird es mit dem Hülfsworte ſeyn auch wohl für Urſache überhaupt gebraucht; ich bin Schuld, daß du das Geld bekommen haſt. Dieſes ſoll jedoch nur ſehr uneigentlich, und nur im Scherz geſchehen. Eigentlich bedeutet Schuld allemal die Urſache eines Uebels.

II. Mit dem herrſchenden Begriffe der Verbindlichkeit. 1. Im weiteſten Verſtande, eine jede Verbindlichkeit, die man einem Andern zu leiſten verbunden iſt, wo es jedoch nur ſeltener und am liebſten in der Einheit gebraucht wird. Verſprechen macht Schuld. Die Schuld der Natur bezahlen, ſterben. Dieſes Geſtändniß iſt eine Schuld, die ich dem Verdienſte abtragen muß. Ich bin noch in ihrer Schuld, bei ihnen noch zu einer Pflicht verbunden. — 2. In der engſten und gewöhnlichſten Bedeutung, eine Geldſumme, welche man einem Andern zu zahlen verbunden iſt, wo von mehreren ſolchen Geldſummen auch die Mehrheit üblich iſt. Seine Schuld bezahlen. Einem eine Schuld erlaſſen. Schulden machen. In Schulden ſtecken, gerathen. Frei von Schulden ſeyn. Ein Gut, auf welchem viele Schulden haften. Zuweilen wird es auch, jedoch ſelten, von Geldſummen gebraucht, welche man von andern zu fordern hat, welche man auch active Schulden zu nennen pflegt, zum Unterſchiede von den vorigen, den paſſiven, ſ. weiter unten. Seinem Nächſten eine Schuld borgen, 5 Moſ. 24, 10. Seine Schulden eintreiben. Viele Schulden ausſtehen haben.

Schuld, Debitum; Fr. Dette, im Handel und Wandel, überhaupt im Geſchäftsleben, alles dasjenige, was ein Andrer mir, oder ich ihm ſchuldig bin, oder was ich einem Andern zu zahlen verſprochen oder er mir. Es ſind daher gewiſſe gegenſeitige Leiſtungen, welche eine Schuld in dieſem hier genommenen Sinne beſtimmen. Man theilt die Schuld im Handel und Wandel in die Activ- und in die Paſſivſchuld. Die Activſchuld, Debitum activum; Fr. Dette active, iſt daher dasjenige, was mir ein Anderer zu zahlen ſchuldig iſt, eine Schuld, die ich auszuſtehen habe; denn in Anſehung meiner iſt die Schuld activ; dahingegen iſt diejenige Schuld, die ich einem Andern zu zahlen ſchuldig bin oder zu zahlen habe, in Anſehung meiner eine Paſſivſchuld, weil ſie auf mir liegt oder laſtet; Debitum passivum; Fr. Dette passive. Beide Arten der Schulden werden von den Kaufleuten wieder verſchiedentlich eingetheilt. So z. B. ſind die Activſchulden entweder gute, oder gewiſſe, ſichere, mit Recht zu fordernde Schulden, Fr. Dettes bonnes et exigibles, welche gewiß bezahlt werden, und die man ohne Schwierigkeiten einkaſſiren kann; oder zweifelhafte, ungewiſſe und unſichere Schulden, Fr. Dettes douteuses, die ungewiß ſind, ob ſie bei der Vorzeigung der Rechnung oder des ſonſtigen Schulddokumentes bezahlt werden oder nicht, und verlorne oder böſe Schulden, Fr Dettes perdues, von denen durchaus nichts zu hoffen iſt. Bei den Paſſivſchulden werden ebenfalls drei verſchiedene Arten gezählt, nämlich das Depoſitengeld, Depoſitogeld, was Privatperſonen, die keine Kaufleute ſind, ſchuldig geworden, und das, was ſie Kaufleuten ſchuldig ſind, mit denen ſie im Handel ſtehen. Ferner werden die Schulden eingetheilt in einſeitige oder

zweiſeitige. Eine einſeitige oder einfache Schuld, Debitum ſimplex oder unilaterale, heißt eine Schuld, da nur ein Schuldner und ein Gläubiger iſt, ohne daß beide mit einander abzurechnen haben; eine zweiſeitige dagegen, wenn Gläubiger und Schuldner einander ſchuldig ſind, und ſich berechnen müſſen, oder beide miteinander abzurechnen haben. Lat. Debitum mutuum oder bilaterale. Eine andere Eintheilung iſt in ſelbſt gemachte und in fremde Schulden. Eine ſelbſt gemachte Schuld, Debitum ab ipſo Debitore contractum, heißt eine Schuld, die Jemand ſelbſt gemacht, und die er dieſerhalb auch nur ohne andere auf ihn Einfluß habende Verpflichtungen zu bezahlen hat. Eine fremde Schuld iſt dagegen eine Schuld, welche derjenige, der ſie zu bezahlen hat, oder der ſie bezahlen ſoll, von einem Andern übernommen, entweder als Erbe, oder als Ceſſionarius, Aſſignatarius ꝛc. — Man theilt die Schulden nun noch ein: in erlaubte und in unerlaubte. Eine erlaubte oder zuläßige Schuld, Debitum licitum, iſt eine Schuld, die entweder aus einer an und für ſich ſelbſt erlaubten, oder doch in den Rechten nicht verbotenen Urſache entſpringt; dagegen iſt eine unerlaubte oder verbotene Schuld, Debitum illicitum, eine Schuld, die entweder aus einer an und für ſich ſelbſt ſchon unzuläßigen Sache oder auch aus andern in den Rechten verbotenen Urſachen gemacht wurde, und alſo nach den Rechten weder eingeklagt, noch bezahlt werden darf; dahin gehören z. B. die von den noch unter väterlicher Gewalt ſtehenden oder von Minderjährigen, Unmündigen, Verſchwendern und dergleichen Perſonen gemachten Schulden, wie auch die von denſelben darüber ausgeſtellten Wechſelbriefe; ingleichen die Spielſchulden, bei welchen, wenn einer darüber verklagt wird,

die Ausflucht Statt hat, daß die Schuld vom Spiele herrühre. (Exceptio aleae), welche auch dann gilt, wenn über eine dergleichen Schuld ein Wechſel ausgeſtellt wäre (ſ. Hamburger Wechſel-Ordnung von 1711, Art. 48); auch wenn dergleichen über Spielgelder ausgeſtellte Wechſelbriefe auf Ordre lauten und an einen Dritten verhandelt worden. Dieſe Ausflucht muß aber klar und erweislich ſeyn, weil ſie ſonſt in die Reconvention verwieſen wird. — Man theilt auch die Schulden in alte und neue. Eine alte Schuld, Debitum antiquum, iſt eine Schuld, die ſchon ſeit geraumer Zeit, entweder auf einem unbeweglichen Gute oder auf des Schuldners eigener Perſon gehaftet hat; dagegen eine neue Schuld, Debitum novum, die von dem Schuldner erſt ganz neuerlich, entweder kurz vor entſtandenem Concurſe, oder vor deſſen Abſterben, oder auch vor dem in der ausgeſtellten Schuldſchrift enthaltenen Zahltage gemacht worden. — Man theilt die Schulden auch noch in bedingte und unbedingte. Eine bedingte Schuld, Debitum conditionatum, iſt eine Schuld, deren Zahlung der Schuldner nicht anders, als unter einer gewiſſen Bedingung verſprochen hat, und wozu derſelbe nicht eher, als bis nach deren Erfüllung angehalten werden kann; eine unbedingte Schuld, Debitum simplex oder purum, iſt dagegen eine ſolche Schuld, deren Bezahlung auf eine gewiſſe Zeit ſchlechterdings und ohne Bedingung verheißen worden iſt. — Man theilt die Schulden nun noch in betagte und unbetagte. Eine betagte Schuld, Debitum, cujus dies venit, heißt eine Schuld, deren in dem Schuldinſtrumente beſtimmte Zahlungszeit wirklich da, oder bereits verſtrichen iſt, und die daher auch von dem Schuldner mit Beiſtande Rechtens eingetrieben werden kann; dagegen iſt eine unbetagte Schuld,

Debitum, cujus dies nondum venit, eine Schuld, deren Verfall- oder Zahlungszeit noch nicht herangenahet, noch weniger verſtrichen iſt, und deren Bezahlung alſo von dem Schuldner mit Beſtande Rechtens weder durch eine angeſtellte Klage, noch ſonſt gefordert werden kann. — Man theilt nun auch noch die Schulden in liquide und illiquide. Eine liquide Schuld, iſt diejenige, wider welche nichts eingewendet werden kann, indem ſie von dem Gegentheile ſchon eingeräumt worden, oder nach ihrer Art ſo beſchaffen iſt, daß ſie nicht geläugnet werden kann und ſofort zu erweiſen iſt; dagegen iſt eine illiquide Schuld diejenige, dawider noch eingewendet werden kann, und die alſo erſt ausgemacht werden muß. Eine liquide Forderung kann durch eine illiquide nicht hintertrieben, noch aufgehalten werden. Auſſer dieſen Eintheilungen giebt es noch andere Gattungen der Schulden; z. B. Currentſchulden oder laufende Schulden, Klitterſchulden, Waarenſchulden, Wechſelſchulden, ſ. das Regiſter, Th. 149. — Eine Pfandſchuld, oder durch Pfand verſicherte Schuld, Debitum pignoratitium oder Debitum pignore dato et accepto confirmatum, iſt eine Schuld, in welcher der Schuldner dem Gläubiger zu ſeiner mehreren Sicherheit eine gewiſſe bewegliche Sache unterpfändlich verſchreibt, und wie gemeiniglich zu geſchehen pflegt, bis zu deren Tilgung auch in ſeinen Gewahrſam übergiebt; ſ. auch Verpfänden, in V. — Eine hypothekariſche oder verhypothecirte Schuld, Debitum hypothecarium, iſt eine Schuld, in welcher der Schuldner dem Gläubiger entweder ſein ganzes Vermögen, oder einen Theil deſſelben, beſonders liegende Gründe und unbewegliche Güter, unterpfändlich verſchrieben hat. — Eine eidlich verſicherte Schuld, Debitum juramento confirmatum, oder Debitum

sub cautione juratoria contractum, iſt eine Schuld, zu deren Bezahlung ſich der Schuldner entweder ſogleich bei deren Verſchreibung, oder doch nachher eidlich bekennt und anheiſchig gemacht hat. — Eine verbürgte Schuld, Debitum fidejussoribus munitum, heißt eine Schuld, für deren Wiederbezahlung ſich zu deſto mehrerer Sicherheit des Gläubigers, außer dem Hauptſchuldner, noch ein anderer oder mehrere als Bürgen verpflichten; ſ. auch den Art. Bürge, Th. 7, S. 373.

Zu einer jeden Schuld, welche an und für ſich ſelbſt richtig, und auch dafür anerkannt worden, wenn ſie auf dem Wege Rechtens eingefordert werden ſoll, gehören gewiſſe Contrahenten, das iſt, ein gewiſſer Schuldner, und Gläubiger, ſ. dieſe Artikel, ein nahmhaftes Quantum, oder eine ausdrückliche Summe, auf wie hoch nämlich die contrahirte Schuld gemacht worden, eine gewiſſe Urſache, oder ein Bewegungsgrund, warum ſolche Schuld contrahirt wurde (Causa debendi), welche in allen Schuldverſchreibungen, Wechſel ausgenommen, ausdrücklich benannt werden muß; eine gewiſſe Zeit, wenn ſolche wieder bezahlt, oder ſonſt getilgt werden ſoll, und ein richtiger Beweis derſelben; der Beweis einer Schuld iſt richtig und klar, wenn er auf einem rechtskräftigen Abſchluſſe oder Urtheile, oder auf einer anderen gerichtlichen Handlung, oder auf Amts- oder Gerichtsbüchern, Matrikeln ꝛc., oder auf einem gültigen Teſtamente, oder endlich auf einer gerichtlichen oder außergerichtlichen Verſchreibung und Handſchrift beruhet, ſ. Schuldbrief. Zuweilen werden den Schuldnern einige Rechtswohlthaten vergönnt; allein dieſe dürfen nicht anders, als mit genugſamer Sicherheit der Gläubiger verſtattet werden. Wenn aber dieſe den Gläubigern nicht mit gehöriger Sicherheit verſchafft wer-

den können, muß den Gläubigern vielmehr durch die Schärfe der Geſetze zu dem Ihrigen verholfen werden, als ſie durch unzeitige Gelindigkeit und Güte des Richters dieſerhalb in Gefahr zu ſetzen. Was eine auf gewiſſe Zeit contrahirte Schuld anbetrifft, ſo kann, ſo lange, als dieſe Zeit oder der Zahlungstag nicht erſchienen iſt, weder deren Bezahlung, noch Caution, noch weniger Execution gefordert werden, außer in dem Falle, wenn der Schuldner in Abfall ſeiner Nahrung und ſeines Vermögens käme, oder der Flucht wegen verdächtig wäre; ja nach einiger Rechtslehrer Meinung oder Behauptung ſoll das Kapital vor der Zeit wieder zurückgefordert werden können, wenn zur geſetzten Zeit nicht die Zinſen bezahlt werden. Wider die vor ihrem Fortgehen bösslicher Weiſe Schulden contrahirende und die gekauften Waaren verbergende Schuldner, iſt mit der Inquiſition zu verfahren. So iſt auch derjenige Schuldner, welcher das auf einer Sache haftende Pfandrecht verdeckt oder verſchweigt, und die verpfändete Sache verkauft, in Anſehung des Käufers nur ein Betrüger, der mit allerlei Ränken umgeht. Eine Schuld wird getilgt durch Uebergabe einer andern Sache, z. B. der verpfändeten oder verhypothecirten Sache, an Zahlungsſtatt durch Leiſtung oder Unterlaſſung einer gewiſſen dafür verſprochenen Handlung oder That; durch Compenſation, da nämlich der Schuldner, der an ſeinen Gläubiger eine Gegenſchuld zu fordern hat, mit ſolchem aufhebt. Durch Erlaſſung der Schuld von Seiten des Gläubigers; dieſe Erlaſſung geſchieht entweder ausdrücklich, bei der ſogenannten Scheinzahlung, oder Erklärung, daß man nichts fordern wolle, oder auch ſtillſchweigend, entweder auf einer oder beiden Seiten, durchaus, oder durch eine Neuerung, beſonders durch einen Vergleich. Zuletzt wird noch eine Schuld ge-

tilgt durch die Bezahlung mit baarem Gelde, welche entweder von dem Schuldner ſelbſt, oder an deſſen Statt von deſſen Bürgen, oder auch von einem Dritten, vermittelſt An- und Ueberweiſung, dem Gläubiger, oder, bei deſſen ungebührlicher Verweigerung, nach vorhergehendem Angebote der Schuld, an ſeiner Statt dem Richter geſchieht. Die gerichtliche oder wirkliche Offerirung der Schuld, Oblatio debiti judicialis, oder reatis, geſchieht, wenn der Schuldner dem Gläubiger die Schuld baar, zu rechter Zeit, und am gehörigen Orte, wo er die Zahlung zu thun verſprochen hat, anbietet, dieſer aber dieſelbe anzunehmen ſich weigert; da denn der Schuldner ſeinen Gläubiger durch die Obrigkeit auf einen gewiſſen Tag oder Termin vorladen läßt, um zu ſehen, wie er das ſchuldige Geld bei den Gerichten niederlegen werde; hierauf, es erſcheine der Gläubiger oder nicht, die ganze Schuld ſammt den Zinſen, beides ſowohl in guter Münze, als am geſetzten Tage vor den Gerichten darbietet und zahlt, und endlich, wenn der Gläubiger erſcheint, oder nicht, oder wenn er die Schuld nicht annehmen will, ſolches ſchuldige Geld bei den Gerichten verſiegelt niederlegt, und darüber von den Gerichten einen Schein empfängt. Wenn nun der Schuldner dieſes Alles gehörig beobachtet, ſo iſt derſelbe dann von der Obligation, ſowohl in Anſehung des Kapitals, als der Zinſen, frei, und darf auch nicht für die Gefahr des Geldes ſtehen, wie denn die Obrigkeit gleichfalls nicht weiter dafür zu haften ſchuldig iſt, als auf den Fall, wenn das Geld irgend durch eine große Fahrläſſigkeit verloren ginge. Wenn aber der Schuldner bloß zur rechten Zeit, und am gehörigen Orte, dem Gläubiger die Schuld baar anbietet, dieſer ſie aber nicht annimmt, ſo wird ſolche zwar eigentlich für keine Zahlung gehalten, jedoch entſchuldiget es

den Verzug, der ſonſt dem Schuldner wegen der Mahnung beigemeſſen wird, und ſtillt auch die Zinſen, welche ſonſt daher, und zwar insbeſondere aus Verzug der Zahlung, aufwachſen. Wäre aber der Zins durch einen ausdrücklichen Vergleich verſprochen worden, ſo wird auch die gerichtliche Hinterlegung dazu erfordert, wenn anders der Schuldner von den Zinſen frei ſeyn will. Es giebt aber gewiſſe Fälle, in welchen auch bloß die außer den Gerichten geſchehene Offerirung genug iſt, z. B. bei unbeweglichen und unkörperlichen Dingen, oder wenn noch nicht gewiß iſt, was, und wie viel man eigentlich zu bezahlen ſchuldig iſt, oder auch der Schuldner ſelbſt das Geld durchaus nicht länger behalten und wieder zu ſich nehmen will. Uebrigens iſt die Richtigkeit in Bezahlung desjenigen, was man ſchuldig iſt, eine von den vornehmſten Pflichten eines ehrlichen Mannes; ſolche iſt beſonders bei Kaufleuten nöthig, wenn ſie ihren Credit erhalten wollen, indem der geringſte Aufſchub der Bezahlung ſie in böſen Ruf bringen, und die gänzliche Weigerung derſelben, ſie ohne Rettung ſtürzen kann. Ueber die geſchehene Bezahlung oder andere Befreiung von der Schuld, wird zum Beweiſe derſelben Quittung, dem Gläubiger zum Beſten auch Gegenquittung, und bei verlorener, alſo nicht zurückzugebender Verſchreibung, ein Mortificationsſchein ausgeſtellt, zuweilen auch gerichtlich Verzicht geleiſtet; ſ. über die verſchiedenen Schulden auch das Regiſter, Th. 149. Was das Eintreiben der Schulden anbetrifft, ſo muß derjenige, der dazu geſchickt ſeyn ſoll, folgende Eigenſchaften beſitzen: Kühnheit, damit er ſich nicht durch jede abſchlägliche Antwort abſchrecken laſſe, ſondern mit gehörigem Muthe vorbringe: er habe Geld nöthig, welches beſonders bei Standesperſonen räthlich iſt, die gern ſich mehrere Male

mahnen laſſen, ehe ſie bezahlen, nicht aus dem Grunde, nicht bezahlen zu wollen, ſondern weil ihnen oft das Mahnen zur ungelegenen Zeit kommt, wo ſie theils Beſchäftigung, theils Fremde erwarten oder haben. Der Mahnende muß daher darauf achten, daß er die rechte Stunde treffe, wenn der Schuldner zu Hauſe zu finden iſt, oder wenn er eine Zeit beſtimmt hat, da er bezahlen will. Eine verſäumte Stunde kann eine Zahlung auf viele Tage bei ſchlechten Zahlern verzögern, indem ihnen die Verſäumung zur Entſchuldigung dient. Dann gehört zum Eintreiben der Schulden viel Geduld, das heißt, damit man nicht verdrießlich werde, nicht mit Worten auffahre, die als beleidigend ausgelegt werden können, und wodurch die Schuld zuweilen noch ſchlechter wird. Uebrigens iſt es gewiß, daß ein Kaufmann durch ſeinen Diener ſchärfer mahnen laſſen kann, als wenn er es ſelbſt thut, weil jener eine Portion der Verſchuldung des ungeſtümen Mahnens auf ſich nehmen muß. Wenn aber alles Erinnern, alles Mahnen nichts hilft, dann muß der Kaufmann zu gerichtlichen Mitteln ſchreiten.

Was nun das Schuldenweſen bei Privatperſonen (denn von Kauf- und Handelsleuten kann hier nicht die Rede ſeyn, welche Credit geben, und ihn wieder erhalten müſſen, welches einmal Handel und Wandel bedingt) anbetrifft, ſo könnte dieſes, leider! in unſern Tagen ſo ſehr eingeriſſene Uebel, wohl durch einen klugen Haushalt, durch weiſe Erſparung, Einſchränkung des Luxus, geregeltere Vergnügungen ꝛc., wenn nicht aufgehoben, doch ſehr vermindert werden; denn die häufigen Concurſe, die in großen und kleinen Städten entſtehen, haben gewöhnlich, wenn man nicht lieblos urtheilen will, mehr Leichtſinn, als Vorſatz zum Grunde. Der eigene Hang zum Vergnügen, zu große Gefälligkeit und Nachſicht gegen

die Gattin, zu große Freundſchafts-Verbindungen, und zum öftern ein falſcher Begriff von Ehre geben Veranlaſſung zu Ausgaben, die, nicht ſowohl in Rückſicht ihrer Größe, als der häufigen Wiederholungen, beim Jahresſchluß einen Defect in der Kaſſe verurſachen. Wer dieſen Mangel nach Verlauf eines Jahres verſpürt, und ſolchen in Zeiten vorbeugt, handelt als kluger Wirth, wer dieſes aber nicht beachtet, ſondern friſch darauf los hier und da Schulden macht, ſeinem Glücksſterne vertrauend, der ihm bald leuchten ſoll, der wird ſich in ein Heer von Widerwärtigkeiten ſtürzen, welches ihn oft bis ans Ende ſeines Lebens verfolgt. In dieſe Widerwärtigkeiten ſtürzen ſich gewöhnlich junge Officianten oder Staatsdiener. Haben dieſe nicht ſchon vor ihrer Verheirathung Schulden gemacht, und ſich glücklich durch alle Irrwege des Jünglingsalters hindurch gewunden, ſo geſchieht es gewöhnlich nach derſelben, beſonders wenn die junge Gattin kein Vermögen beſitzt. Die Einrichtung des Hausweſens, der Luxus, der ſich unvermerkt mit einſchleicht, die Vergnügungspartien, als Erſtlinge, in dem jungen Eheſtandsleben, ſpäterhin Kinder ꝛc., geben Veranlaſſung zu ſo manchen auſſergewöhnlichen Ausgaben, wozu der Gehalt oder die Beſoldung nicht hinreicht, und ſo wird ſchon beim Beginnen des Eheſtandes der Grund zu ſo manchen, ſpäterhin eintretenden, mißvergnügten Tagen gelegt. Das Schuldenmachen in einer bedrängten Lage wird nun noch bei Unterbeamten dadurch erleichtert, oder vielmehr begünſtiget, daß ſie leicht von Kauf- und Handelsleuten, Handwerkern ꝛc. Credit erhalten, ja ſo manche Ellen-Waarenhändler der jungen Frau Zeug, Putzſachen ꝛc. ſogar aufdringen, weil ſie wiſſen, daß der Mann eine beſtimmte monatliche oder vierteljährige Einnahme hat, ſie alſo beim fleißigen Mahnen, Drücken und Drän-

gen, wenn ſie nämlich ihre Waare auf Borg angebracht haben, zu ihrem Gelde kommen und immer wieder neue Waaren auf dieſe Weiſe anbringen können. Dieſe Art des Creditgebens hat für den Empfänger etwas Anlockendes, da er nicht gleich zu bezahlen braucht; auch würde es bei einem einzigen Artikel nicht drückend werden, und ſich von Monat zu Monat, oder von Vierteljahr zu Vierteljahr abbezahlen laſſen; allein da der Bedürfniſſe in einem Haushalte ſo mannigfaltige ſind, und beſonders, wenn ſchon Kinder das Eheglück erhöhen, ſo wird auch das zur Ausgabe beſtimmte Geld ſo ſehr zerſplittert, daß es nirgend recht zureichen will, und wohl noch eine zweite, eine dritte Schuld mit dem Verſprechen gemacht wird, ſie monatlich ꝛc. abzubezahlen, und ſo häufen ſich unvermerkt die Schulden bis zu einer Summe an, die durch monatliche Abzahlungen nicht mehr gelöſcht werden kann, und beſonders, wenn keine Einſchränkung Statt findet, und die Beſoldung nach dem Empfange in Wohlleben und Putz verbracht wird, ohne an die Gläubiger zu denken, bis die Zeit heranrückt, wo man Zahlung verſprochen. In dieſer Lage befinden ſich gewiß ſehr viele Staatsbeamte, beſonders Unterbeamte, in großen Städten; aber auch in den Provinzialſtädten hört man dieſelben Klagen, daß der Gehalt zu den Ausgaben, oder um die Ausgaben zu beſtreiten, nicht hinreicht, weil, man möchte ſagen, hier der Aufwand weit größer, als oft in der Reſidenz iſt, wo ſich im Gewühle ſo Manches verſtecken läßt, was hier an den Tag gezogen wird, weil die Einzelnheit jeden Lichtſtrahl durchläßt, und ſo darf es auf einem Ball, Picknick oder Kränzchen, an einem öffentlichen Vergnügungsorte nicht an Aufwand fehlen, weil Keiner dem Andern nachſtehen will, und daher entſtehen Ausgaben, beſonders da die meiſten Luxusarti-

kel erſt aus der Reſidenz verſchrieben werden müſſen, die den Großſtädter nicht drücken.

Um ſich nun vor Schulden zu bewahren, iſt es nöthig, daß man ſich einen genauen Ueberſchlag der jährlichen Einnahmen, und der nothwendigen, unentbehrlichen Ausgaben mache, und dabei den Vorſatz feſthalte, durchaus nicht mehr zu verwenden, als man feſtgeſetzt. Iſt die jährliche baare Einnahme beſtimmt, wie z. B. bei Staatsbeamten, ſo kann ein jeder, der nur einigermaßen die Rechenkunſt verſteht, leicht berechnen, wie viel er zu dieſem oder jenem Bedürfniß verwenden kann, um nicht mehr auszugeben, als er einnimmt; iſt dagegen dieſe Einnahme unbeſtimmt, ſo erfordert die Ausgabe mehr Vorſicht, welche ſich nur nach dem wirklichen Verhältniß der unbeſtimmten Einnahme eines Haushalters richten kann. Es iſt indeſſen Jedem nützlich zu wiſſen, wie hoch ſich ſeine täglichen Ausgaben in einem Jahre belaufen, weil er daraus leicht berechnen kann, ob ſolche höher, oder geringer, als ſeine Einnahme ſeyen, letztere mag beſtimmt geweſen ſeyn, oder nicht. — In den mehreſten bürgerlichen Haushaltungen iſt die Ausgabe für Kleinigkeiten der Hausfrau überlaſſen, und dieſe kann ſehr oft aus Unwiſſenheit fehlen, weil ſie die Rechenkunſt nicht verſteht. Könnte manche Frau überſehen, wie hoch eine beſtimmte kleine tägliche Ausgabe am Jahresſchluſſe ſich beliefe, ſo würde ſie wahrſcheinlich nicht an der häuslichen Unordnung Theil nehmen, welche öfters durch Mangel einer richtigen Berechnung veranlaßt wird. Folgende Tabelle von einem Hausvater, wird ohne Mühe zeigen, wie viel eine tägliche Ausgabe jährlich beträgt.

Wenn man täglich ausgiebt:			ſo beträgt ſolches jährlich:		
Thlr.	Gr.	Pf.	Thlr.	Ggr.	Pf.
—	—	1	1	6	6
—	—	2	2	12	10
—	—	3	3	19	8
—	—	4	5	1	8
—	—	5	6	8	1
—	—	6	7	14	6
—	—	7	8	20	11
—	—	8	10	3	4
—	—	9	11	9	9
—	—	10	12	16	2
—	—	11	13	22	7
—	1	—	15	5	—
—	2	—	30	10	—
—	3	—	45	15	—
—	4	—	60	20	—
—	5	—	76	1	—
—	6	—	91	6	—
—	7	—	106	11	—
—	8	—	121	16	—
—	9	—	136	21	—
—	10	—	152	2	—
—	11	—	167	7	—
—	12	—	182	12	—
—	13	—	197	17	—
—	14	—	212	22	—
—	15	—	228	3	—
—	16	—	243	8	—
—	17	—	258	13	—
—	18	—	273	18	—
—	19	—	288	23	—
—	20	—	304	4	—
—	21	—	319	9	—
—	22	—	334	11	—
—	23	—	349	19	—

Wenn man täglich ausgiebt:			ſo beträgt ſolches jährlich:		
Thlr.	Ggr.	Pf.	Thlr.	Ggr.	Pf.
1	—	—	365	—	—
2	—	—	730	—	—
3	—	—	1095	—	—
4	—	—	1460	—	—
5	—	—	1825	—	—
6	—	—	2190	—	—
7	—	—	2555	—	—
8	—	—	2920	—	—
9	—	—	3285	—	—
10	—	—	3650	—	—
11	—	—	4015	—	—
12	—	—	4080	—	—

Eine zweite Frage iſt: Wie viel kann ich täglich ausgeben, wenn ich z. B. 100, 200 oder 300 Rthlr. jährlich einzunehmen habe, ohne mit der Einnahme zu kurz zu kommen? Eine Frau, die zum Haushalte etwas Gewiſſes bekommt, will oft ſparen, um nicht zu kurz zu kommen, weiß aber nicht zu berechnen, wie viel ſie höchſtens täglich verwenden kann; oder ſie will zu einer außerordentlichen Ausgabe Geld erſparen, und weiß nicht wie ſie dazu gelangen kann. Schränkt ſie von der täglichen Ausgabe nur eine Kleinigkeit ein, ſo kann ſie zwar ſchon aus der oben angeführten Tabelle erſehen, wie viel ſolches jährlich beträgt, und dann beurtheilen, ob die Summe zu ihrem Zwecke hinreichend ſey, oder nicht. Indeſſen wird folgende Tabelle dazu bequemer ſeyn, weil ſolche enthält, wie viel man täglich von einer beſtimmten Summe ausgeben kann, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, mehr auszugeben, als man eingenommen hat, oder, welches einerlei iſt, in Schul-

den zu gerathen. Wenn z. B. die Frau 200 Rthlr. Einnahme jährlich hat, und 20 Rthlr. zu einem gewiſſen Zwecke zu erſparen wünſcht, ſo wird es ihr ein Leichtes ſeyn, von 200 Rthlrn. dieſe 20 Rthlr. abzuſetzen, und in der Tabelle aufzuſuchen, wie viel ſie von 180 Rthlrn. jährlicher Einnahme zur täglichen Ausgabe verwenden kann. Sie ſucht in der Tabelle 80 Rthlr., davon kann ſie täglich verwenden 5 Ggr. 3 Pf., und 100 Rthlr., davon kann ſie täglich verwenden 6 Ggr. 6 Pf., macht zuſammen 11 Ggr. 9 Pf. Giebt ſie nun täglich nicht mehr aus, ſo hat ſie am Jahresſchluſſe 20 Rthlr. erübriget; ſ. die Tabelle.

Wenn man jährlich einnimmt:			ſo kann man täglich ausgeben:			und behält Ueberſchuß:		
Rthlr.	Ggr.	Pf.	Rthlr.	Ggr.	Pf.	Rthlr.	Ggr.	Pf.
2	—	—	—	—	1	—	17	7
3	—	—	—	—	2	—	11	2
4	—	—	—	—	3	—	4	9
5	—	—	—	—	3	1	4	9
6	—	—	—	—	4	—	22	4
7	—	—	—	—	5	—	15	11
8	—	—	—	—	6	—	9	6
9	—	—	—	—	7	—	3	1
10	—	—	—	—	7	1	3	1
20	—	—	—	1	3	—	23	9
30	—	—	—	1	11	—	20	5
40	—	—	—	2	7	—	17	1
50	—	—	—	3	3	—	13	9
60	—	—	—	3	11	—	10	5
70	—	—	—	4	7	—	7	1
80	—	—	—	5	3	—	3	9
90	—	—	—	5	11	—	—	5
100	—	—	—	6	6	1	3	6
200	—	—	—	13	1	1	—	7

Wenn man jährlich einnimmt:			ſo kann man täglich ausgeben:			und behält Ueberſchuß:		
Rthlr.	Ggr.	Pf.	Rthlr.	Ggr.	Pf.	Rthlr.	Ggr.	Pf.
300	—	—	—	19	8	—	21	8
400	—	—	1	2	3	—	18	9
500	—	—	1	8	10	—	15	10
600	—	—	1	15	5	—	12	11
700	—	—	1	22	—	—	10	—
800	—	—	2	4	7	—	7	1
900	—	—	2	11	2	—	4	2
1000	—	—	2	17	9	—	1	3
2000	—	—	5	11	6	—	2	6
3000	—	—	8	5	3	—	3	9
4000	—	—	10	23	—	—	5	—
5000	—	—	13	16	9	—	6	3

Der jedesmal bleibende Ueberſchuß beträgt eine Kleinigkeit; beweiſet indeſſen, daß man nicht mehr, als berechnet iſt, täglich ausgiebt, und ſeine nothwendigſten Bedürfniſſe damit zu beſtreiten im Stande iſt, und daß am Schluſſe des Jahres keine Schulden gemacht ſind.

Es iſt gewiß, daß das Schuldenmachen eine alte Sache iſt; denn ſo lange Handel und Verkehr exiſtirt, iſt es auch da geweſen; allein in einem ſo hohen Grade, als in neuerer Zeit, gewiß nicht; denn in unſeren Tagen machen die über Schuldſachen entſtehenden Prozeſſe den größten Theil der in allen höheren und niedrigen Gerichtshöfen vorhandenen Rechtshändel aus. Dieſes beweiſen ſattſam die in den Regiſtraturen der verſchiedenen Gerichte befindlichen Akten. Man nehme nur die Schuldprozeſſe hinweg, ſo werden die Beſchäftigungen der Richter ſehr mäßig ſeyn. Zu unſerer Vorfahren Zeiten war es ein ſehr ſeltener Fall, daß es ein Schuldner bei gehöriger Verpflichtung mit Unterſchrift und Siegel

ſo weit kommen ließ, daß er wegen Wiederbezahlung vor Gericht gefordert werden mußte; jetzt iſt dieſes nichts ſeltenes, ſelbſt bei vollgültigſter Unterſchrift; ja viele Schuldner bezahlen nicht eher, als bis ſie gerichtlich dazu angehalten werden. Was man alſo ehemals für eine Schande hielt, darüber iſt man gegenwärtig ſehr gleichgültig; ja mancher brüſtet ſich ſogar damit viele Schulden, oder vielmehr einen großen Credit zu haben. O Tempora! O Mores! — S. auch den Art. Schuldner.

Was die Schulden der Studierenden auf Univerſitäten anbetrifft, ſo iſt nach der Anlage des Credit Edicts § 10, vom 26ſten October 1796, auf der Univerſität Göttingen ein dreifacher Unterſchied unter den Schulden der Studierenden feſtgeſetzt. Zur 1ſten Klaſſe gehören die ſogenannten privilegirten Schulden, welche ſolcher Gegenſtände halber contrahirt werden, die vorzüglich zum Lebensunterhalte, zur Nothwendigkeit und Fortſetzung der Studien gehören, bei welchen es nicht thunlich iſt, eine gewiſſe Summe zu beſtimmen, auf welche nur creditirt werden darf; folglich, wo ein unbeſtimmter Credit in Rückſicht der Summen hiermit verſtattet wird. — Zur 2ten Klaſſe werden diejenigen Sachen gerechnet, worauf bis zu einer beſtimmten Summe Credit zugelaſſen wird. — Zur 3ten Klaſſe gehören diejenigen Artikel, auf welche der Credit gänzlich zu verſagen, und keine gerichtliche Einforderung zu verſtatten iſt.

Die zur erſten Klaſſe gehörigen Schulden ſind: 1) Das Honorar der Profeſſoren; 2) das Honorar für den Arzt, und das Geld für die Arzneimittel; 3) die Bezahlung der Sprach-, Exercitien- und anderer Meiſter; 4) die Miethe für Wohnung und Möbel; 5) der Tiſch; 6) die Wäſche; 7) Lohn, auch Koſtgeld für Bediente, Aufwärter und Aufwärterin; 8) die

Bezahlung der Friſeurs, Barbierer und Stiefelputzer. Die Profeſſoren und Privatdocenten können das ſchuldige Honorar in einem Zeitraume von drei Jahren, nach vollendetem akademiſchen Aufenthalte der Studierenden, noch einklagen; ſo auch die Aerzte und Wundärzte, welche zugleich Profeſſoren ſind, für ärztliche Hülfe. Die übrigen Aerzte und Wundärzte, und ſämmtliche Apotheker dürfen nur auf 6 Monat Credit geben, und müſſen binnen vier Wochen, nach Verlanf der genannten Zeit, klagen. Die Sprach- und Exercitienmeiſter, die Kunſtlehrer, als Muſik-, Zeichen- ꝛc. Lehrer können, nach dem der Unterricht bedungen worden, einen dreimonatlichen, nach Semeſtern auch einen jährlichen Credit geben. Wegen der Miethe für Wohnung und Möbel, wird dem Gläubiger ein halbjähriger Credit zu geben verſtattet, und er muß binnen vier Wochen nach dieſer Zeit klagbar einkommen, ſonſt wird er mit der Klage auf immer zur Ruhe verwieſen. Den Reſtaurateuren oder Speiſewirthen iſt 1/4 jähriger Credit zu geben verſtattet, dabei haben ſie das Recht zu verlangen, daß ihre Schulden in vierzehn Tagen bei unausbleiblicher Carcerſtrafe bezahlt werden. Der Wäſcherin, den Bedienten, Aufwärtern und Aufwärterinnen, in Hinſicht des Waſchgeldes, des Lohns, Koſt- und Aufwartungsgeldes iſt ein halbjähriger Credit zu geben verſtattet. Den Friſeurs wird ein halbjähriges, den Barbierern ein jähriges, und den Stiefelputzern ein vierteljähriges Creditiren geſtattet.

Die zur 2ten Klaſſe gehörigen Schulden ſind: 1) Ellenwaaren zur Kleidung bis zu 20 Rthlr.; 2) Gewürzkrämerwaaren bis zu 15 Rthlr.; 3) Galanteriewaaren bis 5 Rthlr.; 4) Bücher beim Buchhändler bis auf 20 Rthlr., bei den Antiquaren bis auf 5 Rthlr.; 5) Schreibmaterialien bis auf 5 Rthlr.; 6) kleine Auslagen im Hauſe, als für Milch, Bier,

Frühſtück, Abendbrod ꝛc. bis auf 13 Rthlr.; 7) für Wein, Punſch und Bier bis auf 5 Rthlr., eben ſo hoch für Kaffee, Thee und Chocolade bei den Caffetiers; 8) für Bäckerwaaren bis auf 5 Rthlr.; eben ſo für Billardſpiel; 9) für Schuhmacher-, Hoſen- und Handſchuhmacher Arbeit bis auf 12 Rthlr.; 10) für Buchbinder-, Schneider- und Sattlerarbeit bis auf 10 Rthlr.; 11) für die Arbeiten der Mechaniker und Schwerdtfeger bis auf 6 Rthlr. Für alle dieſe hier genannten Artikel iſt 1/4 jähriger Credit zu geben erlaubt. Fuhrleute und Pferde-Vermiether können bis auf 2 Rthlr. creditiren, die Klage muß aber in den erſten acht Tagen, nachdem die Schuld gemacht worden, angeſtellt werden.

Zur 3ten Klaſſe gehören diejenigen Artikel, auf welchen der Credit gänzlich zu verſagen und keine gerichtliche Einforderung zu geſtatten iſt. Hierher ſind alle in den beiden erſten Klaſſen nicht ſpecificirte Sachen zu rechnen, insbeſondere aber ſind unter der dritten Klaſſe begriffen: 1) der Credit auf Waaren zum Wiederverkauf; 2) baarer Geld-Vorſchuß; 3) das Darleihen auf Pfänder.

Hiervon iſt nur ausgenommen, wenn Studierende, entweder durch das Ausbleiben ihrer Wechſel, oder durch unvorhergeſehene Unfälle in große Verlegenheit kommen, wo ſie denn mit Genehmigung des akademiſchen Gerichtes oder eines Profeſſors, der von den Eltern, den Vormündern, oder der akademiſchen Obrigkeit die Vollmacht dazu erhalten hat, die feſtgeſetzte Summe zu 5, höchſtens zu 6 Prozent aufnehmen können. Solche Darlehne ſollen als gültige Schulden anerkannt werden, ſo wie auch ſolche Schuldverſchreibungen an andere Gläubiger, welche auf die oben angeführte Art ausgeſtellt worden ſind. Wenn Jemand auf die ausdrückliche Anweiſung der Eltern oder Vormünder einem Studie-

renden Geld vorſtreckt, ſo ſind in dieſem Falle allein die Eltern oder Vormünder der Zahlung wegen zu belangen, und iſt darunter nach den gemeinen Rechten zu verfahren. Wenn Studierende Schulden, ſie ſeyen von welcher Art ſie wollen, auſſerhalb Göttingen machen, ſo muß ſich der Creditor doch nach den oben angeführten Verfügungen richten, und ſich denſelben unterwerfen, wenn er rechtliche Hülfe erhalten will. Alle Schulden, welche übrigens Studierende gegen die Geſetze contrahiren, ſind für null und nichtig, auch unverbindlich zu erachten. Die rechtmäßigen Schulden, die Studierende zu bezahlen haben, müſſen bei der Ankunft des nächſten Wechſels bezahlt werden, wobei den Gläubigern erlaubt wird, den nächſten Wechſel mit Arreſt zu belegen, wenn die Zahlung nicht erfolgen ſollte. — Wenn es bekannt wird, daß Studierende anderswo Schulden halber entwichen ſind, ſo haben deren Gläubiger in Göttingen das Recht, ſie ſo lange auf das Carcer einſperren zu laſſen, bis ſie die in Göttingen rechtmäßig contrahirten Schulden bezahlt haben. Bei den Schulden von ſolchen Studierenden aber, welche entweder durch die Schuld oder Nachläſſigkeit ihrer Eltern oder Vormünder, oder durch unvermeidliche Unfälle ihre Wechſel ein oder mehrere Male nicht erhalten haben, und dadurch gezwungen worden ſind, auf Credit zu leben, bleibt es dem Ermeſſen der akademiſchen Obrigkeit überlaſſen, ob und in wiefern dieſes Credit-Edict anzuwenden iſt.

Auf unſeren, den Preußiſchen Univerſitäten, findet ein Gleiches in Rückſicht der Schulden der Studierenden Statt, ſ. Land-Recht, Th. 2, Tit. 2, § 99 — 126, und die Verordnung in Anſehung der Schulden der Studierenden auf den Königlich Preußiſchen Univerſitäten, De Dato Berlin und Ansbach, den 8. Januar 1802. So ſind auch auf allen

übrigen Univerſitäten Deutſchlands ähnliche Verfügungen erlaſſen worden, um das Schuldenmachen der Studierenden in denjenigen Gränzen zu erhalten, welche zu ihrem und der Eltern und Vormünder Beſten gereichen: denn nichts kann wohl für einen jungen, in das Geſchäftsleben tretenden Mann hemmender und drückender ſeyn, als eine mitgebrachte Schuldenlaſt, und das Verfolgen der Creditoren; daher ſind Geſetze, welche dieſes früh beſchränken, eine Wohlthat für Studierende, ſo wie überhaupt für das Staatsbürgerliche Leben.

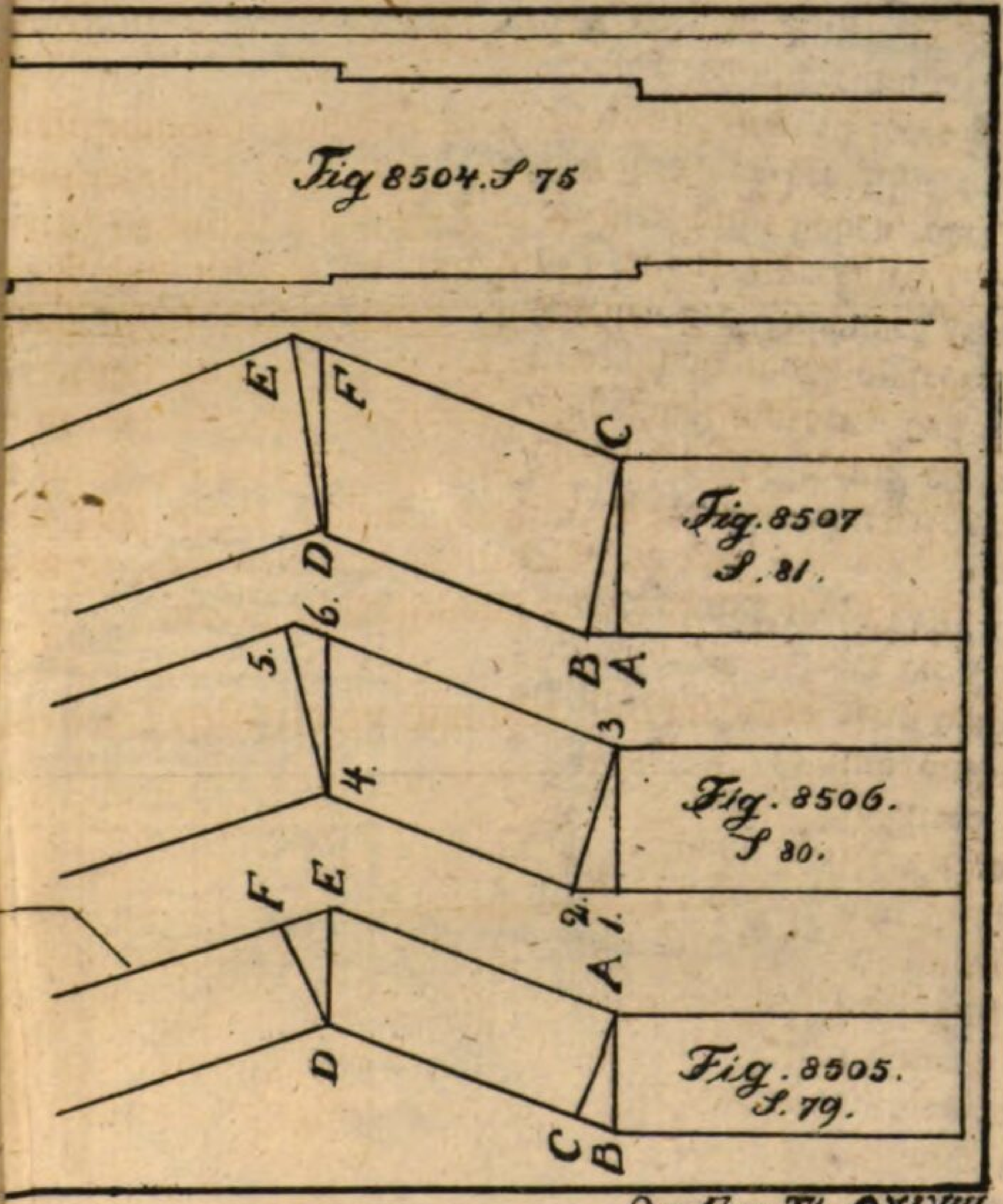
Ende des hundert und acht und vierzigſten Theiles.

Nachricht für den Buchbinder.

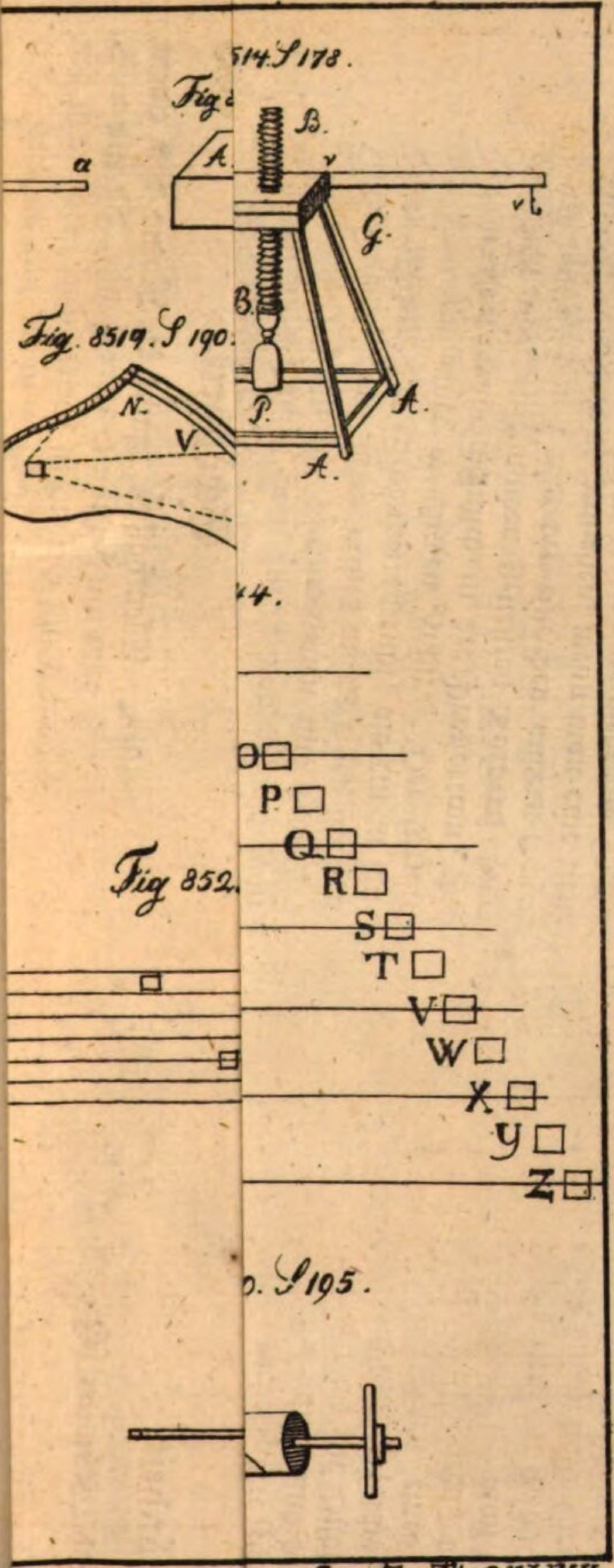
Die Kupfer werden, nach Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch an ein Blatt Papier angekleiſtert, damit ſie bequem herausgeſchlagen werden können. Die Tabelle kommt dahin, wo die Seitenzahl es beſtimmt.

Gedruckt bei L. W. Krauſe, Adlerſtraße Nr. 6.

Tab. I.

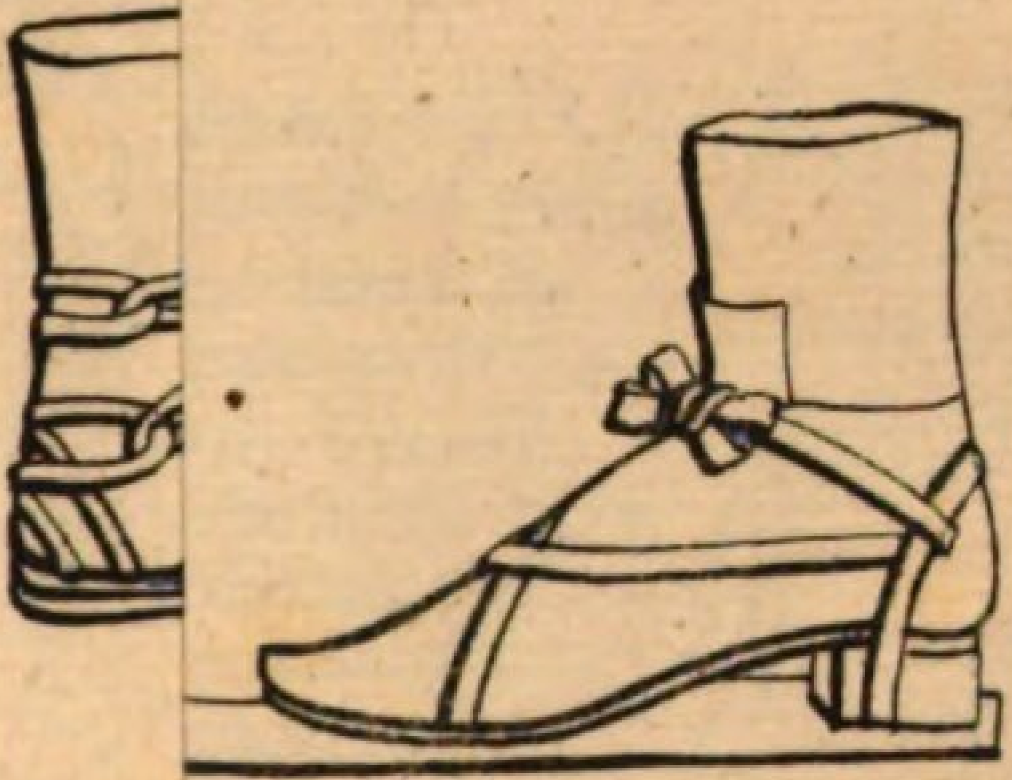


Oec. Enc. Th. CXLVIII


514. § 178.
Fig.
B.
A.
a
v
b
G.
B.
Fig. 8519. § 190.
N.
V.
P.
A.
A.
44.
O
P
Q
R
S
T
V
W
X
Y
Z
Fig 852.
o. § 195.

529. S.

b 8538. S. 633.



g. 8534. S. 632

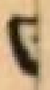
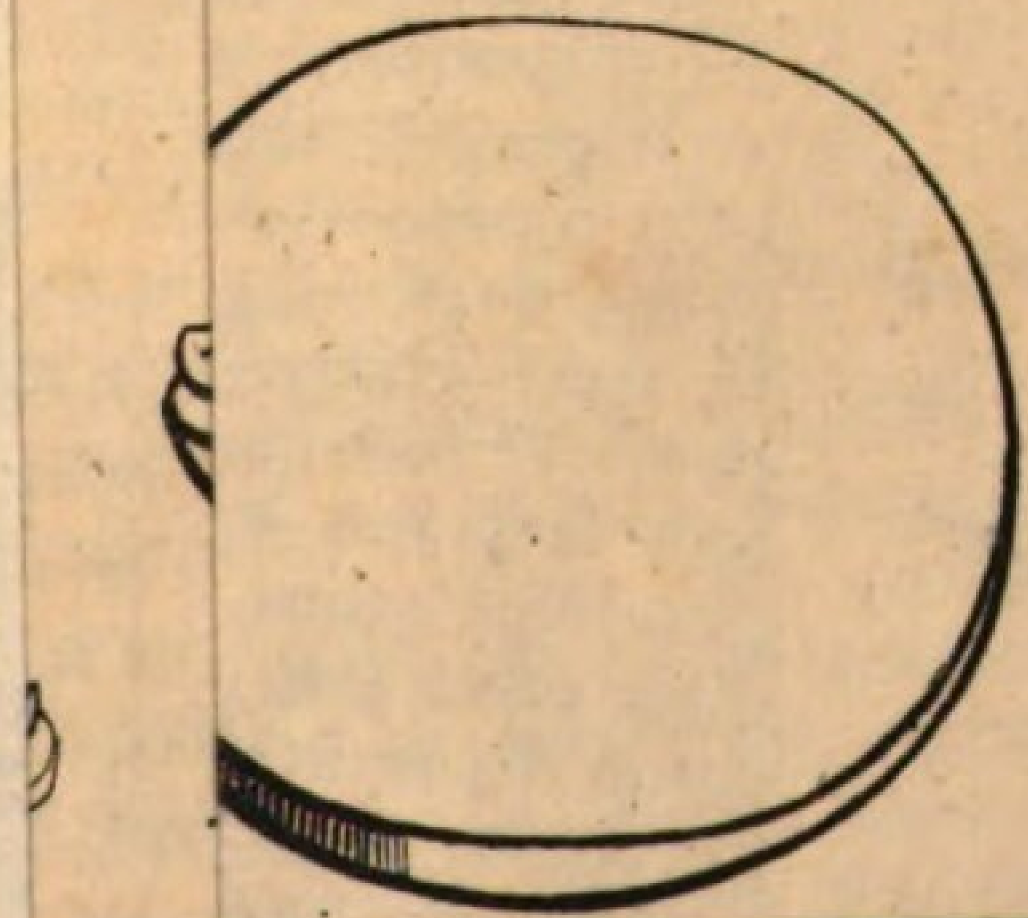
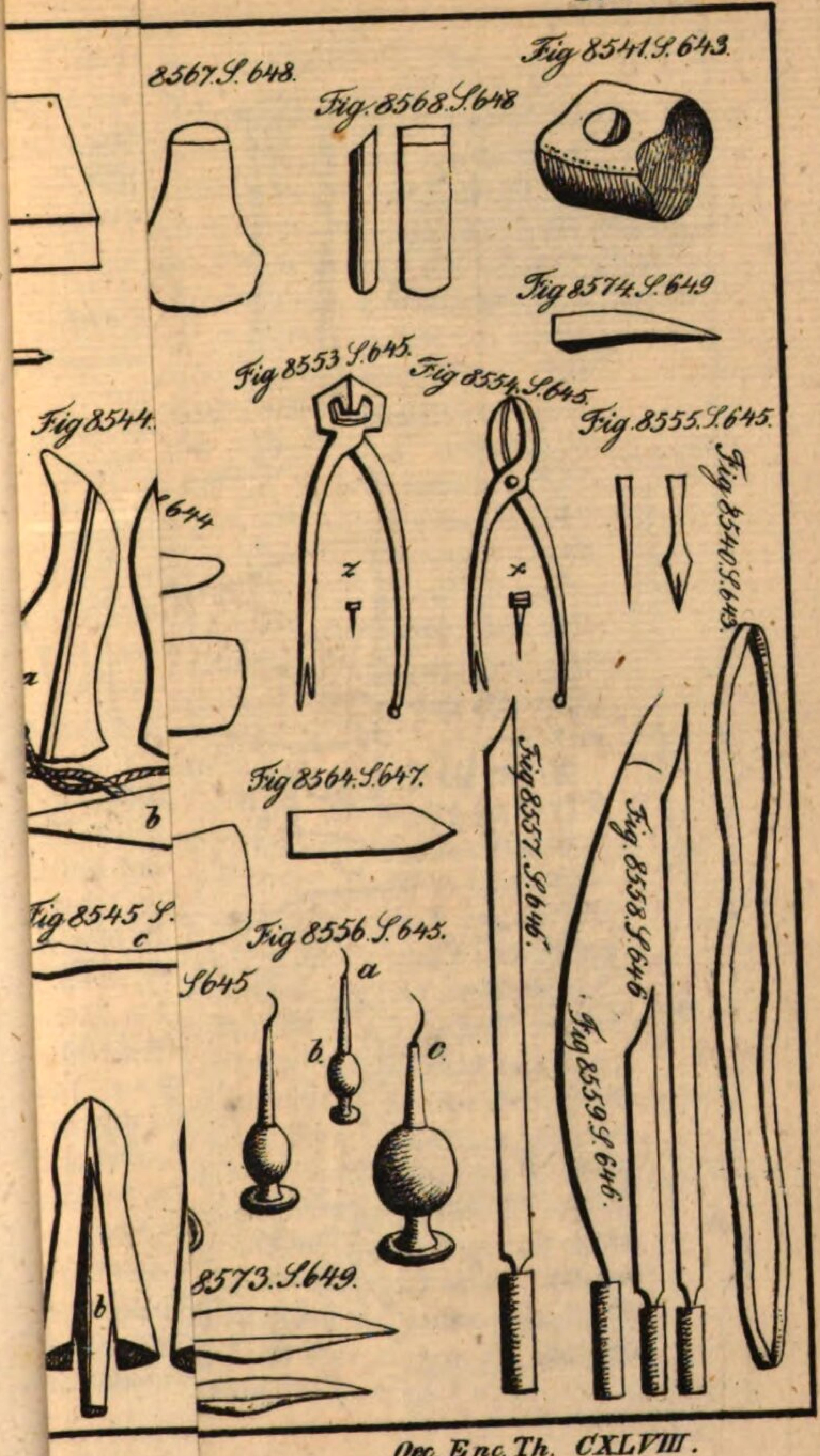
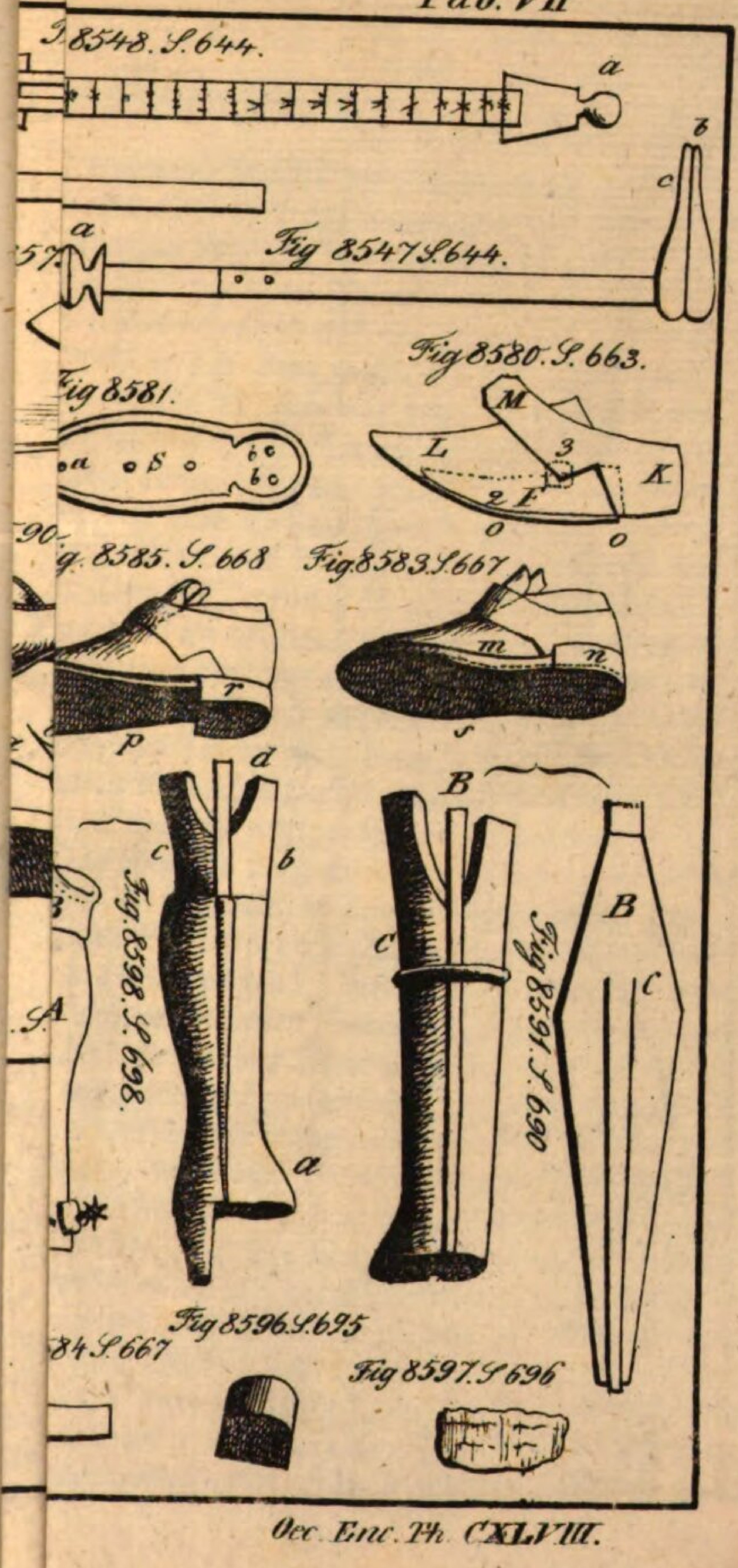


Fig. 8539. S. 643.




8567. S. 648.
Fig. 8568. S. 648
Fig 8541. S. 643.
Fig 8574. S. 649
Fig 8553 S. 645.
Fig 8554. S. 645.
Fig. 8555. S. 645.
Fig 8540. S. 643.
Fig 8544.
S. 644
z
x
a
b
Fig 8564. S. 647.
Fig 8557. S. 646.
Fig. 8558. S. 646.
Fig 8545 S.
c
Fig 8556. S. 645.
S645
a
b.
c.
Fig 8559. S. 646.
8573. S. 649.
b


8548. S. 644.
Fig 8547 S. 644.
Fig 8580. S. 663.
Fig 8581.
Fig. 8585. S. 668
Fig 8583 S. 667
Fig. 8598. S. 698.
Fig 8591. S. 690
Fig 8596 S. 695
84 S. 667
Fig 8597. S. 696
a
b
c
M
L
K
3
2
F
o
m
n
r
p
s
d
B
C
A

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krünitz, Johann Georg, / Floerke, Friedrich Jakob, / Flörke, Heinrich Gustav,

D. Johann Georg Krünitz ökonomisch-technologische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft, und der Kunst-Geschichte in alphabetischer Ordnung
Bd.: 148

[Berlin] 1828

Oecon. 1032-148
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296738-7
VD18 90039068